

Departure Delayed

Stalins Geisel im Kalten Krieg



Europäische Verlagsanstalt

eva

Hermann und Kate Field

Der Mann an der Tür zog die Scheibengardine ein Stückchen zur Seite und spähte hinaus. Er nickte dem Mann mit der Zigarette zu, der daraufhin zum Telefon ging. Ein paar Worte mit gedämpfter Stimme. Nach längerer Zeit war ganz in der Nähe ein Motor zu hören. Er wurde abgestellt. Der Mann an der Tür schlüpfte hinaus, kam zurück. Es war wie ein verabredetes Signal. Der Mann mit der Zigarette sagte auf deutsch: „Nehmen Sie bitte Ihren Koffer, und folgen Sie diesem Herrn.“

Ich ging durch die Tür und blickte direkt in die geöffnete hintere Klappe eines kleinen Lieferwagens.

Am 22. August 1949, drei Monate nachdem sein Bruder Noel Field aus einem Hotel in Prag verschwunden war, wurde der amerikanische Architekt Hermann Field am Flughafen Warschau verhaftet und an einen geheimen Ort gebracht. Während er vier Jahre in Einzelhaft, dann zusammen mit dem Polen Stanislaw M. im Kerker sitzt und vergebens auf eine Erklärung, einen Prozeß wartet, entbrennt draußen der Kalte Krieg, und bald darauf wird in den Vereinigten Staaten der „Kommunistenfresser“ Senator McCarthy herrschen, in der Sowjetunion werden die stalinistischen Prozesse stattfinden und in der Tschechoslowakei die Slansky-Prozesse, in Polen wird Gomulka verhaftet werden, in der DDR wird ein Volksaufstand ausbrechen und in Korea ein Krieg. Stalin wird sterben, und sein entsetzlicher Geheimdienstchef Berija wird hingerichtet werden.

Dies ist die Autobiographie eines idealistischen Mannes, der im aktiven Widerstand gegen Hitler zum Freund der sozialistischen Sache wird und nach dem Krieg in eine Maschinerie der weltpolitischen Ereignisse gerät, deren Hintergründe und Tragweite er erst in der bitteren Isolation des Kerkers zu erkennen beginnt.

Dieser Bericht einer versuchten Zerstörung, geschrieben mit fast 40 Jahren Abstand, ist zugleich die minutiöse Schilderung eines inneren Aufstands und über das individuelle Schicksal hinaus exemplarisch. Das Gesicht einer Epoche wird uns ins Gedächtnis zurückgeholt, die längst verdrängt schien und die doch Teil unserer eigenen Geschichte und Gegenwart am Ende des Jahrhunderts ist: die immerwährende Spaltung der Welt.



Hermann Haviland Field,

geboren 1910 in Zürich, Architekt, Umweltpfleger, Schriftsteller. Studierte Architektur in Harvard und an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Erste Aufgaben 1939 in England und erstes Engagement in einem Hilfswerk für Flüchtlinge und Asylsuchende im Zusammenhang mit dem Münchner Abkommen. 1949 in Polen verhaftet, der Spionage verdächtigt und bis 1956 an einem geheimen Ort gefangen gehalten, bis internationale Beziehungen und die politische Situation ihn befreiten. Zurück in den USA veröffentlichte Hermann Field zwei Romane und widmete sich verstärkt Fragen der Umweltpflege, in deren Zusammenhang er einen Studiengang an Tufts University einrichtete. Seit seiner Emeritierung ist er als Berater in Umweltfragen tätig.

Kate Field,

1912 in London geboren, studierte Wirtschaft und Politische Wissenschaften in Cambridge, England, Mitglied der Labour Party. Frühbeteiligte sie sich bei der Hilfe für Flüchtlinge, zunächst aus dem Spanischen Bürgerkrieg, danach aus den von Deutschland besetzten Ländern. Hier lernte sie Hermann Field

kennen, den sie 1940 heiratete. In New York arbeitete sie für Time Inc., danach am Cleveland College als Dozentin bis zum Verschwinden Hermanns. Die fünf Jahre der Suche nach ihm verbrachte sie in England. Seit ihrer gemeinsamen Rückkehr in die Vereinigten Staaten und bis zu ihrer Pensionierung war Kate Field Organisatorin eines Austauschprogramms für Wissenschaftler aus Ostasien an Harvard.

HERMANN UND KATE FIELD

Departure Delayed
Stalins Geisel im Kalten Krieg

aus dem Amerikanischen übersetzt von Jobst-Christian Rojahn

Europäische Verlagsanstalt

*Für unsere Kinder Hugh, Man und Mison und im Gedenken an Elsie
Field und Stanislaw Mierzewski*

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Field, Hermann:

Departure delayed: Stalins Geisel im kalten Krieg / Hermann und Kate Field.

Aus dem Engl. übersetzt von Jobst-Christian

Rojahn. – Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1996

Einheitssacht.: Departure delayed ,dt.‘

ISBN 3-434-50064-2

NE: Field, Kate:

© 1994 Hermann und Kate Field. Originaltitel

«[Departure Delayed. Trapped in the Cold War.](#)»

© der deutschen Ausgabe 1996 by Europäische Verlagsanstalt, Hamburg

Umschlaggestaltung: MetaDesign, Berlin, unter Verwendung eines Film-Stills aus «Citizen Kane»

Die Fotos sind aus dem Privatarchiv von Hermann und Kate Field und erscheinen mit freundlicher Genehmigung

Signet: Dorothee Wallner nach Caspar Neher «Europa 1945»

Herstellung: DIE HERSTELLUNG, Stuttgart

Satz: Utesch Satztechnik GmbH, Hamburg

Druck und Bindung: Freiburger Graphische Betriebe, Freiburg

Printed in Germany

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

Inhalt

Prolog 1996	7
Ein Augustnachmittag im Jahr 1949	10
Ein Hof in Warschau	23
Reise ins Nichts.....	41
Ende eines Sommerurlaubs	56
«Aber Muffin konnte hören».....	67
Ein Schock	84
Tage und Nächte	101
London 1949	140
London 1950	170
Von Angesicht zu Angesicht.....	195
Stanislaw	238
Die Universität in der Zelle.....	248
Die Last der Zeit.....	275
Das zweite Jahr beginnt.....	284
Ungleicher Kampf.....	304
Peepa	328
London 1951	348
London 1952-1953	359
Am Ende	379
Zwanzig Monate im Dämmerlicht	406
Der letzte Sommer.....	420
Waldparadies.....	450
London 1954	475
Kampf um eine Seele	493
Vor dem Ausbruch	508
Morgennebel	525
Kate	534
Epilog 1996	540
Personen/Schlüsselfiguren Hermann	548
Anmerkungen.....	549
Bibliographie.....	554

Prolog

Heute, da wir uns dem Ende des 20. Jahrhunderts nähern, wird es vielen Menschen schwerfallen, sich das internationale Klima der späten vierziger und fünfziger Jahre vorzustellen, als der Kalte Krieg seinen Höhepunkt erreichte. Aber das Ende des Bündnisses zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion kam schnell und unbarmherzig. Unsere Geschichte ist die Geschichte einer amerikanischen Familie, die in diesen Wandel hineingeriet und damit zugleich in eine internationale Intrige von historischen Ausmassen: Stalins Säuberung der kommunistischen Parteien Osteuropas. Unser Bericht basiert auf Aufzeichnungen, die wir 1955 nach dem Ende unserer Leidenszeit unabhängig voneinander machten und die wir, als wir unser normales Leben wieder aufnahmen, zunächst beiseite legten.

Im Jahr 1949, in dem unsere Geschichte beginnt, war Hermann 39 Jahre alt und am Beginn einer Karriere als Architekt. Er war eben zum Dekan des Instituts für Architektur der Western Reserve University in Cleveland, Ohio, gewählt worden. Kate stand am Anfang einer neuen Lehrtätigkeit am Cleveland College, nachdem sie zwei Kinder zur Welt gebracht hatte. Zwei Jahre zuvor, also 1947, hatte sie an einer von Hermann geleiteten Rundreise durch West- und Osteuropa teilgenommen, um sich über den Wiederaufbau der kriegszerstörten Städte zu informieren. Besonders eindrucksvoll für alle war der Besuch Warschaus, das noch dabei war, sich aus seinen Trümmern freizuschaukeln.

Hermanns Vorschlag, diese Reise im Jahr 1949 zu wiederholen, fand angesichts des sich verschärfenden Kalten Krieges nicht genügend Echo, die Unternehmung musste abgesagt werden. Stattdessen nahm Hermann an einer Konferenz des Internationalen Kongresses für Moderne Architektur (CIAM) in Italien teil, bei der neben Grössen wie Le Corbusier, Walter Gropius und José Luis Sert auch Teilnehmer aus den kommunistischen Ländern anwesend wa-

ren. Dort machte Hermann die Bekanntschaft eines polnischen Architektenhepaares, das massgeblich an der Planung des Wiederaufbaus von Warschau beteiligt war und ihn zu einem neuerlichen Besuch einlud.

In den Vereinigten Staaten waren zu dieser Zeit der Senator Joseph Mc Carthy und der Senatsausschuss zur Untersuchung unamerikanischer Umtriebe dabei, tatsächliche und angebliche Kommunisten zu verfolgen, die einflussreiche Ämter bekleideten. Ein Auswuchs dieser Kommunistenverfolgung war der Prozess gegen Alger Hiss in New York. Hiss war Mitarbeiter des Aussenministeriums und 1945 Sekretär der Gründungskonferenz der Vereinten Nationen in San Francisco gewesen und wegen Meineid angeklagt, weil er abgestritten hatte, in den dreissiger Jahren Dokumente an die Sowjets weitergegeben zu haben. In diesem Prozess tauchte der Name von Hermanns älterem Bruder Noel auf, der zur selben Zeit wie Hiss im Aussenministerium tätig gewesen war.

Wir gehören zu der Generation, die in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg gross geworden ist. Hermann wurde 1910 in der Schweiz geboren, als Sohn des amerikanischen Quäkers Herbert Haviland Field, Pazifist, Internationalist und damals Leiter eines Zoologischen Instituts in Zürich. Seine Mutter war Engländerin. 1921, nach dem frühen Tod des Ehemannes, zog sie mit den vier Kindern – seinem Wunsch, dass sie als Amerikaner aufwachsen sollten, folgend – nach Cambridge, Massachusetts. So hatte Hermann seit jeher das Gefühl, auf beiden Kontinenten zu Hause zu sein. Nach dem Studium der Architektur in Harvard kehrte er nach Europa zurück, zu einem Postgraduierten-Studium in Zürich. Seinen ersten Bauauftrag erhielt er in England, und dort lernte er 1938 Kate kennen.

Kate, 1912 als Tochter von Oliver und Dorothy Thornycroft in London geboren, hatte in Cambridge (England) Wirtschaftswissenschaften studiert und danach ein Jahr am Smith College in Massachusetts verbracht.

Die Russische Revolution von 1917 hatte nach dem Ersten Weltkrieg die Welt grundlegend verändert. Die westliche Diplomatie konzentrierte sich von diesem Zeitpunkt an darauf, die neue Gesellschaftsordnung abzuwehren. Inflation und Massenarbeitslosigkeit in Deutschland bedrohten die innere und die internationale Stabilität, und die grosse Wirtschaftskrise in den Vereinigten Staaten und Grossbritannien führte uns jungen Leuten die Grenzen unseres eigenen Wirtschaftssystems in aller Deutlichkeit vor Augen. Wir verloren das Vertrauen, das trotz allen Wohlstands so drängende Problem des sozialen Elends in den Griff zu bekommen, und suchten nach neuen Lösungen.

In den dreissiger Jahren hatten viele von uns den Eindruck, die Sowjetunion sähe sehr viel klarer als der Westen, wie die Entwicklung unaufhaltsam auf einen Krieg zutrieb. Die Sowjetunion förderte die Bildung der sogenannten Volksfront, um alle Gruppen, die gegen den Faschismus opponierten, zusammenzubringen – auch solche Gruppen, die die negativen Aspekte des Stalinismus zunächst für zweitrangig hielten. Es war leicht, Berichte von Menschenrechtsverletzungen und Säuberungen als kapitalistische Propaganda abzutun oder die Moskauer Prozesse seit 1934 als notwendige Massnahme zur Verteidigung der Sowjetunion zu rechtfertigen.

Kate und ich waren überzeugte Antifaschisten, wollten den Opfern helfen, seien es baskische Kinder aus dem zerbombten spanischen Bilbao oder Männer und Frauen, die sich Hitler widersetzen. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, waren wir beide für den von Grossbritannien getragenen *Czech Refugee Trust Fund* tätig, Hermann in Krakau und Kate in London. Diese Arbeit setzten wir bis ins folgende Jahr fort, als wir heirateten und dann mit dem letzten amerikanischen Dampfer von Irland nach New York gelangten. Dort nahm Hermann seine Arbeit als Architekt wieder auf und Kate arbeitete zunächst für den *British Press Service*, dann als Rechercheurin für *Time Inc.*

Der plötzlich einsetzende Kalte Krieg war ein Schock. Hermann, der sich einen Rest von Sympathie für die Sowjetunion bewahrt und dank seiner vielen Freunde in Europa – besonders aus seiner Studienzeit in der Schweiz – noch Verbindungen zur antifaschistischen Linken hatte, versuchte mit allen Kräften, die gefährdeten Beziehungen zu erhalten. Er unterschätzte die Endgültigkeit von Churchills «Eisernem Vorhang» und wurde so zu einem unfreiwilligen Zeugen der Bemühungen Stalins, Osteuropa mit eben jenen Methoden unter Kontrolle zu halten, mit denen er schon die Andersdenkenden in der Sowjetunion unterdrückt hatte.

Valley Farm, April 1996

Ein Augustnachmittag im Jahr 1949

Ein verschlafener Augustnachmittag, die Vorahnung abendlicher Kühle in der Luft. Aus dem Lautsprecher dröhnten die Namen von Passagieren, die Ankündigung von Abflügen und Landungen. Gelegentlich ein vertrautes Wort. «Kra-kow», «Poznan», «Gdynia». Durch das offene Fenster der Schalterhalle winkte ich meinen polnischen Gastgebern, dem Architektenehepaar Szymon und Helena Syrkus und Mela Granowska vom polnischen Energieministerium, ein letztes Lebewohl zu. Ihr Auto wendete langsam und bog wieder Richtung Warschau ein.

Und ich? Ich musste ungefähr ein Viertel der Erde umrunden, um zu meinem Universitätsprojekt in Cleveland zurück zu gelangen. Musste nach Hause in die Vereinigten Staaten, musste wieder daran denken: Was ist aus meinem Bruder Noel geworden? Die vergangenen sieben Tage hier in Warschau waren nur ein kleiner Aufschub gewesen. Seit Herta mir in Genf vom Verschwinden ihres Mannes berichtet hatte, zermarterte ich mir das Hirn nach einer Erklärung, einem Anhaltspunkt. Seit dem vergangenen Mai hatte sie keine Nachricht mehr von Noel aus Prag, keine Spur seitdem, nur das wachsende Gefühl von etwas Widersinnigem, das unausgesprochen alles durchdrang.

Und deshalb hatte ich nun beim Abschied eine vage Vorahnung. War das nicht ein letzter Keil zwischen die Welten, zwischen ihre und meine Welt, getrieben worden? War es noch möglich, beiden gleichzeitig anzugehören? Konnte man noch einen Ort der Begegnung von Ost und West finden, gab es einen solchen Ort vielleicht schon gar nicht mehr? Ein Ereignis vom Morgen, als ich auf den Bus gewartet hatte, kam mir in den Sinn. Wir hatten alle darüber gelacht, aber ein deutliches Unbehagen war geblieben. Und das seltsame Schweigen von Lolek und Anka hier in Warschau? Keine Antwort auf meinen Anruf aus Prag. Ihre verschlossene Wohnungstür. Wie anders die Wiederbe-

gegnung bei meinem Besuch in Warschau im Jahr 1947. Und gerade eben Melas Bemerkung beim Abschied: «Versprich, noch heute Abend eine Karte aus Prag zu schreiben, dass alles in Ordnung ist.» Die Staubwolke, die hinter dem davonfahrenden Wagen herwirbelte, schien tatsächlich Endgültigkeit auszu-drücken.

«Pan Field, bitte.» Am Schalter wurde mir nur mein Ticket zurückgegeben. «Ihren Pass bekommen Sie im Flugzeug.» Ein Träger nahm mein abgefertigtes Gepäck und winkte mir. Wir gingen über den kiesbestreuten Weg hinüber zum An- und Abflugschuppen: die Zollabfertigung. Jeder Passagier wurde einzeln aufgerufen. Ein flüchtiges Herumstochern in meinem Koffer, ein paar Fragen und Vorhaltungen wegen etwas polnischem Geld, das auszugeben ich versäumt hatte, das stumme Zeichen eines danebenstehenden Beamten, die Sache auf sich beruhen zu lassen, ein Wink an den Träger, meinen Koffer aufzunehmen – und schon war ich wieder unterwegs, froh, dass man mir keine Fragen zu den noch nicht entwickelten Farbfilmen gestellt hatte. Sie einfach in die Tasche zu stecken, war eine gute Idee gewesen!

Ich folgte dem Gepäckträger in einen kleinen, angrenzenden Warteraum, der auf das Vorfeld hinausging. Ich war der erste Passagier, der abgefertigt worden war. Doch nein, an der gegenüberliegenden Wand stand ein Mann. Merkwürdig, dass ich ihn vorher nicht bemerkt hatte.

Er sah aufmerksam zu mir herüber. Ohne mich aus den Augen zu lassen, bewegte er sich auf die Tür zu, durch die ich eingetreten war. Unwillkürlich schaute ich mich um. Mein Koffer stand neben der Tür, und diese schloss sich bereits hinter dem Gepäckträger. Ich wandte mich der verglasten, auf das Flugfeld hinausgehenden Tür zu. Vielleicht konnte ich das Flugzeug sehen.

«Papiere.» – Der reglose Mann wurde plötzlich lebendig. «Pass.»

«Ich habe keinen... *Niema*... Im Flugzeug», und ich deutete, nach dem passenden polnischen Wort suchend, auf das Vorfeld. Er hatte sich inzwischen zu dieser Ilir geschoben und winkte mir. Ich wollte ihm folgen, aber er zeigte auf meinen Koffer. Ja, natürlich, den sollte ich mitnehmen – ein Funktionär begleitete mich zum Flugzeug! Der Mann hatte etwas Befremdliches und Herrisches an sich. Und warum kein Gepäckträger? Er öffnete die Tür und bedeutete mir, voranzugehen, Koffer in der Hand... nirgends ein Flugzeug. Ich zögerte.

«Bitte», sagte er und wies auf die offene Tür zu meiner Rechten, unmittelbar neben der, durch die wir gerade gekommen waren. Ich trat ein, nah hinter mir der andere. Vielleicht ging es ja darum, das polnische Geld noch vor dem

Abflug in tschechisches zu wechseln. Ich erinnerte mich an das Kopfnicken des Beamten bei der Zollabfertigung. Aber ja, so war es.

Von der Zollabfertigung durch eine Tür, dann durch eine weitere und nun durch eine dritte – das hatte sich wie schlafwandlerisch abgespielt. Als sich jetzt die Tür hinter mir schloss, fand ich mich in einem kleinen Eckzimmer, in dem, mir zugewandt, zwei Männer hinter einem grossen Tisch standen. Der eine trug Offiziersuniform, der andere, eine Zigarette im Mundwinkel, war ein untergesetzter Zivilist.

«Taschen ausleeren», befahl der Offizier auf Deutsch, als handele es sich um eine normale Routineangelegenheit. Ja, er sah mich sogar überrascht an, als ich sagte: «Das verstehe ich nicht.» Die Aufforderung wurde wiederholt, diesmal barscher.

Ein Zögern, ein «Warum?», der Versuch, erstaunt dreinzublicken, dem das deutliche Gefühl folgte, überhaupt nicht überrascht zu sein. Und dann die blitzartige Erkenntnis, ja, Erleichterung: die unentwickelten Filme in meiner Tasche! Wie dumm von mir, dass ich sie nicht deklariert hatte, vor allem nach dem Vorfall an diesem Morgen.

«Bitte, wenn Sie die hier haben möchten...» – und mit einem gezwungenen Lächeln legte ich die zwei Filmpatronen auf den Tisch. «Da es hier in Warschau keine Möglichkeit gibt, Farbfilme entwickeln zu lassen, riet man mir...»

«Schneller, schneller...», unterbrach mich der Zivilist mit der im Mundwinkel hängenden Zigarette. «Leeren Sie alle Taschen!»

Achselzuckend folgte ich. Er deutete auf einen Stuhl. Ich setzte mich. Stille breitete sich im Raum aus, und die drei Männer beobachteten mich unbewegt. Der Mann mit der Zigarette nahm eine der Filmpatronen und betrachtete sie. Das war mein Einsatz! «Dazu ist ein spezielles Entwicklungsverfahren erforderlich, weil es Farbfilme sind.»

Er sah amüsiert auf. «Wir werden schon ordentlich damit umgehen.»

Ich gab auf. Ein Jammer, wenn mein Versuch, die Fortschritte beim Wiederaufbau Warschaus fotografisch festzuhalten, vergeblich gewesen wäre.

Draussen, nicht weit entfernt, hörte ich Flugzeugmotoren. Durch das Oberlicht des mit Gardinen verhängten Fensters konnte ich den oberen Teil des Kontrollturms erkennen. Der Mann dort blickte hin und wieder in unsere Richtung, als wüsste er, dass hier etwas Ungewöhnliches vor sich ging.

Schweigend verbrachten wir fünf Minuten, zehn. Ich blickte ostentativ auf meine Uhr. Die Abflugzeit war fast erreicht. Ich begann, unruhig zu werden.

«Entschuldigen Sie, aber ich glaube, ich sollte jetzt zum Flugzeug gehen.» Der Mann mit der Zigarette nickte nachsichtig.

Schweigen. Vielleicht hatte die aus Prag kommende Maschine Verspätung, und wegen der Beschlagnahmung der Filme wollen sie nicht, dass ich bei den anderen Passagieren im Warteraum sitze, sondern hier, von wo sie mich dann im letzten Augenblick zum Flugzeug bringen. Doch ich wusste es besser – das war es auch nicht. Was aber dann? Instinktiv schreckte ich vor weiteren Spekulationen zurück. Ich hätte darauf verzichten sollen, Farbfotos zu machen: Bestimmt hatte der Vorfall bei meiner Fotografiererei am Morgen Verdacht erregt und zur Beschlagnahmung der Filme geführt.

Ich hatte an diesem Morgen an der Kreuzung der Alea Niepodlegloszci und Sierpnia an der Bushaltestelle gewartet und beschlossen, Aufnahmen von einem vielversprechend aussehenden Wohnblock mit Baikonen zu machen, der sich auf der gegenüberliegenden Strassenseite im Bau befand. Als ich gerade meinen Belichtungsmesser hervorgeholt hatte, tippte mir jemand auf die Schulter. Ein Junge. Ich deutete auf meine Kamera und dann auf die Baustelle. Der Junge schüttelte den Kopf. «Nicht erlaubt», sagte er auf Polnisch. Ich antwortete auf Englisch: «Okay, dann lass ich's», steckte den Belichtungsmesser wieder ein und kehrte zur Bushaltestelle zurück. Aber der Junge hatte sich an mich gehängt, zupfte an meiner Jacke und bedeutete mir, ihm in das hohe, unmittelbar hinter uns liegende modernistische Bürogebäude zu folgen. Ich bemühte mich, einem Mann in Uniform, der dort hinter der Glasscheibe des Empfangs sass, die ganze Sache noch einmal zu erklären, aber weder sein Deutsch noch sein Englisch reichten aus. Wortreich begann er zu telefonieren.

Ich wartete ungeduldig, denn ich war auf dem Weg ins Stadtzentrum, wo ich mit einem der führenden Städteplaner Polens verabredet war. Der Mann hinter dem Glasfenster zuckte nur die Achseln. Nach der Vielzahl von Offizieren zu urteilen, die das Gebäude betreten und verliessen, musste es sich um eine militärische Dienststelle handeln. Die Zeit verging. Ich wurde dringlicher und zeigte meinen Pass. Wieder Telefongespräche. Nach einer weiteren Wartezeit erschien ein Milizoffizier, fragte auf Deutsch nach meinem Pass, hörte sich meine Erklärung an, entschuldigte sich, dass man mich festgehalten habe, es sei zu dem Irrtum gekommen, weil ich ein militärisches Objekt habe fotografieren wollen. Mit dem Rat, in Zukunft vorsichtiger zu sein, entfernte er sich. Auf meine Frage, ob ich jetzt gehen könne, nickte der Mann am Empfang breit grinsend, eine einzige Entschuldigung.

Bevor ich jedoch das Gebäude verlassen hatte, wurde ich von einem zweiten Offizier aufgefordert, ihm nach oben zu folgen. «Wir müssen noch ein Protokoll aufnehmen, bevor Sie gehen», erklärte er in gutem Deutsch und nahm die üblichen Angaben zur Person auf – dann die Frage: «Was haben Sie hier vor dem Verteidigungsministerium gemacht?» Da war ich also! Er notierte, dass mein Interesse nicht diesem, sondern dem Wohnblock gegenüber gegolten hatte, dass ich im übrigen noch gar keine Fotos gemacht, sondern nur die Werte von meinem Belichtungsmesser abgelesen hatte. Ich unterschrieb, und als ich endlich gehen konnte, gab man mir noch zu verstehen, ich als Architekt hätte in der Lage sein sollen, den Bestimmungszweck eines Gebäudes zu erkennen! Im Taxi blickte ich fast mit Angst zu dem verhängnisvollen eingerüsteten Bauwerk zurück. Es sah noch genauso belanglos aus wie vorher – eben wie jedes im Bau befindliche Wohnhaus. Aber das hier am Flugplatz, das war die Quitting – meine Fotografiererei während der vergangenen Woche hatte ihren Argwohn erregt!

In der Stille des Raums wurde das Verstreichen der Zeit immer drückender. Eine steigende Angst zwang meine Gedanken in immer kleiner werdende Kreise, verdrängte alles ausser dem Häufchen Gegenstände dort auf dem Tisch, den drei verschlossenen Gesichtern, dem Telefon in der Ecke an der Wand, dem durch das Fenster sichtbaren oberen Teil des Kontrollturms – und wurde zu einer einzigen drängenden Frage: das Flugzeug! – Würde das Flugzeug ohne mich abfliegen?

Die Sonnenstrahlen waren vom Boden zur Wand hinaufgekrochen. Einmal erhob sich grosser Lärm von Flugzeugmotoren, aber dann trat auch draussen eine grosse Stille ein. Das Flugzeug... ich wagte nicht einmal mehr, auf die Uhr zu sehen. Sollte ich eine Szene machen? Aber ich kam mir albern vor, fühlte mich irgendwie schuldig. Ich hatte ja wirklich versäumt, die Filme zu deklarieren. Und da lagen sie direkt vor mir. Aber war das tatsächlich alles?

Der Mann an der Tür zog die Scheibengardine ein Stückchen zur Seite und spähte hinaus. Er nickte dem Mann mit der Zigarette zu, der daraufhin zum Telefon ging. Ein paar Worte mit gedämpfter Stimme. Nach längerer Zeit war ganz in der Nähe ein Motor zu hören. Er wurde abgestellt. Der Mann an der Tür schlüpfte hinaus, kam zurück. Es war wie ein verabredetes Signal. Der Mann mit der Zigarette sagte auf Deutsch: «Nehmen Sie bitte Ihren Koffer und folgen Sie diesem Herrn.»

Ich ging durch die Tür... und blickte direkt in die geöffnete hintere Klappe eines kleinen Lieferwagens. Ich setzte den Koffer ab und wandte mich den Männern zu.

«Schneller, einsteigen» – und sie reihten sich zwischen mir und dem Gebäude auf. Ein halb wahrgenommener Gedankenblitz: Fordere ein Gespräch mit der Botschaft... noch besser, renn einfach los, über das Vorfeld, und schrei um Hilfe. Dann ein lähmendes Gefühl des Unwirklichen. Und so kletterte ich – als geschähe es im Traum – auf die Ladefläche des Lieferwagens, gefolgt von dem ersten Fremden mit meinem Koffer. Wieder hatte sich alles mit einer Präzision vollzogen, als hätte ich keinerlei Anteil daran.

Die Wagentür schloss sich. Halbdunkel – nur durch eine kleine ovale Scheibe in der Tür kam Licht herein. Ich konnte sehen, wie die beiden anderen Männer in ein zweites Fahrzeug einstiegen, welches schnell zurückblieb, als wir losfuhr und rumpelnd über das Gras kurvten. Auf dem harten Boden kauern, ständig in Gefahr, mit dem Kopf gegen das Wagendach zu schlagen, versuchte ich, nicht zur Seite zu fallen und mit meinem Koffer oder mit meinem schweisgsamen Reisegefährten zusammenzustossen. Ich versuchte zu denken, aber es war alles zu verdreht, um einen Ausgangspunkt finden zu können. Das Flugzeug war verpasst, aber das war noch keine Katastrophe. Ich konnte stattdessen den Nachtzug nehmen. Natürlich würden Herta und Karel am Flughafen in Prag einen Schreck bekommen, wenn sie erfuhren, dass ich nicht in dem vereinbarten Flugzeug war. Sie würden sofort an das Verschwinden von Noel denken. Wenn ich sie doch nur in Prag anrufen könnte, um sie wissen zu lassen, dass sich meine Ankunft auf den morgigen Tag verschieben würde. Ich würde es versuchen. Ich fühlte mich jetzt besser. Immerhin würde dieses Zusammensitzen mit Leuten, die kein Wort sprachen, ein Ende haben. Was für ein dummer Irrtum! War das nicht eigentlich alles viel eher komisch? Ich lächelte vor mich hin. Ein Witz... wäre nicht die Sache mit Noel gewesen.

Ich konzentrierte mich auf den kleinen Ausschnitt dessen, was draussen an uns vorbeisauste und hinter uns in der Ferne zurückblieb, um zu erkennen, wohin wir fuhren. Wir rasten auf einer Schnellstrasse durch weites, offenes Land; das zweite Auto fuhr jetzt dicht hinter uns. Ein paarmal erhaschte ich einen Blick auf den zurückbleibenden Kontrollturm. Ein paar moderne Wohnblocks zu unserer Rechten: Das war das Wohnungsbauprojekt Rakowiec, von dem Ehepaar Syrkus entworfen, das ich erst vor ein paar Stunden auf dem Weg zum Flugplatz mit ihnen zusammen besichtigt hatte. Ich fuhr also auf derselben Strasse in die Stadt zurück. Aber wohin? Ich mühte mich, Gebäude, Strassenschilder, Strassenbahnen zu identifizieren. Die Filtrova, natürlich, und dann die Kolonnaden des Polytechnischen Instituts, bald darauf die vertrauten Balkone

hinter ihren Baugerüsten, die zum Ausgangspunkt dieses verrückten Tages geworden waren. Ein Stück die Sierpnia hinunter, dann überquerten wir die Marszalkowska, die Fifth Avenue von Warschau, die trotz all der Ruinen dichter Feierabend verkehr füllte. Wir fuhren langsamer. Der Fahrer hupte, als wir durch ein eisernes Tor fuhren, das von uniformierten Sicherheitspolizisten bewacht wurde. Ein kurzes Vor- und Zurücksetzen im dunklen Hof eines hohen Gebäudes, dann hielten wir. Der Motor wurde abgestellt, und in schneller Folge wurde die Tür geöffnet, mein Reisebegleiter kroch mit meinem Koffer hinaus, der untersetzte Mann mit der Zigarette erschien und bedeutete mir, von der Ladefläche zu klettern und ihm durch eine Tür zu folgen, nur wenige Schritte von der Rückseite des Lieferwagens entfernt.

Ein langer, mit einem Läufer ausgelegter Korridor, Türen zu beiden Seiten. Ich wurde in einen kleinen Raum geführt, mit schweren vor den Fenstern gezogenen Vorhängen, obwohl es noch Tag war. Einzige Möbel: ein Schreibtisch und drei Stühle. Der schweigsame Mann trat hinter mir ein, trug meinen Koffer. Wieder waren wir allein. Er kam zu mir herüber, tippte mir auf den Arm und deutete an, dass ich die Hände über den Kopf heben solle. Zu meiner Überraschung begann er, mich abzuklopfen, von den Schultern bis hinunter zu den Hosenbeinen. Das war nun wirklich zuviel – ich muss ein Gespräch mit der Botschaft fordern und dem allen ein Ende machen! Aber dann wurde mir die Komik und Absurdität der Lage bewusst, in der ich mich so plötzlich und so wenig ehrenvoll befand. «Unser Gast aus Amerika...» – «Unser Freund, der Architekt...» – «Unser ehrenwerter Freund aus Cleveland und Freund des neuen Polen...» – ich hatte es noch in den Ohren. Und jetzt? Wenn mich meine Gastgeber doch nur sehen könnten! Der Lachreiz wurde unbezähmbar, als ich den konzentrierten Ausdruck auf dem Gesicht des Mannes sah. Ich lachte auf, sagte: «Ihre Bemühungen sind wirklich unnötig.» Natürlich verstand er kein Wort, aber meine *Nonchalance* steigerte seine nervöse Angespanntheit. Schliesslich wies er mir einen Stuhl in der Ecke an, und ging ebenso konzentriert auf meinen Koffer zu, schüttete den Inhalt auf den Tisch, nahm jeden Gegenstand einzeln in die Hand, als erwarte er, eine folgenschwere Entdeckung zu machen. Wieder fiel es mir schwer, das Lachen zurückzuhalten.

Eine streng blickende etwa dreissigjährige Frau trat ein, liess sich am Tisch nieder und begann, eine Liste meiner Habseligkeiten anzulegen. Schlafanzug, Zahncreme, Briefe, Grundrisszeichnungen, Socken, jeden einzelnen Gegenstand, wobei sie mich hin und wieder in vorzüglichem Deutsch bat, ihr etwas zu erklären.

Wenn sie so weitermachten, würde ich auch den Nachtzug verpassen. Immerhin sprach sie Deutsch. Ich fing also an: «Wo bin ich?»

Sie sah spöttisch auf. «Sie wissen doch sehr gut, wo Sie sind.»

Ich begann noch einmal: «Was hat dies alles zu bedeuten?»

«Das wissen Sie doch ganz genau.»

Ich wurde ärgerlich. «Ich habe eine vernünftige Frage gestellt und erwarte eine vernünftige Antwort. Ihnen verdanke ich, dass ich mein Flugzeug verpasst habe.»

Sie schrieb weiter. «Das geht uns nichts an.»

Ich versuchte es anders. «Aber ich werde in Prag erwartet...» Sie blickte auf. Zum ersten Mal schien sie mich wahrzunehmen. Leise sagte sie etwas zu dem schweigsamen Mann, der darauf hinaus ging. Ich triumphierte. Sie wussten nun, dass sie nicht mit mir allein zu tun hatten. Sie würden mir nun wahrscheinlich ermöglichen, den Nachtzug zu nehmen, wenn ich in Prag alle Befürchtungen mit der Mitteilung zerstreute, ich hätte das Flugzeug verpasst.

Der untersetzte Mann erschien an der Tür. Ich hatte mich aus der Erstarrung gelöst: «Was soll das alles? Ich bin amerikanischer Architekt und auf Einladung hier in Warschau. Sie haben nicht das Recht, meine Abreise zu behindern. Sie verletzen meine Rechte.»

Sein Verhalten war von einer Art berechnender Bedächtigkeit. Er zog einen Stuhl heran, setzte sich seitlich darauf und liess sich gegen die Lehne sinken, die Zigarette zwischen den Lippen. Er sah mich an und sagte dann mit pointierter Deutlichkeit: «Lange bevor Hermann Field den Entschluss gefasst hatte, nach Warschau zu kommen, war uns vollkommen klar, mit wem wir es zu tun haben würden.»

Es verschlug mir die Sprache. Ich überhörte jedoch den drohenden Unterton. «Wenn Sie wissen, wer ich bin, wozu das alles? Sie wissen dann doch, dass ich hergekommen bin, weil ich mich für den Wiederaufbau der Stadt interessiere, und um Freunde zu besuchen.»

«Und um vielleicht auch noch andere Freunde zu treffen?»

«Ja, Dr. Gecow und seine Frau, Freunde aus unseren Studententagen vor dem Krieg.»

«Und haben Sie sie besucht? Wie?»

«Ich habe es versucht, aber sie waren fort, im Urlaub.»

«Im Urlaub.» Er nickte mit übertriebenem Ernst und flüsterte der Frau etwas zu, woraufhin beide lächelten. Ich wurde immer erregter. Ich kam wieder auf Prag. «Ich werde in Prag am Flugplatz erwartet. Ich muss sie benachrichtigen, dass ich aufgehalten wurde.»

Ein nachsichtiges Kopfnicken und dann, gleichsam als Nachtrag, die Frage: «Und wer sind *sie*?»

«Meine Schwägerin und ein tschechischer Freund.» Er zog ein Notizbuch heraus. «Die Namen?» Ich nannte sie.

«Etwa Noel Fields Frau...?» Er kennt also den Namen meines Bruders.»... und wo befindet *er* sich?»

Was sollte ich sagen? Würde sein Verschwinden nicht ihren Argwohn mich selbst betreffend nur vergrössern? «Das weiss ich im Augenblick nicht.»

Er wiederholte mit gespielter Überraschung: «Sie wissen es nicht...» – und nach einer kurzen Pause: «Und wie sind Ihre Freunde in Prag zu erreichen?» Ich zeigte auf mein Adressbüchlein auf dem Tisch. Ich war jetzt wieder zuversichtlicher. Er fand die Adresse, flüsterte der Frau etwas zu, erhob sich und verliess den Raum, worauf der schweigsame Mann wieder erschien.

Die Frau legte ihre Liste zur Seite, während der Mann meine Sachen ungeordnet in den Koffer warf. Sie zog ein paar Bogen liniertes Papier aus der Tischschublade und begann, eine lange Überschrift zu schreiben. Ich war jetzt noch hoffnungsvoller. Zeit, den Nachtzug doch noch zu erreichen? Die Frau sah auf die Uhr, als hätte sie meine Gedanken erraten.

«Den vollständigen Namen, bitte, und das Geburtsdatum.»

Es war also noch nicht vorbei. Ich beantwortete ihre Frage.

«Vater?»

Herbert Haviland Field. Ja, Amerikaner, geboren in Brooklyn Heights im Jahr 1868, Zoologe, gestorben. Name der Mutter Nina. Vor zwei Jahren gestorben, 1874 in London geboren. Ich? 1910 in Zürich. Ich erklärte ihr, ich sei in der Schweiz aufgewachsen, weil mein Vater dort Direktor eines internationalen zoologischen Instituts gewesen war, bis zu seinem Tod im Jahre 1921. Danach war die Familie nach Amerika zurückgekehrt. Wohin dort? Nach Cambridge, Massachusetts (wie sie mit diesem Wort rang!). Dort zwei Jahre Grundschule, vier Jahre High School. Danach? Harvard University. Ja, am selben Ort. Abschluss des Studiums in Zürich. Beruf? Architekt, in Cleveland, Ohio...

Sie sah ärgerlich auf. «Sie beantworten die Fragen nicht ordentlich. Das ist alles zu unbestimmt. Wir fangen noch mal bei Ihrem Studienabschluss an.»

Ich war entsetzt. «Aber wie lange soll denn das noch dauern? Da ich Ihre wegen mein Flugzeug verpasst habe, muss ich noch heute Abend den Zug nach Prag nehmen. Sie wollen es doch nicht zu einem internationalen Zwischenfall kommenlassen?»

Inzwischen war ich wirklich beunruhigt. Diese Lappalie konnte die letzte Chance zunichte machen, Noel in aller Stille aus seinen Schwierigkeiten zu befreien. Zweck meiner Reise Anfang des Monats nach Prag, wo er offensichtlich verschwunden war, war gewesen, durch Vermittlung von Freunden etwas von den tschechischen Behörden zu erfahren, um ihn auf diese Weise ohne das Tamtam eines internationalen Skandals ausfindig machen zu können. Schritte via Washington hatte ich erst unternehmen wollen, wäre dieser Versuch fehlgeschlagen. Während ich selbst skeptisch gewesen war, hatte sich Herta dafür ausgesprochen, nachdem in den vergangenen Monaten im Zusammenhang mit dem Prozess gegen Alger Hiss die Kontroverse um Noel wieder entbrannt war, so dass sein Verschwinden eine schlagzeilenwürdige Sensation würde. Bevor ich nicht von Herta etwas erfahren hatte, war es von grösster Wichtigkeit, dass die Presse vom Verschwinden Noels keinen Wind bekam. Und wenn die Nachrichten in Prag negativ waren, hätte ich wenigstens das Mögliche getan und müsste dann die Angelegenheit Washington überlassen, wohin sie nach meiner Überzeugung auch gehörte. Das dringlichste war also, von Herta und den tschechoslowakischen Behörden eine abschliessende Beurteilung zu bekommen. Bereits in zehn Tagen wollte ich mit Kate und den Kindern von London aus den Heimflug antreten.

Die Antwort auf meinen Protest: «Es liegt einzig und allein an Ihnen. Je detaillierter Ihre Auskünfte sind, desto schneller sind wir fertig.» Sie kam erneut auf meine Rückkehr nach Europa im Jahr 1934 zu sprechen. Verheiratet?

«Ja, meine erste Frau Jean und ich hatten jeder ein Stipendium für die Schweiz, ich für Architektur, sie für deutsche Literatur.» Ich betonte, dass wir in jenem Sommer auf dem Weg in die Schweiz an einem Seminar über Stadtplanung an der Moskauer Universität teilgenommen hatten. Ich erwähnte auch unseren einmonatigen abenteuerlichen Einsatz als Landarbeiter auf einer zwischen Wolga und Ural gelegenen Staatsfarm. Das würde für mich sprechen und mein Interesse an der Sowjetunion erkennen lassen. Wir sprachen über die zweijährige Studienzeit in Zürich, meine ersten drei Berufsjahre als Architekt in England, die Trennung von Jean, die Scheidung 1939; über das seltsame, ungeplante Zwischenspiel, die Arbeit für tschechische Flüchtlinge im Anschluss an Hitlers Okkupation der Rumpftschechoslowakei, eine Arbeit, die mich nach Prag und Krakau geführt hatte und in Hitlers Septemberüberfall auf Polen. Ich wies daraufhin, dass sich unter denen, die damals mit meiner Hilfe gerettet worden waren, viele tschechische Kommunisten befunden hatten, die

in der Tschechoslowakei der Nachkriegszeit eine bedeutende Rolle spielten. Der erste Kriegswinter mit Kate in England und der folgende Sommer, in dem wir, jung verheiratet, mit dem letzten amerikanischen Evakuierungsschiff von Irland aus in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt waren. Die letzten Kriegsjahre in New York, im Dienst des *U.S. Army Corps of Engineers*, mit wachsendem Interesse am Problem des Wiederaufbaus zerstörter Städte. Ich betonte, dass russischen Architekten und Bauingenieuren in Amerika von einem Architekten-Ausschuss Unterstützung in New York gewährt worden war, der mit meiner Hilfe ins Leben gerufen worden war, betonte mein Interesse am polnischen und tschechischen Wiederaufbau, wie der Besuch dieser Länder im Rahmen einer Studienreise, die ich 1947 unternommen hatte, aber auch meine jetzige Reise zeigten. Ich war erschöpft.

Die Frau unterbrach mich ungeduldig. «Kommen wir noch einmal auf Ihre Arbeit 1939 in Krakau.»

Was gab es da noch zu sagen? Das war zehn Jahre her, und ich hatte seitdem kaum daran gedacht.

Den Gedanken an den Nachtzug hatte ich nun aufgegeben. Inzwischen hatte das Verstreichen der Zeit kaum andere Bedeutung als in einem Traum. Und wie in einem Traum schien es allmählich so, als komme die monotone Stimme aus einem anderen Raum. Das einzige andere Geräusch war das Kratzen der Feder, auf die ich sinnlos starrte. Einmal bot man mir ein Sandwich und ein Bier an.

Mitternacht ging vorüber. 1947 der Umzug, meine Beschäftigung mit dem «Planungsprojekt Stadtzentrum» in Cleveland. Meine bevorstehende Wahl zum Dekan des Instituts für Architektur der Western Reserve University. Wie unwirklich und weit weg das alles klang! 1949. Die Gegenwart.

«Und Ihr Bruder?»

Da war sie, die Frage, die ich vergeblich hatte umgehen wollen. «Ihren Bruder, wann haben Sie den zum letzten Mal gesehen?» «Vor zwei Jahren. 1947.» «Wo?»

«In Paris.»

«Und wo ist er jetzt?» Zum ersten Mal sah sie auf, um meine Reaktion zu beobachten.

Es war zwecklos. Eine ausweichende Antwort würde alles nur noch schlimmer machen und den Eindruck erwecken, ich hätte etwas zu verbergen. «Er ist im Mai aus seinem Hotel in Prag verschwunden, ein paar Tage nach seiner Ankunft aus Genf, wo er und seine Frau lebten, via Paris. Die tschechischen Behörden untersuchen den Fall für mich, und deshalb ist es auch so wichtig,

dass ich unverzüglich nach Prag zurückkehre.» Ich ergänzte meinen Bericht, sprach von Hertas Hilferuf aus Genf, der mich in London erreicht hatte, als ich gerade dort bei Kate und den Buben eingetroffen war, von meiner Antwort darauf, das heisst von meinem sofortigen Weiterflug nach Genf und dem Besuch bei ihr, von ihrer Bitte, dass ich nach Prag reisen solle, wo ich noch zuverlässige Freunde aus der Zeit der Flüchtlingshilfe vor dem Krieg hatte, von meinem Entschluss, in der Zeit, in der die Behörden in Prag der Sache nachgingen, kurz nach Warschau zu fliegen, wohin mich meine Berufskollegen Szymon und Helena Syrkus eingeladen hatten.

Sie blickte auf. «Und warum haben Sie sich nicht sofort an die amerikanischen Behörden gewandt? Wäre das nicht eigentlich das normale Vorgehen, wenn einer der Ihren in solche Schwierigkeiten geraten ist?» Ich konnte nicht umhin, ihren sarkastischen Tonfall zu bemerken. Ich war wütend. War das der Dank dafür, dass ich versucht hatte, die Tschechoslowaken vor der unvermeidlichen Verlegenheit zu bewahren, in die sie dieser unerklärliche Vorfall innerhalb ihrer Landesgrenzen bringen musste?

«Das sollte ich Ihnen hier wohl nicht erklären müssen», platzte ich bitter heraus.

Diesmal fühlte sie sich nicht bemüssigt, zu mir aufzublicken, zeigte nicht die geringste Reaktion. Ihre Schreibfeder bewegte sich gleichmässig über das Papier, weiter und immer weiter. Aber jetzt hatte ich das Gefühl, dass ich mit jedem Wort nolens volens tiefer in etwas hineingezogen wurde, was jenseits meiner Kontrolle und meines Verstehens lag. Irgendwie und unbemerkt hatte die Sache wieder eine neue Wendung genommen.

Aber was hatte ich eigentlich getan? Nichts. Sie brauchten nur meine Filme zu entwickeln, um sich das bestätigen zu lassen. Allenfalls hatte ich mich einer Fehleinschätzung schuldig gemacht, das aber ohne jede feindliche Absicht. Und doch – war die Einbeziehung von Noels Verschwinden blosser Zufall? War sie das? Oder konnte es auch irgendeine Verbindung geben zwischen diesem ganzen Irrsinn hier und meiner Suche nach ihm? Ihr «einer der Ihren» klang mir in den Ohren. Ich hatte das Übelkeit erregende Gefühl, durch einen Sumpf zu waten und immer tiefer darin zu versinken.

«Erzählen Sie mir von Ihrem Bruder.»

War das nicht die Chance, ihnen wenigstens nahezubringen, dass sie sich Noels wegen Sorgen machen sollten? Hatte er nicht seine Freundschaft zum neuen Polen unter Beweis gestellt, indem er in den Jahren unmittelbar nach dem Krieg als Direktor des *Unitarian Service Committee* die schwierige Aufga-

be angegangen war, mit amerikanischer Hilfe im verwüsteten Bergbaugebiet des polnischen Schlesiens ein Krankenhaus zu bauen? Das war ein Projekt gewesen, das grosse internationale Anerkennung gefunden hatte und die volle Unterstützung des polnischen Gesundheitsministeriums. Ich wies darauf hin, dass Noel in jüngster Zeit wegen des sich verschärfenden Kalten Krieges daheim in Amerika unter Beschuss geraten war, dass man ihn mit Blick auf seine Hilfsprojekte des Pro-Kommunismus beschuldigt, ja, ihn sogar bezichtigt hatte, selbst Kommunist zu sein. Das sollte ihnen wohl Eindruck machen!

«Aber gehen Sie mal auf die Zeit davor ein...»

«Nun, er schied 1935 beim Aussenministerium aus, wo er als Spezialist für die Reihe von Marine-Abrüstungskonferenzen tätig gewesen war...» Er war danach zur Abrüstungsabteilung des Völkerbundes in Genf gewechselt. Und dann war er 1938, als der Spanische Bürgerkrieg mit der Niederlage der Republikaner geendet hatte, zum Leiter der Völkerbundskommission berufen worden, die sich um die Evakuierung der Freiwilligen, die in Spanien mitgekämpft hatten, kümmern sollte. Sein damaliges und sein späteres Engagement, als während des Zweiten Weltkrieges viele von diesen in französischen Internierungslagern festsassen, hat manchem das Leben gerettet. Unter ihnen auch viele Polen. Deshalb sollten die Behörden sich jetzt doch wohl um die Klärung der Frage bemühen, was mit ihm geschehen ist, anstatt alles durch die Verzögerung meiner Abreise noch komplizierter zu machen...

Wieder war eine Stunde verstrichen. Als sich die Tür endlich öffnete, der Mann mit der Zigarette vor mir stand und mir mit einem Nicken zu verstehen gab, ihm hinaus in den Korridor zu folgen, da war es mir, als sähe ich ihn durch einen Dunstschleier. Ich erhob mich automatisch. Ich hatte nicht mehr die Kraft, mich zu widersetzen. Nur diesem Abend ein Ende machen! Alles, was ich in dem Raum, den ich dann betrat, wahrnahm, war das Sofa vor mir, auf das ich mich niederfallen liess, um augenblicklich in Schlaf zu versinken.

Ein Hof in Warschau

Der junge Mann setzte ein Glas heisse Milch und einen Teller mit zwei Brötchen, einer Scheibe Schinken und einem grossen Stück Butter vor mich hin. «Gutt Appetit», sagte er in gebrochenem Deutsch, lächelte und zog sich zu dem Sofa zurück, auf dem ich gerade ein paar Stunden lang den Schlaf der Erschöpfung geschlafen hatte.

Nun, da Tageslicht und frische Luft durch das offene Fenster vom Hof her eindringen und mir mein Frühstück auf den Tisch direkt neben dem Fenster gestellt worden war, verdrängte ein leichtfertiger Optimismus die alptraumartigen Erinnerungen, mit denen ich aufgewacht war. Gewiss, ich war im Augenblick von der Aussenwelt abgeschnitten, wurde ohne ein Wort der Erklärung festgehalten. Es war auch ein Gitter vor meinem Fenster, und während ich geschlafen hatte, hatte die ganze Zeit eine Glühbirne gebrannt, hatten zwei schweigende Gestalten auf Stühlen im Halbdunkel vor der Tür pausenlos Wache gehalten. Aber gleichzeitig ging im Moment alles irgendwie zwanglos zu. Niemand war überrascht oder in Eile, alles war alltägliche Routine, als sei ich hier ein ganz normaler Hausgast. Selbst das Monogramm auf Teller und Besteck erweckte diesen Anschein. Ich starrte auf die drei Buchstaben, und plötzlich wurde mir klar, wofür sie standen. MBP – das war keine gewöhnliche Restaurantkette. Das waren die Initialen der polnischen Geheimpolizei, des Ministeriums für Öffentliche Sicherheit.

Zwei andere junge Leute kamen herein. Während meine nächtlichen Bewacher ihre Sachen in Bündeln zusammenpackten, unterhielten sich alle vier sehr lebhaft miteinander. Für sie war es der Beginn eines Tages, nichts weiter. Die neuen Aufseher lächelten mir zu und setzten sich aufs Sofa. Sie waren noch sehr jung, und wirklich öffneten sie schon bald die Aktentaschen, die sie mitgebracht hatten, holten Lehrbücher heraus und begannen zu lesen, als sei alles so, wie es sein sollte.

Und in der Tat – war irgendetwas geschehen, was nicht wiedergutzumachen gewesen wäre? Sicher würde dieses ganze Durcheinander im Laufe des Tages aufgeklärt werden, jetzt, wo sie meine ganze Geschichte kannten. Zweifellos hatten Herta und Karel am gestrigen Abend einen gehörigen Schrecken bekommen. Aber sie würden glauben, ich hätte nur das Flugzeug verpasst und würde eben zur selben Stunde ankommen. Und warum nicht? Bis zum Abflug heute Abend waren es noch zehn Stunden, und die sollten wohl reichen. Ich hatte einen viertägigen Zwischenstopp in Prag eingeplant, bevor ich dann am 26. nach London weiterflog. Obwohl ich den bestimmten Eindruck hatte, dass uns die Tschechoslowaken in Bezug auf Noels Verschwinden hinhielten und mehr wussten, als sie sagen wollten, blieb mir gar nichts anderes übrig, als mitzuspielen. Wenn ich erst ihre definitive Antwort hatte und wusste, was Herta über unser Scheitern dachte, könnte ich von London aus unsere weiteren Schritte sehr viel besser planen. Wir würden jetzt eben mit drei Tagen auskommen müssen, aber das wäre noch immer genug Zeit.

«Hallo... Hallo... nicht erlaubt...» Ich wandte mich um. Die beiden jungen Leute bedeuteten mir aufgeregt, vom Fenster zurückzutreten. Ich zuckte die Achseln und nahm meinen Gang durchs Zimmer wieder auf. Die Jungs lachten über meine Verwirrung. Um mir die ernsthaften Folgen meiner Nachlässigkeit recht eindrücklich nahezubringen, fuhr der jüngere von ihnen mit einer Bewegung über seine Kehle. Das amüsierte mich, und ich deutete fragend auf mich. Nein, nein. Er schüttelte den Kopf und zeigte auf sich und seinen Kollegen. Wir lachten alle drei.

Natürlich erhöhte dieses Verbot nur mein Interesse an dem Hof. Womit hätte ich mich auch sonst beschäftigen können? Jedesmal, wenn ich auf meinem Gang am Fenster kehrtmachte, warf ich einen schnellen Blick hinaus. Ich bemerkte ein paar junge Leute, die in dem Raum, der dem meinen gegenüberlag, Akten abhefteten. In Abständen fuhr draussen ein schwarzer, glänzender, von einem Chauffeur gesteuerter Wagen vor und entliess einen ernst dreinblickenden Zivilisten mit Aktentasche. Eine Abteilung der uniformierten Sicherheitspolizei trat an, reagierte auf verschiedene Kommandos und marschierte dann um die Ecke des gegenüberliegenden Gebäudes davon. Dort befand sich vermutlich die Einfahrt zum Hof. Jedesmal, wenn ein Auto herein- oder hinausfuhr, hörte ich das Rasseln eines Eisentores, wahrscheinlich eben jenes, durch das ich am vergangenen Abend hereingekommen war.

Die Untätigkeit begann aufreibend zu werden. Hatten sie mich vergessen? Ich bedeutete den jungen Männern, ich wünschte mit jemandem zu sprechen.

Die Gelassenheit hatte mich wieder verlassen. Einer der beiden Männer ging hinaus und kehrte wenig später mit einem Teller Suppe zurück, brachte von einem zweiten Ausflug einen Teller mit Fleisch und Gemüse sowie ein Glas mit wässrigem Apfelkompott mit. Ich ass und war wenigstens beschäftigt. Danach nahm ich mein Auf- und Abgehen mit verdoppelter Ungeduld wieder auf. Ich beschwerte mich, aber es war offensichtlich, dass ich die gleiche freundliche Antwort erhalten würde wie vorher – bald, bald, mit einem Lächeln, das besagte: Wozu die Eile? Meine Stimmung wechselte zwischen Wut und hilfloser Resignation. Diese Leute schienen überhaupt kein Zeitgefühl zu haben. Vielleicht war es ja auch bei uns Amerikanern übertrieben stark ausgeprägt.

Die Tür öffnete sich geräuschlos. Jemand flüsterte mit einem der jungen Männer. Er winkte mich zu sich. Wir gingen hinaus auf den Korridor und blieben vor der dritten Tür auf der linken Seite stehen. Er klopfte. Drinnen sagte eine Männerstimme: «Bitte.» Es war der mir vom vorigen Abend her bekannte Raum. Wieder waren die schweren Vorhänge zugezogen, obwohl es erst früher Nachmittag war. Wieder sass an der Seite des Tisches die Frau mit dem strengen Gesicht, auf dem Stuhl hinter dem Tisch jetzt aber ein junger Mann in Zivil, der versuchte, so auszusehen, als sei er schon doppelt so alt, während er mich schweigend anstarrte, um mich aus der Fassung zu bringen. Ich setzte mich wieder auf den Stuhl in der Ecke. Diesmal war es der Mann, der Papier und Stift vor sich liegen hatte. Er fing eifrig an zu schreiben. Er sprach mit der Frau Polnisch, und sie übersetzte ins Deutsche: «Der Offizier bittet Sie, ihm Ihren Namen zu nennen und anzugeben, wo und wann Sie geboren sind.»

Ich war verblüfft. «Aber wir haben das alles doch schon gestern Abend durchgesprochen... alles bis auf meinen augenblicklichen Aufenthalt hier.»

Sie sah mich an, als sei ich ein fürchterlicher Einfaltspinsel. «Der vergangene Abend hat nichts zu sagen. Von jetzt an fungiere ich hier nur als Dolmetscherin, und der Offizier möchte noch einmal von vorne beginnen.»

Ich schnappte nach Luft. «Aber das ist unmöglich. Sie können doch nicht unaufhörlich so weitermachen!»

«Warum nicht? Wir haben Zeit. Je genauer und offener Sie uns gegenüber sind, desto schneller wird es gehen.»

«Aber das bringt uns so doch nirgendwohin. Ich werde jetzt schon über vierundzwanzig Stunden ohne jede Erklärung festgehalten.»

«Sie wissen sehr genau, warum Sie hier sind. Wie lautet Ihr voller Name?»

Und so begann alles von vorne, dazu bestimmt, Zeit und Geduld aufs Äusserste zu strapazieren. Der junge Mann dachte nach; dann formulierte er eine Frage; dann stellte er sie der Frau in polnischer Sprache; sie wiederholte sie mir auf Deutsch; ich antwortete; sie übersetzte die Antwort ins Polnische, Satz für Satz; nach einer neuerlichen Zeit des Nachsinnens schrieb der Offizier seine Version nieder. Eine Pause für das Abendessen um sieben Uhr, dann eine weitere lange Sitzung, und vor beiden Unterbrechungen eine Rückübersetzung alles dessen, was er niedergeschrieben hatte, zu bestätigen durch meine Unterschrift am Fusse jeder Seite und am Ende unter der Versicherung: «Die obigen Antworten sind mir noch einmal auf Deutsch vorgelesen worden und stellen eine zutreffende Wiedergabe meiner Aussagen dar.»

Der Nachmittag war zum Abend geworden, der Abend zur Nacht, und als ich wieder auf das Sofa mit den kaputten Federn fiel, wurde mir bewusst, dass ich vom Ende sehr viel weiter entfernt war als vierundzwanzig Stunden zuvor. Ich hatte immer wieder protestiert, hatte um eine Erklärung gebeten, auf die Wichtigkeit meiner Reise nach Prag hingewiesen, vor den nachteiligen Folgen eines Skandals für alle Beteiligten gewarnt, hatte sogar gedroht, dass Polen, da ich ein Ausländer war, zur Rechenschaft gezogen werden würde. Es war, als spräche man zu einer Wand. Immer dieselbe Antwort: Sie haben es sich einzig und allein selbst zuzuschreiben, dass es so langsam vorangeht, und hören besser damit auf, ständig zu unterbrechen.

Ich versuchte mich damit zu beruhigen, dass für Prag immer noch zwei Tage zur Verfügung standen. Das Problem meines Kurzaufenthaltes dort wurde jedoch durch eine neue, bange Frage erschwert. Was, wenn ich übermorgen immer noch hier sass? Ich hatte Kate geschrieben, mit welcher Maschine ich in London ankommen würde. Was, wenn ich dann dort nicht in Erscheinung trat? Was würde sie denken? Obschon Herta darauf bestanden hatte, dass ich in meiner Korrespondenz jeden konkreten Hinweis auf Noels Verschwinden vermied, war Kate doch klar, dass ihm irgendetwas Ernstes zugestossen war. Und in meinem letzten, vor zwei Tagen geschriebenen Brief hatte ich soviel angedeutet, wie ich nur anzudeuten wagte. Und plötzlich auch von mir keine Nachrichten mehr? Ich versuchte, den Gedanken beiseite zu schieben, aber er kehrte immer drängender wieder, während meine Uhr weitertickte und diesen Augenblick in London immer näherrücken liess.

Und Noel... Wie konnte jemand von einem Tag auf den anderen spurlos verschwinden? Meine Gedanken durchflogen die bekannte Abfolge der Ereig-

nisse. Das rätselhafte Telegramm von Herta. Dann Genf, wo mich Herta wortlos in ihre Wohnung gezogen und schnell die Tür hinter mir geschlossen hatte.

«Hermann, er ist verschwunden... In Prag. Keine Nachricht seit Mai... Kein Anruf. Keine Briefe. Und jetzt ist Juli. Hermann, um der Liebe zu deinem Bruder willen...» Sie war nach dieser Befreiung von einem offensichtlich lange gehüteten Geheimnis zusammengebrochen.

Aber warum diese Heimlichkeit? Hatte sie die amerikanische Botschaft verständigt? Warum nicht? «Die Dinge liegen nicht so einfach, Hermann...» Und allmählich war das Bild der Lähmung und Tatenlosigkeit sichtbar geworden, die auf die komplizierten Verwicklungen im politischen Leben meines Bruders zurückzuführen waren, von denen ich eine nur vage Vorstellung gehabt hatte, die jedoch seine Frau in völliger Ratlosigkeit hinsichtlich der Frage, was zu tun sei, zurückliessen. War er schon mit Blick auf seine Hilfseinsätze in der Kriegs- und Nachkriegszeit kommunistischer Neigungen bezichtigt worden, so war sein Name jetzt auch noch im Zusammenhang mit dem Hiss-Prozess in New York aufgetaucht. Und in genau diesem Augenblick erscheint Noel in der kommunistischen Tschechoslowakei – und verschwindet. Hatte er angesichts des veränderten Klimas des Kalten Krieges den Konfrontationen zu Hause aus dem Wege gehen wollen? Oder war er das Opfer von Plänen geworden, die irgendjemand im Zwielficht internationaler Intrigen geschmiedet hatte? Aber wer war dann dieser Jemand? Wenn Noel wirklich Kommunist war, warum dann ausgerechnet Prag? Da jetzt die Kommunisten dort an der Macht waren, hätten sie ihn nicht mit offenen Armen willkommen heißen müssen?

Herta wurde von der Angst vor einem internationalen Skandal beherrscht, der in der augenblicklichen Atmosphäre zu einer Verhärtung aller Positionen führen würde, wer immer der Schuldige sein mochte. Könnten wir nicht versuchen, uns inoffiziell an die tschechoslowakischen Behörden zu wenden, da es doch dort geschehen war? Sie drängte mich, so vorzugehen, bevor wir uns gezwungen sehen würden, an die Öffentlichkeit zu gehen. Mir erschien das alles verrückt. Aber wusste Herta nicht mehr über Noel als ich? Ich musste ihrem Urteil vertrauen. Es wäre ja auch kein endgültiger Schritt, und Herta war einverstanden, dass wir uns, sollte er zu nichts führen, um Hilfe an unsere Regierung wandten. Deshalb war ich also unmittelbar nach dem Abschluss des Architekten-Kongresses in Italien nach Prag geflogen, wohin mir Herta ein paar Tage später gefolgt war.

Die tschechoslowakischen kommunistischen Behörden hatten behauptet,

die Sache sei ihnen so rätselhaft wie uns. Sie meinten, sie würden eine Woche brauchen, bis sie mehr sagen könnten. Um nicht untätig herumsitzen und mich unbehaglich zu fühlen, beschloss ich, einer Einladung befreundeter Architekten nach Warschau zu folgen, um zu sehen, welche Fortschritte der Wiederaufbau dort seit meinem Besuch vor zwei Jahren gemacht hatte.

Unwillkürlich dachte ich an meine Fotografiererei. Wie unverantwortlich angesichts der Geschichte mit Noel... Dann fiel ich in einen fiebrigen Schlaf.

Am dritten Tag in diesen Räumen, den ich nach wie vor damit verbrachte, die vier Meter zwischen Tür und Fenster auf und ab zu wandern oder stundenlang in der Ecke zu sitzen, auf die schweren, zugezogenen Vorhänge zu starren und den Fragen und dem Kritzeln des Stifts zu lauschen, begann ich, ganz und gar in dem Augenblick zu leben, in dem die Räder des Flugzeuges, ohne mich an Bord, englischen Boden berührten. Ich war sicher, nicht einzutreffen. Ich konnte jetzt nur noch hoffen, vielleicht doch noch Kate wissen lassen zu können, dass ich aufgehalten wurde. Wenn mir das gelänge, würde alles gut werden. Die «Batory» erreichte Southampton nicht vor dem 29. – eine Gnadenfrist von drei Tagen! War das nicht alles, worauf es ankam? Dass ich für Noel nichts mehr tun konnte, lag auf der Hand.

Der 26. August kam, ohne dass sich das geringste verändert hätte. Den ganzen Vormittag lang ignorierte man mich, und ich hatte nichts zu tun, konnte nur zusehen, wie die Stunden vergingen, und auf und ab gehen. Hätte ich nur etwas gehabt, meine Gedanken damit zu beschäftigen! Ich hatte, immer wieder vergebens, um ein Buch aus meinem Koffer gebeten. Ich hatte um irgendein Buch gebeten, und sei es in polnischer Sprache. Zu meiner Überraschung erklärte man mir nun, Bücher seien verboten. In meiner Manteltasche hatte ich ein Stück von einer Ostberliner Zeitung gefunden und es immer wieder gelesen. Es wurde mir weggenommen. «Es ist nicht gestattet zu lesen.» Ich sah auf meine Uhr. «Es ist nicht gestattet, eine Uhr zu haben.» Ich musste sie abgeben. Meine Bewacher hatten sich ein Schachbrett, Schachfiguren und Damesteine aus Brot geformt, womit sie sich nun die Zeit vertrieben. Sie waren einem gelegentlichen Spiel mit mir nicht abgeneigt. Aber auch das wurde verboten. Ich versuchte, mich in einer Mischung aus Deutsch, Französisch und Polnisch mit meinen Zimmergenossen zu unterhalten. Sie gingen begeistert darauf ein. Am nächsten Tag wurde ich ermahnt: «Unterlassen Sie bitte, mit dem Wachpersonal zu sprechen.» Was konnte ich also tun? In meiner Verzweiflung versuchte

ich zu singen, während ich auf und ab wanderte. Es funktionierte nicht – meine Gedanken kehrten unerbittlich immer wieder zu dem Flugzeug nach London, das Prag schon bald verlassen würde.

Schliesslich wurde ich wieder in den Raum mit den zugezogenen Vorhängen gerufen. «Erzählen Sie uns alles über Ihre Freunde während Ihrer Studienjahre in Zürich, also in der Zeit zwischen 1934 und 1936.»

Ich explodierte und weigerte mich, weiterzumachen, verlangte, dass man mich auf der Stelle mit einem Verantwortlichen sprechen liesse. Die beiden berieten sich. Der Mann stand auf und ging hinaus. Ein wenig später klopfte es. Man sagte mir, ich solle in mein Zimmer zurückgehen. Ich sah auf der Uhr einer meiner Wächter, wie spät es war. Das Flugzeug nach London war inzwischen abgeflogen. Kate und die Jungen waren jetzt schon voller Erwartung. Ich versuchte auf und ab zu gehen. Ich legte mich hin, zog den Regenmantel über mich und bemühte mich zu schlafen, nur um das Grübeln irgendwie zu betäuben. Verzweifelt suchte ich nach etwas, mit dem ich das Zeitbewusstsein ausschalten könnte. Ich stand wieder auf und sah dem Schachspiel der Aufseher zu. Wie ich sie beneidete! Ich verfolgte jeden Zug mit äusserster Konzentration. Wenn ich doch nur dürfte, nur dieses eine Mal! Trotz der Erfahrung, die ich vor wenigen Tagen hatte machen müssen, sprach ich sie an. Sie blickten überrascht auf. «*Nie wolno*, nicht erlaubt» – aber etwas in meinem Gesichtsausdruck erweichte sie. Sie sahen einander an, dann zur Tir, einer der beiden machte eine verächtliche Geste und deutete an, ich solle spielen, dabei aber stehen bleiben, wo ich stand. Wenn die Tir aufginge, würde ich nur zuschauen. Ich hatte vor meinem Aufenthalt in diesem Raum noch nie Schach gespielt. Ich verlor und bekam einen Versuch, bei dem ich mich schon erfolgreicher verteidigte.

Draussen im Hof wurde es dunkel. Ich kämpfte mit meiner ganzen Willenskraft um Konzentration. Gleichwohl sickerte es durch – das lähmende Bewusstsein: Jetzt weiss sie es. Jetzt weiss Kate, dass ich nicht angekommen bin. Schlafenszeit für die Buben. Sie hatten schon zu Abend gegessen, aber plötzlich war alles anders als erwartet. «Mammi, warum ist Daddy nicht gekommen?» Was konnte sie sagen? Würden die Jungen ihre Angst hinter den beruhigenden Versicherungen spüren, wenn sie ihnen den Gutenachtkuss gab? «Morgen.» Ich schlug mich weiter mit dem Schachspiel herum. Es wurde Nacht. Warum fand die übliche Abendsitzung im anderen Raum nicht statt?

Die Aufseher wurden abgelöst. Die neuen kamen herein, erfüllt von der Welt draussen, die sich wieder einen Tag weiterbewegt hatte, während hier

drinnen alles stillstand. Von der Augustsonne gebräunt, erzählten sie einander von ihren Heldentaten bei Halka und Jadwiga und waren ärgerlich auf einen gewissen Kowalski. Und da waren die Schnappschüsse, am Strand aufgenommen, ein Abschätzen des vorgezeigten Ergebnisses, neidvolle Zustimmung, ein pointierter Kommentar und allseitiges Gelächter. Leben! Ich war nicht mehr fähig zu kämpfen. Ich warf mich auf das Sofa und wandte dem Raum den Rücken zu, den Regenmantel über dem Kopf. Dunkelheit. Stille. Jetzt endlich liess ich es durch mich hindurchströmen, mein ganzes Bewusstsein konzentrierte sich auf das Haus an diesem Abend dort in London, das so plötzlich in den Einflussbereich aller dieser Entsetzlichkeiten hineingeraten war. Und genau wie ich in den gerade vergangenen Tagen, so würde auch Kate die Wirklichkeit von sich fernhalten, würde sich gegen jedes bessere Wissen sagen, dass der morgige Tag die Erklärung bringen, dass sich alles aufklären werde. Ich fiel in einen fiebrigen Schlaf, der mich für den Augenblick befreite.

Der 27. August kam und ging. Die Sitzungen in dem Vorhangverdunkelten Raum wurden wiederaufgenommen. Die einzige Antwort auf meine Forderung vom Vortag lautete: «Wenn Sie sich über irgendetwas beschweren möchten, dann können Sie das hier tun, und es wird nach oben weitergeleitet», eine Aussage, der das übliche «Sie haben sich Verzögerungen irgendwelcher Art einzig und allein selbst zuzuschreiben!» folgte. Ich wollte erwidern, dass ich jeden Morgen um neun Uhr zur Verfügung stünde. Diese Arbeitstage, die aus irgendeinem Grund erst nachmittags begannen und spät in der Nacht endeten, reichten ja allein schon aus, einen verrückt zu machen. Aber ich verzichtete darauf. In der Haltung mir gegenüber war eine deutliche Erstarrung spürbar. Ich fand es sinnlos, das noch schlimmer zu machen. Es herrschte eine ganz neue Förmlichkeit. «Der Offizier bittet, dass Sie seinen Anweisungen prompter Folge leisten!» hiess es oder: «Der Offizier weist Sie an, ordentlicher dazusitzen. Es ist nicht statthaft, die Beine auf diese Weise zu kreuzen.»

Es gelang mir nicht, das Gefühl der Unwirklichkeit abzuschütteln. Es nahm mir jede Fähigkeit zu einem Wutausbruch. Man konnte nichts anderes tun als weitermachen. Ich formulierte jeden neuen Sachverhalt so einfach wie möglich, versuchte unauffällig, zeitraubende Einzelheiten zu vermeiden, dabei aber kein Gefühl von Hast aufkommen zu lassen. Ich nahm Abstand davon, mich wegen der merkwürdigen Form herumzustreiten, in der meine Antworten zusammengefasst worden waren, wenn mir diese vor dem Unterschreiben noch einmal vorgelesen wurden. Es war nicht so sehr eine absichtliche Verzerrung, sondern eher die geistige Beschränktheit des Mannes vor mir, der einfach nicht

in der Lage war, eine Abfolge von Ereignissen, die sich in einer ihm fremden Welt zugetragen hatten, zusammenfassend zu rekapitulieren. Was machte es aus? Es gab nichts, woran irgendjemand hätte Anstoss nehmen können, auch wenn alles auf eine biographische Grotteske hinauslief. Meine einzige Aufgabe war es, mich ganz darauf zu konzentrieren, das Ende zu erreichen, das auf Grund simpler Logik kommen musste, nämlich wenn wir zu meiner Festnahme auf dem Flugplatz gelangt waren. Dann musste es notwendigerweise zu einer Veränderung der Prozedur, zu einer Neubewertung, zu einer Entscheidung kommen. Vielleicht war es die Freilassung mit Hilfe irgendeines das Gesicht wahren Kunstgriffs. Wenn das doch bloss vor dem nächsten, endgültigen Termin geschähe – vor dem Auslaufen der «Batory» nach Amerika in zwei Tagen. Ich wappnete mich gegen das Nachdenken über Kates wachsende Angst, über ihre angesichts des herannahenden Abreisetermins immer grösser werdende Unsicherheit. Würde sie fertig packen und alles vorbereiten und dabei hoffen, dass ich im letzten Augenblick noch auftauchen würde?

Der 29. August. Die «Batory» war nun in Southampton ein- und auch wieder ausgelaufen. Wurde die Entfernung zwischen mir und Kate und den Buben jetzt mit jeder Minute grösser, oder waren sie in letzter Minute doch zurückgeblieben? Wie fürchterlich das war, diese lähmende Ungewissheit. Kate wusste, dass ich den Termin unserer Heimreise nie und nimmer freiwillig versäumt hätte. Irgendwie liess jetzt, wo die Abfahrtszeit des Schiffes vorbei war, die Spannung in mir nach. Ich hatte wieder eine Runde verloren. Normalerweise hätte ich jetzt wohl die Arme verzweifelt in die Höhe geworfen. Stattdessen war ich dankbar für die Gnadenfrist, die in der Möglichkeit eines Heimfluges in letzter Minute lag.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich darauf verzichtet, ein Gespräch mit einem Vertreter unserer Botschaft in Warschau zu verlangen. Zuerst hatte ich gemeint, dass dies die Lage nur verschärfen könnte, würde es die Behörden doch zu einer Rechtfertigung zwingen. Später wurde dann deutlich, dass niemand auf eine solche Forderung eingegangen wäre, wie nachdrücklich auch immer ich auf meinem Recht bestanden hätte. Ich hätte damit lediglich ihren Argwohn vergrössert, dass ich mit meiner Fotografiererei doch etwas im Schilde geführt hatte. Ich hatte mehr zu verlieren als zu gewinnen. Jedem Versuch meinerseits, auf meinen Rechten zu bestehen, folgte eine Abkühlung im Umgang mit mir und ein noch deutlicher zu registrierendes Ignorieren des Zeitfaktors. Stattdessen fuhr ich lieber fort, jede Einzelheit in meinem Leben hervorzuheben, aus

der sich eine freundliche Einstellung zu den Kommunisten herauslesen liess. Ich lenkte die Aufmerksamkeit auf Freundschaften und Bekanntschaften mit Personen, die jetzt in Polen und in der Tschechoslowakei verantwortungsvolle Posten bekleideten – Verbindungen, die sich zum grössten Teil meinen zehn Jahre zurückliegenden Bemühungen verdankten, diese Menschen vor den Nationalsozialisten zu retten. Konnte es eine bessere Empfehlung geben? Diese Angaben ermöglichten es den Behörden zudem, die Genauigkeit meiner Schilderungen zu überprüfen. Ganz allmählich würde ich sie davon überzeugen können, dass sie einen unseligen Fehler begangen hatten. Und dann würde ihnen sehr daran gelegen sein, einer unangenehmen Sensation aus dem Wege zu gehen, und ich konnte ihnen sogar zusagen, dass ich das Geschehene nicht an die grosse Glocke hängen würde, wenn sie mich freilassen, damit ich noch rechtzeitig zu meiner Arbeit in Cleveland zurückkehren konnte.

Der 1. September kam, der zehnte Jahrestag von Hitlers Überfall auf Polen 1939, den ich aus so grosser Nähe miterlebt hatte. Welche Ironie, dass mich dieser Tag hier und in dieser Lage sehen sollte, nach allem, was ich vor zehn Jahren getan hatte! Ein klarer, blauer Himmel, genau wie an jenem Morgen, an dem ich ungläubig und ohne zu wissen, dass dies der Beginn des Zweiten Weltkrieges war, von meinem Fenster aus beobachtet hatte, wie die ersten Bomben auf die Aussenbezirke von Krakau fielen.

Der heutige Tag war ein Feiertag. Der Hof unten lag still und verlassen da. Oben flog eine Formation von Flugzeugen durch den kleinen Himmelsausschnitt, als wollte sie mich verspotten. Meine Zimmergenossen hatten dicke Sonderausgaben der Zeitung mit grossen Schlagzeilen dabei, die voll waren von Erinnerungen an die ersten schrecklichen Wochen des Krieges und der Auflösung. Wenn ich damals geahnt hätte, dass ich an diesem Jahrestag als Gefangener hier festsitzen würde, am Rande einer unbekannteren Katastrophe, die den weiteren Verlauf meines Lebens zu verändern, meine berufliche Karriere im fernen Herzen von Amerika zu zerstören drohte!

Und der 3. September. Ich erinnerte mich daran, wie Mela vor zehn Tagen auf unserer Fahrt hinaus zum Flugplatz bedauernd gesagt hatte: «Wie schade, dass du am 3. nicht hier bist. Hier in Warschau wohnt noch eine ganze Reihe von Überlebenden unserer damaligen Evakuierungsaktion. Wir könnten eine kleine Feier arrangieren. Stell dir ihre Aufregung vor, wenn du dabeiwärest. Wie schade!»

Nun, da war ich. Aber da ich nicht an ihrer Feier teilnehmen konnte, wan-

derden meine Gedanken zurück zu jener langen Schlange schlecht ernährter, schlecht gekleideter Versprengter, die sich mit den armseligen Bündeln ihrer weltlichen Habe durch den dichten, erstickenden Staub voranbewegten, auf einem Zug, der ins Nirgendwo führte. Mela Granowska, in Krakau zu Hause, hatte in den vorangegangenen Monaten als Ombudsfrau viel von ihrer jugendlichen Energie für die Flüchtlinge eingesetzt. Am dritten Tag des Krieges, am 3. September 1939, als unserer Flüchtlingsgemeinschaft nur noch die Flucht zu Fuss geblieben war, hatte sie sich uns mit ihrem polnisch-jüdischen Hintergrund als Führerin zur Verfügung gestellt, eine unschätzbare Hilfe in einem fremden, in Auflösung befindlichen Land. Vier Tagesmärsche von Krakau entfernt war sie von einem Erkundungsgang, den sie zusammen mit einem Führer der tschechischen Flüchtlinge unternommen hatte, nicht zurückgekehrt. Später erfuhren wir, dass ihnen ein deutscher Panzervorstoss den Rückweg abgeschnitten hatte. Ich hörte erst nach dem Krieg, dass die beiden überlebt hatten. Sie waren weiter nach Osten marschiert und hatten versucht, aus dem militärischen Operationsgebiet herauszukommen, hatten sich ein paar Wochen später in einem Gebiet wiedergefunden, das von den Russen überrollt wurde, und waren so am Ende bis nach Moskau gelangt. Auf meiner Studienreise im Jahr 1947 erfuhr ich, dass Mela wieder in Krakau lebte und eine verantwortungsvolle Position bei der örtlichen Energieversorgungsbehörde innehatte. Und wie alle polnischen Juden, denen es auf die eine oder andere Weise gelungen war zu überleben, hatte auch sie keinen ihrer Verwandten mehr in Krakau angetroffen – sie waren alle Opfer der Gaskammern im nahen Auschwitz geworden.

Wie unvorhersehbar waren doch die Wege derer gewesen, die in diesen ersten Tagen des Krieges aus Warschau flohen! Vilem Novy, einer der Führer bei dieser unseligen Flucht, tschechischer Kommunist, war entgegen seiner Absicht, sich bis nach Moskau durchzuschlagen, mit mir zusammen in London gelandet. Er verbrachte die Kriegsjahre dort, begleitete gegen Ende des Krieges Präsident Benes und andere tschechische Führer nach Russland und kehrte von dort aus nach Prag zurück, wo sein Stern nach der kommunistischen Machtübernahme im Jahr 1948 sehr schnell aufging. Obwohl sich unsere Wege getrennt hatten, als Ost und West sich langsam von ihrem im Krieg geschlossenen Bündnis distanzieren, hatten wir bei meinem Besuch 1947 noch immer eine gemeinsame Sprache der Freundschaft finden können, was der Tatsache zu verdanken war, dass wir unsere Feuertaufe gemeinsam erhalten hatten.

Oder Vilem Bernard, tschechischer Sozialdemokrat, ein weiterer Führer un-

serer Flüchtlingsgemeinschaft. Bei einem Panzerangriff mit einer grossen Gruppe von unserem Zug getrennt, hatte auch er überlebt. Der einzig verbliebene Fluchtweg hatte ihn – anders als geplant – nach Osten geführt, und er hatte die Kriegsjahre in Moskau verbracht, von wo auch er bei Kriegsende nach Prag zurückgekehrt war, um dort die ihm zgedachte Rolle zu übernehmen. Nach der kommunistischen Machtergreifung im Februar 1948 hatte er sich jedoch erneut genötigt gesehen, ausser Landes zu gehen, und war im nämlichen London gelandet, das Novy vier Jahre zuvor verlassen hatte. Oder Ebershard, Offizier in der k. u. k.-Armee des Ersten Weltkrieges und in den frühen Tagen der Republik Angehöriger des Generalstabes, stets ruhig und immer über den politischen Auseinandersetzungen unter den Flüchtlingen stehend. – Er hatte sich am 1. September bereit erklärt, sich nach Luck in der polnischen Ukraine durchzuschlagen, um dort alles für unsere Ankunft vorzubereiten. Er war in dem allgemeinen Chaos durch den dann von den Russen besetzten Teil Polens bis nach Litauen gewandert und schliesslich mit einer Handvoll anderer Überlebender unseres Trecks bis nach London gelangt, wo er ein neues Zuhause gefunden hatte.

Oder Karel Markus aus dem Sudetenland, der im Juni 1939 bereits ein britisches Visum besass, dann aber als mein loyaler Assistent die Abreise Woche um Woche verschoben hatte, bis es zu spät gewesen war. Ein Mann von lautem Charakter, der mehr als irgendjemand sonst bei unserer verwegenen Krakauer Operation die Dinge in Bewegung gehalten und mir Mut gemacht hatte, bis zum Ende durchzuhalten. Auch er hatte überlebt und war nach harten Kriegsjahren in Russland nach Hause zurückgekehrt. An ihn hatte ich mich kürzlich in Prag mit der Bitte gewandt, mir bei der Suche nach Noel zu helfen. Er hatte mich in sein Haus eingeladen, sich beim Innenministerium für Herta und mich verwendet und mich zu verschiedenen Bauvorhaben gefahren, um mich von dem Problem abzulenken, das mich quälte.

Und nun? Hier, direkt vor meinem Fenster und in allen Räumen um mich her, gingen die Menschen ihren täglichen Pflichten nach wie in Tausenden anderer Bürogebäude anderswo. Aber hier – ohne Wissen der anderen um mich her – war auch ich, und für mich war die Zeit stehengeblieben. Ich konnte schreien und die Aufmerksamkeit auf meine Lage zu lenken versuchen, aber man würde mich ignorieren. Wie nahe ich dem Leben noch war, und wie weit zugleich von ihm entfernt! Ich brauchte nur meinen Mantel zu nehmen, die Tür zu öffnen, den Flur entlangzugehen und mich den anderen auf ihrem Weg nach Hause anzuschliessen. Wie schnell würde sich alles ändern, wollte ich auch nur

einmal versuchen, das zu tun, was allen anderen als Selbstverständlichkeit erschien.

Während ein Septembertag dem anderen folgte, stieg die dumpfe Angst in mir durch die endlosen Phasen, in denen es nichts gab, womit ich meinen Kopf hätte beschäftigen können. Meine Gedanken kreisten fortgesetzt und unruhig um die Frage nach dem Sinn meiner Inhaftierung, nach Kate und den Jungen, nach Noel und nach dem gewaltigen Rückschlag, den ich wahrscheinlich in meiner beruflichen Laufbahn würde hinnehmen müssen. Die Angespanntheit wurde noch grösser, als mir zu Bewusstsein kam, dass die Nachricht von meinem – und dann auch die von Noels – Verschwinden jetzt jeden Augenblick ihren Weg in die Schlagzeilen finden konnte. Und dann wäre die Sache nicht mehr zu retten. Es entstand eine Situation, in der es nur noch Schwarz und Weiss gab und wo ich am Ende, aus der Sicht beider einander bekämpfender Lager, für die ich doch einen Bereich der Übereinstimmung gesucht hatte, ein Abtrünniger war. Wie immer das Ergebnis jetzt aussehen mochte, meine Beziehung zur Welt um mich her war bereits hinlänglich erschüttert worden. Daran zweifelte ich nicht.

Anfangs war ich noch fest überzeugt, die einzige Person in dieser unheimlichen Haftanstalt zu sein. Offensichtlich handelte es sich nicht um ein Gefängnis, ein hoffnungsvolles Zeichen. Alles unterstrich dies: Das Kommen und Gehen da draussen von gewöhnlichen Menschen, die alltägliche Arbeiten verrichteten, das Fehlen von Gittern und Stäben vor den Fenstern des gegenüberliegenden Gebäudes und der Ausblick auf Büroarbeiten, die dort erledigt wurden, die improvisierte Einrichtung meines Zimmers – dessen Tür nicht einmal verschlossen war! Meine jugendlichen Bewacher waren krasse Amateure und nicht in der Lage, sich ihrer Rolle entsprechend zu verhalten. Trotz etlicher Ermahnungen entstand in unserem Raum eine freundliche Bruderschaft, die auf der gemeinsamen Langeweile und Eingengtheit basierte. In den Stunden, in denen die Anwesenheit von Vorgesetzten vermutet werden konnte, wurde eine strenge Reserviertheit aufrechterhalten. Zu anderen Zeiten – und besonders während der geisterhaften Verlassenheit des Gebäudes an Wochenenden – gingen wir zu einer entspannten Ungezwungenheit über, spielten Schach und Dame, sangen und stückelten mühsam aus den Bruchstücken dreier Sprachen Unterhaltungen zusammen. Die Lieblingsthemen waren Frauen und Amerika.

Und doch spürte ich immer deutlicher, dass ganz in der Nähe anderes vor sich ging, was ich nur noch nicht genau zu bestimmen vermochte. Beispiels-

weise befand sich auf der anderen Seite der linken Zimmerwand eine Treppe, die über einen Eingang im Parterre vom Hof her zu erreichen war und durch das Gebäude nach oben, aber auch nach unten in ein Kellergeschoss führte. Nach allem, was ich durch die Wand hören konnte, wurde sie nur selten benutzt, aber einmal am Tag, den Sonntag eingeschlossen, kam um ein Uhr ein geschlossener Jeep über den Hof gefahren und setzte unten vor dem Eingang zurück. Fast unmittelbar danach kam der Geruch von Suppe durch das Fenster geweht, und erwartungsgemäss hoben einen Augenblick später zwei Männer in ausgebleichten Uniformen eine riesige metallene Terrine aus dem Jeep, trugen sie zwischen sich ins Gebäude und die Treppe hinunter. Etwa fünfzehn Minuten später kamen sie mit derselben Terrine wieder heraus, die nun aber leer und leicht war.

Manchmal war ich sicher, in der Stille der Nacht knirschende Geräusche zu hören, die von irgendwo unten durch den Boden drangen. Bei einer dieser Gelegenheiten blickte ich zu dem Aufseher hinüber, der am Tisch sass. Er schien bemerkt zu haben, was mich zu ihm hinschauen liess, und reagierte mit einem einfältigen Grinsen. Auch der Korridor bot etwas Rätselhaftes. Ich bemerkte, dass in der Zeit nach Dienstschluss und vor allem auch bei Nacht immer wieder Schritte vorbeilaufender Leute hörbar wurden. Mir fiel auf, dass in diesen Augenblicken meine Bewacher nicht daran dachten, den Flur zu betreten, sondern die Tür schnell wieder schlossen und abwarteten. Und wenn ich durch den Korridor entweder zu dem Raum mit den zugezogenen Vorhängen oder in entgegengesetzter Richtung zur Toilette und zum Waschraum oder von dort zurück zu meinem Zimmer geleitet wurde, schlüpfte mein jugendlicher Bewacher immer vor mir hinaus, um das Terrain zu sondieren, und nickte mir erst dann zu, ihm zu folgen.

Immer mit einer Ausnahme, die sofort alles klarwerden liess. Eines Abends, als ich aus dem Waschraum in mein Zimmer zurückkehren wollte, war mein Begleiter in Gedanken offensichtlich so mit seinen amourösen Eroberungen beschäftigt, dass er vergass, den prüfenden Blick um die Ecke zu werfen. So geschah es, dass sich uns, als wir den Korridor entlanggingen, von der anderen Seite her zwei Gestalten schnell näherten. Ich blieb fast stehen. Blitzartig wusste ich Bescheid. Noch Stunden später konnte ich das verängstigte, unrasierte Gesicht nicht loswerden, das nur aus Augen zu bestehen schien und mich doch ohne jedes menschliche Erkennen anblickte, als gehöre es einem Wesen aus einer anderen Welt. Und noch nie hatte ich eine so eigenartig straffe und weisse Haut, so schwarzes Haar gesehen. Von einem uniformierten Nichts begleitet, das einen schnellen Schritt vorgab, war die Gestalt

vorbeigeschlurft, mit Schuhen ohne Schnürsenkel, abgezehrt, in einem verdreckten, zu grossen Anzug ohne Gürtel und einem kragenlosen Hemd.

Welches Verbrecherdasein, welche von Vernachlässigung geprägte Umwelt hatte einen armen Teufel wie diesen hervorbringen können? Ich rief mir das Gesicht ins Gedächtnis zurück, und die Augen... die Augen... und schämte mich. Natürlich wusste ich es besser, aber die Wahrheit war zu schrecklich, um sie sich einzugestehen. Vor noch gar nicht so langer Zeit hatte dieser Mensch ausgesehen wie ich. Dieses furchterregende Zerrbild war in den Kellern unter meinen Füßen geformt worden. Ich erschauerte. Ich versuchte, diese Nähe abzuschütteln. Ich wünschte, ich hätte nicht so genau hingesehen, nicht so genau beobachtet. Jeden Tag um ein Uhr zwang mich der Jeep mit der Suppe, wieder daran zu denken. War es nach den entsetzlichen Lektionen der Nationalsozialisten und des Krieges wirklich möglich, dass es eine Gesellschaft, die deren Opfer geworden war, für richtig hielt, Menschen, gleichgültig, wie gross ihre Schuld war, unter Bedingungen in einem Keller einzusperren, die ihnen alle Menschenähnlichkeit austrieben? Verzweifelt versuchte ich, mich zu der Ansicht zu bekehren, einen falschen Schluss aus meinen Beobachtungen gezogen zu haben.

In dieser Lage wurden selbst die verhassten Sitzungen in dem Raum mit den zugezogenen Vorhängen zu einer Befreiung, auf die ich täglich wartete. Sie bedeuteten nicht nur Aktivität, sondern waren überhaupt das einzige Element der Bewegung. Am Ende würden sie es über kriegen. Als sich der 8. September näherte, wies ich daraufhin, dass dies der Tag sei, an dem mich meine Universität zurückerwarte. Ich erwähnte eine angesetzte Präsentation meines Projekts und die Eröffnungssitzung meines Kurses und verlieh der Überzeugung Ausdruck, dass die Hölle los sein werde, wenn ich nicht erschiene. War Polen wirklich daran gelegen? Ich erklärte so ruhig ich konnte, dass ein internationaler Skandal auf Kosten Polens noch immer vermieden werden könne, wenn man mich sofort zurückfliegen lasse.

Als der 8. September heraufzog, steigerte sich meine Anspannung ins Unerträgliche. Ich wurde noch deutlicher und verlangte erneut, mit einem Verantwortlichen zu sprechen. Ich tat dies den ganzen Tag lang immer wieder. In der Nacht wurde ich zwischen einem Schlaf voller Alpträume und angstgepeinigtem Wachen hin und her geworfen. Zum ersten Mal gestattete ich mir, mit Fluchtgedanken zu spielen. Ich konnte nicht sehr weit von der amerikanischen Botschaft in der Alea Stalina entfernt sein. Dass ich meinen Bewachern würde entwischen können, dessen war ich sicher. Ich beobachtete sie. Der eine schlief

fest, lag auf dem Tisch zusammengerollt und schnarchte laut. Das war immer sein Platz, wenn er nachts mit Schlafen dran war. Er war der einzige ältere Mann unter meinen sechs wechselnden Zimmergenossen und, ungeachtet seiner nächtlichen Siesta, auch der Einzige, der seine Rolle mit einem gewissen Mass an Professionalität spielte. Er führte die Aufsicht über die anderen und war nur selten bereit, irgendwelche Konzessionen zu meinen Gunsten zu machen. Anders als die jungen Männer, die tadellos gekleidet waren, sah er für gewöhnlich schmutzig und abstossend aus.

Sein Kamerad für diese Nacht sass auf einem Stuhl und war über der Lektüre eines Buches, das noch aufgeschlagen auf seinem Schoss lag, eingeschlafen. Er hatte sich so gesetzt, dass er, wie er wohl meinte, die Tür blockierte und aufgeweckt werden würde, sobald jemand versuchen sollte, an ihm vorbeizugelangen. In Wirklichkeit aber war er so weit seitwärts umgesunken, dass es möglich schien, sich unbemerkt an ihm vorbeizudrücken, wenn man nur äusserst vorsichtig war. Ich könnte bestimmt bis in den Hof kommen, bevor die zwei meine Abwesenheit bemerken würden. Ich war sicher, dass bis dorthin keine Tür verschlossen war. Aber was dann? Der einzige Ausgang war das eiserne Tor, das Tag und Nacht bewacht wurde, und ich hatte schon beobachtet, dass Leute, die hinausgehen wollten, unweigerlich ihre Ausweise hervorzogen, wenn sie um die Ecke bogen. Nein, dieser Fluchtweg war hoffnungslos. Ich dachte an einen anderen, durch eine der Türen des Bürogebäudes gegenüber. Wahrscheinlich waren die Fenster auf dessen Frontseite ebensowenig vergittert wie die, die auf den Hof hinausgingen. Dann aus dem Fenster springen. Es bestand eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass dort eine Nebenstrasse oder doch wenigstens der Zugang zu einer solchen war. Aber selbst dann – wie sollte ich wissen, in welche Richtung ich laufen musste? Und all die anderen Unwägbarkeiten, von denen ich noch keine Ahnung hatte! Nein, auch das war eine Illusion.

Der 8. September kam und ging. Ich verspürte eine neue Erstarrung, obwohl ich eigentlich gar nichts anderes erwartet hatte. Meinen Zustand gewahrend, überraschte mich die Dolmetscherin mit der Bemerkung: «Morgen werden wir länger arbeiten und Ihrem Wunsch gemäss versuchen, zum Abschluss zu kommen.» Konnte das wahr sein? Meine Verzweiflung wandelte sich in vorsichtiges Abwarten. Tatsächlich wurde ich am nächsten Tag schon am Vormittag in den anderen Raum geholt, was ganz ungewöhnlich war. «Und kann ich jetzt endlich mit jemandem sprechen?» Zum ersten Mal die Antwort:

«Ja, wenn wir fertig sind.» Und das waren wir wirklich, schon am Nachmittag. Was noch überraschender war: Der letzte Teil wurde überaus flüchtig abgehandelt, als gelte es, einen bestimmten Termin einzuhalten. Als ich aufstand, um in mein Zimmer zurückzugehen, lächelte die Frau mich sogar an und sagte: «Sehen Sie, ich sagte Ihnen ja, dass wir uns beeilen und zum Ende kommen würden.»

In meinem Zimmer fand ich die Aufseher beim Aufräumen, und der freundliche junge Mann, der die kleine Kasse verwaltete, aus der mein Essen bezahlt wurde, war eifrig damit beschäftigt, schnell noch eine Endabrechnung zu erstellen. Ich scherzte und erklärte ihm, er verfüge über sämtliche Fertigkeiten, die einen Schweizer Hotelier auszeichneten. Nachdem sie alle ihre Sachen zusammengepackt hatten, setzten sie sich hin und warteten gespannt. Es war noch Nachmittag. Wieder sah ich die um halb sechs abgehende Maschine vor mir. Die Vorbereitungen hier passten zu der Zeit. Ich würde direkt zum Flugzeug gebracht werden, wahrscheinlich ohne jede offizielle Erklärung. Wie anders konnten sie ihr Gesicht wahren als dadurch, dass sie mich kommentarlos abschoben? Die Aufseher wussten inzwischen von meiner Arbeit in Cleveland und von meinem dringenden Wunsch, rechtzeitig dorthin zurückzukehren. Ich äusserte scherzhaftes Bedauern darüber, mich von ihnen verabschieden zu müssen. Sie sollten kommen und mich in Amerika besuchen. Sie lachten und sagten, das würden sie tun. Wir sprachen über die Transatlantikflüge, die Zwischenlandungen, das Wetter, die Flugzeugtypen. Die Stimmung im Raum wurde immer heiterer. Einer der Männer deutete auf das Marmeladenglas auf dem Tisch. «Essen Sie die lieber auf. Ein Jammer, sie umkommen zu lassen.» Aufregung und Vorfreude hatten mich hungrig gemacht. Ich nahm also den Löffel und ass den Inhalt des Glases langsam auf. War dieses Marmeladenglas nicht der endgültige Beweis für die bevorstehende Abreise? Die Zeit verging. Schon später Nachmittag. Was hielt uns noch auf? Die Abflugzeit der Prager Maschine nach London war vorbei. Vielleicht war es eine westlichere Route mit Anschluss an die Transatlantikflüge? Schweden oder Berlin? Ich wurde wieder unsicher, versuchte aber, meine Unsicherheit zurückzudrängen. Die Dämmerung kam, und noch immer warteten wir alle darauf, dass etwas geschehen würde. Die Nachtwache erschien zur festgesetzten Zeit, jedoch ohne die üblichen Bündel. Einer der Aufseher war der alte, schmutzige Bursche, der immer auf dem Tisch schlief, obwohl er gar nicht dran war. In seiner Begleitung noch ein älterer Mann, der nur einige Male hier Dienst getan hatte. Ich hatte mich in seiner Gegenwart immer unbehaglich gefühlt. Anders als die jungen Leute schien er mich unablässig aus den Augenwinkeln zu beobachten. Die

vier sprachen kurz und leise miteinander, und als die «Tagesmannschaft» ging, gaben wir uns die Hand und ich dankte den beiden für ihre Freundlichkeit. Stille senkte sich über den Raum. Die beiden Männer sahen mich ohne ein Lächeln an und rauchten nervös, wie mir schien, als erwarteten sie, bald irgendeine unangenehme Aufgabe übernehmen zu müssen.

Es begann zu dunkeln. Immer grössere Unruhe überkam mich. An der Tür war eine Unterhaltung im Flüsterton zu hören. Einer der Aufseher begann damit, meine Sachen zusammenzusuchen. Er fragte, ob das Rasierzeug vollständig sei. Ich öffnete das Lederetui und sah nach. Der kurze Impuls, eine Rasierklinge in meine Tasche gleiten zu lassen. Der Blick des zweiten Aufsehers ruhte auf mir. Unmöglich. Dann bemerkte ich, dass der Deckel von einem kleinen Fläschchen mit Schlaftabletten fehlte, das ich auf meinen Reisen immer dabei hatte. Ich könnte sie unbemerkt in meine Hand kippen, wenn ich das Etui wieder schloss. Ich hatte das Gefühl, dass ich sie irgendwann würde gebrauchen können, obwohl ich keine genaue Vorstellung davon hatte, wie und wann. Es gelang mir, und ich gab das Etui mit einem Kopfnicken zurück. Wenig später versuchte ich, die Tabletten unbemerkt in meine äussere Jackentasche zu schütteln, aber eine glitt mir durch die Finger und fiel zu Boden. Sofort sprang der zweite Mann, der mit dem durchdringenden Blick, alarmiert auf mich zu und verlangte zu sehen, was ich verstecken wollte. Es blieb mir nichts anderes übrig – ich leerte meine Tasche. Jede Tablette wurde sorgfältig auf ein gefaltetes Stück Papier gelegt, das der Aufseher dann in seine Tasche steckte.

Dieses Missgeschick und die mürrische Wachsamkeit meiner beiden Begleiter erfüllten mich ebenso mit neuen Vorahnungen wie der fast unbewusste Impuls, der beides ausgelöst hatte. Wenn ich nicht zu einem Flugzeug oder Zug gebracht wurde, was hatte dies alles zu bedeuten? Welche Alternative gab es zu so später Stunde? Vielleicht ein Hotel für die Nacht? Ich gab nicht einmal vor, dies zu glauben. Aber hatte ich nicht die Hupe eines Autos und das Geräusch eines vertrauten Motors gehört?

Die Tür öffnete sich und zum ersten Mal seit meinem Hiersein stand der untersetzte Mann mit der Zigarette wieder vor mir.

«Ziehen Sie Ihren Mantel an und kommen Sie mit.»

Schweigend folgte ich ihm hinaus in den Korridor, die beiden Aufseher dicht hinter mir. «Bitte, mein Herr, ich hätte Sie gern kurz gesprochen.» Ich musste eine klare Antwort haben, jetzt auf der Stelle. Der Mann mit der Zigarette schüttelte den Kopf. «Nein, jetzt nicht. Dies ist nicht der Ort dafür. Später.»

Später. Also gab es ein Später.

Reise ins Nichts

Wieder schaukelte ich mit meinem Koffer im fensterlosen Inneren eines Lieferwagens dahin. Mir gegenüber die beiden Männer, die mit mir zusammen in dem Zimmer gewartet hatten. Der alte, der auf dem Tisch zu schlafen pflegte, rauchte und starrte zu Boden, während der andere die Augen in beunruhigender Weise auf mich gerichtet hielt. Eine schwache Glühbirne an der Decke erhellte die stille Szene. Die kleine ovale Scheibe in der Hintertür war mit einer Klappe aus Zeltstoff abgedeckt.

Es war alles so glatt vonstatten gegangen. Ich war aus meinem Korridor und hinaus auf den dunklen Hof gekommen, um festzustellen, dass ich nur wieder in die dunkle Ladetür dieses Fahrzeugs startete. Einen Augenblick später hatte sich die Tür hinter uns geschlossen. Es war seltsam, in einem so vollständig abgeschlossenen Raum dahinzufahren, jeden visuellen Kontakts mit der sich draussen verändernden Umgebung beraubt. Die Geräusche, die hereindringen, schienen alles irgendwie doppelt so nah heranzubringen, das plötzliche Rumpeln einer Strassenbahn unmittelbar neben mir, das blecherne Schepfern eines alten Autos auf dem Kopfsteinpflaster. Gehupe, das zischende Geräusch in entgegengesetzter Richtung vorbeifahrender Autos, das Quietschen von Reifen, das Rufen eines Menschen. Am Anfang fuhren wir stockend im Verkehr, wurden langsamer, hielten an – rote Ampeln –, fuhren nach einer Minute wieder an, begleitet von dem allgemeinen Gedröhn anderer Wagen, die plötzlich in niedrigem Gang beschleunigten. Warschau am Abend, Teil eines unsichtbaren Stroms.

Aber in welcher Richtung fuhren wir? Zum Bahnhof? Den hätten wir inzwischen erreicht haben müssen. Aber hatte er nicht «später» gesagt? Vielleicht hatte er irgendeine in letzter Minute im Zug abzugebende Erklärung gemeint, einen offiziellen Ausweisungsbefehl mitsamt einer das Gesicht rettenden Rechtfertigung. Es war mir egal, wie sie mich nannten, wenn ich nur weg und über die Grenze kam. Und doch – warum sich weiter etwas vormachen? Alles

in den vergangenen Stunden wies unmissverständlich auf etwas Neues hin, das nur noch nicht zu definieren war.

Ich lauschte angespannt und achtete auf die Beschaffenheit der Strasse. Der Verkehr schien jetzt weniger dicht zu sein. Wir waren nach rechts in einen Boulevard mit sehr glattem Strassenbelag oder so etwas ähnliches eingebogen. Plötzlich keine Kreuzungen mehr. Die unterschiedlichen Resonanzgeräusche, die auf die Nähe von Gebäuden schliessen liessen, waren verschwunden. Wie waren wir so übergangslos hinaus aufs Land gekommen? Konnte es sein, dass wir uns schliesslich doch auf der Schnellstrasse zum Flugplatz befanden? Meine Hoffnung wuchs wieder. In regelmässigen Abständen war ein leichtes Zischen zu hören, und jedesmal leuchtete am Rand der Leinwandklappe vor dem kleinen Fenster in der Tür kurz Licht auf. Dann wusste ich es: Wir hatten eine lange Brücke überquert. Und jetzt waren wir auf der anderen Seite. Wieder eine kurvenreiche Strecke, Stopps, das Rattern einer Strassenbahn ganz in der Nähe. Dann wurden die Geräusche von Autos wieder seltener. Die Geschwindigkeit erhöhte sich. Diesmal hatten wir die Stadt hinter uns gelassen.

Wir mussten inzwischen schon eine halbe Stunde unterwegs sein, und die Luft, die durch die Ritzen hereindrang, war anders, kälter. Offenes Land. Wir hätten den Flugplatz inzwischen spielend erreicht. Vielleicht bringt man mich in diesem Fahrzeug bis an die Grenze. Mein Herz blieb fast stehen... an welche Grenze? Hatte ich nicht vorhin festgestellt, dass wir eine lange Brücke überquert hatten? Das konnte nur die Weichsel sein. Und das bedeutete, dass wir nach Osten fuhren. Aber das war doch unmöglich! Ja, was für eine Grenze war das? Es war die, die Warschau am nächsten lag – viel, viel näher als vor dem Krieg. Bei schneller Fahrt vielleicht eine Stunde entfernt. Und wie konnte ich sagen, wie lange wir tatsächlich schon fuhren? Die Strasse wurde immer schlechter. Wir schienen die Schnellstrasse verlassen zu haben und auf Landstrassen dahinzurumpeln. Der Wagen war so oft abgebogen und um Kurven gefahren, dass ich jedes Richtungsgefühl verloren hatte. Waren nicht die immer schlechter werdenden Strassen das sicherste Anzeichen dafür, dass wir nach Osten fuhren, uns der russischen Grenze näherten? Meine Angst wuchs. Zum ersten Mal ging mir ein Wort mitsamt allem, was es implizierte, durch den Kopf: Sibirien.

Weiter und weiter, hinein in die Nacht. Die zwei Männer zeigten nicht das geringste Interesse und sassen zusammengekauert und rauchend da, als machten sie diese Reise schon zum x-ten Mal. Plötzlich – nach einigen scharfen Kurven, die uns immer wieder gegeneinanderkippen liessen – wurde der Wagen langsamer, hielt an, und die Hupe ertönte. Wie laut sie klang, als einziges

Geräusch in dieser absoluten Stille. Etwas wie ein Eisentor klapperte und quietschte. Langsam fuhr der Wagen auf sehr unebenem Boden vorwärts und hielt erneut an. Gedämpfte Stimmen, sich nähernde Schritte, geflüsterte Anweisungen an den Fahrer, jemand stieg vorne aus, Schritte an meiner Seite des Wagens. Die Tür öffnete sich einen Spalt, der alte Mann kroch hin, nickte. Das kleine Licht über uns ging aus. Tiefste Finsternis. Die Tür schwang auf, ein Schwall kühler, aromatischer Landluft dräng herein, weckte sofort Erinnerungen an Septemberabende zu Hause, auf der Terrasse von Valley Farm in Massachusetts. Langsam konnte ich in der mond hellen Nacht die Silhouetten von Menschen ausmachen. Nirgends ein Licht. Nur das Aufglimmen einer Zigarette. Jemand kam herbei und beugte sich zu uns herein.

«Wir werden Ihnen jetzt die Augen verbinden, und dann werden Sie aus dem Wagen geholt.»

Ich erkannte «Zigarettes» Stimme. Ich fühlte mich ein wenig beruhigt. Vielleicht war dies das «Später». Jedenfalls gab es so etwas wie Kontinuität. Ich war nicht unter Fremden. Noch auf polnischem Boden.

Der alte Aufseher entfaltete einen Gegenstand mit Bändern daran. Er kauerte sich vor mich hin. Die weichen Bäusche, die meine Augenhöhlen füllten, wurden gegen meine Augäpfel gedrückt, als er zwei der Schnüre fest um meinen Kopf band. Eine jähe Erinnerung an Kindertage, Blindkuh.

Jemand fasste mich an beiden Armen und hielt mich fest, als ich aus dem Fahrzeug kletterte. Unter den Füßen Gras. Ich wartete. Wieder ergriff mich jemand bei den Armen und führte mich geradeaus. Ich ging vorsichtig vorwärts. Aus dem Gras wurde Kies. Mein Kopf war völlig leer. Als hätte ich mich tief in mich selbst zurückgezogen, ging mein Körper automatisch, unabhängig von mir. Meine Füße stiessen gegen einen harten Bordstein. Ich blieb stehen. Eine Hand klopfte auf mein Knie. Ich hob das Bein. Ein Schritt. Ein paar weitere. Eine Aussentreppe aus Beton, und ich konnte bereits Wärme spüren, die mir entgegenstrahlte. Eine offene Haustür, eine Schwelle. Modrige Luft mit einem Geruch von altem Holz und Verputz. Jetzt ging ich auf einem knarrenden Holzfussboden. Ich hatte den deutlichen Eindruck, mich in einem alten Bauernhaus zu befinden. Konnte es etwas Unwahrscheinlicheres geben? Aber was war denn überhaupt noch Wirklichkeit?

Den Geräuschen zufolge gingen wir einen Korridor entlang, einen schmalen, denn es konnten keine drei Personen nebeneinander gehen. Nach rechts, über eine weitere Schwelle. Der Widerhall hatte sich verändert und auch die

Luft, fade Stubenluft, der Geruch von Geräumigkeit und neuen Möbeln. Ein Teppich. Ich wurde ein paar Schritte rückwärts geschoben, geriet an einen Stuhl. Ich setzte mich. Die Hände liessen meine Arme los. Blind wartete ich, spürte in der Stille, die eintrat, Augen auf mich gerichtet. Auf dem Holzfussboden des Flurs erklangen eilige Schritte. Zu meiner Linken wurde eine Tür geöffnet und vorsichtig wieder geschlossen. Eine leichte Bewegung der Luft, jemand ging auf Zehenspitzen auf dem Teppich an mir vorbei. Ein Flüstern, fast unhörbar. Es musste ein grosser Raum sein. Zu meiner Rechten, ganz nah, wurde ein Streichholz angerissen – jemand zündete sich eine Zigarette an.

Wenn ich doch auch eine bekommen könnte! Das Verlangen wurde übermächtig. Ich wollte um eine bitten. Das wäre ein erster Test der Haltung dieser Leute, was von ihnen zu erwarten war, Feindseligkeit oder Freundlichkeit. Unwillkürlich bediente ich mich pantomimischer Mittel, hob eine Hand in Richtung des Geräuschs, führte die Finger an den Mund und saugte Luft ein. Ein leises Kichern, dann spürte ich ein Pochen auf der Hand. Jemand steckte mir eine angezündete Zigarette zwischen die Finger und schob meine Hand auf mein Gesicht zu. Ich inhalierte tief. Seltsam, wo ich doch im Grunde genommen Nichtraucher bin! Es war herrlich, nicht nur der Geschmack, sondern auch die Wärme dieser wortlosen Geste.

Während ich rauchte, wandelte sich meine dumpfe Resignation in überschwenglichen Optimismus. Mein Kopf versuchte fieberhaft, das neu gewonnene Hochgefühl zu stärken, bevor es mit der immer kürzer werdenden Zigarette dahinschwinden würde. Wenn ich nicht auf dem Weg in ein unbekanntes Sibirien war, welches war dann der Zweck dieses rätselhaften Treffens?

Plötzlich hatte ich es. Ein Treffen, natürlich! Ich bemächtigte mich dieser Vorstellung mit grossem Eifer. Ich sollte mit jemandem Zusammentreffen, aber nicht wissen, wo. Endlich war alles klar. Ich verstand die Wochen der Verhöre, die mysteriöse Fahrt. Morgen würde ich frei sein, auf dem Heimweg, aber zuvor noch, heute Nacht, sollte ich demjenigen von Angesicht zu Angesicht gegenüberreten, den ich in all diesen Wochen gesucht hatte – meinem Bruder! Ich würde von Noel selbst erfahren, warum er inhaftiert worden war. Oder vielleicht war er ja sogar aus freien Stücken verschwunden, um nicht als Zeuge in dem Meineid-Prozess gegen Alger Hiss aussagen zu müssen. Obwohl sie sich allem Anschein nach nur flüchtig gekannt hatten, hatten sich nun mal die Zeiten, die sie im Aussenministerium tätig gewesen waren, überschritten, hatten

sie sich offensichtlich im gleichen Kreis linker Freunde bewegt. Herta hatte diesen Gedanken verworfen, als ich mit ihr in Genf darüber sprach. Trotzdem hätte es sein können, Noel habe – bei seiner Sanftheit und seiner im vergangenen Jahr zudem so angegriffenen Gesundheit – vielleicht gemeint, er könne dieser Belastung, als Zeuge aussagen zu müssen, nicht gewachsen sein. Zu verschwinden, könnte ihm als einzig gangbarer Weg erschienen sein.

Noels Leben war in den vergangenen Jahren so unruhig gewesen! Herta erzählte mir, dass er im April nach Prag gereist war, um sich dort um einen Lehrauftrag an der Karls-Universität zu bemühen. Das hätte wohl ausgereicht, um aus der Schusslinie zu kommen. Warum also noch zusätzlich spurlos verschwinden? Zweifellos gab es vieles, das ich nicht wusste und das Herta für sich behalten hatte. Unser Leben hatte sich weit voneinander entfernt, und selbst als ich in diesem Sommer auf Hertas Hilferuf aus Genf reagiert hatte, war dies unter der Bedingung geschehen, dass ich mich aus Noels Problemen heraushalten konnte und lediglich als Mittelsmann fungierte, meine Kontakte in Prag und Warschau nutzend.

Obwohl ich es besser wusste, gewann die Vision eines Zusammentreffens mit Noel von Augenblick zu Augenblick grössere Gewalt über mich. Die Tür öffnete sich wieder, und wieder ging jemand auf Zehenspitzen über den Teppich. Wahrscheinlich Noel, der mit ebenfalls verbundenen Augen hereingebracht worden war. Wie immer das Ergebnis aussehen, was immer es für eine Bedeutung haben mochte, die Vorstellung, das vertraute Gesicht meines Bruders mit den freundlichen, warm blickenden Augen wiederzusehen, war überwältigend. Ich würde zu ihm hin stürzen, ihn in die Arme nehmen und ihm verzeihen, egal, was Kate und ich und die Buben in den vergangenen Tagen seinetwegen zu erdulden gehabt hatten. Vielleicht hatte ja alles nicht in seiner Macht gestanden, war völlig unvorhergesehen gewesen. War ich nicht auch verschwunden? Selbst wenn ich ihn dann nie wiedersah – dieser Abend mit ihm sollte mir ein Fest sein! Ich sass da, starrte mit geschlossenen Augen angespannt in den Raum vor mir, dorthin, wo er, wie ich fühlte, sass.

Eine Hand machte sich an meinem Hinterkopf zu schaffen, die Maske glitt von meinem Gesicht. Ich war von dem plötzlichen Licht geblendet. Ich befand mich am Ende eines ziemlich grossen Raumes. Am anderen Ende sass hinter einem grossen Schreibtisch ein Fremder und betrachtete mich schweigend. Benommen sank ich auf den Stuhl zurück. Ich hatte mich geirrt. Sofort verschwand das Trugbild, und ich sah meine Wunschvorstellung als das, was sie gewesen war. Entglitt mir die Wirklichkeit? Ich setzte mich auf. Ich sah lang-

sam in die Runde. Rechts von mir, fast mir zugewandt, sass der alte Aufseher. Er schenkte mir zum Zeichen des Wiedererkennens ein Kopfnicken. Obwohl er nicht lächelte, war in seinen Augen eindeutig etwas irgendwie Freundliches zu erkennen. Der zweite Aufseher mit dem ernstesten Gesicht stand nicht weit von mir links. Hinter ihm befand sich die Tür, durch die ich offensichtlich hereingekommen war. Der Raum war ein Eckzimmer mit schweren, zugezogenen Vorhängen, einem prachtvollen Orientteppich, der fast den ganzen Boden bedeckte, und einer modernen Kugellampe, die in der Mitte des Zimmers an einem Stab von der Decke hing. Auf der anderen Seite stand in der rechten Ecke ein Sofa. Die frisch gestrichenen Wände und der moderne, hell gehaltene Schreibtisch machten einen recht grossartigen Eindruck und standen in eigenartigem Gegensatz zu dem Bauernhausambiente, das ich bei meinem Eintritt vermutet hatte.

Vielleicht haben sie vor, mich vorübergehend in diesem Raum unterzubringen. Da er so viel schöner war als der in Warschau, war das ein vielversprechendes Zeichen, vielleicht am Ende doch der Übergang zu meiner Entlassung.

Der Fremde hinter dem Schreibtisch erhob sich, kam um den Tisch herum und setzte sich auf die Kante. Er schien amüsiert. Er war kaum mehr als ein Jüngling, hatte aber eine unangenehm anmassende Art.

«Auskleid», sagte er in gebrochenem Deutsch und machte mit seinen Händen entsprechende Bewegungen, zeigte dann auf das Sofa: «Lieg.»

Ich zog den Mantel aus. Das befriedigte ihn nicht. Ich zog das Jackett aus. Er deutete auf meine Hosen. Ich zog auch die aus und hielt inne, als hätte ich nicht verstanden. Ich sah an mir hinunter und verspürte kurz den Drang zu grinsen. Er wurde ärgerlich und fuchtelte mit den Armen. «Alles... alles!»

Als ich endlich vollkommen nackt war, zeigte er wieder auf die Couch, und als ich dort lag, fing er an, meine Kleidung zu untersuchen, Stück für Stück. Er zerrte so grob an dem Futter meines Jacketts herum, dass ich schon sicher war, er würde es ruinieren. Mit einem gezwungenen Lachen verlangte ich: «Nicht kaputt machen!»

Er sah zu mir herüber, lachte schallend und sagte dann mit einem Kopfnicken spöttischer Besorgtheit: «Nein... nein, nicht kaputt...», und lachte wieder und zwinkerte den anderen zu.

Schliesslich trat er zu mir. Ich musste mich auf den Bauch legen und dann für die rektale Untersuchung eine Kriechstellung einnehmen. Wieder auf dem Rücken, musste ich die Arme heben, den Mund öffnen und die Zunge anheben.

Dann gab er mir meine Sachen zurück, nicht jedoch den Regenmantel, den Gürtel, die Krawatte und die Schnürsenkel.

Ich hatte mich kaum wieder angekleidet, als «Zigarette» in der Tür erschien und mir zuwinkte. «Folgen Sie mir, unten gibt es ein Abendbrot.»

Ich stand auf. Ich beschloss, die Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, und sagte, als ich an ihm vorbei in den Flur hinausging: «Ich möchte mit Ihnen sprechen. Was hat dies alles zu bedeuten? Man hat mir gesagt, es sei alles abgeschlossen. Sie wissen doch, wie dringlich meine Rückkehr nach Cleveland geworden ist.»

Er war aufgebracht. «Schsch... nicht so laut... nicht jetzt!... Wie schnell alles geht, das hängt ganz von Ihnen ab... Gehen Sie jetzt weiter, gehen Sie weiter!»

Wie oft hatte ich das schon gehört! Der Korridor, durch den ich vorhin gekommen war, war tatsächlich schmal. Alles hatte etwas Ländliches an sich, klein, alt und anspruchslos. Wieder fragte ich mich, ob dies ein Übergabeort an der Grenze sein könnte.

Ein Mann vor mir bedeutete mir, ich solle mich unmittelbar vor der Tür am Ende des Flures nach links wenden. Dort war eine kleine Plattform und eine enge Holzterrasse, die sich zwischen zwei Wänden nach unten drehte. «Abendessen unten», hatte er gesagt. Ich stieg die ausgetretenen Stufen hinunter, hatte den Mann dicht hinter mir. «Schneller!» Unten betrat ich einen schwach beleuchteten Boden aus Ziegelsteinen und schob mich dann durch eine schmale Öffnung in einer dicken, weiss gekalkten Wand. Ich bemerkte eine schwere Stahltür. Es war, als ginge man auf einem Schiff durch ein im Notfall verschliessbares Schott. Ich zögerte. Im Halbdunkel schien es in der Tat so, als blickte ich in den Laufgang eines alten Schiffes. Soweit ich erkennen konnte, folgte in dem feuchten, niedrigen Korridor eine Tür der anderen – schwere, sehr kleine Türen mit riesig breiten Riegeln. Alle waren geschlossen, nur eine nicht sehr weit entfernte auf der linken Seite nicht – aus dieser engen Öffnung fiel helles Licht in den Korridor.

«Schneller... schneller!» Ich ging mechanisch weiter. «Hier... hier!» Jemand stiess mich auf die Türöffnung zu und hinein, so dass ich über die hohe Türschwelle stolperte und fast auf den Händen gelandet wäre. Das erste, was ich direkt vor mir wahrnahm, war ein kleines, vergittertes und geschlossenes Fenster oben unter der Decke. Dann Nacktheit und feuchte Kälte. Ich blieb stehen, wich instinktiv zurück. Ein Grab! Ich wandte mich fragend an den Mann, der in der niedrigen Türöffnung stand. Auch er war ein erschreckender Anblick

– mit seinem Strubbelkopf, den er bekräftigend schüttelte, als er mich gestikulierend und mit vor Aufregung auseinanderwandernden Augen anwies: «Hände hoch, Hände hoch... schu... schu... an die Wand... schu!»

In meinem Kopf drehte sich alles. Wachte ich? In was für ein danteskes Inferno war ich da hinabgestiegen? Meine Hände hoben sich ganz von selbst, von einer seltsamen Hypnose ebenso bewegt wie von echter Angst.

«An die Wand... schu... schu...» – er zeigte auf die Wand hinter mir.

Ich ging rückwärts zur Wand. Nein, auch das genügte ihm nicht, er schrie mich weiter an und fuchtelte mit den Armen und rollte die Augen, bis ich mich umgedreht hatte und nun mit dem Gesicht zur Wand stand, die Arme gerade über meinem Kopfhochgereckt. Mit einem hohlen Echo schlug die Tür hinter mir zu. Ein Schlüssel drehte sich, dann folgte das laute Krachen eines Riegels. Was jetzt? Ganz langsam liess ich die Hände sinken. Irgendwie kam es mir lächerlich vor, wie ein ungezogenes Kind in der Schule dastehen zu sollen.

Ich wandte mich um, erwartete halb einen neuen Aufstand. Ich befand mich in einem annähernd quadratischen Kellerraum mit unverputzten, weiss gestrichenen Betonwänden und einem feucht aussehenden Ziegelsteinboden. Das Mobiliar bestand aus einem Eimer mit Holzdeckel in der Ecke neben mir und zwei Stahlrohrrahmen, die etwa 25 Zentimeter über dem Boden auf abgesägten, in den Steinfussboden einbetonierten Stahlrohrbeinen ruhten. Den einen Rahmen füllten blanke Holzbretter, den anderen zusätzlich ein länglicher Leinensack, aus dem Stroh herausgequollen und auf den Boden gefallen war. Von einem in der Mitte der Zelle über die Decke laufenden Balken hing ein kleiner, verschlossener Drahtkorb, in dem eine nackte Glühbirne brannte. Unsicher, was zu tun war, blickte ich unwillkürlich auf die Tür, die so schmal und kaum hoch genug war, um hindurchzugehen. Sie bestand aus zwei viereckigen Holzbrettern in einem schweren Rahmen und hatte hier innen weder Klinke noch Schloss. Was sie von allen anderen Türen unterschied, die ich bisher gesehen hatte, war ein länglicher, schmaler Schlitz ungefähr in Augenhöhe, der auf der Korridorseite mit so etwas wie einer noch schmaleren Glasscheibe versehen war. Und sofort hatte ich das sichere Gefühl, dass durch diesen Schlitz Augen, von mir ungesehen, auf mich starteten.

An der Tür wurde ein krachendes Geräusch vernehmbar. Ich stand wie gelähmt. Was nun? Die wandernden Augen, das Gestikulieren, die Verkörperung des Zorns, «Schu, schu... Hände hoch... an die Wand!»

Ich war von diesem kranken Verhalten derart gefesselt, dass ich eine Weile brauchte, bis ich begriffen hatte, dass ich selbst der Gegenstand dieser Erregung

war. Er fing an, kleine Vorstösse über die Schwelle in die Zelle hinein zu machen, als scheuche er Gänse vor sich her. Ich drehte mich mit dem Gesicht zur Wand und hielt wieder die Hände über dem Kopf. Wäre ich das Opfer eines Aufstandes in einer Irrenanstalt, würde ich dann nicht dasselbe tun? Alles war so unwirklich und extrem, dass es nicht überzeugend wirkte. Soll etwas wirklich grauenvoll und schrecklich sein, muss man es mit einer eigenen Erfahrung in Beziehung setzen können – und ich konnte da nichts Entsprechendes finden. Ich war eher wie ein unbeteiligter Zuschauer, der sich auf ein ihm unverständliches Ritual einstellt.

Ein zweiter Mann war hereingekommen und zu mir getreten. Er war gross und wirkte athletisch, trug einen Pullover und hatte ein recht hübsches Gesicht mit kleinen, kalten Augen. Unwillkürlich drehte ich mich um und liess die Arme sinken, aber sofort liess sich «Schus» Stimme vernehmen: «Wand... Wand... Hände hoch!» Der andere trat ganz dicht an mich heran, sein Gesicht war nun nur noch wenige Zentimeter von dem meinen entfernt. Er gab mir lachend einen kleinen Schubs. «Angst, was?» Im Gegensatz zu «Schus» fast unverständlichem Kauderwelsch sprach er ein gutes Deutsch. «Da sind Ihre Sachen. Machen Sie Ihr Bett und geben Sie uns Ihr Hemd und Ihre Unterwäsche ab. Und immer, wenn die Tür aufgeht, sofort zur Wand, mit dem Rücken zur Tür und den Händen über dem Kopf, verstanden?» Einen Augenblick später hallten das Zuschlagen der Tür und das Krachen des Riegels in meiner Zelle wider.

Stille, hohle Stille wie in einem Grab. Ich wartete eine Weile. Dann liess ich die Arme sinken und sah zu dem Strohsack hinüber. Noch immer geschah nichts. Zwei zusammengelegte Decken und ein paar weisse Kleidungsstücke. Ein Laken, ein Kissenbezug, lange Unterhosen mit Bändern unten, ein kragenloses Hemd mit drei Knöpfen vorn in der Mitte. Wo hatte ich das alles schon gesehen? Plötzlich wusste ich es, bei der Begegnung im Korridor, neulich nachts da in Warschau! Ich blickte zum Schlitz in der Tür, halb in der Erwartung, dass es in jedem Augenblick einen neuen Tumult geben würde.

Am Fuss der Tür bemerkte ich einen braunen Emaillebecher mit einer Scheibe Schwarzbrot darauf. Wann war er dorthin gelangt? Ich ging hin und sah mir alles genauer an. Heisser Tee, auf dem Brot Schweineschmalz und Scheiben geräucherter Wurst. Das also war das «Abendessen unten». Ich wandte mich wieder dem Strohsack zu und untersuchte ihn. Er war nicht nur zerrissen, sondern auch schmutzig und schimmelig. Ich befühlte das herausgequollene Stroh – es war feucht und dreckig. Das kleine, viereckige Kissen war ebenfalls mit Stroh gefüllt. Ich legte Decken und Bettwäsche auf dem nackten

Holzgestell gegenüber ab und versuchte dann, den lose gestopften Leinensack zu so etwas wie einer brauchbaren Matratze zurechtzuschütteln. Daraufhin breitete ich das frisch gebügelte Laken darüber. Jetzt verbarg eine angenehme und beruhigende Sauberkeit den unappetitlichen Strohsack. Als nächstes folgte der Kissenbezug. Ein zweites Laken gab es nicht, nur noch die Decken. Das Bett war gemacht, wenigstens die Andeutung einer menschlichen Note. Dann meine Kleidung. Ich zog mein unglaublich schmutziges Hemd und die Unterwäsche aus. Fast drei Wochen lang war ich nicht aus diesen Sachen herausgekommen. Die frische Wäsche fühlte sich trotz ihres befremdlichen Aussehens beruhigend sauber an.

Ich setzte meine Erkundungen fort, eine Bestandsaufnahme, wie man sie bei Zootieren beobachten kann, die in einen neuen Käfig kommen. Ich besah mir den Eimer, zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Wahrscheinlich der WC-Ersatz. Dann das Fenster. Es hatte zwei kleine Flügel, beide etwa dreissig Quadratzenimeter gross, das Glas undurchsichtig gemacht, indem es mit Farbe bestrichen worden war. Dicht geschlossen, liess es keinerlei Geräusch zu mir herein. Eigentlich sah es überhaupt mehr aus wie ein auf eine Kulissenwand gemaltes «falsches» Fenster. Auf den Zehenspitzen stehend, konnte ich durch die rostige, an der Innenwand befestigte Blende in einen tiefen Fensterschacht blicken, auf dessen Boden eine Menge vertrockneter Blätter lagen, aber auch ein Stückchen trockenes Brot und Mäusekot. Das Fenster war also offen gewesen, und jemand hatte sich damit unterhalten, Mäuse zu füttern, die von draussen da hineingeklettert waren. Ich besah mir die zwischen dem Fenster und der Blende befindlichen Gitterstäbe genauer – ein horizontaler und vier draufgeschweisste vertikale Eisenstäbe, fest in die Betonränder der Fensteröffnung eingelassen. Die weisse Farbe sah noch recht frisch aus, wie in der gesamten Zelle. Während das Gebäude mit Sicherheit alt war, konnte der Umbau für den augenblicklichen Verwendungszweck, welcher das auch sein mochte, noch nicht sehr viel länger als ein Jahr zurückliegen. In dem Winkel zwischen der Decke und der Aussenwand war ein verschalter Träger zu erkennen. Ich klopfte dagegen, hohl. Also kein Träger, sondern wahrscheinlich eine verkleidete Rohrleitung. Nun besah ich mir den Fussboden. Die Fugen zwischen den Ziegelsteinen waren entweder nie mit Mörtel gefüllt gewesen, oder die Füllung war zerbröckelt. Ich bückte mich und kratzte, feucht, weich. Überall drang die Nässe des Bodens ein. Nach der Höhe des Fensterbrettes zu urteilen, musste sich die Erdoberfläche draussen etwa in Augenhöhe befinden.

Ich sah mir die beiden Bettgestelle genauer an. Sollten sie nicht so etwas darstellen? Wenn ja, dann wäre die Zelle irgendwann einmal von zwei Personen benutzt worden. Aber vielleicht war ja auch das Gestell ohne Matratze dazu gedacht, dass man sich daraufsetzte wie auf eine Art Bank. Auf dem Rohrrahmen waren überall die Spuren von Spiralfedern zu erkennen, und die Holzbretter sahen noch sehr neu und sauber aus, desgleichen die Betoneinfassungen der Rohrstümpfe, die als Minibeine dienten. Es war also erst kürzlich eine Veränderung vorgenommen worden. Vielleicht waren das Erste-Hilfe-Bahren für den Transport von Verletzten gewesen. Aber augenblicklich kam es mir absurd vor, solche Bahren aus Stahlrohr herzustellen. Und warum hatte man das Drahtgestell der Federmatratze entfernt? Das wäre doch sicherlich sinnvoller gewesen als diese harten Bretter.

Ich ging zur Tür hinüber, hob den Becher mit der Scheibe Brot auf und schaute mir den Schlitz in der Tür an. Er war aus dem fünf Zentimeter starken Holz ausgeschnitten – eine solide Tür also, vor allem wenn man bedachte, dass sie weniger als sechzig Zentimeter breit und nur ungefähr einen Meter achtzig hoch war. Konnte man durch den Schlitz hindurchsehen? War der Korridor draussen dunkel? Ich brachte mein Gesicht auf die Höhe des Schlitzes. Hinter dem schmalen Glasstreifen schien eine Verschlussvorrichtung mit zwei winzigen, gebohrten Löchern zu sein, und in einem davon war ein bisschen Licht zu sehen. In der linken Ecke des Schlitzes war hinter dem Glas noch ein kleinerer Schlitz. Warum konnte ich dort kein Licht sehen? Ich blickte noch genauer hin und hätte fast den Becher fallen gelassen. Ich glaubte, in die Pupille eines menschlichen Auges gestarrt zu haben.

Ich gab mir Mühe, unberührt dreinzublicken, und ging zu meinem Holzgestell zurück. Ich wollte mich setzen, obwohl es unbequem niedrig war, und mir eine Ruhepause gönnen und beim Essen nachdenken. Es war zweifelsohne schon sehr spät, und ich verspürte grossen Hunger. Ich stellte den Becher ab und legte die Scheibe Brot daneben. Kaum hatte ich mich hingesetzt, da wurde die Tür mächtig bearbeitet, und «Schu» erschien, aufgebracht und wütend. «*Niewolno*, nicht erlaubt.»

Ich stand auf, ging auf die Wand zu, aber die Tür war schon wieder zugeschlagen worden. Was war nicht erlaubt? Zu essen? Oder hatte etwa dieses Holzgestell etwas Heiliges an sich? Nun ja, ich konnte mich auch auf mein Bett setzen, aber das war ziemlich wackelig – und wie sollte ich wissen, ob das nicht ein noch viel grösseres, geheiligteres Tabu war? Ich blieb auf den Beinen, mampfte Brot und trank Tee, stehend mitten in der Zelle. Ich glaubte, die Mahl-

zeit ohne Störung einnehmen zu können, als erneut der Schlüssel im Schloss gedreht wurde und das Geräusch des zurückgeschobenen Riegels durch die Stille hallte. Ich eilte zur Fensterwand, drehte mich mit dem Gesicht zu ihr und hob die Hände über den Kopf. Hinter mir schrie eine Stimme: «Appell!» Die Ilir wurde wieder zugeschlagen. Ich wandte mich um, um zu sehen, ob es an der Tür etwas Neues gebe. Vielleicht wollte er den Becher haben? Ich nahm ihn in die Hand und stand unentschlossen wartend da. Wieder der Schlüssel und der Riegel. Als die Tür aufflog, streckte ich die Hand mit dem Becher vor. Diesmal war es der Mann mit den kleinen, harten Augen. Er kam schwankend herein, die Hände in den Taschen, und sah mir forschend ins Gesicht, als wartete er auf etwas. «Nu was? Schon vergessen? Cholera, verdammte. Hände hoch und an die Wand. Und denken Sie in Zukunft dran!»

Da stand ich, völlig reglos, den Emaillebecher hoch über meinem Kopf.

«Appell... Appell... Haben Sie gehört? Anzug und Schuhe auszieh'n und ab ins Bett!» Er beobachtete mich noch einen Augenblick, drehte sich dann um und schwankte hinaus. Ich wartete, bis ich sicher war, dass er die Tür verschlossen und verriegelt hatte. Schnell schlüpfte ich aus meinem Anzug, aber wo sollte ich ihn ablegen? Schliesslich konnte ich doch nicht alles, Schuhe und Anzug und Socken und Becher, über meinem Kopf in der Luft halten. Ich wusste, dass ich in neue Schwierigkeiten geraten würde, was ich auch tat. Also legte ich alles säuberlich auf das Fussende des Bettes und kroch unter die Decke. Welch eine Erleichterung, sich endlich einmal ausstrecken zu können!

Wieder das Lärmen der Tür. Ich versuchte, gelassen auszusehen, auf dem Rücken liegend, den Blick zur Zellendecke gerichtet.

«Cholera... was ist los mit Ihnen? Keine Ohren, was? An die Wand! Hab ich Ihnen das nicht grad gesagt?»

Ich kroch aus dem Bett und eilte barfuss zu der Stelle vor dem vergitterten Fenster, die mir allmählich vertraut zu werden begann. Ich hob die Hände.

«Hände höher! Stehen Sie gerader! Gut. Sie nehmen sich hier unten besser in Acht, oder... Was glauben Sie wohl, was das hier ist, ein Sanatorium etwa? Und Ihre Sachen... das nächste Mal dort vor die Tür.» Er ging zum Bett und nahm sie auf. Die Tür schlug zu. Absolute Stille.

Ich kroch wieder ins Bett zurück. Das Licht der Glühbirne schien mir in die Augen. Ich konnte die durchdringende Kühle dieses Kellers nicht abschütteln. Ich drehte mich zur Wand und zog mir die Decke über die Ohren. Ein paar Stunden lang würde ich die Welt vergessen, mein Kopf würde am Morgen kla-

rer sein, vielleicht würde ich dann aus dem allen hier klug werden. Fast augenblicklich waren wieder Schlüssel und Riegel zu hören.

Einmal mehr rappelte ich mich hoch. Was hatte ich jetzt falsch gemacht? Bedächtige Schritte hinter mir – und dann wieder diese kleinen Augen, die mich spöttisch ansahen. «Es ist nicht erlaubt, so zu liegen. Die Hände nicht unter die Decke legen! Auf dem Rücken liegen, die Arme draussen, verstanden?» Er sah an mir hinunter, als sei ich das dümmste Wesen, dem er je begegnet war, und schlenderte dann wieder zur Ilir.

Zum dritten Mal kroch ich ins Bett. Ich legte mich hin, wie es mir befohlen war. Ich wollte nur noch eines, und zwar in Ruhe gelassen werden. Um mich von dem grellen Leuchten der Birne zu befreien, wandte ich den Kopf zur Seite und überblickte erneut die Einzelheiten dieser unterirdischen Welt, in die ich hinabgefallen war, knapp drei Meter breit, etwa dreieinhalb Meter lang, vier schweigende, nackte Wände, eine Decke und ein Fussboden, eine elektrische Lampe, die gnadenlos auf mich herunterschien. Merkwürdig zu denken, dass zu beiden Seiten noch andere menschliche Wesen waren, auf der gegenüberliegenden Seite des Korridors ebenso, in ähnliche schweigende vier Wände eingesperrt. Waren es deutsche Kriegsverbrecher? Oder vielleicht Opfer einer Jagd, die gar nicht begangenen Verbrechen gegolten hatte? Wie auch immer, ich hatte keine Zweifel, dass die Ereignisse eine sehr ernste Wendung genommen hatten. Mehr als ernst. Und wieder ging ich all die Erklärungen durch, die mir in den Sinn kommen wollten.

Dies war keine kurze und vorübergehende Geschichte. Ich sass in der Falle, aus welchem Grund auch immer. Die Vorstellung des Grenzpostens verfolgte mich. Verschwinden, Keller, Sibirien – wie oft hatte es in den zurückliegenden Jahren Hinweise auf dieses Schicksal gegeben, das zahllose Menschen ereilt hatte. Warum hatte ich nicht genauer darauf geachtet? War dies die erste Etappe? Wir waren aber in Polen und nicht in Stalins Sowjetunion. Aber wenn das Personal hier auch noch polnisch war, konnte es da nicht doch eine geheime Übergangsstation sein? Konnte ich nicht morgen schon an eine russische Eskorte übergeben werden und wieder unterwegs sein, diesmal um vergessen zu werden, irgendwo in den endlosen Weiten der Steppe? Warum jedoch ich? Warum ausgerechnet ich?

Ich versuchte mir alles ins Gedächtnis zurückzurufen, was ich je von Leuten, die in Stalins Hinterland verschwunden waren, gehört oder gelesen hatte. In der Vorkriegszeit war ich vielen Erzählungen mit einer gewissen Skepsis begegnet. Allzusehr schienen sie das Produkt der nationalsozialistischen Propa-

gandamühle zu sein, und die kommunistische Linke hatte pausenlos ein Sperrfeuer von Dementis geschossen. Die jüngst aufgetauchten Berichte hatten schon sehr viel verlässlicher geklungen, aber ich hatte versucht, sie als ein seltsames Erbe des Zarismus herunterzuspielen, und gemeint, dies sei etwas, was sich in Ländern mit westlichen Traditionen wie etwa der Tschechoslowakei oder Polen nicht wiederholen könne. Und jetzt würde ich mit grösster Wahrscheinlichkeit teuer für mein Wunschdenken bezahlen müssen.

Ein Schauer überlief mich. Sollte dies das Ende des Lebens sein, wie ich es bisher geführt hatte? Sollten Kate und die Jungen und Cleveland, ja, Amerika überhaupt zu einer fernen Erinnerung werden, zur Erinnerung an ein Wunder, das einmal Leben hiess, und fortan alles nur noch ein Warten auf den Tod oder die Befreiung sein? Und niemand würde je wissen, was geschehen war. Theorien würden in Umlauf gesetzt werden, die niemals bestätigt oder widerlegt werden könnten. Noel? Wie blind war ich doch gewesen, dass ich das Menetekel nie wahrgenommen hatte! Zuerst er und nun ich, zweifellos auch Herta, um auch das letzte mögliche Leck zu beseitigen. Die Besorgnis von Karel Markus in Prag: «Bleib nach Einbruch der Dunkelheit nicht allein ausser Haus. Lass mich wissen, wann du zurückkommen möchtest, und dann hole ich dich mit dem Auto ab.» Ich hatte gesagt: «Warum sich sorgen? Was könnte man gegen mich haben?»

Ich konnte nicht einschlafen. Das Licht der nackten Birne schien mir direkt ins Gesicht. Ich wälzte mich unruhig herum. Hände und Arme waren kalt. Die hohle Stille der Zelle wurde immer bedrückender. Ein Grab. Gelegentlich im Korridor Lärm, eine leise Bewegung vorbei an meiner Tür, Schritte auf dem Läufer, der das Geräusch dämpfte, hin und wieder das Telefon ganz in der Nähe, eine Antwort mit unterdrückter Stimme, irgendwo das Klirren eines Riegels, etwas wie rennende Füsse oben. Dann wieder absolute Stille. Ich war viel zu sehr mit meinen eigenen Problemen beschäftigt, um genau hinzuhören. Wann würden sie endlich dieses blendende Licht ausschalten – und damit den Anblick dieser Wände und der Tir mit dem allgegenwärtigen Auge, den ganzen so bedrückenden Raum auslöschen, in dem ich lag, ohne zu wissen, wozu er gehörte und wo er sich befand?

Bilder von meinem Bruder schlossen mich ein. Die Suche nach einem Anhaltspunkt. Noel in Paris, das letzte Mal, dass ich ihn gesehen hatte, bei einem kurzen Zusammentreffen im Flughafengebäude während einer Zwischenlandung auf meiner Studienreise im Jahr 1947. Er war deprimiert gewesen. Ich hatte vermutet, dass die Kontroverse über seine politische Einstellung bei der

Leitung des Europa-Büros des *Unitarian Service Committee* wahrscheinlich zu einer erzwungenen Beendigung dieser Arbeit führen würde, in die er sich während des Krieges mit so grossem Engagement hineingekniet hatte.

Ich zog mich in meine Kindheit zurück. Zürich. Ich war elf Jahre alt, und alles hatte sich mit dem vorzeitigen Tod meines Vaters im Jahr 1921 verändert. Noel, sechs Jahre älter als ich, war zu meinem Mentor geworden, entschlossen, dass der Humanismus der Quäker, wie ihn mein Vater gelebt hatte, uns als Familie auch weiter leiten sollte. Die Entscheidung meiner Mutter, mit den vier Kindern nach Amerika zurückzukehren, damit diese in der Kultur, der ihr Vater entstammte, aufwachsen und nicht in der einzigen, die sie in der vom Krieg isolierten Schweiz hatten kennenlernen können. Vor dem Aufbruch 1922 Noel, wie er zu einer vielköpfigen «Schluss mit dem Krieg»-Versammlung sprach, in der grossen Eingangshalle unserer Villa mit Blick auf den See und die Alpen.

Die neue Heimat in Cambridge, Massachusetts, Noel in Harvard, Wochenendunternehmungen, die, dem Kampf für Frieden und soziale Gerechtigkeit gewidmet, an die früheren Zeiten anknüpften. Ich, der noch kindliche Bruder, der am Rande sass, zuhörte, alles in sich aufnahm. Noel, der aus seinem Studium in Harvard als Experte für Abrüstungsfragen hervorgegangen war. Der plötzliche Abschied, als er mit Herta, der Jugendliebe aus Zürich, die ihm nach Amerika gefolgt war, um seine Frau zu werden, nach Washington ging. Unsere Verbindung bestand jetzt vornehmlich aus unserer Korrespondenz, denn Noel war in den Dienst des Aussenministeriums getreten und mit der Vorbereitung der Gespräche über die Abrüstung der Seestreitkräfte befasst.

Dann, 1936, sein Wechsel nach Genf in die Abteilung für Abrüstungsfragen des Völkerbundes. Wir beide wieder in der Schweiz unserer Kindertage. Noel...

Ende eines Sommerurlaubs

Der Sommerurlaub in England, bei dem ich mit den beiden Jungen Hugh, sechs Jahre alt, und Alan, vier, meine Eltern besucht hatte, näherte sich seinem Ende. Der 25. August – Hermann hatte geschrieben, dass er am Abend dieses Tages mit dem Flugzeug aus Prag ankommen werde. Ich hielt mich gerade in Sussex auf, um einen Abschiedsbesuch bei meiner Grossmutter zu machen, weshalb ich Hermann geschrieben hatte, er solle doch mit dem Zug direkt dorthin kommen.

Alle waren zu Bett gegangen. Ich sass vor dem langsam verlöschenden Kaminfeuer, wartete. Hermann musste jetzt bald dasein. Ich hatte ihm geschrieben, er solle sich am Bahnhof ein Taxi nehmen, und jeden Augenblick würde es an der Tür klingeln. Ich wartete, aber es klingelte nicht. Er musste den Zug verpasst haben. Vielleicht hatte ja auch das Flugzeug Verspätung gehabt? Dann würde er den nächsten Zug nehmen. Ich wartete, aber auch die Ankunftszeit dieses Zuges verstrich. Hatte er vielleicht seine Pläne geändert? Aber in diesem Falle, das wusste ich, hätte er mir eine Nachricht zukommen lassen. Meine Grossmutter hatte zwar kein Telefon, aber er hätte ein Telegramm schicken können. In London hätte ich beim Flughafen nachfragen können. Vielleicht lag dort eine Nachricht für mich. Oder vielleicht war er bei meinen Eltern in London geblieben und wollte mich nicht mit einem Telegramm aufwecken. Wie auch immer, es hatte keinen Zweck, noch länger aufzubleiben. Mit einem unbehaglichen Gefühl ging ich zu Bett.

Am nächsten Morgen kam ein Nachbar und sagte, meine Mutter sei am Telefon und wolle mich sprechen. Ich rannte hinüber. Das würde die Erklärung sein. Meine Mutter klang aufgeregt. Aus Prag sei ein Brief von Herta an mich gekommen und ein Telegramm mit dem Wortlaut: «Hermann aufgehalten Warschau. Helena informiert. Briefe unterwegs.» Helena Syrkus war eine polni-

sche Architektin, die Hermann von dem internationalen Architektenkongress in Italien her kannte, an dem sie beide gerade teilgenommen hatten.

Meine Befürchtungen waren wieder da. Irgendetwas war nicht in Ordnung, Hermann war nicht einmal nach Prag zurückgekehrt. Ich nahm die Kinder und brachte sie nach London zurück. Meine Mutter holte uns von der Victoria Station ab, und ich las Hertas Brief:

Liebe Kate,

ich mache mir grosse Sorgen um Hermann. Wie Du weisst, ist er am 15. August nach Warschau geflogen und wollte am 22. zurückkommen. Am Montagabend fuhr ich mit seinen Freunden zum Flugplatz, um ihn abzuholen, aber er war nicht in der Maschine, obwohl sein Name auf der Passagierliste stand und das Flugpersonal bestätigte, dass sie einen fünften Passagier erwartet hätten, der aber zum Abflug nicht erschienen sei ..¹

Herta berichtete weiter, sie habe Helena Syrkus, Hermanns Freundin in Warschau, anzurufen versucht, diese sei aber nicht dagewesen. Sie wolle es am folgenden Tag noch einmal versuchen und mir dann ein Telegramm schicken. «Wenn mir Helena morgen nichts sagen kann, bin ich wirklich am Ende meiner Weisheit ... Ich zweifle, dass von hier aus noch irgendetwas getan werden kann ...» Ich solle aber nicht allzu beunruhigt sein, es wäre ja auch denkbar, dass es einen Unfall gegeben habe oder dass Hermann wegen seiner Fotografiererei in Schwierigkeiten geraten sei. «Ich denke, wir können darauf bauen, dass Hermann in einer solchen Situation einen Riesenkrach schlagen würde, was aber vielleicht nicht ausreichend ist, um ihn aus Schwierigkeiten zu befreien, vor allem, weil er nicht auf Polnisch fluchen kann...»

Der Brief war mit einem «H» unterschrieben, leicht mit der Feder hingekritzelt, und im Kopf stand keine Anschrift, nur das Datum – 24. August. Er war jedoch in Prag abgestempelt, und ich zweifelte nicht, dass er von Herta stammte.

Ich fühlte mich elend. Hermann war schon vor vier Tagen etwas zugestossen, und niemand wusste, was. Herta schrieb: «Seine Kamera könnte an allem schuld sein ... Natürlich wird das schliesslich und endlich aufgeklärt werden können.» Ich klammerte mich an die Vorstellung, dass sie recht hatte, und gab unser Gepäck am Bahnhof auf, damit es der Zug in drei Tagen mit nach Southampton nahm.

Was um Himmels willen sollte ich tun? Ich hatte nie darüber nachgedacht,

wie mit einer solchen Situation umzugehen sei, und das trotz der Befürchtungen, die mir die Sommerferien vergällt hatten, seit im Juli der Brief von Herta gekommen war, in dem sie Hermann um einen Besuch bat. Als Antwort hatte ich für Hermann einen Weiterflug nach Genf gebucht, einen Tag nach seiner Ankunft in England aus Ohio, und es hatte sich seitdem keine Gelegenheit ergeben, ihn selbst zu fragen, worum es bei all dem eigentlich ging. Ich hatte nur die kurze Nachricht von ihm, im Anschluss an sein Treffen mit Herta geschrieben, dass Noel irgendetwas zugestossen sei. – Aber diese Nachricht sei nur für mich bestimmt, für alle anderen sei Noel erkrankt. War dieses bewusste «etwas» nun auch Hermann zugestossen? Herta schien sich ganz darauf zu verlassen, dass die polnischen Architekten, deren Gast Hermann war, ihm aus allen Schwierigkeiten heraushelfen würden. Vielleicht hatte sie ja recht.

Der Kalte Krieg war entbrannt, und er war ein Amerikaner, der in einem kommunistischen Land festsass. Die Beziehungen zwischen unserer Regierung und der polnischen waren feindselig. Würde nicht eine vom Aussenministerium veranlasste Untersuchung die Polen nur verärgern, und das, wo sie vielleicht im Begriff standen, ihn laufenzulassen? Ich wusste so wenig über diese Probleme, dass ich sogar der Meinung war, eine Nachfrage der amerikanischen Regierung würde die Polen nur in dem Verdacht bestärken, dass Hermann an irgendwelchen gegen sie gerichteten Aktivitäten beteiligt war. Später erfuhr ich, dass es gerade umgekehrt funktioniert. Man erwartet, dass die Regierung der anderen Seite protestiert, denn das Ausbleiben eines solchen Protests kann leicht als Beweis dafür gewertet werden, dass der Verdächtige ein Spion ist und deshalb nicht tragbar. Aber welche Ehefrau eines normalen Staatsbürgers hat sich schon Gedanken über das Vorgehen in dem Fall gemacht, dass ihr Mann irrtümlicherweise für einen Spion gehalten wird? Allein das Wort «Spion» war ja schon furchterregend. Für mich war Spionage etwas, was einzig und allein Kriegszeiten vorbehalten war. Leute wurden deswegen erschossen. Aber jetzt herrschte Friede – oder etwa nicht?

Mein Vater meinte, dass das Aussenministerium sofort verständigt werden sollte, wenn Hermann der Spionage bezichtigt werden würde. Ich folgte seinem Rat und rief die amerikanische Botschaft an.

«Ich möchte das Verschwinden meines Mannes melden.» Das klang irgendwie lächerlich.

Die Stimme am anderen Ende sagte, sie wolle mich weiterverbinden. Ich wiederholte meinen Spruch, diesmal für einen Mann. «Mein Mann ist in Polen verschwunden.» – «Oh!» Er klang bestürzt. Er würde mich mit jemand ande-

rem verbinden. Wieder von vorn. «Ja, verschwunden ...» – aber ich wurde erneut unterbrochen. Er wolle mich mit einem Ersten Botschaftssekretär verbinden.

Schliesslich konnte ich berichten. «Mein Mann hat Warschau besucht. Er ist Architekt und lernte bei einem Kongress in Italien einige polnische Kollegen kennen, als deren Gast er dann für eine Woche nach Warschau flog. Ich kann Ihnen die Adresse nennen ... Er sollte am vergangenen Montag in Prag sein und gestern Abend wieder hier in London. O ja, er hätte geschrieben oder telegraphiert. Sehr zuverlässig, er hätte mich immer wissen lassen, wenn er seine Pläne geändert hätte. Ob die amerikanische Botschaft in Warschau vielleicht etwas herausfinden kann?»

Er versprach, der Sache sofort nachzugehen. Ich fühlte mich besser. Jetzt lag alles in den Händen der Fachleute. Aber Herta hatte mir die Telefonnummer von Frau Syrkus genannt. Das war praktisch eine Aufforderung, anzurufen. Vielleicht war Frau Syrkus in der Lage, mir irgendetwas zu sagen. Unheimlich, wie leicht es war, eine Verbindung mit Warschau zu bekommen. Nichts liess darauf schliessen, dass es einen Eisernen Vorhang gab. Aber die Stimme am anderen Ende wusste nur zu sagen: «Frau Syrkus ist nicht in ihrem Büro. Rufen Sie morgen früh wieder an.» Also schickte ich ein Telegramm an ihre Privatadresse und bat, mich anzurufen. Das tat sie nicht, deshalb rief ich am folgenden Morgen erneut ihr Büro an. Diesmal hatte die Stimme eine andere Botschaft für mich: «Frau Syrkus ist verreist, ist aber vielleicht in der nächsten Woche wieder da.»

Der Vorhang war vor Hermann niedergegangen.

Ein zweiter Brief von Herta kam, datiert vom 25. August. Sie hatte mit Helena Syrkus gesprochen, die sich ganz überrascht gezeigt hatte, dass Hermann nicht in Prag eingetroffen sein sollte, da sie ihn doch selbst zum Flugplatz gebracht hatte. Sie hatte aber gehen müssen, bevor er durch den Zoll war. Sie hatte gemeint, die unentwickelten Filme könnten ihn in Schwierigkeiten gebracht haben, und versprochen, alles in ihrer Macht stehende zu tun, um die Sache zu klären. Da sie das polnische Visum für Hermann besorgt hatte, fühlte sie sich verantwortlich. Herta hatte das Gefühl, sein Fall sei in guten Händen. «Obwohl es alles in allem schrecklich unangenehm ist.» Sie hielt es zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht für erforderlich, offizielle Schritte zu unternehmen.

Liebe Kate, beunruhige dich nicht zu sehr. Man kann nicht zwischen Zollabfertigung und Flugzeug verlorengelassen werden. Ich bin sehr erleichtert, weil ich gestern schon glaubte, es könnte doch ein Unfall gewesen sein. Helena ist

für diese Sache die richtige ... Und in Zukunft spezialisiert sich Hermann wohl lieber darauf, hübsche Porträtaufnahmen seiner Familienangehörigen zu machen – ich hätte dann gern ein paar Proben seiner Arbeit.²

Diesmal war der Brief ordentlich unterschrieben, in ihrer, wie ich annahm, normalen Handschrift. «Falls Du sie nicht hast: meine Adresse ist Hotel Paris, Tel 602-21.» Offenbar ging es ihr sehr viel besser, auch wenn sie glaubte, dass Hermann verhaftet worden war – eigenartig, so etwas als eine weniger schlimme Sache anzusehen! Sie war überzeugt, dass Frau Syrkus alles schnell würde aufklären können. Da sie mir ihre Adresse gegeben hatte, kabelte ich: «Deine Briefe erhalten. Habe amerikanische Botschaft gebeten, Nachforschungen anzustellen. Reise Montag, verkaufe überzähliges Ticket.»³ Denn es war ja klar, dass Hermann nie so rechtzeitig würde eintreffen können, um Gebrauch davon zu machen.

Am Wochenende wartete ich auf das Klingeln des Telefons und auf eine Nachricht der Botschaft. Herta war bestimmt nicht damit einverstanden, dass ich die Botschaft eingeschaltet hatte. Ich hatte das Gefühl, ihre Vorstellung könnte gänzlich unrealistisch sein, aber ich klammerte mich an ihren Optimismus.

«Warum ist Daddy nicht gekommen?» fragte Hugh.

«Er konnte nicht. Er wird kommen, sobald er kann.»

«Aber warum konnte er denn nicht?»

Ja, warum? Welche Erklärung sollte ich ihm geben, die ihn zufriedenstellte, ohne ihn zu erschrecken?

«Er hat's einfach nicht geschafft, das ist alles. Er wird bald kommen.» Vielleicht würde es ja schon wahr werden, wenn man es nur aussprach.

Samstagabend und noch immer keine Nachricht. Ich floh in den Schlaf. Aber im Schlaf fingen die sorgsam errichteten Dämme des Optimismus an nachzugeben. Die unterbewusst geahnte Wahrheit strömte hindurch – und liess mich hellwach werden.

Durch ein halb zugezogenes Fenster drang das Mondlicht herein. Nur vier Scheiben waren zu sehen, ein Kreuz aus Eisen, wie ein Gefängnisfenster. Hermann sass im Gefängnis. Das war die Wahrheit. Er blickte auf ein kleines, vergittertes Fenster. Ich konnte ihn sehen, wie er wach in einer kahlen Zelle lag. Wach, so wie ich, aber so weit weg! Ich stellte mir vor, wie er dort lag, unfähig zu begreifen, dass so etwas passieren konnte, ihm passieren konnte. Und dann sah ich seine ungläubigen, erschreckten Augen, während er versuchte, verständnislosen polnischen Polizisten klarzumachen, dass er unschuldig war. Ich

konnte sehen, wie er erklärte, zwei Jahre zuvor mit einer Gruppe von Architekten dort gewesen zu sein, weil er der Überzeugung war, ungeachtet aller Unterschiede zwischen den Gesellschaftssystemen müsse es die Bereitschaft geben, sich zu informieren über das, was in den jeweiligen Ländern getan wurde. Und dass er diesmal Gast des namhaften Architektenehepaares Syrkus gewesen sei, denen so sehr daran gelegen war, dass er den Wiederaufbau von Warschau sah. Und dafür sollte er nun ins Gefängnis?

Würde die starrköpfige polnische Polizei sich aber überzeugen lassen? Er war kein Kommunist. Waren nicht alle anderen Feinde? Liessen sie diejenigen gelten, die die Mitte hielten, die liberalen Internationalisten, die in kein Kästchen passten? Menschen wie Hermann, die keinen Argwohn kannten und keine Gefahr gewärtigten? Welche Ironie lag in dem Postskriptum von Frau Syrkus zu Hermanns letztem Brief an mich: «Es ist schade, dass Sie Hermann nie nach Warschau begleiten. Im nächsten Jahr darf er ohne Sie unser Haus nicht betreten!» War sie jetzt in der Lage, ihn da rauszuholen?

Angenommen, sie war es nicht. Wie sollte ich dann allein mit den Kindern in Cleveland zurechtkommen? So weit weg von allen, von meinen Eltern in England, von Hermanns einziger anderen Verwandten, seiner Schwester Elsie, die im fernen Illinois lebte. Wenn es lange dauerte, würde mir das Geld ausgehen, schlimmer noch, wer würde mich trösten und mir beistehen? Wie sollte ich damit fertigwerden, dass ich allein war in dem grossen Haus, das wir eben erst gemeinsam als unser erstes richtiges Heim fertig eingerichtet hatten? Das Bild dieses Hauses trat so lebhaft vor meine Augen, dass ich wusste, wäre ich wieder dort, ich würde den ganzen Tag lang nur noch weinend umhergehen.

Und doch, ganz nach Plan, würde ich in zwei Tagen mit den Kindern an Bord der «Batory» sein, die nach New York fuhr. Ein polnisches Schiff. Wenn aber nun Hermann ein Gefangener der Polen war, könnte uns dann nicht auf dieser Überfahrt etwas zustossen? Ich wusste, dass Hermann unschuldig war. Vielleicht wollten sie mich loswerden? Es war leicht, Menschen ins Meer zu stossen. Ich schämte mich dieser Befürchtungen, aber sollte ich ein Risiko eingehen? Es hatte sich im allgemeinen ausgezahlt, wenn ich meinen Eingebungen gefolgt war. Und wenn ich bliebe, wäre ich auch Hermann näher. Ich beschloss, nicht mit der «Batory» zu reisen und am Morgen zu versuchen, die Tickets zu verkaufen.

Alan schlief friedlich in seinem Kinderbettchen am Fussende meines Bettes. Armer kleiner Junge, er wusste nicht, in was für eine grausame Welt er da

gekommen war. Ich nahm ihn hoch, legte ihn in mein Bett neben mich. Es war beruhigend, seinen kleinen, warmen Körper zu fühlen. Gott sei Dank, ich hatte noch meine kleinen Buben bei mir. Ich schlief ein.

Der Montag kam, der Tag, an dem wir hätten abreisen sollen, aber ich hatte die Tickets verkauft. Ich rief die Botschaft an, sie hatten jedoch noch nichts aus Warschau gehört. Dann schrieb ich Elsie, damit sie informiert war. Sie hatte gerade ein Baby bekommen, und ich wollte sie nicht beunruhigen, weshalb ich so ruhig schrieb, wie ich nur konnte.

«... Die Botschaft versichert mir, dass so etwas durchaus nicht ungewöhnlich ist, dass wir uns wegen seiner persönlichen Sicherheit keine Sorgen zu machen brauchen, da er zum Flugplatz begleitet wurde. Es ist klar, dass er nicht widerrechtlich abgefangen worden sein kann. Sie meinen jedoch auch, dass es, selbst wenn es sich nur um eine unbedeutende Formsache handelt, manchmal Wochen (!) dauern könne, bis sich die Geschichte klären lasse, da die Mühlen der Bürokratie langsam mahlen ...»⁴

Am nächsten Tag schrieb ich an Herbert Hunsaker, den Präsidenten des Cleveland College, Hermanns Arbeitgeber: «Sobald er kann, wird er in die Vereinigten Staaten zurückfliegen wollen ... Ich werde wahrscheinlich nicht in der Lage sein, in diesem Semester meinen volkswirtschaftlichen Kurs durchzuführen...»⁵

Endlich rief auch die Botschaft an. Sie hatten eine Nachricht aus Warschau von Mr. Syrkus bekommen, derzufolge Hermann wie geplant am 22. August nach Prag abgeflogen sei. Syrkus musste es wissen, schliesslich war es ja, wie Herta geschrieben hatte, seine Frau gewesen, die die Nachforschungen angestellt hatte. Konnte das das Ergebnis sein? Da war noch Hertas erster Brief: «Er war nicht in der Maschine, obwohl sein Name auf der Passagierliste stand ...»

Ich durchsuchte die Zeitungen nach Hinweisen und entdeckte die Überschrift: *Revolte niedergeschlagen, sagt Prag*. Die Tschechen bestätigten, sie seien am vergangenen Wochenende einem Putsch zuvorgekommen. Ich rief erneut die Botschaft an. Wäre es denkbar, dass Hermann bei seiner Ankunft in Prag aus dem Flugzeug geholt worden war, bevor Herta ihn hatte sehen können? Die Tschechen befanden sich in einem Zustand äusserster Nervosität und könnten ihn verdächtig haben, weil er Amerikaner ist. Die Botschaft versprach, sich darum zu kümmern.

In diesen Tagen bekam ich zu spüren, dass Angespanntheit tatsächlich

krank machen kann. Ich fühlte beständig einen Schmerz in mir. Ich konnte es nicht über mich bringen, das Haus zu verlassen, weil ich Angst hatte, einen Anruf der Botschaft oder von Herta zu verpassen. Von ihr kam gar nichts. Aber vier Tage später, am 3. September, erhielt die Botschaft eine Nachricht aus Warschau. Die Passagierliste des Fluges 563 der CSA nannte Hermann zusammen mit vier anderen Passagieren, die am 22. August um 18 Uhr 20 aus Warschau abgeflogen waren. Das Papier war vom tschechischen Flugkapitän Schorr unterzeichnet. Die Botschaft in Warschau war von einem Vertreter der Sicherheitspolizei unterrichtet worden, Hermanns Name würde nicht auf der Liste stehen, wenn er nicht an Bord des Flugzeuges gewesen wäre. Dieser Funktionär konnte sich nicht erinnern, dass es in den vergangenen Monaten irgendwelche Zwischenfälle gegeben hätte, an denen die tschechoslowakische Fluglinie CSA beteiligt gewesen sei, und dass in Warschau nichts vorliege, was belege, dass es einen Zwischenfall gegeben habe.⁶

Auch die amerikanische Botschaft in Prag war eingeschaltet worden, die am 6. September berichtete, sie hätten die Liste von Hermanns Flug zu sehen bekommen. Sein Name habe zwar daraufgestanden, sei aber von der Stewardess gestrichen worden, als sie bemerkt habe, dass er nicht an Bord gewesen sei.

Wem sollte man nun glauben?

Diese Sommerferien waren so unglücklich verlaufen. Am 6. Juni hatten wir unter den hohen Ulmen im Garten unseres Hauses in Cleveland, Ohio, eine Geburtstagsparty für unseren Sohn Alan veranstaltet, der am nächsten Tag vier Jahre alt wurde. Aber an dem Tag würden wir Hermann schon verlassen haben, um über den Atlantik zu dampfen und die Ferien in England zu verbringen. Ich wollte so gerne mein Geburtsland und meine Eltern wiedersehen. Hermann konnte jedoch keinen so langen Urlaub nehmen und sollte uns deshalb sechs Wochen später in London treffen.

Hermann fuhr uns zum Bahnhof. Der lange Zug lief mit läutender Glocke ein. Ich fand amerikanische Eisenbahnzüge immer sehr romantisch. Für mich waren sie gleichbedeutend mit riesigen Entfernungen, und sie unterschieden sich mit ihren Schienenräumen und grossen Rädern von den englischen Zügen wie der Tiger von der Katze.

Noch vor dem Frühstück waren wir in New York. Hugh hatte sein Fahrrad und Alan sein Dreirad, und so radelten sie frohgemut durch die Grand Central Station. Wir fuhren mit dem polnischen Schiff «Batory», da das Reisebüro nur noch dort Plätze hatte reservieren können. Auf ihrer letzten Reise war die «Batory» ins Zwielicht geraten: Gerhart Eisler, ein Deutscher, den das FBI

suchte, weil er der Spionage verdächtig war, hatte sich an Bord dieses Schiffes versteckt, und deshalb war diesmal der gesamten Mannschaft der Landgang in New York untersagt worden. So hatte ich das Gefühl, irgendwie in einen internationalen Zwischenfall verwickelt zu sein.

Die Überfahrt verlief angenehm, und nichts erinnerte daran, dass man unter kommunistischer Flagge fuhr! Kapitän Jan Cwilinski machte jeden Morgen einen Inspektionsgang über die Decks, seine Offiziere in geordneter Reihe hinter sich. Wenn wir die grosse Treppe hinauf- und hinuntergingen, blickte von einem grossen Gemälde Stefan Batory, der heroische König von Polen, der im 16. Jahrhundert gegen Iwan den Schrecklichen gekämpft hatte, in seinem mittelalterlichen, roten Gewand auf uns herab.

Nach acht Tagen hatten wir Southampton erreicht. Einer der Schiffsoffiziere äusserte höflich, es sei ein Jammer, dass ich das Schiff dort verlasse. Die Verhältnisse in England seien schlimm, in Polen aber bekäme man wirklich gut zu essen. Die Gangway wurde hinabgelassen, und da stand meine Mutter auf dem Kai.

Die Zeit verging, und bald würde Hermann bei uns sein. Er schrieb, dass er mit einem für Studentenreisen eingesetzten Charterflugzeug fliegen wolle, um Geld zu sparen. Aber noch vor seiner Ankunft hatten wir Hertas Brief aus Genf erhalten. Er war an Hermann gerichtet, und sie bat ihn, sofort nach Genf zu kommen. Warum, sagte sie nicht, aber sie hatte wohl gute Gründe. Vielleicht war Noel ernsthaft erkrankt. Ich hatte also für Hermann einen Flug nach Genf gebucht, und zwar für den 20. Juli. Das würde ihm noch ein paar Tage für uns lassen.

Dann das Telegramm von Hermann, sein Flug werde sich um zwei Tage verschieben. Endlich sein Anruf vom Londoner Air Terminal, und dann sah ich ihn, wie er die Gorringham Road auf uns zukam, einen Koffer in jeder Hand, und wie dann die Buben losrannten, um ihn zu begrüßen.

Es war schön, nach sechs Wochen wieder zusammen zu sein. Es gab so viel zu erzählen, und die Zeit war knapp. Sein Flugzeug ging am nächsten Morgen. Alles war von dem mysteriösen Hilferuf Hertas überschattet. Wir hörten so selten von Noel und Herta, die die Schweiz kaum verliessen. Meine einzige Erinnerung an sie war ein Besuch in New York 1946, als sie bei uns in Brooklyn gewohnt hatten. Noel schien sich über seinen Gesundheitszustand Sorgen zu machen, und Herta blieb mir als umgängliche, häusliche Person in Erinnerung, die gern bügelte. Aber dann hatte sich ein unbarmherziges Scheinwerferlicht auf Noel gerichtet. Er war aufgefordert worden, von seinem Posten als europäischer Direktor des in Boston ansässigen *Unitarian Service Commit-*

tee zurückzutreten, in dem neuen Klima des Kalten Krieges hatte man ihn beschuldigt, den Kommunisten gegenüber zu entgegenkommend zu sein. Zudem war er als Freund von Alger Hiss bezeichnet worden, mit dem er Mitte der dreissiger Jahre im Aussenministerium gearbeitet hatte. Nun stand Alger Hiss in New York wegen Meineids vor Gericht, weil er geleugnet hatte, Papiere des Aussenministeriums an einen früheren Kommunisten namens Whittaker Chambers weitergegeben zu haben.

Hermann war meiner Meinung, dass er nach Genf fliegen müsse, um Näheres zu erfahren. Also machte er sich am folgenden Morgen wieder auf die Reise. Ich war unglücklich. Ich hatte ihm noch nicht einmal die Hälfte von all dem gesagt, was ich ihm hatte sagen wollen, und ich spürte eine unbestimmte Besorgnis. Konnte man sich tatsächlich darauf verlassen, dass er auf sich aufpasste? Ich wusste aus der Zeit des Kriegsbeginns, dass er, wenn das Leben anderer auf dem Spiel stand, keine Furcht kannte. Er hatte 1939 in Polen selbst fast das Leben verloren, als er Menschen, die auf der Flucht vor Hitler waren, zu helfen versucht hatte. Ich hatte damals einen Monat lang keine Nachricht von ihm und wollte so etwas nicht noch einmal durchmachen.

Den ganzen Sommer wartete ich dann auf die Auflösung von Hertas Rätsel. Hermann schrieb Briefe und Postkarten vom internationalen Architekten-Kongress in Bergamo. Aber was Noel zugestossen war, blieb unerklärt. Ich schloss daraus, dass Hermann ihn nicht getroffen hatte. Er schrieb, dass er am 1. August nach Prag reisen wolle, und Herta mit ihm, da «es sinnlos ist, dass sie in Genf bleibt». Sie sei «wunderbar optimistisch, trotz augenblicklicher Schwierigkeiten». Unser Verdacht, dass Noel etwas zugestossen sei, sei zutreffend, aber das dürfe nur ich wissen, für alle anderen heisse es «Krankheit».

Ich hatte mich entsetzlich elend gefühlt. Noel musste verschwunden sein. Jetzt war Hertas Rätselhaftigkeit auch in Hermanns Briefe eingedrungen. Mir blieb nur die Ungewissheit, ich durfte mit niemandem darüber reden, nicht einmal mit meinen Eltern. Wenn Noel etwas passiert war, warum reiste dann Hermann nach Prag weiter? Ich hatte den Eindruck, als werde er von Herta beeinflusst, als nutze sie seine Liebe zum älteren Bruder aus und bringe ihn dazu, sich in Gefahr zu begeben. Als ich davon erfuhr, war er bereits in Prag. Der Eisene Vorhang trennte uns.

Hin und wieder waren Postkarten gekommen, die mich beruhigten. Auf der einen war eine der vielen Brücken Prags zu sehen, die so stabil aussah wie 1947, als ich selbst, noch vor der kommunistischen Machtergreifung, dort gewesen

war. Und dann ein Brief, in dem er mir mitteilte, er werde für eine Woche nach Warschau fliegen. Es hatte den Anschein, als mache er noch einmal die Studienreise, die er 1947 geleitet hatte. Vielleicht würde ja doch noch alles gut werden.

Und nun waren alle meine Ängste wahr geworden und er war verschwunden.

«Aber Muffin konnte hören»

«Muffin konnte nicht aus dem Korb schauen. Aber Muffin konnte hören ...»
Wie oft hatte ich in den folgenden Tagen und Wochen Anlass, mich an eine Schallplatte mit der Geschichte eines kleinen schwarzen Hundes zu erinnern, die meine Buben immer besonders gern gehört hatten. Es ging um einen Stadthund, der, als die Ferienzeit gekommen war, in einen Reisekorb gesetzt und aufs Land geschickt wurde, in eine neue Welt, die er anfangs nicht sehen konnte und die nur aus Geräuschen bestand. Vorübergehend der Möglichkeit des Sehens beraubt, war Muffin ganz Ohr, und wenn ein unbekannter Laut zu ihm drang, fragte er sich: «Was war das?» Da waren die Geräusche des Tages und die der Nacht. Er hörte die Geräusche des Eisenbahnzuges. Da, ein Ruf! Was war das? Eine Krähe. Und das? Trotz des Korbgefängnisses und der Dunkelheit der Nacht wurde ihm allmählich die neue, ländliche Welt vertraut, die er noch nie gesehen hatte. Denn Muffin konnte hören. Und das konnte auch ich.

Am ersten Morgen war ich hochgeschreckt. Was war das? Wo war ich? Ich hatte das Gefühl, dieses Geräusch schon zum zweiten Mal zu vernehmen, es klang vertraut, wie wenn man den eigenen Namen gerufen hört. Ich öffnete die Augen und blinzelte in das blendende Licht einer Glühbirne. Schnell waren die Ereignisse des vergangenen Abends wieder da, ich erkannte das Geräusch sofort, als es dann lauter und näher erklang als beim vorigen Mal. Es war das Öffnen und Schliessen der Zellentüren, eine nach der anderen. Ich sprang auf den feuchten Steinboden. Schon war meine Zelle dran und hallte vom Lärm wider. Als der Aufstand vorbei war, liess ich die Arme wieder sinken, wandte mich von der Wand weg und fand Jacke, Hosen und Schuhe auf dem Fussboden verstreut, als seien sie von einem Sturmwind hereingeweht worden, der, kaum dass er sich erhoben hatte, auch schon weitergezogen war.

Ich hatte alles einzeln aufgehoben, abgeklopft und schnell als Schutz gegen

die durchdringende Kälte angezogen. Das kleine vergitterte Fenster unter der Zellendecke sah so undurchdringlich aus wie vorher. In der Welt draussen war noch Nacht. Das Lärmen der Schlüssel und Riegel und zugeschlagenen Türen verzog sich den Korridor hinunter, bloss um plötzlich am Ausgangspunkt ein wenig rechts von mir wieder einzusetzen. Jetzt glich der Ablauf jedoch eher einer Zeitlupenversion des vorherigen und enthielt eine Fülle neuer Geräuschelemente. Nachdem die Tür geöffnet worden war, ertönte im Korridor ein klickender Laut, als werde ein grosser Schalter betätigt, und statt des Geräuschs der wieder sich schliessenden Tür hörte ich gedämpfte schnelle Schritte und ein Zischen, an meiner Tür entlang. Wenig später folgte das Geklapper eines Eimers ziemlich weit entfernt auf der linken Seite, und, nach langer Pause, erneut schnelle Schritte und endlich auch das Geräusch einer Zellentür, die geschlossen wurde. Fast unmittelbar danach wiederholte sich das alles an einem Punkt, der etwas näher war. Dann wurde die Geräuschfolge auch schon neben mir hörbar, und diesmal konnte ich ausmachen, dass direkt auf der anderen Seite meiner Wand ein Eimer aufgenommen wurde. Die erste Runde hatte der Kleidung gegolten, bei dieser ging es um das Ausleeren der Eimer. Als sich der Schlüssel im Schloss drehte, holte ich den Eimer aus der Ecke und stand vor der Tür bereit, als diese aufflog.

Eine Gestalt wich erschrocken in den Flur zurück. Das reibungslos und schweigend ablaufende Possenspiel war unterbrochen. «Cholera...» Verdammte. Der andere bedeutete mir mit wilden Gesten, ich solle von der Tür verschwinden, während ein zweiter Mann herbeieilte und ebenfalls in erregte Ermahnungen ausbrach. Schon wieder war ich in Schwierigkeiten! Besser, ich fing noch mal ganz von vorne an. Ich setzte also den Eimer ab und hastete zur Fensterwand, die Hände über dem Kopf. Aber hinter mir hörten die Vorhaltungen in polnischer Sprache nicht auf. Der Eimer? Sie erwarteten doch gewiss nicht, dass ich auch den in die Höhe hielt?

Eine Woge des Trotzes erfasste mich. Ich hatte mich an das Protokoll gehalten, jetzt waren sie dran. An der Tür erklang ein Klicken ähnlich dem, das ich zuvor im Korridor gehört hatte. Keineswegs ein Schalter, sondern das Schnippen von Fingern. Was um Himmels willen hatte das zu bedeuten? Weitere «Cholera!»-Rufe, dann ein Flüstern, dann ein etliche Male wiederholtes «Schsch!» Ein «Hallo!» Ich gab nicht nach, starrte weiter auf die Gitterstäbe des kleinen Fensters. Meine erste Geste der Rache! Man konnte nicht von mir erwarten, dass ich mit dem Hinterkopf sah. Ein paar Schritte, die sich mir zaghaft näherten, ein Unterhändler. Ein Klopfen auf meiner Schulter. Ich wandte

meinen Kopf, ohne dabei die erhobenen Arme zu bewegen, und blickte auf einen kleinen, verwirrten Mann in einem braunen Kittel hinab, der auf mein Jackett, dann auf den Eimer und dann auf die Tür zeigte.

Ich ging in die Ecke, nahm den Eimer auf, wurde aber wieder mit einer Flut von Protesten belohnt. Der Mann zupfte an meinem Jackett und Hemd, dabei die ganze Zeit verstohlen die Tür beobachtend, als erwarte er, sogleich lebend aufgefressen zu werden. Ich zuckte die Achseln. Eine Sackgasse. Vielleicht hatte ich mich noch nicht anziehen dürfen. Ich zog die Jacke aus. Die beiden Aufseher nickten eifrig. Ich begann, auch die Hose ausziehen. Erneute Bestürzung. Der Mann zeigte wieder auf mein Hemd. Ich zog es über den Kopf und stand mit nacktem Oberkörper da. Die Reaktion an der Tür war erfreut. Kopfnicken und sogar die Andeutung eines amüsierten Lächelns, und als ich mich endlich mit meinem Eimer durch die enge Türöffnung zwängte, strahlten die beiden Gesichter in einer Mischung aus Triumph und Erleichterung, dass die Vernunft am Ende doch noch gesiegt hatte.

Ich lief unsicher durch die Unterdeckdunkelheit des Korridors, der sich neben meiner Zelle links zu einer fensterlosen Bucht von den Ausmassen eines kleinen Zimmers weitete. Statt der Wand zum Korridor war nur ein Ziegelsteinpfeiler vorhanden, dagegengestellt ein Tisch mit einer abgedunkelten Lampe und etwas, was wie ein Telefon aussah. An der hinteren Wand standen hölzerne Regale mit Vorhängen davor.

«Schneller...»

Offensichtlich gefiel ihnen nicht, dass ich den Kopf zur Seite gewendet und mich umgeschaut hatte. Ich schlurfte so schnell weiter, wie es die schnürsenkellosen Schuhe gestatteten und ohne dass der volle Eimer überschwappte. Jenseits des Wachraums ging es zwei Stufen abwärts, auch hier befanden sich zu beiden Seiten niedrige, verriegelte Türen, acht insgesamt. Im Halbdunkel konnte ich die kleinen, metallenen Schieber erkennen, etwa anderthalb Zentimeter hoch und zehn Zentimeter breit, in denen jeweils zwei winzige Lichtpunkte zu sehen waren. Schweigende Zeugen unbekannter Insassen. Das hintere Ende des Korridors war um drei Stufen erhöht und bildete eine Art türlose Nische, in der sich eine Toilette und ein Waschbecken befanden. Trotz der eisigen, noch nächtlichen Luft, die durch ein Fenster mit weiss gestrichenem Glas hereinwehte, das leicht angekippt war, erfüllte ein unangenehmer Geruch den Raum.

Ich leerte den Eimer, balancierte dabei mit gespreizten Beinen auf dem an den Wänden etwas erhöhten Fussboden, um zu verhindern, dass meine Schuhe in der dunklen Wasserlache versanken, die den Rest des Bodens bedeckte. Der

Aufseher war dicht hinter mir und flüsterte jedes Mal, wenn ich wieder ein Interesse für meine Umwelt zu zeigen schien, «Schneller... schneller!» Er zeigte jetzt auf eine Bürste mit langem Stiel, Schritt für Schritt lernte ich die ganze Prozedur kennen. Den Eimer leeren, nicht die Kette ziehen, den Eimer ausschrubben und ausspülen, ihn wieder leeren, ihn nun zur Hälfte füllen, ihn auf dem Boden abstellen, Zähne mit der Zahnbürste putzen, die einem gereicht wurde, Kopf und Arme und Hände mit dem eisigen Wasser waschen, das aus dem Hahn kam, schnell, bevor man in der Zugluft zu Eis erstarrte, mit dem gelieferten, eigenen Handtuch abtrocknen, das Handtuch Zusammenlegen, die Zahnbürste hineinstecken, den Eimer mit der anderen Hand aufnehmen, zurückhasten, «Schneller... schneller!», den Korridor entlang, ohne rechts und links zu sehen (ich tat es trotzdem). Das Handtuch auf einem Stuhl ablegen, an dem offenen Raum in der Mitte des Korridors vorbei, zurück in die Zelle, den Eimer in der Ecke absetzen, während hinter einem der Riegel krachend zugeschoben wurde.

Ich zog Hemd und Jacke wieder an und begann, auf und ab zu gehen, um warm zu werden. Ich nahm wahr, wie sich das Auf- und Zusperrn der Türen immer weiter in Richtung Waschraum entfernte, insgesamt vierzehnmal. Ich hatte also hier unten mindestens dreizehn unbekannte Leidensgenossen. Wie seltsam. Hatte man schon mal von einem so kleinen Gefängnis gehört? Aber welche andere Funktion konnten diese Kellerzellen sonst haben?

Mein Fenster nahm einen rosigen Hauch an, ein ständig grösser werdendes Licht durchdrang die dicke Schicht weisser Farbe. Das war also die Morgendämmerung. Es musste etwa sechs Uhr sein, und ich war wahrscheinlich seit einer Stunde auf. Mein Tag hatte folglich um fünf Uhr begonnen.

Während der Tag langsam voranschritt, nahm das anfängliche Nichts allmählich die Gestalt einander ablösender Vorgänge an – Vorgänge, an denen ich teilhatte und die mir zur Uhr wurden, zu Wegzeichen der überstandenen Zeit und der Ausdauer. Dem Eimerlauf folgte nach kurzer Zeit der Stille das Frühstück, das aus einem Becher wässrigen Ersatzkaffees und zwei Scheiben dunklen, mit Schmalz und Käse bestrichenen Broten bestand, das in der Tür auf den Boden gesetzt wurde wie das Abendbrot. Nach einem weiteren, durch das Einsammeln der leeren Becher verursachten Wirbel versank der Keller in scheinbar endloser Schläfrigkeit. In meiner Zelle zeigte sich das Tageslicht als lebloser Schein in dem weiss gestrichenen Glas, einzige Erinnerung an eine Welt, die sich auf der anderen Seite dieser Wände weiterbewegte.

Diese hohle Stille, die nur durch das gelegentliche Klingeln des Telefons

unterbrochen wurde, durch eine leise Unterhaltung, ein wildes Geflüster im Korridor, der die andere Hälfte dieser unterirdischen Welt bildete, hatte etwas Unterdrücktes, Betäubtes. Da es inmitten dieser aufgehobenen Zeit nichts gab, womit ich Geist oder Hände hätte beschäftigen können, blieb, während mein Denken beständig im Kreis um das Falls und das Warum jagte, nur zweierlei zu tun – die dreieinhalb Meter zwischen Tür und Fenster auf und ab gehen, bis die Beine anfangen nachzugeben; dann auf dem Holzgestell sitzen (aus irgendeinem Grunde schien das heute niemand übelzunehmen) und auf den Boden starren, bis die feuchte Kühle unerträglich wurde. Dann erneut die Wanderschaft aufnehmen, die Suche nach der Lösung des Rätsels suchen, gepeinigt von der abgestandenen Muffigkeit, dem Mangel an frischer Luft.

Der Bann wurde erst wieder beim nächsten Zyklus zur Mittagszeit gebrochen. Ich hatte nun schon meinen festen Platz im Ablauf der Ereignisse, war der vierte in der Reihe aus vierzehn, die zu meiner Rechten begann und links am Ende des Korridors beim Waschraum endete. Zwei emaillierte Essschüsseln, ein Holzlöffel und ein Emaillebecher auf dem Fussboden an der Tür. Ich zog mich zum Holzgestell zurück wie ein eingesperrtes Tier, das seinen Knochen in eine einsame Ecke trägt. Meine Gier war zum Teil echter Hunger, vom endlosen Umherwandern und der Kälte verursacht, entsprang aber mehr noch der Tatsache, dass da eine Tätigkeit war, auf die ich mich konzentrieren konnte.

Wenn ich die Erbsensuppe, das Schweinefleisch, den Kohl, die Kartoffeln und am Ende das wässrige Apfelkompott verschlang, war der Tiefpunkt des Tages überwunden. Als sei dies die Rechtfertigung für meine gehobene Stimmung, erlebte ich, als das Geschirr wieder eingesammelt wurde, eine angenehme Überraschung. Schritte näherten sich, und dann stand der gute, alte Aufseher aus Warschau neben mir, der, der die Angewohnheit gehabt hatte, über dem Tisch einzuschlafen und der mir am vergangenen Abend eine Zigarette gegeben hatte. Nach allem, was inzwischen geschehen war, war es wie das Wiedersehen mit einem alten Freund. Er lächelte auch durchaus freundlich und erklärte mir mit Hilfe eines anderen Aufsehers an der Tür, dass ich nicht mehr mit dem Gesicht zur Wand und erhobenen Händen dastehen müsse, wenn jemand hereinkam. Er fügte hinzu, dass ich auf dem Holzgestell sitzen dürfe, wann immer ich wolle, und dass ich auch, wenn ich es wünsche, ein Nachmittagschläfchen machen dürfe, ja, sogar mein Fenster ein wenig geöffnet werden könne. Ich war überwältigt von der Fürsorglichkeit und erstaunt über die eigentümliche Unvorhersehbarkeit von allem, was hier geschah.

Und so kam es, dass die Dimensionen dieses ersten Tages erheblich zusammenschumpften. Der Schlaf trug das seine dazu bei. Nicht, dass ich richtig müde gewesen wäre, aber wie das Essen war auch er ein Mittel, die Zeit und meine Gedanken zu besiegen. Die frische Landluft, die jetzt über den oberen Rand meines Fensters hereinströmte, war ein weiterer Faktor, schwemmte sie doch die heftigsten Anwandlungen von Klaustrophobie fort. Vor allem übten das kleine Dreieck des Himmels und die grünen Blätter darin den beruhigenden Einfluss des Vertrauten auf mich aus. Aber es war noch mehr als nur dies. Durch den schmalen Spalt drangen unzählige, vielsagende Geräusche herein. Durch dieses kleine Dreieck konnte ich das Verlöschen des Tages beobachten. Danach ging es dann wieder hinaus auf den Korridor-Abendessenszeit, nach dem Essen die Abendexpedition mit dem Eimer und schliesslich das Einsammeln der Kleidung. «Appell», ins Bett und dann zurück zu der Welt hinter meinem Fenster.

Wie bei Muffin gab es auch bei mir in den Wochen und Monaten und Jahren, die folgen sollten, zwei deutlich unterschiedene Geräuschwelten, nämlich jene der Nacht und jene des Tages. Die Geräusche fügten sich fortwährend zu grösseren Zusammenhängen, die dann so konkret wurden, als hätte man sie sichtbar vor Augen. In dieser zweiten Nacht konnte ich, auf meinem Strohsack, das Tuckern eines einsamen Motorrades auf einer Landstrasse hören. Dann das Schnurren eines Lastwagens, der mit hoher Geschwindigkeit auf einer Autobahn dahinfuhr. Weit weg das Rumpeln eines Zuges. Dann wurden diese entfernteren Geräusche überlagert vom Bellen eines Hundes ganz in der Nähe, auf das ein anderer Hund weiter weg antwortete, und dem wieder ein anderer, wahrscheinlich alle drei Wachhunde auf irgendwelchen einsamen Gehöften. Dann war da das Gekläff eines ganzen Rudels von Hunden, anfangs weit weg, dann in unserer Richtung sich bewegend, Hunde, die mit zunehmender Erregung eine Fährte verfolgten. Vielleicht Polizeihunde? Zur Ergänzung der Eisenstäbe und Riegel und Mauern unseres Gefängnisses? Es überlief mich kalt, als das Gebell des Hundechors ganz in der Nähe plötzlich anschwellte. Sie hatten ihr Opfer erreicht. Das würde mich also erwarten, sollte es mir irgendwie gelingen, aus diesem Keller auszubrechen. Zweifellos lag mein unbekannter Nachbar wie alle Bewohner der übrigen dreizehn Zellen da wie ich und lauschte hinaus, von demselben Gefühl des Grauens erfüllt, das dieses unablässige Bellen der Hunde in der Nacht hervorrief.

Mit der Zeit lernte ich auch, die Geräusche des anbrechenden Tages zu erkennen. Das erste war das beständig lauter werdende Gerumpel von Eisenbahnzügen mit ihren schwer stampfenden Lokomotiven. Oft hielten sie, piffen un-

geduldig, fuhren wieder an, wobei ein lautes Geklirr von Waggon zu Waggon weiterlief. Güterzüge. Woher? Mit welchem Ziel? Güterzüge, die sich aus allen Richtungen einer schlafenden Grossstadt näherten, um sie für den kommenden Tag mit den entsprechenden Gütern zu versorgen. Aber welche Grossstadt? Ein weiteres Signal des anbrechenden Tages war das Getrappel von Pferdehufen auf einer Schotterstrasse – Bauern wagen mit Gummireifen auf dem Wege zum Markt. Ich erinnerte mich an die Strasse von Krakau nach Kattowitz, die ich während meiner Arbeit 1939 oft bei Dunkelheit gefahren war und wo solche Wagen, mit Waren für den Krakauer Markt beladen, plötzlich aus der Nacht auftauchten, unbeleuchtet, der Kutscher auf dem Bock in tiefstem Schlaf. Schliesslich hörte man den ersten Hahnenschrei, dann noch ein Krähen und noch eines, und ich wusste, dass nun der Keller in jedem Augenblick den ersten Aufstand des Tages erleben, Anzug um Anzug durch vierzehn Türen geworfen werden würde.

Und dann die Geräusche des Tages. Das ferne Tuckern eines Treckers – und mit ihm das Bild des Herbstes in Neuengland in all seiner leuchtenden Schönheit, die rotblättrigen Ahornbäume im Tal und die Strassenstände mit hochaufgetürmten Kürbissen und Äpfeln, die Reihen der Apfelweinflaschen. Oder nicht weit entfernt das Hupen eines Autos, Schritte auf dem Kies vor meinem Fenster, das Klappern eines Eisentores, ein den Gang wechselndes Auto, es beschleunigt, ist näher, dann ferner, dann saust es plötzlich ganz nah vorbei und hält. Schlagende Wagentüren, Stimmen, Gelächter. Oder was war das? Ein wiederholtes Trappeln auf dem Kies, eine Stimme rief «Wio... wio...» – offensichtlich ein hin und her pflügendes Pferd, das nach jeder fertigen Furche auf einem kiesbestreuten Zufahrtsweg umwendete. Oder ein fernes Gewimmer, das an- und abschwoll, manchmal wütend, stotternd – was mochte das sein? Eine Dreschmaschine. Oder das Muhen einer Kuh, oder die hohen Stimmen von Kindern, die sich bei einem Spiel etwas zuriefen – wie unendlich süss und voller Erinnerungen! Kein Zweifel, das alles waren ländliche Geräusche. Dieser entsetzliche Keller schien sich mitten in einer friedlichen, ländlichen Gegend zu befinden.

Oder ein stetes Brummen, erst sanfter, dann immer lauter und sich schliesslich in nichts auflösend, unverändert Tag für Tag. Ein Passagierflugzeug auf seinem planmässigen Flug – ich konnte es einmal sogar fast genau über mir in dem Stück Himmel meines Fensters sehen. Im Landeanflug, mit ausgefahrenem Fahrwerk. Ich konnte nicht weit von einem grösseren Flugplatz sein. Ich zählte täglich zehn und mehr Flugbewegungen irgendwo in Hörweite.

Oder das plötzliche Stottern eines getriebelosen Zweitaktmotors, das irgendwo im Nichts hörbar wurde, sich dann summend entfernte, zurückkehrend immer näher kam und mit ein paar keuchenden Lauten so abrupt aufhörte, wie es eingesetzt hatte. Was mochte das sein? Ein Motorrad? Nein. Eine Landmaschine? Nein. Schliesslich hatte ich es – ein Boot mit Aussenbordmotor. Ich musste mich in der Nähe eines Sees befinden. Einmal ein lauter Pfeifton ganz in der Nähe, hoch und schrill. Ich horchte, ob ich das Rumpeln von Rädern hören würde. Aber stattdessen hörte ich etwas ganz anderes, nämlich ein seltsames Zischen, das von einem hackenden Geräusch begleitet wurde, fast wie das Rad einer alten Mühle bei uns zu Hause. Ein Flussdampfer, genauer ein Raddampfer – und ich dachte an die Ausflugsdampfer, die sonntags den Hudson hinauffuhren. Es war also kein See, sondern ein Fluss. Ich begann, mein geographisches Gedächtnis zu durchforschen. Welcher polnische, eine Stunde von Warschau entfernte Fluss war schiffbar? Der Bug, die Narew? Möglich. Aber was war mit den vielen Zügen, mit dem fernen Pfeifen der Fabriken kurz nach Tagesanbruch, den Flugzeugen im Landeanflug?

Je mehr Tage vergingen, desto sicherer war ich, dass ich mich trotz der langen Reise in dem Lieferwagen ziemlich nah bei Warschau befand und dass Polens mächtiger Strom, die Weichsel, in Hörweite an diesem Keller vorbeifloss. Das war in der Tat eine grosse Entdeckung, denn in diesem Falle konnte es sich nicht um die russische Grenze handeln, und was immer diese Geschichte zu bedeuten haben mochte, ich war noch immer auf polnischem Boden. Das schienen auch die Bruchstücke von Unterhaltungen gelegentlich draussen vorbeigehender Leute zu bestätigen. Ich hatte jedenfalls bislang weder hier drin noch draussen vor dem Fenster ein einziges Wort Russisch gehört. Was für eine Erleichterung, die Aussicht beiseiteschieben zu können, irgendwo in der arktischen Finsternis Sibiriens, von wo es keine Rückkehr gab, dem Vergessen preisgegeben zu sein! Solange ich noch hier war, musste sich etwas entwickeln. Egal, wie unangenehm die nächste Etappe werden sollte, immerhin gehörten die Möglichkeiten dazu, die in jeder Veränderung liegen.

Ich rief mir immer wieder die Karte dieses Teils von Polen ins Gedächtnis und versuchte, alle Merkmale zu ermitteln, die sich mit den Geräuschen draussen in Verbindung bringen liessen. Die Morgenröte zeigte nur, dass mein Fenster nach Nordosten hinausging. Ich war mit den Wiederaufbauplänen für die Region Warschau, mit dem Verlauf der wichtigsten Eisenbahnlinien und Strassen, der Lage der Weichselbrücken und den wichtigsten Abflugrichtungen des Flugplatzes Okecie vertraut. Alles schien darauf hinzudeuten, dass ich mich

irgendwo am Ostufer südlich der Hauptstadt befand – alles, ausser der Entfernung, die ich damals in der Nacht zurückgelegt hatte. Danach musste ich sehr viel weiter von Warschau entfernt sein. Wie sollte ich mir diese Diskrepanz erklären?

In diesem Keller gab es für Muffins Ohren noch ein anderes Betätigungsfeld, nämlich die Geräusche, die durch die Ritzen in der Tür und durch die soliden Wände zu beiden Seiten und die Decke in meine Zelle drangen. Anders als die ländlichen Geräusche, die mir im Grossen und Ganzen Ruhe und Kraft gaben, nahmen die Innengeräusche umso mehr den Charakter eines Alptraums an, je bestimmbarer sie wurden. Natürlich gab es die charakteristischen wie das Aufsperrn und Schliessen der Zellentüren. Sie hatten nicht diese Bedeutung, vor allem nicht, wenn sie Bestandteil der alltäglichen Abläufe waren und mit der Regelmässigkeit eines Uhrwerks auf dem Korridor vernehmbar wurden. Für gewöhnlich gab es zwischen der Austeilung der Kleidung am Morgen bis zum «Appell» um sieben Uhr abends, wenn die Kleidung wieder eingesammelt wurde, neun solche Abläufe.

Diese Routinevorgänge waren die Haltestellen an der harten Vierzehnstundenstrecke zwischen Schlaf und Schlaf. Sie hatten die Unvorhersehbarkeit der ersten vierundzwanzig Stunden verloren und erschienen schon bald als überaus normal und vernünftig. Wie die meisten Geschöpfe ist auch der Mensch ein Gewohnheitstier. Das Geschrei, die Hände über dem Kopf und das Gesicht zur Wand – das war alles wie ein Sturm vorbeigezogen und einer Lässigkeit und Korrektheit gewichen, die definiert waren durch ein unabänderliches Gesetz, nach welchem es mein Schicksal war, das Essen am Boden vorgesetzt zu bekommen wie ein Tier im Zoo, und das das Wort «bitte», wie überhaupt die menschliche Sprache, durch das Schnippen mit den Fingern ersetzt hatte. Selbst der Status meines Anzuges hatte sich verbessert. Er landete jetzt am Morgen sanft in meiner Zelle, fand sich nicht mehr über den ganzen Boden verstreut.

Der Samstag hatte dank der nur einmal wöchentlich fälligen Sonderprozeduren seine speziellen Vorzüge. Am wichtigsten war, dass sich mehr Gelegenheiten zu einer Kontaktaufnahme boten als an den anderen Tagen. Das war dem wöchentlichen Bad mit Rasur zu verdanken, das zwischen Aufstehen und Frühstück eingefügt war. Diese Prozedur lief folgendermassen ab. Der erste Teil bestand aus dem Rasieren – ein Aufseher ging mit einer alten Gewürzgurkendose, die halb mit heissem Wasser gefüllt war, einem Stück Rasierseife, einem Pinsel in einer Metallschale und einem Sicherheitsrasierer von Zelle zu Zelle. Während ein zweiter Aufseher an der Tür Wache hielt, tauchte der erste den

Pinself in das stoppeldurchsetzte Wasser der Dose, schäumte das Gesicht des Gefangenen ein, der mitten in der Zelle vor ihm stand, und bearbeitete es dann mit dem Rasierapparat. Die Widerborstigkeit des eine Woche alten Bartes, gepaart mit einer stumpfen Klinge und der Unbeholfenheit eines Holzfällers, sorgten dafür, dass mein Gesicht bald ein Gewirr sich kreuzender, blutender Schnitte aufwies. Wenigstens rief dieser Anblick, der mir erspart blieb, eine menschliche Regung in Form von viel Achselzuckerei und der Erklärung hervor, dass die Klinge echt «Amerikanski» sei, ihn also keine Schuld treffe. Nachdem diese Schuldlosigkeit meines Gesichts und der Rasierklinge festgestellt war, wurde das Herumhacken ohne jedes Zugeständnis – wie etwa eine sanftere Handhabung des Messers – fortgesetzt. Ich konnte nicht anders als die grösste Dankbarkeit zu empfinden, dass meine Zelle die Nr. 4 war und nicht Nr. 14 – sowohl was die Klinge an meinem Gesicht als auch den Inhalt der Gewürzgurkendose anbetraf. Mit dem letzten Schaber der Klinge marschierte der Aufseher aus der Zelle und sofort weiter zu Nr. 5, d.h. er liess mich einfach für den nächsten Schritt dieses durchrationalisierten Verfahrens stehen, wo ich stand. Dieser folgte irgendwann zwischen fünf und fünfzehn Minuten später, wenn sich die Tür erneut öffnete und ein Eimer mit heissem Wasser, ein viereckiges Stück Kernseife, mein Handtuch, ein frisches Laken, ein Hemd und lange, gestreifte Unterhosen auf dem Fussboden deponiert wurden. Es ist ganz erstaunlich, wie viel ein Gefühl der Sauberkeit und frische Leibwäsche in Verhältnissen wie diesen zur Verbesserung der Stimmungslage beizutragen vermögen!

Es gab ein Innengeräusch, das mich sehr lange verwirrte. Fast an jedem Morgen gab es eine Zeitspanne von fünfzehn oder zwanzig Minuten, während derer aus der Richtung der Treppe in meinem Teil des Korridors ein stetes Klick-Klack zu hören war – wie ein schwerfälliges Uhrpendel. Oft trat eine Pause ein, aber dann war es wieder da. Das Geräusch trat für gewöhnlich auch vor dem Mittagessen und am Abend auf. Ich war sicher, dass es trotz der grossen Regelmässigkeit ein Rhythmus war, der von einem Menschen erzeugt wurde. Ich kam damals zunächst nicht dahinter, was es war, obwohl es zu einem der Innengeräusche wurde, an die ich mich später am besten erinnern konnte. Ich wusste noch nicht, dass alles in diesem Gebäude benötigte Wasser mit der Hand gepumpt werden musste.

Manchmal beeinflussten sich Aussen- und Innenwelt gegenseitig. Eines Nachts kam ein ungewöhnlich starker Luftzug durch mein Fenster und heulte durch die Ritzen der Tür. Die grossen Blätter der Kletterpflanze draussen pochten ungeduldig gegen das Fensterglas. Ein tiefes Dröhnen drang in meine Zelle

und schien von ihren schweigenden Wänden erstickt zu werden. Dann ein zweites Mal, noch lauter. Es war das Donnern eines Gewitters, gleichsam aus der Froschperspektive vernommen. Fast unmittelbar danach begann die Glühbirne zu flackern, glühte nur noch schwach und ging ganz aus. Wie köstlich war diese vollkommene Dunkelheit! Das ganze Leben lang sind wir, wie es scheint, auf der Suche nach dem Licht, aber der ununterbrochene grelle Schein der Lampe hatte in diesen Wochen die Finsternis der Nacht zu etwas unvergleichlich Angenehmem werden lassen.

Sofort Umhergelaufe im Korridor, das Telefon klingelte, für einen Augenblick fiel der Strahl einer Taschenlampe durch den Sehschlitz in der Tür, und dann ertönte ein Geräusch, als liesse jemand den Motor eines uralten Autos an – und tatsächlich war das Stottern eines Motors zu hören, das in ein lautes Dröhnen, dann in ein gleichmässiges Brummen überging, woraufhin die Glühbirne wieder ein schwaches, rötlich flackerndes Licht von sich gab. Es gab also ein Notaggregat, damit sichergestellt war, dass diese Käfige menschlichen Elends unter allen Umständen von dem ungesehenen Auge auf der anderen Seite des Sehschlitzes beobachtet werden konnte. Warum diese Angst vor der Dunkelheit, auch wenn diese nur einen kurzen Augenblick anhielt? Erst ganz allmählich wurde mir klar, dass über diesem Keller beständig des Gespenst des Selbstmordes schwebte. Zu dieser Erkenntnis kam ich durch andere Innengeräusche.

Ich hatte sie schon in der ersten Nacht unbestimmt aufgenommen, ohne jedoch den Versuch zu machen, sie zu identifizieren. Mit jeder folgenden Nacht konzentrierte ich mich jedoch stärker auf sie, bis sie zu der unwiderstehlichsten Realität in dieser neuen, unterirdischen Welt wurden. In der Hauptsache setzten sie ein, nachdem ich ins Bett gekrochen war, und hörten erst in den frühen Morgenstunden wieder auf. Zuerst klingelte das Telefon in dem Wachraum neben meiner Zelle. Dann wurde es in den entlegensten Regionen des Kellers, die sich bis nach oben zu erstrecken schienen, lebendig. Diese Welle war kaum verebbt, da löste ein erneutes Klingeln eine zweite aus. In manchen Nächten folgten sogar sechs oder sieben aufeinander. Darauf folgte bei uns unten wieder eine Zeit der Stille, und ich schlief schliesslich ein, nur um irgendwann in der Nacht von einem plötzlichen Tumult wieder geweckt zu werden, von etwas, was sich wie Stampfen und Laufen anhörte, oben begann und jedesmal mit dem krachenden Geräusch eines lurriegels irgendwo im Korridor unten endete.

In der dritten Nacht überkam mich ein grässliches Gefühl. Die Geräusche hatten begonnen, Gestalt anzunehmen. Es gab zwei Phasen. Wenn das Telefon

klingelte, liefen die Aufseher zu der angegebenen Zelle. Nach einer Pause, der Gefangene musste sich wahrscheinlich ankleiden, wurde er an meiner Tür vorbei und dann die Holzterpe von einem ihm auf den Fersen folgenden Aufseher hinaufgetrieben. Dann konnte ich sie zusammen auf dem Holzfußboden des Korridors oben entlanggehen hören. Sie blieben stehen. Es wurde an irgendeine liir geklopft. Der Gefangene trat ein, und die Tür schloss sich hinter ihm. Der Aufseher kehrte nach unten zurück. Ein paar Minuten später klingelte wieder das Telefon, und dasselbe Spiel wiederholte sich mit einem zweiten Gefangenen, einem dritten, einem vierten. Dann Stille.

Ich lag da, aufs Äusserste angespannt. Jeden Augenblick würde die zweite Phase einsetzen, das Pandämonium. Eine Stunde musste vergangen sein, eine zweite. Ich schlief ein, wachte aber sofort auf, als das Telefon erneut klingelte. Ich hörte einen der Aufseher allein nach oben gehen und dort den Korridor in entgegengesetzter Richtung entlanglaufen. Ich hielt den Atem an. Jetzt. Ja – da gingen sie: Ein plötzliches Durcheinander von Schritten, fast genau über mir dahineilend, dann polternd und hämmernd auf der Holzterpe, als stürzte da ein ganzer Stapel Holzkristen hinunter, dann wieder gedämpfter. Sie hatten den Läufer im Korridor hier unten erreicht. Gefechtslärm rollte heran, näherte sich meiner Tür. Zwei Leute rannten, keuchten zum Geräusch unablässiger Schläge, bis alles ganz plötzlich in dem Augenblick aufhörte, als eine liir weiter hinten im Korridor geschlossen und ein Riegel krachend davorgeschohen wurde.

Kaum hatte sich Stille über den Keller herabgesenkt, da klingelte das Telefon bereits wieder, und wieder ging ein Aufseher nach oben und wieder folgte die wahnsinnige Jagd. Manchmal war ein Ausruf oder ein Stöhnen zu hören, ein «Schneller, du Hurensohn... schneller...», aber normalerweise lief alles wie eine schaurige Pantomime ab. Ich gab diesem Alptraum die Bezeichnung «Karnickeljagd». Er war viel zu unwirklich, um ihm einen anderen Namen geben zu können. Ich wollte das alles nicht hören. Ich wusste, dass es nicht gut für mich war. Wie aber sollte ich diesen Geräuschen entgehen? Ich zog die Decke über den Kopf, aber sobald das Telefon klingelte, war ich hellwach, wartete, wartete. Verzweifelt stopfte ich mir beim Zubettgehen Brotkügelchen in die Ohren. Sie halfen nicht. Wie tief ich auch schlafen mochte, ich wusste sofort Bescheid.

Mit der Zeit vervollständigte sich das Bild. Anscheinend wurde nicht allen in diesem Keller die gleiche Behandlung zuteil. Es gab diejenigen, die ganz ruhig zu ihren Verhören nach oben gingen und unbehelligt wieder herunterka-

men. Es gab einige, die gingen am Morgen und am Nachmittag. Einige, die liefen halb im Trab, ohne hörbare Anzeichen für ein Gestossenwerden. Und auf der untersten Stufe der Hierarchie standen die «Karnickel». Aber auch bei ihnen entdeckte ich schon bald Abstufungen und Unterschiede in der Behandlung. Da gab es ein «Karnickel» in einer Zelle ein Stück den Korridor hinunter (es könnte die Nr. 6 gewesen sein), das eines Nachts hinaufrannte, nur um ein paar Minuten später wie irre zurückgekrochen zu kommen. Nach einer kurzen Pause krachte der Riegel seiner Tür erneut, und es schlurfte und keuchte zur Treppe, einen Aufseher im Nacken, nur um wenig später – es konnte den Raum oben kaum erreicht haben – wieder herabgestolpert zu kommen, begleitet auf dem ganzen Weg bis zu seiner Zelle vom Zischen der Hiebe. Die einsetzende Stille war nur von kurzer Dauer. Wieder dieselbe Tür. Ich steckte den Kopf unter mein Kissen und hielt mir mit den Händen die Ohren zu. Es half nicht. Ich wusste, dass dieses spezielle «Karnickel» weitere fünf Reisen nach oben und wieder zurück hatte machen müssen, bis sich wirkliche Stille im Keller ausgebreitet hatte und ich meine Ohren loslassen konnte.

Es waren aber nicht nur die Nachtgeräusche vom Korridor. Der Raum über meiner Zelle gehörte zu denen, die für Verhöre benutzt wurden. Die Geräuschisolierung der Zellendecke war dann unzureichend, wenn hier unten im Flur nichts geschah und nichts zu hören war. Auch wenn ich keine einzelnen Wörter verstehen konnte, konnte ich gelegentlich doch die Stimmungslage oben nur zu gut mitbekommen. Manchmal war es so still, dass ich nicht einmal die Stimmen hören konnte, und das einzige Anzeichen dafür, dass dort jemand war, war das hin und wieder zu hörende Rücken eines Stuhles. Oder Schritte, hin und her. Zu anderen Zeiten waren pausenlose Tiraden zu hören, unterbrochen durch eine kaum vernehmbare Antwort. Dann gab es Augenblicke, in denen ich wieder Übelkeit in mir aufsteigen fühlte und den Atem anhielt, Augenblicke, in denen sich das Schreien und Fluchen plötzlich in ein undefinierbares Durcheinander von Bewegungen und dumpfen Schlägen verwandelte, unterbrochen von dem unvermittelt einsetzenden Wortschwall einer hohen, unnatürlich klingenden Stimme, weiteren Tiraden, erneutem Durcheinander. Schliesslich das Telefon draussen, und dann mühsame Schritte die Treppe herunter, an meiner Tür vorbei, stockendes, schweres Atmen, ein Stöhnen, Geflüster, nach beträchtlicher Verzögerung das Verschliessen einer Zellentür der meinen gerade gegenüber.

Ich hatte schon am zweiten Tag meines Aufenthaltes dort unten bemerkt, dass es mit dem meiner Zelle gegenüberliegenden Teil des Korridors etwas Be-

sonderes auf sich hatte. Statt einer Zellentür befand sich dort eine schmale Öffnung, die in einen kleinen Raum hineinführte, der etwa anderthalb Meter tief und mit etwa drei Metern ungefähr so breit wie meine Zelle war. An der Hinterseite waren dann zwei normale Zellentüren zu erkennen, mit Riegeln, Beobachtungsschlitzen und allem, was dazugehörte. Jedesmal, wenn meine Tür aufgemacht wurde, konnte ich einen schnellen Blick in diese Richtung werfen. Für gewöhnlich war der Raum dunkel. Kein Zweifel, dass eine der beiden Türen in eine Zelle führte, in der sich ein Mensch befand. Die andere Tür war nur hin und wieder in Gebrauch, oft nur für eine ganz kurze Zeit und vor allem nachts in Verbindung mit der «Karnickeljagd».

Einmal stand die Tür dieser Zelle offen, und ich konnte sehen, dass es stockdunkel darin war – es war eine fensterlose Höhle, etwa einzwanzig mal einsachtzig gross und nicht einmal mit einer Liege ausgestattet. Daraus ergab sich, dass die Zelle nebenan nicht grösser sein konnte. Was hatte das zu bedeuten? Wie konnte man einen Menschen in einem so kleinen Raum einsperren? Ich achtete auf Laute, die mir vielleicht Antwort geben würden, und je mehr ich horchte, desto seltsamer erschien mir alles. Manchmal bezog ein Aufseher stundenlang Posten vor einer der beiden Türen und betätigte fast ununterbrochen einen Lichtschalter, wenn er nicht zur Abwechslung den Riegel in schnellem Stakkato auf- und zuschob. Hin und wieder flog die Tür auf, und dann folgten ein Schlurfen und aus dem Inneren der Zelle Geräusche, als würde ein nackter Körper geschlagen. Oder man hörte nach dem Öffnen der Tür das Platschen eines ordentlichen Wassergusses, ein Nachluftschnappen und das Absetzen eines Eimers auf dem Steinboden. Dann wurde die Tür wieder zugeschlagen.

Allmählich wurde mir klar, dass das An- und Ausschalten des Lichts und das Lärmen mit dem Türriegel dazu dienten, den Zelleninsassen wach und auf den Beinen zu halten, wenn er den Zustand erreicht hatte, in dem er dem Schlaf nicht mehr zu widerstehen vermochte, und dass das Übergiessen mit eiskaltem Wasser und die Prügel die nächste Stufe waren, wenn die mildere Behandlung keine Wirkung mehr zeigen wollte. Aus allem, was ich beobachten konnte, schloss ich, dass diejenigen, die in diese beiden Höhlen kamen, vollkommen nackt hineingesteckt wurden, was wahrscheinlich als weiteres Mittel gedacht war, sie gefügig zu machen, zugleich aber auch als Vorsichtsmassnahme, d.h. es sollte jeden Versuch der Insassen ausschalten, die Dunkelheit zur Beendigung ihres Elends zu nutzen.

Es war die zweite dieser gegenüberliegenden Zellen, die das unglückselige «Karnickel» beherbergte, dessen Leiden im Obergeschoss ich unwillentlich

durch die Zellendecke hindurch mitbekam. Dieser Mensch war es auch, der eine eigentümliche Art zu haben schien, oben immer wieder mit dumpfem Schlag von seinem Stuhl – oder worauf er sonst sitzen mochte – herunterzufallen, während ihn zwei verschiedene Stimmen gleichzeitig anschrien. Es kam auch vor, dass, nachdem eine dritte Person an die Tür geklopft und sich den anderen beiden zugesellt hatte, in regelmässigen Abständen kaum hörbare Schläge dicht am Boden folgten, immer wieder unterbrochen durch die laute Wiederholung einer Frage. In den darauffolgenden Tagen verbrachte allmorgendlich ein Aufseher eine bestimmte Zeit bei diesem «Karnickel» gegenüber, machte etwas mit einer Schere und zerriss etwas und setzte wiederholt etwas auf dem Tisch ab. Ich hatte den Eindruck, dass da jemand verbunden wurde. Es war eine weitere Besonderheit dieser beiden Zellen, dass sich ihre Insassen oft die üblichen Prozeduren des Tages zum Teil oder ganz entgehen lassen mussten.

Langsam und schmerzlich vervollständigte sich das Bild ganz von selbst. Ich befand mich gegenüber von zwei der «Sonderbehandlung» zugedachten Zellen, die benutzt wurden, wenn alle anderen Methoden der Überredung versagt hatten. Es war die Tatsache, dass ich die von dort kommenden Geräusche erkennen konnte, die das Zuhörenmüssen zur Hölle machten. War ich mit Absicht oder zufällig in Hörweite dieser Zellen untergebracht worden? Mich beschäftigte nun unweigerlich die Frage, ob die «Karnickeljagd» und ihre extremste Variante dort gegenüber Teil einer Standardbehandlung waren, die jedem Kellerbewohner früher oder später zuteil wurde. Und ebenso unweigerlich stimmte ich mich trotz der Angst und des Ekels, die mich erfüllten, darauf ein, jedes weitere Innengeräusch in mich aufzunehmen und zu deuten, wobei ich mich jedesmal, wenn ich nachts auf meinem Strohsack lag und hörte, wie das Telefon klingelte und der Schlüsselbund vom Tisch genommen wurde, fragte, ob der Klang der Schritte draussen vor Nr.4 aufhören und nun auch ich zum «Karnickel» werden würde.

Die Angst erzeugte eine Lähmung, so dass ich mich nicht einmal dazu bringen konnte, ein Gespräch mit einer Autoritätsperson zu fordern. War nicht Autorität gleichbedeutend mit dem, was ich jede Nacht zu hören bekam? War ich nicht glücklich dran, dass sie mich für den Augenblick in der Sicherheit meiner vier Wände, in meinem Mauselloch vergessen hatten? Die Zeit hatte bereits alle Bedeutung verloren. Alles, was draussen in der Welt hätte geschehen können, war schon geschehen. Es gab keine weiteren Datumsgrenzen mehr für die letzte Verteidigung. Alle waren sie überschritten. Kate wusste ohne Zweifel inzwischen, dass ihr und den Kindern etwas von nicht kalkulierbarem Ernst wider-

fahren war, das kein noch so hoffnungsvolles Denken wegerklären konnte. Inzwischen wussten es auch die Zeitungen. Cleveland wusste es. Mein Entwicklungsprojekt an der Universität, mein Heim, meine Karriere, das bevorstehende Dekanat an der Western Reserve University – wie weit weg und einer anderen Welt zugehörig.

Zum hundertsten Mal ging ich jedes «Wenn» und «Wenn nicht» durch, das mir einfallen wollte. Wenn ich in diesem Sommer, wie ursprünglich geplant, in Amerika geblieben wäre, nachdem ja meine zweite Wiederaufbau-Besichtigungstour durchgefallen war, dann hätte ich einen ruhigen Monat auf unserer Valley Farm verbracht. Aber Kate und die Jungen waren bereits für den Sommer nach England gefahren, und da war dieser Kongress zu Fragen der modernen Architektur in Bergamo gewesen, an dem ich als Delegierter teilnehmen sollte, und – das war das entscheidende – da hatte es auch diese wachsende Besorgtheit über Noels Gesundheitszustand und seine Schwierigkeiten gegeben.

Oder das zweite «Wenn»: Wenn ich mich geweigert hätte, für Herta nach Prag zu fliegen, um dort nach Noel zu fahnden, und darauf bestanden hätte, die Sache sofort über die Kanäle der amerikanischen Diplomatie weiterzuverfolgen. Und wenn ich, nachdem ich mich für die Reise entschieden hatte, darauf beharrt hätte, dass Herta in Genf blieb, dann hätte sie dort zur Verfügung gestanden, um über den Hintergrund der ganzen Geschichte zu informieren. Zweifellos war auch sie festgenommen worden, bevor sie hatte warnen können, und meine Briefe an Kate und andere waren wahrscheinlich niemals aus Warschau und Prag abgegangen, weshalb auch Kate im Dunkeln tappte, jedem Gerücht ausgeliefert, wie absurd es auch sein mochte. Angesichts der offenkundig gefälschten, angeblich von Noel stammenden Telegramme, die man Herta im Innenministerium in Prag gezeigt hatte, stellte sich die Frage, was die Polen davon abhalten sollte, auch falsche Fährten zu legen, um von sich abzulenken. So, wie diese Telegramme den Eindruck erweckt hatten, Noel sei schon im Mai nach Bratislava gereist und habe die Tschechoslowakei dann mit Ziel Wien verlassen, von wo das zweite Telegramm gekommen war, so konnten auch die Polen gefälschte Telegramme an Kate schicken, die mich weit vom Ort des Verbrechens entfernt sein liessen, etwa in Berlin oder Kopenhagen, in Städten, die ich durchaus auf meiner Rückreise nach London besucht haben könnte. Und hatten die Tschechen nicht sogar versucht, Herta mit der phantastischen Vermutung zu narren, Noel könne ja auch das Opfer einer verdeckten, im Zusammenhang mit dem Kalten Krieg zu sehenden Operation der amerikanischen

Seite geworden sein? Die Polen konnten ebenfalls eine Geschichte erfinden – etwa, dass ich Opfer eines Verbrechens oder eines Unfalls geworden sei, zu verstümmelt, um noch identifiziert werden zu können. Wenn sie mich wirklich spurlos verschwinden lassen wollten, dann gab es Hunderte von Möglichkeiten. Und wieder: Warum ich, warum ausgerechnet ich?

Oder wenn ich doch nur bei Herta in Prag geblieben wäre, in der Obhut von Karel Markus, und nicht der Verführung erlegen, die Zeit, in der die tschechische Regierung angeblich Nachforschungen anstellte, zu einem erneuten Blick auf den Wiederaufbau Warschaws zu nutzen! Oder dass ich mich, wo ich es nun schon mal getan hatte, wenigstens nach meiner Ankunft bei unserer Botschaft gemeldet hätte, ja, am letzten Tag noch hingegangen wäre, um sie über den Vorfall bei meinem Fotografierversuch zu informieren. Hätte ich nicht selbst noch während der Wochen im Hauptquartier der Sicherheitspolizei die Lage dadurch retten können, dass ich eine kompromisslose Haltung eingenommen, jede Antwort verweigert und mich zur Wehr gesetzt hätte? Stattdessen hatte ich mir eingeredet, alles werde sich ganz plötzlich aufklären, hatte geglaubt, ich könne nichts unternehmen, allenfalls versuchen, die Sache so wenig wie möglich zu behindern. Und wohin hatte mich das am Ende gebracht? Hätte ich aber irgendetwas erreichen können, wenn ich anders gehandelt hätte? Auch dort hatte es einen Keller gegeben, und die Geräusche hier beschworen die Erscheinung herauf, die ich dort im Korridor gehabt hatte, eine Erscheinung, die für mich zur Verkörperung der Vorstellung von den «Karnickeln» in diesem Keller hier wurde.

Wenn, wenn, wenn... Statt irgendeine brauchbare Antwort zu liefern, schienen mich diese «Wenns» gegen meinen Willen immer tiefer in die Schreckenswelt der Geräusche hier drin hineinzuziehen, aus der es kein Entrinnen gab. Niemand konnte mehr helfen, denn niemand – nicht einmal Kate – hätte gewusst, wo anfangen. Spurlos verschwunden. Alle Trümpfe, auch die allerletzten, waren mir entglitten... Karnickel... Vergessenheit.

Ein Schock

Ich war seit mehr als einer Woche Teil des Kellerinfernos aus Geräuschen, als das, was ich Nacht für Nacht voller Angst erwartet hatte, geschah. Ich hatte etwa eine Stunde auf meinem Strohsack gelegen. Einige Zellen hatten bereits ihre «Karnickel» für die erste Runde oben ausgespuckt. Wieder klingelte das Telefon auf der anderen Seite der Wand. «Ich höre...» Es schien mir, als dauere das mit gedämpfter Stimme geführte Gespräch länger als üblich. Schliesslich: «In Ordnung.»

Jemand nahm den Schlüsselbund auf, unmissverständliches Zeichen, dass ein Gefangener schon bald unterwegs nach oben sein würde. Wahrscheinlich der von Nr. 8. Den liessen sie keine einzige Nacht aus. Ich hörte wieder die Schlüssel, diesmal ganz in der Nähe – das Geräusch, das entsteht, wenn jemand in einem Bund den richtigen sucht. Gegenüber? Nein, hier! Nun war es soweit. Der Schlüssel drehte sich, der Riegel glitt zurück, ohne Kommentar legte der Aufseher meinen Anzug und meine Schuhe auf dem Fussboden ab. Die Tür wurde mit einem schicksalsschwer nachhallenden Krachen wieder zugeschlagen.

Ich sprang aus dem Bett. Ein kalter Schauer lief mir den Rücken hinunter. Ich schlüpfte in den Anzug und in die Schuhe. Durch den Fensterspalt konnte ich das nächtliche Bellen der Koppel Hunde hören, mal lauter, mal weiter entfernt. Als sich die Tür wieder öffnete, wartete ich auf das Fingerschnippen, mit dem meine Reise nach oben beginnen würde. Stattdessen aber brachte der Aufseher meinen Regenmantel und zwei kurze Stückchen Bindfaden herein. Ich zog die Schnüre durch die obersten Ösen meiner Schuhe und band sie, mich an den normalerweise hektischen Abstieg bei der Rückkehr nach hier unten erinnernd, fest zu. Aber wozu der Regenmantel? In diesem kragenlosen Hemd, ohne Socken, unrasiert, bei Nacht? Meine bösen Vorahnungen wurden stärker. Ich hatte schon begonnen, mich vor der Veränderung zu fürchten, vor jeder Veränderung.

Ein Offizier mit glänzenden Schaftstiefeln erschien in der Tür. Wortlos reichte er dem Aufseher etwas, und dieser kam zu mir herüber, der ich den Regenmantel schon angezogen hatte. Es war die Augenbinde aus schwarzem Satin, und bevor ich noch begriffen hatte, was vor sich ging, wurden die Bänder schon um meinen Kopf gezogen, befand ich mich in plötzlicher Dunkelheit. Mein Herz schlug heftig. Ich atmete schwer. Wieder das Unbekannte. Wieder: Sibirien. Der Beginn einer Reise. Die «Karnickeljagd» mit all ihrem Grauen hatte zumindest den Vorteil, bekannt zu sein, vorhersagbar, ein Kreislauf, der mich am Ende in den Schutz meines Mauselochs hier unten zurückgelangen lassen würde. Aber dies? Kaum wahrzunehmende Bilder schossen mir durch den Kopf, wurden immer bedrohlicher.

Es entstand eine Pause. Ich konnte um mich her Schritte hören, aber kein einziges Wort. Dann ergriff eine Hand meinen Arm und führte mich vorwärts. Ich stolperte über die Schwelle meiner Zellentür, wandte mich auf dem Korridor nach rechts. Gleich würden wir die Treppe hinaufgehen. Aber die Hand hielt mich zurück. Wir blieben stehen. Ein Schlüssel drehte sich in einer Stahltür direkt vor uns. Plötzlich umwehte mich die kalte Nachtluft. Anders als beim letzten Mal, anders als bei den «Karnickeln». Wir bewegten uns wieder vorwärts, langsam draussen einige Steinstufen hinauf. Wie laut das Hundegebell plötzlich klang!

Kies unter den Füßen. Wieder eine Pause. Die Hand liess meinen Arm los. Ich sog die Nachtluft tief ein, versuchte, ruhiger zu atmen. Hinter mir ertönten hastende Schritte und ein dumpf flatterndes Geräusch. Im nächsten Augenblick senkte sich etwas undefinierbar Schweres von oben auf mich herab, hüllte mich ein und riss mich fast zu Boden. Ich fühlte mich irgendwie eingewickelt. Ich tastete umher und stellte fest, dass ich mich innerhalb einer halbstarren Hülle befand, die mir vom Kopf bis hinab zu den Knien reichte. Die Nachtluft war weg, aber dafür roch nun alles nach einer erstickenden Mischung von Öl und Zeltleinen, was mich an eine Garage denken liess. Eine schwere Plane, durch die zwei kräftige Hände meine Arme ergriffen und mir, ohne loszulassen, einen Stoss nach vorn gaben. Ich stolperte vorwärts, fing mich. Die Angst und das Gewicht der Plane liessen mich fast in die Knie gehen.

Ein elementarer Selbsterhaltungsinstitut konzentrierte alles in mir auf die Suche nach Bedeutung. Wir gingen jetzt auf Gras, auf einem wegelosen Feld. Diesmal kein Lastwagen zum Hineinkriechen. Eine menschliche Gestalt mit verbundenen Augen und einer übergestülpten, in Höhe der Taille zusammengezogenen Plane, der schweigende Gang in die Nacht hinein, das Geräusch von Schritten neben und hinter mir, der Offizier, aus irgendeinem besonderen An-

lass in Paradeuniform... aber was für ein Anlass? Plötzlich war es mir klar. Bei mir hatten sie auf die Verhöre oben, auf die «Karnickeljagd» verzichtet. Sie hatten es eilig, alle Spuren zu verwischen. Sibirien war zu weit weg. Vergessenheit jetzt und hier. Vergessene Bilder von Exekutionen tauchten blitzartig auf. Stets ging da eine kleine Gruppe auf ein Feld hinaus oder zu einer Mauer, in ihrer Mitte die plumpe Gestalt des Opfers mit einer Haube über dem Kopf, blind und an den Armen geführt, dann plötzlich die sich auseinanderziehende Kette und in Sekundenschnelle ein Signal und die Schüsse von hinten... Konnte ich mich irren? Nein. Es deutete alles daraufhin. Am Ende ergab die Anonymität in dem vergessenen Keller einen Sinn.

Ich war von Kopf bis Fuss schweissnass vor Angst. Der Atem ging schwer bei dieser gegen mein Gesicht drückenden Wand aus Planenstoff. Weiter und weiter auf dem Todesmarsch zu einer unsichtbaren Mauer. Die Beine bewegten sich mechanisch, als wären es nicht die meinen. Es war jetzt zu spät. Ich konnte nichts mehr tun, mit festgehaltenen Armen und den Schritten, die ich um mich herum hörte. Es würde in sechzig Sekunden passieren oder in vierzig oder sofort, noch während ich ging. Wenn es nur schnell geschähe, bevor das Warten unerträglich würde. Wie entsetzlich einsam dieser letzte Augenblick war. Wieviel Trost könnten mir Kate und die Buben jetzt mit ihrer Wärme und Liebe spenden, um die Entfernung bis zu der allerletzten Sekunde auszulöschen. Wie sehr würden sie mir helfen, wie sehr erfahren wollen, dass sie dies wirklich getan hatten.

Da, Kate, nimm mich fest an die Hand. Und du, Hughie, und du Alan, kommt ihr beide auf diese Seite. Nur dieses eine letzte Mal, wir alle beieinander und stark, so, wie wir es waren, bevor dies alles geschah. Das ist es. Ich zähle jetzt, Hughie. Erinnerst du dich noch daran, wie ich dir die Zahlen beibrachte? Lass uns also zusammen zählen. Es wird jetzt nicht mehr lange dauern. Und auch du, Kate. Wir gehen Seite an Seite, helfen einander. Wir sind fast da. Zähl weiter. Und, Katie, sollte es Alan vergessen, erzähl ihm immer wieder, wie er meine Hand gehalten und mitgeholfen hat, auch wenn das mit dem Zählen noch nicht richtig klappen wollte. Wo sind wir, Hughie... es ist so schwer, mit den Gedanken dabeizubleiben... sind wir schon bei hundert? Ist das nicht seltsam, dass wir vier hier gehen, diesen Weg zusammen gehen. Das Zählen wird in jedem Augenblick vorbei sein.

Kate und Hughie und Alan und ich – wir blieben stehen, von einem Ziehen an meinem Arm zurückgehalten. Kies. Das Bellen von Hunden ganz in der Nähe, von einer Mauer widerhallend, die sich unmittelbar vor uns befand. Ein

Festziehen der Plane um meine Taille. Vor mir ein metallisches Quietschen, ein blechernes Geräusch. Ein leichter Stoss in meinen Rücken, die Hände führen mich wieder vorwärts, wie um mich für irgendetwas in die richtige Position zu bringen, als wenn sie mich nach vorne beugen wollten. Ich bückte mich. Meine Beine stiessen gegen eine scharfe Kante, etwa dreissig Zentimeter über dem Boden. Ich spürte einen starken Druck von hinten und da ich die Hände nicht unter der Plane vorstrecken konnte, verlor ich die Balance und fiel kopfüber in einen engen, metallenen Raum.

War ich erschossen worden? Ich hatte keine klare Vorstellung von dem, was sich gerade ereignet hatte. Alles, was ich wusste, war, dass ich zwischen zwei Metallwänden steckte. Warum war ich gefallen? Starb ich? Nein, aus irgendeinem Grund war es noch nicht zu Ende. Ich war nicht erschossen worden. Aber sofort witterte ich eine neue Gefahr, ein neues Grauen. Ich war nicht nur unter dieser Plane halb erstickt, sondern zudem in eine Kammer geschoben worden, lang und niedrig und eng, gerade von der Grösse meines Körpers. Ich erinnerte mich, dass da eine Metalltür gequietscht hatte. Ich rang nach Luft. Konnte das sein? Plötzlich hatte ich das Bild der Gaskammern vor Augen. Konnte das sein? Stiller als erschossen zu werden.

Ich lag steif da, unfähig, mich zu bewegen, überwältigt von dem Gefühl, ersticken zu müssen. Ich lag ausgestreckt auf dem Bauch, die Arme unter mir, und meine Füsse hingen aus der Öffnung des Apparates heraus. Ich hörte ein Fluchen. «Cholera... Pest und Schwefel...» Wie eigenartig, nach all dieser Stille! «Schu... schu.» Jemand zog an meinen Füssen, und jetzt passierte auch irgendetwas direkt vor meinem Gesicht. Es war mir, als wäre nur ein paar Zentimeter von meinem Kopf entfernt eine Eisentür geöffnet worden. Jemand packte mich unter der Plane an der Schulter und versuchte, mich aufzurichten. Schlaff und willenlos wurde ich auf die Knie gezogen, dann seitwärts gekippt, und am Ende landete ich auf etwas Weichem, Federndem. Offenbar war die Wand auf dieser Seite kaum mehr als dreissig Zentimeter hoch... Und plötzlich nahm alles Gestalt an: Ein Auto – halb lag, halb kniete ich auf dem Rücksitz eines Autos! Ich beruhigte mich. Jemand liess sich an meiner linken Seite nieder, jemand anderes an meiner rechten. Eine Stimme sagte auf Deutsch: «Hände hier auf die Stange, und nehmen Sie sie dort nicht wieder weg!» Die Plane wurde so weit angehoben, dass ich die Arme darunter hervorstrecken und eine lange, dünne Stange zu fassen bekommen konnte, die Haltestange an der Lehne des Vordersitzes.

Vorne wurde blechern eine Tür zugeschlagen, ein Anlasser jaulte, der Mo-

tor hustete und fast noch im selben Augenblick fuhren wir an. Ich sass unter der Plane kerzengerade auf der Kante des Sitzes, denn nur so konnte ich mich an der Stange festhalten. Die Geräusche und der kalte Wind, der um mich wirbelte und sogar durch meine zeltleinerne Umhüllung drang, machten mir klar, dass ich mich auf dem Rücksitz eines offenen Wagens befand, eines alten, mit Vierzylindermotor. Der Wechsel von Ängsten, Gewissheiten, Verschnaufpausen hatte mich in einen dumpfen Schockzustand versetzt, in dem ich auch weiter darauf wartete, dass das Schrecklichste geschehen würde. Ich war jetzt schon fast nicht mehr fähig, mir vorzustellen, dass ich aus dem allen lebendig herauskommen könnte. Es war bloss die Folge einer übereilten Beantwortung der Frage, wie das Ende kommen würde. Durch die Plane hindurch ahnte ich, dass wir über eine kurvenreiche Landstrasse dahinrumpelten. Dann veränderte sich der Widerhall der Geräusche und ich nahm ganz sicher den Geruch von Kiefern wahr.

Aber warum ein Wald? Neue Angst packte mich. Hatten nicht Wälder zu den Lieblingsorten der Erschiessungskommandos der Nazis gehört? Lagen da nicht Tausende Polen und Juden und Russen zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer, in unbekannt gebliebenen Waldgräbern? Der bequemste Weg, alle Spuren zu verwischen, das Opfer kann die Grube selbst ausheben und alles, was zu tun bleibt, ist, sie wieder zu füllen. Aber das waren ja die Nazis gewesen. Und mit dem Wald von Katyn, was war mit dem Massengrab Tausender polnischer Offiziere, das gegen Ende des Krieges im besetzten Polen gefunden wurde – in einem Gebiet, das vor den Nazis die Russen besetzt hatten? Über die Identität der Täter war ich mir nie sicher gewesen. Damals war Krieg und Russland unser Verbündeter. Auf einem gewundenen Weg fuhren wir tiefer und tiefer in unbekannte Wälder hinein. Das Auto wurde langsamer, bog links ab, dann rechts. Wieder brach mir am ganzen Körper der Schweiss aus, wartend, auf den Augenblick wartend, dass wir anhalten würden.

Wir hielten jedoch nicht an. Der Wagen wurde allmählich wieder schneller, die Strasse glatter und gerader, der Geruch der Kiefern wich wieder kalter Landluft, ein Auto rauschte vorbei, eine Weile später ein Motorrad. Eine Weile fuhren wir mit gleichbleibender Geschwindigkeit auf einer anscheinend grossen Strasse dahin. Zum ersten Mal liess mich die klamme Nässe meiner Kleidung frieren. Noch ein Auto und noch eines, ein Hupen, langsamer werdende Fahrt, das Geräusch der Bremsen. Eine Kreuzung, wenig später ein klappernes Geräusch, jetzt direkt neben mir. Eine Strassenbahn, Menschen! Ich geriet in ein Delirium, wir mussten in einer Stadt sein. Klein? Gross? Polnisch? Russisch? Alles an mir wurde Ohr. Nach einigen Kurven und Stops eine gerade,

glatte Strecke mit kurzen Zischgeräuschen – war das nicht in der Nacht, als wir aus Warschau hinausgefahren waren, auch so gewesen? Wieder Stadtverkehr. Plötzlich fragte ich mich, ob vielleicht jemand beim Licht einer Strassenlaterne in unsere Richtung geblickt hatte. Was für ein merkwürdiges Bild musste ich bieten, eine verhüllte Tonfigur auf einem Gestell. Wir fuhren wieder langsamer, hupten, bogen scharf rechts ab und hielten. Rufe wechselten hin und her. Schon war ich sicher, fürchtete die Enttäuschung, das war Warschau, hiess Leben! Ich beherrschte mich und lauschte. Das knirschende Geräusch eines Tors. Wir fuhren langsam hindurch, das Motorengeräusch hallte wider. Wir hielten an, der Motor wurde abgestellt. Jemand zog die Plane fort, band mir die Augenbinde ab. Mit einem Gefühl vollkommener Unwirklichkeit sah ich mich um. Ich sass hinten in einem kleinen, offenen, mit einer Plane überdachten Auto, neben mir «Schu» und mein Freund, der Tischschläfer. Während ich mühsam aus dem Wagen kletterte, blickte ich auf die Tür des Gebäudes vor mir. Es war die Hoftür, die ich schon zweimal durchschritten hatte.

Ich war nicht tot. Ich war wieder in die Welt zurückgekehrt, war unter Menschen. Selbst dieser Hof, selbst der Korridor, durch den ich ging, erschienen mir wie ein verlorenes Paradies. Ich war trunken. Der Alptraum war vorbei! Ich wollte den Wärtern an meiner Seite die Hand schütteln, wollte ihnen zur Feier des Ereignisses auf den Rücken klopfen. Ich brauchte ein Ventil für die nicht zu unterdrückende Freude, die durch mich hindurchging – am Leben, am Leben, habt ihr das gehört, Kate und Hughie und Alan, wir haben's geschafft, wir sind durch und werden bald wieder vereint sein, und nicht im Tod, sondern im Leben! Die Spannung in mir war gebrochen. Ich fühlte mich hilflos hin und her geschüttelt zwischen Tränen, die mir nicht fliessen wollten, und Gelächter, in das ich nicht ausbrechen konnte. Wie töricht waren meine Ängste gewesen! Und doch, was für ein sonderbares Vorspiel zu meiner Rückkehr an diesen Ort!

Wir betraten ein hell erleuchtetes Vorzimmer mit Tisch und Telefon, wahrscheinlich während des Tages von einer Sekretärin besetzt. Ein Bild von Präsident Bierut an der Wand. An beiden Seiten Türen zu weiteren Räumen. Ich wurde zu einem Stuhl in der Ecke geführt. Ich setzte mich, alles tat mir weh, das Hemd klebte mir am Rücken. Meine Bewacher liessen sich schweigend auf einer Bank nieder, die an einer der Seitenwände stand. Ich wollte ihnen zulächeln, aber sie blickten beharrlich zu Boden und pafften ihre Zigaretten. Die Tür zur Linken öffnete sich, und zu meiner Überraschung ging einer der freund-

lichen jungen Männer, die im August das Zimmer zum Hof mit mir geteilt hatten, an mir vorbei zur Korridortür. Ich schenkte ihm ein breites Grinsen des Wiedererkennens, aber er tat, als hätte er mich noch nie gesehen, ja, als sei ihm diese Begegnung geradezu peinlich. Woher diese Düsternis? Vielleicht lag es ja an meinem unglaublich heruntergekommenen Aussehen?

Ich betastete mein Haar. Es war klebrig und zerzaust. Mein Gesicht trug einen mehrere Tage alten Bart, ganz zu schweigen von den alten Schnitten und neuen Verletzungen. Der Regenmantel war zerknittert. Der Anzug nach dieser Reise in schlimmerem Zustand als je zuvor, das Hemd schmutzig und nass, die Füße ohne Socken und die Schuhe mit kurzen Stücken Bindfaden zugeschnürt. Kein Gürtel, kein Kragen, keine Krawatte. Ich versuchte mich ein bisschen zu richten. Durch die Tür rechts konnte ich undeutlich Stimmen hören. Wahrscheinlich wartete ich darauf, dass ich dort hineingeführt wurde, um endlich einem verantwortlichen Funktionär von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen, der mir die Ursache dieses Irrsinns erklären würde.

Die Tür öffnete sich, und derselbe tadellos aussehende Offizier, den ich für einen Augenblick in der Tür meiner Zelle gesehen hatte, bevor man mir die Augen verband, stand mit strengem Gesicht vor mir. Meine beiden Bewacher sprangen auf und versuchten, vorschriftsmässig auszusehen. Der Offizier deutete auf einen Garderobenständer neben mir. Ich zog den Mantel aus und bemerkte verwundert, wie sehr meine Hände noch zitterten. Der Offizier liess mich durch die Tür vorangehen. Ich betrat einen eindrucksvoll grossen Raum, ein Perserteppich bedeckte den Boden, schwere Vorhänge vor den Fenstern und eine Karte Polens an der gegenüberliegenden Wand. Beherrscht wurde der Raum von zwei glänzenden Mahagonitischen, der eine parallel zur Fensterwand, ungefähr in der Mitte des Raumes, der andere an einem Ende in rechtem Winkel dazu, wie der Querbalken eines grossen T. Hinter dem ersteren sass ein schmalgesichtiger, schwarzhaariger Mann ungefähr meines Alters, der mich mit Pokermiene aus ungeheuer selbstbewussten, listigen Augen ansah. An der freien Seite des anderen Tisches sass ein eher zart aussehender junger Mensch, der eifrig mit Stift und Schreibblock beschäftigt war, und an den Stirnseiten zwei Zivilisten, ein Mann mit einem recht imposanten Gesicht und dichtem, grau werdendem Haar, und ihm gegenüber und so, als sitze er im Hintergrund, die vertraute, untersetzte Gestalt von «Zigarette». Auch diese beiden Männer sahen mich mit höchster Aufmerksamkeit an. In einem Winkel des T stand ein leerer Stuhl, auf den der erste Mann wortlos zeigte. Der Offizier in Uniform setzte sich unauffällig auf einen Stuhl dicht bei der Tür. Nicht weit von ihm ent-

fernt tickte mit schwingendem Pendel eine altmodische Wanduhr. Es war 21.40 Uhr. Ich hatte schon fast einen Monat keine Zeit mehr gesehen!

Schweigen und Starren, als sei ich ein eigenartiges Exemplar aus einer Versuchsanstalt. Der schwarzhaarige Mann langte nach einer grossen Dose mit Bonbons, die auf dem Tisch stand und schob sie in Richtung seiner Kollegen. Meine Augen folgten der Dose, Mund und Kehle ausgetrocknet. Ich verspürte unwiderstehliche Gier nach einem Bonbon. Hinter diesem Bedürfnis stand zugleich der fast hysterische Impuls, mir selbst und den anderen hier im Raum die Belanglosigkeit dieses Anlasses zu beweisen, zu beweisen, dass nichts von alledem, was sich in den zurückliegenden Stunden ereignet hatte, mir in irgendeiner Weise befremdlich erschien, der Zustand meiner Nerven hervorragend war. Ich zeigte auf die Dose und lächelte schwach: «Darf ich?»

Ich hatte den Bann des Starrens gebrochen. Der Schwarzhaarige nickte, um den Mund einen sarkastischen Ausdruck. Man stiess die Dose in meine Richtung. Ich griff hinein, nahm ein, zwei, drei harte Bonbons in die Hand und steckte sie alle auf einmal in den Mund. Sie schmeckten wunderbar! Wieder das schweigende Starren. Ich ahnte, der Schwarzhaarige hatte hier das Sagen, die anderen assistierten. Und in der Tat war er es, der schliesslich in perfektem Deutsch sagte: «Wie geht es Ihnen?»

Was für eine absurde Frage! In dem Ton, in dem man im Fahrstuhl auf dem Weg ins Büro «Hallo!» sagt. Ich antwortete unwillkürlich mit gleicher Beiläufigkeit: «Nun ja, danke, es geht» – und kam mir im selben Moment albern vor. Was konnte offenkundiger sein als mein zerschundenes, schmutziges Aussehen! Auf dem Gesicht des Schwarzhaarigen breitete sich ein nachsichtig amüsiertes Lächeln aus. Irgendwie war das ansteckend, und gegen meinen Willen lächelte auch ich. Als Kind hatte ich hin und wieder den unwiderstehlichen Drang verspürt, in Gegenwart von Erwachsenen zu kichern, gerade weil es das war, was man nicht durfte. Ich fühlte Verlegenheit. Ich musste mich zusammennehmen. Wenn nun dieser Mann der MBP-Minister selbst wäre? Unabsichtlich sah ich zu einem schwarzweissen, gerahmten Porträt an der Wand über dem Tisch, ein noch jungliches Amtsgesicht von nichtssagendem Charakter, wahrscheinlich der Chef. Nein, es gab da keine Ähnlichkeit.

«Sagen Sie mir, was sind Sie wirklich?»

«Was meinen Sie... meinen Beruf?»

«Ja, gewiss, gewiss, Ihren Beruf.» Er warf seinen Kollegen einen schnellen, belustigten Blick zu. Wieder konnte ich der Versuchung nicht widerstehen,

ebenfalls zu lächeln – so wie ein Hund jedesmal mit dem Schwanz wedelt, wenn man ihn anschaut.

«Nun, Sie wissen doch wohl, dass ich Architekt bin.»

«Ach so, Sie sind also Architekt...» Es trat eine Pause ein, und wieder blickte er amüsiert zu den anderen hinüber, die mich schweigend, gleichsam von der Seitenlinie aus, beobachteten. «...Architekt. Das ist ja wirklich interessant. Sind Sie da auch ganz sicher? Nicht vielleicht Archäologe, wie wär's damit?» Er gab ein Kichern von sich und sah mich, im Stuhl sich streckend, an, als hätten wir gemeinsam unseren Spass an einem guten Witz.

«Archäologe? Warum Archäologe?» Ich hatte die Frage kaum gestellt, als sich seine Belustigung schon wieder auf mich übertragen hatte, mein Lächeln kam wie das Schwanzwedeln des Hundes. Was um Himmels willen war los mit mir?

Er nickte ermutigend, als wollte er sagen: Sehen Sie, wie gut wir uns doch verstehen! «Vielleicht auch die Arche Noah? Na, kommen Sie schon! Nette Archäologie, nette Architektur.» Er war in bester Stimmung, und sein Blick liess gutmütige Duldsamkeit angesichts versuchter Naivität erkennen.

«Aber ich verstehe Sie nicht.» Sofort fühlte ich mich schwach und unaufrichtig. Tatsache war, dass ich plötzlich sehr wohl sah, worauf er hinauswollte. Ganz zufällig hatte ich vor ein paar Monaten etwas in der Zeitung gelesen, das den grössten Argwohn der Russen erregt hatte. Eine amerikanische archäologische Expedition hatte vor, an den Hängen des Ararat nach Spuren der Arche Noah zu suchen, worauf die Russen mit der Antwort reagiert hatten, sie seien doch gar nicht am alten Noah interessiert, sondern an der sehr viel konkreteren, sichtbaren sowjetisch-türkischen Grenze dort in der Nähe. Wenn ich jedoch diese Anspielung verstanden hatte, dann würde ich damit nur die implizierte Parallele bestätigen. Ich beschloss, diesen Vorstoss zu ignorieren. Irgendwie kam mir jedoch dies alles so lächerlich vor, dass ich kein unbewegtes Gesicht beibehalten konnte.

Der Schwarzhäarige sah triumphierend drein. «Schön, schön, Sie sind also Architekt, amerikanischer Architekt. Gut, wir haben noch viel Zeit, um uns damit zu befassen...» – und dann, als wäre ihm dieser Gedanke erst nachträglich gekommen: «Aber Sie waren doch 1939 in Krakau, nicht wahr, Mr. Architekt? Und was haben Sie da gemacht? Wolkenkratzer gebaut?»

Wieder kam ich mir albern vor und in die Defensive gedrängt, wie ertappt. Er hatte die einzige Phase in meinem Leben herausgepickt, in der ich mich ganz bestimmt nicht als Architekt betätigt hatte. «Nun... ich war als Verwalter

des *Czech Refugee Trust Fund* in Krakau, um nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch die Deutschen dabei zu helfen, antinationalsozialistische Flüchtlinge in Sicherheit zu bringen...»

Er unterbrach mich. «Das wissen wir alles, aber wer hat Sie geschickt? Für wen haben Sie gearbeitet?»

Offenkundig doch für das Flüchtlingskomitee in London, aber sofort fühlte ich Verlegenheit. Das war nämlich durchaus noch nicht die ganze Geschichte. Nachdem ich damals in Krakau angekommen war, ja, schon damals, in der Zeit, in der das Komitee mit der Mittelbeschaffung beschäftigt gewesen war, hatte ich im April 1939 eine erste, geheime Reise nach Prag unternommen, deren Anlass eher in der zwielichtigen Welt des politischen Kampfes gegen Hitler zu suchen war. Tatsächlich hatten sich einige der in London im Exil weilenden Führer, denen bereits politisches Asyl gewährt worden war und die mit dem inoffiziellen Segen des Komitees nach Wegen suchten, die am stärksten gefährdeten Kollegen aus Prag zu retten, direkt an mich gewandt.

«Ich bin ursprünglich nach Prag gefahren, um dabei zu helfen, einige der besonders gefährdeten Gegner der Nationalsozialisten zu retten, die dort nach der deutschen Okkupation festsassen. Dazu gehörte eine Reihe von deutschen und österreichischen Kommunisten, die sich versteckt hielten und die ein britisches Visum erhalten sollten...»

Er unterbrach mich. «Kommunisten...?» Er lächelte nachsichtig. «Ich weiss sehr genau, wie Ihre Rettungsarbeit ausgesehen hat... weiss es nur zu genau. Aber Sie haben mir noch immer nicht gesagt, für wen Sie das getan haben. Wer hat Sie dorthin geschickt?»

Die Art, wie er mich fixierte, gab mir das Gefühl, irgendetwas an dem, was ich damals getan hatte, sei falsch gewesen. Wie seltsam, wo doch von dieser ersten Prager Unternehmung vor allem die Kommunisten profitiert hatten. Ich erklärte, wie es dazu gekommen war, dass ich mich dazu bereit gefunden hatte, in einer kurzen Pause zwischen zwei Bauvorhaben diesen Menschen zu helfen, und wie sich die erste, geheime Prag-Reise, die eigentlich nur eine Woche dauern sollte, auf Grund der Umstände zu dem sehr viel längeren, ungeplanten Zwischenspiel in Krakau im Namen des Flüchtlingskomitees entwickelt hatte. Es erschien mir verwunderlich, einem kommunistischen Funktionär erklären zu müssen, dass sich eine Rettungsaktion dieser Art angesichts des Klimas der späten dreissiger Jahre nicht eben durch eine peinliche Einhaltung der gesetzlichen Bestimmungen ausgezeichnet haben konnte. Seit wann, fragte ich, nähmen die Kommunisten diese Dinge so genau? Es war doch wohl klar, dass ich

ohne ein Alibi, in diesem Falle die Wiederbeschaffung eines tschechischen Films für *International Pictures*, und die damit verbundene Einreiseerlaubnis, die ich mir von der Gestapo besorgt hatte, nie nach Prag und Krakau hätte gelangen können und dass sich keine Hilfsorganisation bei einer so riskanten Unternehmung je offiziell engagiert haben würde. Ich sei ganz und gar auf mich selbst gestellt gewesen.

«Ja... ja, das wissen wir alles, aber für wen sind Sie tatsächlich hingegangen?»

Ich versuchte, mich an die Namen der Leute zu erinnern, mit denen ich wegen dieser Unternehmung in London gesprochen hatte. Das lag ja zehn Jahre zurück. Wenn man es genau betrachtete, war es Kate gewesen, die als erste an mich herangetreten war. «Nun, ich glaube, der Vorschlag kam von meiner Frau.»

«Und Ihr Bruder? War nicht vielleicht er es, der Sie geschickt hat?»

Was hatte Noel damit zu tun? Ja, Jahre später, während des Krieges, nachdem seine feste Anstellung beim Völkerbund nicht mehr bestand, da hatte er sich der Hilfsarbeit zugewandt und war für das *American Unitarian Service Committee* tätig geworden, zunächst in dessen Zentrum in Marseille, dann in Genf und Paris, als der europäische Direktor. Aber 1939 war er noch beim Völkerbund gewesen, und zu der Zeit, als er die Arbeit für die Hilfsorganisation aufgenommen hatte, war ich schon längst wieder nach New York zurückgekehrt und weit von den europäischen Geschehnissen entfernt. Das hiess, das Pferd beim Schwanz aufzäumen.

«Haben Sie Ihren Bruder nicht 1939 in Genf besucht, unmittelbar vor Ihrer Reise nach Prag?»

«Ja, ich habe ihn ein paar Wochen zuvor besucht, auf der Rückreise von einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz, der im Zusammenhang mit der Abwicklung meines Bauauftrages in England stand. Das war ein rein privater Besuch, und ich hatte zu dieser Zeit noch keine Ahnung, dass ich bald nach Prag reisen würde. Es war erst später, erst nach meiner Rückkehr nach London, dass meine Frau die Zwangslage der Menschen dort zur Sprache brachte.»

«Also gut, dann lassen Sie uns mal die Geschichte von dem, was Sie, wie Sie behaupten, 1939 gemacht haben, von Anfang an hören – von dem Augenblick Ihrer Abreise aus London im April an, bis zu Ihrer Rückkehr im Krieg sechs Monate später.»

Hatte er sich nicht einmal die Mühe gemacht, die Berichte zu lesen, die in den ersten Wochen mit so grossem Aufwand angefertigt worden waren? Nun, vielleicht war es ja gut, wenn ich alles noch einmal in meinen eigenen Worten

und ohne die Verzerrungen durch einen Dolmetscher schildern konnte. Obwohl seitdem zehn Jahre vergangen waren, war die Rettungsaktion des Jahres 1939 einer der Höhepunkte meines Lebens, hatte ich damals doch, den Tod vor Augen, mein Bestes im Dienst der Menschenrechte gegeben. Angesichts der rückgratlosen Regierungen jener Zeit war das eine grosse Leistung gewesen, und der Lohn war mir in den jüngst vergangenen Jahren in Gestalt eines grossen, über ein halbes Dutzend Länder verstreuten Freundeskreises zuteil geworden. Ich war beruhigt. Ich hatte mich damals den Kommunisten verbundener gefühlt als jemals zuvor oder später in meinem Leben. Was mich so beeindruckt hatte, war ihr beharrlicher und mutiger Widerstand in den von den Nationalsozialisten überrannten Ländern, wo Schicksalsergebenheit der einfachste Weg gewesen wäre. Obwohl sie zahlenmässig nur einen kleinen Teil derjenigen ausmachten, die wir damals retten konnten, war ich überzeugt, dass in diesem Augenblick eben sie mein stärkster Trumpf waren. Ich konnte eine Reihe von tschechischen, deutschen und österreichischen Kommunisten nennen, die bestätigen würden, dass sie es nicht zuletzt auch mir zu verdanken hatten, dass sie heute noch am Leben waren.

Ruhig und mit zunehmendem Selbstvertrauen begann ich meinen Bericht. Die drei Männer hörten aufmerksam zu und unterbrachen mich kein einziges Mal. Der junge Mann an der Seite des Tisches notierte alle Orte und Personen, die ich erwähnte. Ich hob vor allem die Kommunisten jener Zeit hervor, an die ich mich selbst noch erinnern konnte, diejenigen, die nach England gegangen waren oder nach Australien, diejenigen, die mit bei meiner Arbeit in Krakau geholfen hatten, als wir von aussen keinerlei administrative Hilfestellung mehr erhalten hatten, diejenigen, die auf polnischem Boden vom Krieg überrollt worden waren und die sich in den ersten Tagen nach dem deutschen Überfall unserem Fussmarsch angeschlossen hatten. Ich kam bis zu dem letzten Debakel, als nämlich Vilem Novy und ich in Luck in der polnischen Ukraine zu dem Ergebnis gekommen waren, dass alles zu Ende war, und wie wir uns dem Sicherheit bietenden Goldtransport der polnischen Staatsbank angeschlossen hatten, der sich, den Schutz der Nacht nutzend, auf dem Weg zur rumänischen Grenze befand, um die Goldreserven des Landes der Beschlagnahmung durch die Deutschen zu entziehen.

Hier unterbrach mich der Schwarzhaarige zum ersten Mal. «Aber warum sind Mr. Novy und Sie ein paar hundert Kilometer nach Süden, nach Rumänien geflohen, wo Sie doch so viel schneller zur russischen Grenze fünfzig Kilometer weiter östlich hätten kommen können?»

«Ich kann nicht für Mr. Novy antworten, aber was mich betrifft, so hatte ich den Wunsch, nach England zurückzukehren und dem Komitee Bericht zu erstatten, dem ich verantwortlich war. Ich sehe nicht, wie mir da eine Flucht nach Osten hätte nützen können.»

«Und Sie hatten gar keinen anderen Grund?» Wieder dieser sarkastische Ton. Vielleicht, weil ich Kate nicht erwähnt hatte.

«Doch, ich war natürlich auch sehr bedacht darauf, zu der Frau zurückzukommen, die ich heiraten wollte.»

«Ist es aber nicht ein bisschen seltsam, dass Novy, ein bedeutender tschechischer Kommunist, ebenfalls diesen Weg wählte? Schliesslich hielt sich doch Gottwald in Moskau auf, nicht in London. Haben Sie Novy vielleicht überredet? Hatten Sie vielleicht etwas Besonderes mit ihm vor?»

«Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, was ihm damals vorschwebte. Das ist alles zehn Jahre her. Mit Sicherheit aber war er kein Mann, der sich von mir hätte überreden lassen. Angesichts der Bombardements und des allgemeinen Zerfalls in Polen, aber auch der Verstreuung unserer Flüchtlinge konnten wir nichts mehr tun, und der logische Schluss war, die erste Möglichkeit zur Flucht zu ergreifen, die sich uns bieten würde.

«Und das war mit den Faschisten, die Polen in die Niederlage hineingezogen und seine Goldschätze geplündert haben?»

«Nun, das sehe ich nicht so. Es handelte sich um einen Teil des Goldtransportes der polnischen Staatsbank, die verhindern wollte, dass die Goldreserven des Landes in die Hände der Deutschen fielen. Als uns dann an der rumänischen Grenze die Nachricht von einem Vormarsch der Russen erreichte, beschloss Novy tatsächlich umzukehren, aber dazu war es bereits zu spät. Ich erinnere mich, dass er in Bukarest auch zur russischen Gesandtschaft gegangen ist und dort um eine Verbindung mit Gottwald in Moskau gebeten hat. Aber er erhielt keine Antwort, und ich konnte seinetwegen meine Abreise nach London nicht immer wieder aufschieben, weshalb ich ihm vorschlug, er solle angesichts der Gefahren, die ihm drohten, wenn er allein in Rumänien zurückblieb, lieber mit mir kommen.»

Der Schwarzhaarige hackte mit grösster Beharrlichkeit auf diesem Punkt herum, bis es mir zuviel wurde. «Wenn Sie so gern wissen möchten, warum Mr. Novy nicht zu Mr. Gottwald nach Moskau, sondern mit mir nach London gefahren ist, warum fragen Sie dann nicht ihn selbst? Ich bin doch nicht sein Aufpasser. Wie soll ich sagen, was an einem bestimmten Nachmittag vor zehn Jahren in seinem Kopf vorgegangen ist? Was meine Arbeit in Krakau angeht, so glaube ich, dass sie so fair war wie angesichts der unüberwindlich grossen Schwierigkeiten möglich. Hunderte von Menschen sind durch das Krakauer

Büro gegangen. Juden und viele Gegner Hitlers, unter ihnen auch Kommunisten, verdanken die Tatsache, dass sie heute noch am Leben sind, meiner damaligen Beharrlichkeit.»

«Ja, ja, ich weiss nur zu gut, wie das ausgesehen und wer davon profitiert hat...» Wieder das sarkastische Lächeln. Er deutete auf die grosse Polen-Karte an der hinteren Wand. «Zeigen Sie uns doch bitte noch mal mit dem Finger den Weg, den Sie bei Ihrer Evakuierungsaktion im September genommen haben.»

Ich stand auf und ging zur Karte. Ich zeigte die Route des Zuges, mit dem die Kattowitzer Gruppe am 1. September losgefahren war und die sie dann nach zwei Tagen in Kielce wieder verlassen hatte, normalerweise eine Fahrt von wenig mehr als einer Stunde. Ich zeigte die Strecken, die wir auf unserem Marsch aus Warschau täglich zu Fuss zurückgelegt hatten, viele Hunderte von Menschen, und den Punkt, wo unser Treck von einer deutschen Panzerkolonne geteilt worden war, den Weg weiter und immer weiter in immer kleiner werdender Zahl, die Überquerung des Dnjestr bei Saleszczyki zehn Tage später. Als ich zu meinem Stuhl zurückkehrte, sah ich auf die Wanduhr. Es war nach Mitternacht. Was hatte das zu bedeuten? Warum dieses plötzliche, alles andere ausklammernde Interesse an 1939?

Als hätte er meine Gedanken erraten, blickte der Mann mit dem imposanten Schädel auf und fragte in einem Deutsch mit schwerem slawischen Akzent: «Wo ist Ihr Bruder?»

Mich überraschte der plötzliche Wechsel von Person und Thema. Ich zuckte die Achseln. «Das ist es, was auch ich gerne wüsste.» Geradeheraus zu sagen, ich hätte den Verdacht, dass er von den Russen entführt worden sei, hätte mich möglicherweise in noch grössere Schwierigkeiten gebracht. Wie konnte ich wissen, ob der Fragesteller nicht Russe war, vielleicht ein Vertreter des NKWD? «Die tschechischen Behörden versuchen, das für mich herauszufinden.»

«Aber Sie sind Amerikaner. Ein anderer Amerikaner verschwindet im Ausland. Wäre es nicht das normale gewesen, zu Ihrer Botschaft zu gehen und einen grossen Wirbel zu machen? Wer hat je davon gehört, dass man dann in das Land fährt, wo es passiert ist, noch dazu, wenn es ein kommunistisches ist? Ein bisschen eigentümlich, nicht?» Er blickte zu dem Schwarzhaarigen hinüber und zwinkerte ihm zu.

Ich wollte meinen Ohren kaum trauen. Jetzt bekam ich also das vorgehalten! Meine Bereitschaft, eine Lösung zu finden, die den Tschechen die Möglichkeit bot, einen Skandal zu vermeiden, sorgte hier für Belustigung! Mir war sehr danach zurückzubrüllen, wie sehr ich mit ihm übereinstimme und was für

ein Narr ich doch gewesen sei. War diesem Mann nicht klar, wieviel einfacher es für mich gewesen wäre, mich unverzüglich an die amerikanischen Behörden zu wenden? Die widerstreitenden Empfindungen liessen mich am ganzen Körper zittern, als ich nach Worten rang und dies alles zu erklären versuchte.

«Wir wollten die tschechische Regierung nicht mit etwas in Verlegenheit bringen, was vielleicht überhaupt nicht ihr Werk ist. Sie wissen ja selbst, wie leicht sich so etwas bei der augenblicklich gespannten Lage zu einem internationalen Skandal auswachsen kann. Es ist schon immer mein Wunsch gewesen, das gegenseitige Verstehen und den kulturellen Austausch zwischen Ost und West zu verbessern, und ich war deshalb gewillt, es bei den Tschechen mit dem direkten Vorgehen zu versuchen.»

«Was meinen Sie, wenn Sie sagen, die Sache läge vielleicht gar nicht in der Verantwortung der Tschechen?»

Wieder war ich mit dieser gefährlichen Frage konfrontiert. Ich versuchte auszuweichen. «In Prag waren nach dem Verschwinden meines Bruders zwei Telegramme von ihm eingegangen. Das erste aus Bratislava, das zweite aus Wien. Die tschechischen Behörden vertraten meiner Schwägerin gegenüber die Theorie, er sei vielleicht von amerikanischen Undercover-Agenten fortgelockt worden, um sicherzustellen, dass er für einen Prozess zu Hause in Amerika zur Verfügung stünde.» Obwohl dies ganz offenkundig Blödsinn war und ich die anhand der Telegramme ausgeheckte Theorie nie geglaubt hatte, erinnerte ich mich doch daran, mit welchem Nachdruck die Tschechen versucht hatten, Herta mit dieser Möglichkeit zu beeindrucken, womit sie nur ihre Ohnmacht und Desorientiertheit vergrössert hatten. Ich war fest entschlossen, das Wort «Russen» nicht als erster in diesem Raum auszusprechen.

«Ach, die Amerikaner... Und Sie haben nie an eine andere Möglichkeit gedacht?»

Ein Lächeln breitete sich im ganzen Raum aus, und einmal mehr fand ich mich gegen meinen Willen hineingezogen. Es lag alles so klar auf der Hand, aber ich war entschlossen, den Dummen zu spielen. «Wer noch könnte an so etwas interessiert sein? Oder er ist vielleicht das Opfer eines Raubüberfalls oder Unfalls oder der Amnesie geworden. Das kann auch vorkommen.» Ich konnte ihren Gesichtern ansehen, dass sie mich nicht für so naiv hielten. Sie liessen es jedoch dabei bewenden.

Ziel der Befragung war es nun, mich jeden Menschen, dem ich seit meiner Abreise aus Cleveland im Juli begegnet war, identifizieren zu lassen. Den ganzen Abend hatte «Zigarette» geschwiegen – wie ein stolzer Dompteur. Es

schlug eins. Inzwischen war mir klar geworden, dass diese Sitzung wohl auch nicht mit meiner Freilassung enden würde. Ganz im Gegenteil, ich hatte das immer stärker werdende Gefühl, in ein noch verhängnisvolleres Missverständnis verwickelt zu werden. Dieses Gefühl war so stark, dass ich mich nicht einmal dazu bringen konnte, geradeheraus eine Erklärung und die Beendigung meiner Haft zu fordern. Ich hatte Angst, die Sache zu forcieren, Angst vor dem, was ich vorfinden würde, wenn ich dies tat. Zwar hatten sie nicht ein einziges Mal nach meinen Fotoaufnahmen gefragt, aber da waren die ständigen Hinweise auf irgendeine schreckliche, verborgene Schuld, Hinweise auf mich als den Erzschurken irgendeines unbekanntes Dramas. Mein Bemühen, die frühere Sympathie und Wohlgesonnenheit hochzuspielen, hatte lediglich zur Folge gehabt, dass die Flut des Sarkasmus beständig gestiegen war.

Der Schwarzhaarige blickte zur Uhr. Es war fast zwei. «Gut, das war lang genug. Wir hören für heute Nacht auf» – und damit erhob er sich. Der Offizier in der Ecke rappelte sich hoch und ging zur Tür, um sie aufzumachen. Ich stand einen Augenblick lang neben meinem Stuhl und versuchte, mir klar darüber zu werden, was ich sagen wollte. Ich musste doch protestieren und auf meinen Rechten bestehen. Bevor ich jedoch ein Wort herausbringen konnte, kam mir der Schwarzhaarige dazwischen und sagte mit gekünsteltem Ernst: «Gute Nacht, Mr. Architekt... wir werden uns wiedersehen und dann mal schauen, ob es noch einen Ausweg für Sie gibt.»

Ich war nicht überrascht, in den kleinen Lieferwagen zu klettern, die beiden Aufseher auf den Fersen. Zum ersten Mal wusste ich, wohin ich fuhr. Welch ein Gegensatz zu dem Grauen, das den Beginn dieses Abends bestimmt hatte. Da gab es wenigstens einmal kein Rätsel, lediglich die Rückkehr in den Keller.

Während wir schweigend im trüben Licht der kleinen Glühbirne an der Decke dahinratterten, sahen «Schu» und sein Kollege so vertraut, so völlig normal aus. Ob sie eine Ahnung hatten, was ich auf unserer letzten gemeinsamen Fahrt durchgemacht hatte? Wieviel davon war wohl darauf angelegt gewesen, mich für die abendliche Sitzung weich zu machen? Wieviel wussten die Organisatoren dieser Unternehmung über die Funktionsweise eines Gehirns nach zehn Tagen der Einsamkeit in diesem Keller, in diesem Nirgendwo mit seinen Geräuschen? Ich vermutete, dass sie darüber sehr gut Bescheid wussten und dieses Wissen nützlich fanden.

Während wir durch die Nacht dahinfuhren, hörte ich immer noch die Abschiedsworte von vorhin: «Wir werden schauen, ob es noch einen Ausweg für

Sie gibt.» Was hatte das zu bedeuten? Je mehr ich über die Bemerkung nachdachte, desto unheilvoller erschien sie mir. «Ausweg... Ausweg...» Und wenn wir keinen Ausweg fanden, was dann? Aber was hatte ich denn getan, um vor eine derartige Alternative gestellt werden zu können? Was wollten sie von mir? Wie mit etwas fertigwerden, das einem unbekannt ist? Allmählich nahm das Wort Gestalt an, das ich nicht einmal mir selbst vorzuflüstern gewagt hatte: Spion... Spion... Dazu war ich von einem Tag zum anderen geworden! Deshalb war ich in dem Keller verschwunden, und deshalb hing jetzt die Vergessenheit drohend über meinem Haupt.

Doch Sibirien? Nein... wahrscheinlicher war die Schlinge. Aber wenn ich doch bloss wüsste, auf welche Weise ich zum Spion geworden war! War es möglich, dass man einer war, ohne es selbst zu wissen? Das Unglaubliche war so normal geworden, dass nichts mehr sicher war. Ohne es zu wissen... ohne es zu wissen Spion. In meinem verwirrten Kopf tauchte die Erinnerung an den unglücklichen, verdutzten Hasen auf, der das Problem hatte, beweisen zu sollen, dass er kein Kamel war. Wirklich – wie sollte er wissen, dass er keins war?

Tage und Nächte

Am nächsten Morgen erhielt ich sofort nach dem Frühstück Besuch von dem Offizier mit den Schaftstiefeln. Er hatte Papier und Stift und eine steife Pappe als Schreibunterlage dabei und forderte mich auf, sofort die vollständige Geschichte meines Zwischenspiels als Fluchthelfer im Jahr 1939 aufzuschreiben, wie ich sie gerade erst vor ein paar Stunden in Warschau erzählt hatte. «Und vergessen Sie nicht, die Gründe zu nennen, warum Sie und Mr. Novy nach England gegangen sind und nicht nach Russland.»

Ich war zwar erstaunt, dass ich alles noch einmal darlegen sollte (es war inzwischen das vierte Mal), hielt es aber für ein vielversprechendes Zeichen, wenn sie die Geschichte schriftlich und von mir selbst haben wollten, um den verfälschten, mit Hilfe der Dolmetscherin erstellten Bericht durch diese Version zu ersetzen. Ich sass den ganzen Tag wie absorbiert auf meinem Holzgestell, das Pappbrett auf den Knien. Seite um Seite füllte sich, und immer, wenn mir das Papier ausging oder der Bleistift angespitzt werden musste, klopfte ich, und man kam meinen Wünschen augenblicklich nach. Ich war wieder ein menschliches Wesen. Endlich lag die Initiative wieder bei mir. Ich wählte Wörter, formulierte Sätze, die keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit meiner Absichten zuließen. Das war nach all dem Dahintreiben in endlosen, unerfüllten Tagen berauschend. Selbst Muffins Welt der Geräusche hörte vorübergehend auf zu existieren.

Mein Optimismus schien seine Rechtfertigung erhalten zu sollen, als ich am nächsten Tag mitten am Vormittag höflich nach oben in ein von Sonnenlicht durchflutetes, grosses und bequemes Eckbüro mit Musselingardinen vor der unteren Hälfte der Fenster gebeten wurde, das dem Raum, den ich am ersten Abend zu sehen bekommen hatte, gegenüber lag.

«Wie geht es Ihnen?»

Wieder die Beiläufigkeit, als träfen wir uns zum Nachmittagskaffee im Ho-

tel «Polonia». Im hinteren Teil des Raumes sass an einem Tisch ein neuer Vernehmer, ein junger Offizier in Hauptmannsuniform, blond und gutaussehend, mit einem offenen Gesicht, das eher an einen Sportstudenten denken liess. Die Dolmetscherin neben ihm war die Frau, die ich schon aus Warschau kannte und die grösseres Interesse an ihrem männlichen Kollegen zeigte als an der Übersetzung, wegen der sie dort sass.

«Der Offizier möchte Sie zu Ihrer Arbeit befragen, 1939 mit den tschechischen Flüchtlingen.»

Wir folgten also schon wieder dieser Spur – zum fünften Mal! Und ganz so, als wüsste er nicht, dass ich eben einen detaillierten Bericht geschrieben hatte, der vor ihm auf dem Tisch lag! Mir sollte es egal sein. Dieser sonnenhelle Raum war entschieden schöner als der Keller. Sollen sie doch hundertmal fragen. Je intensiver sie sich mit dem Jahr 1939 befassten, desto unausweichlicher würden sie am Ende zugeben müssen, dass ich ein Freund und kein Feind gewesen war. Während der ersten Wochen in Warschau hatte mich jeder neue Satz vor Ungeduld fast wahnsinnig werden lassen. Im Gegensatz dazu freute ich mich jetzt über jede zeitraubende Übersetzung und Abschweifung. Es dauerte ganze fünf Tage, bis wir unser Thema abgeschlossen hatten, d.h. bis wir über die Dnjestr-Brücke nach Rumänien gelangt waren, vor weiterem Beschuss durch die Deutschen sicher.

Dann schloss sich die Kellertür wieder hinter mir, legte sich das Gewicht der Isolation auf mich. Es war nun auch eine Rückkehr in Muffins Welt der Geräusche, zu den fruchtlosen Spekulationen und der ausweglosen Ungewissheit. «Wir werden sehen, ob es einen Ausweg für Sie gibt.» Hunderte von Malen kam ich zu diesen Worten zurück. Jeden Abend hoffte ich aufs Neue, der Aufseher würde mit meinem Regenmantel erscheinen und mich wieder in die Stadt bringen. Hatte er nicht «Wir werden uns wiedersehen!» gesagt? Worauf wartete er? Ich hoffte nicht mehr auf plötzliche Freiheit, sondern wartete jetzt nur noch darauf, dass man mir endlich mitteilte, was man mir vorwarf. Mehr wollte ich nicht. Ich war sicher, kannte ich die Anschuldigungen erst einmal, würde ich in der Lage sein, mich zu wehren und meine Unschuld zu beweisen.

In der Zwischenzeit versuchte ich, mir ein klareres Bild von meiner unmittelbaren Umgebung zu machen. Jede Expedition über die Grenzen meiner Zelle – ob mit meinem Kübel den Kellerflur entlang oder nach oben in das sonnige Eckzimmer – hatte bestimmte Erkundungsziele: den Verlauf von Rohren und elektrischen Leitungen, Lage, Dicke und Bauart der Wände, Stützpfiler des Fussbodens und der Decken. Zufallsblicke durch eilig geschlossene Türen.

Eine unbeabsichtigte Begegnung im Kellertreppenhaus mit einem jungen Mann, der einen Schwengel hin und her bewegte. Das vertraute Klicken, das ich schon so oft gehört hatte, von einer handbetriebenen Wasserpumpe.

Das Gebäude war sehr einfach gebaut – die Innenwände waren vom Keller bis zum Dach hochgemauert worden, so dass die Räume oben, was Grösse und Lage anbetraf, im allgemeinen den Zellen unten entsprachen. Das Bild, das allmählich in meinem Kopf Gestalt annahm, war das eines umgebauten Gutshauses, ohne oberes Stockwerk, nicht mehr als fünfunddreissig Meter lang und zehn Meter breit, von grossblättrigen Kletterpflanzen überwachsen. Ich sah eine Reihe von acht Fenstern, unterbrochen von einem Vorbau über einem nicht mehr benutzten Eingang, und konnte mir sogar zwei weiss gestrichene dorische Säulen vorstellen, auf dem Lande in Polen genauso ein Statussymbol wie bei uns im amerikanischen Süden, ferner eine überdachte Terrasse hinten, die Schutz vor der Hitze eines Augustnachmittages bot. Das Vorhandensein dieser Terrasse wurde durch ein Stück vorspringende Mauer bestätigt, das ich direkt neben meinem Zellenfenster sehen konnte und das am Morgen die Strahlen der aufgehenden Sonne abfing. Mit Hilfe von Gerüchen und Geräuschen fand ich heraus, dass die Küche oben war, und unter ihr im Keller eine Waschküche und ein Heizungsraum und dort in der Nähe auch das Notaggregat. Diese Räume waren durch Türen im Kellertreppenhaus zu erreichen. Viel, viel später, als ich das Gebäude erstmals ganz zu sehen bekam, konnte ich feststellen, dass das Bild, das ich mir in diesen ersten Wochen davon gemacht hatte, im Wesentlichen stimmte.

Wer hatte je davon gehört, dass Gefangene in so unpassender Umgebung und an einem Ort festgehalten wurden, der so entlegen war, dass alles benötigte Wasser per Hand heraufgepumpt werden musste? Ausserhalb der Mauern ländliche Bukolik, drinnen, hinter zugestrichenen, von Blättern überhangenen Fenstern, vierzehn Zellenbewohner. Und hinter dichten, zugezogenen Fenstervorhängen die nächtlichen «Karnickeljagden» und ein Leid, das menschliche Wesen zu erniedrigten Tieren werden liess. Kein Wunder, dass die frische Luft, die durch das Dreieck über meinem Fenster hereinströmte, und die quälend schönen Landgeräusche das Gefühl einer gespaltenen Wirklichkeit erzeugten, das kaum zu ertragen war. Erst nach Jahren begriff ich, dass das Widersinnige an meiner unmittelbaren Umgebung eine Widerspiegelung der Spaltung war, die jeden einzelnen Aspekt des kommunistischen Paradieses kennzeichnete.

Eine Woche lang geschah gar nichts. Dann wurde ich eines Morgens wie-

der in das sonnenlichtdurchflutete Eckbüro gebracht. Es fällt schwer zu beschreiben, welche Zauberwelt dort über mich hereinbrach – Tageslicht, blauer Himmel mit ziehenden Wolken, die schwankenden Wipfel hoher Bäume, die gedämpfte Wärme eines möblierten Raumes, zwanglose Unterhaltung. Ein «Wie geht es Ihnen?», begleitet von höflichem Lächeln. Sofort schien all die aufgestaute Rebellion davongeschwemmt und ersetzt zu werden durch einen unwiderstehlichen Optimismus, ja, durch Dankbarkeit.

«Sie haben sich doch beim letzten Mal darüber beschwert, dass Sie da unten nichts zu tun hätten. Ich habe Arbeit für Sie.» Der junge Offizier ging langsam vor dem Schreibtisch auf und ab, als denke er nach.

Arbeit! Ich war aufgeregt. Ich hatte schon Bekanntschaft gemacht mit der entsetzlichen Leere, die sich in der Einzelhaft über den Menschen herabsenkt, der allen Aktivitäten eines normalen Daseins entzogen ist. Kaum jemand hat Gelegenheit, einen philosophischen Geist zu entwickeln, der die Fähigkeit besitzt, sich aus sich selbst zu nähren. Das moderne Leben zwingt uns ein Verhalten auf, bei dem der Geist im Wesentlichen ein Zubehör der Aktivität ist. Man entferne das gesamte alltägliche Leben, alles Äussere, auf das sich das Denken richten kann, und die Folge ist das Umherirren in einer Leere, die mit jeder Stunde, jedem Tag, jeder Woche erstickender und unerträglicher wird. Das ist eine Schwachstelle, die sich das Verhörsystem der Kommunisten zunutze machte, weiss man doch, dass man da einen Verbündeten hat, wenn es gilt, die Moral des Opfers zu brechen. Sorgfältig manipuliert, wird dieses Mittel der Druckausübung mit einer ganzen Reihe anderer psychischer und physischer Methoden verbunden, denen am Ende der Mensch nicht gewachsen ist, so dass nur ein gefügiges Tier übrig bleibt.

Der Offizier erklärte mir also, er habe weitere Schreibarbeit für mich. Was er von mir wollte, das waren detaillierte biographische Skizzen aller Personen, die zu meinen Aktivitäten der vergangenen Jahre in irgendeiner Beziehung gestanden hatten.

Im ersten Augenblick verspürte ich Unruhe. Welches Recht hatte ich, über das Leben anderer Menschen zu berichten? Würde ich ihnen damit nicht schaden? Wenn man es sich aber genauer überlegte – was gab es zu verbergen? Es handelte sich ja um gänzlich unpolitische oder wohlmeinend-neutrale Leute, wenn nicht gar um erklärte Verfechter der kommunistischen Sache. Indem ich eine möglichst grosse Zahl meiner Bekannten beschrieb, würde ich deutlich machen, welche Auswirkungen mein Verschwinden haben musste. Die polni-

schen Behörden würden um die Einsicht nicht herumkommen, dass sie nicht damit rechnen konnten, dass ich vergessen werden würde. Wenn ich mich an die Wahrheit hielt, hatte ich nichts zu befürchten, weder für mich noch für meine Freunde. Sollten sie doch jede Einzelheit wieder und wieder überprüfen, und wenn es Wochen oder Monate dauerte. Ohne Möglichkeit, Beweise beibringen zu können, war dies der einzige Weg, dem wenigstens nahezukommen. Am Ende würde sich meine Unschuld einfach erweisen müssen.

Also erklärte ich mich einverstanden.

Ich war kaum wieder im Keller, als ein kleiner, viereckiger Tisch mit einer glänzenden Platte aus Sperrholz und ein dazu passender Bugholzstuhl in meine Zelle geschoben wurden. Ich fühlte mich wie ein König. Ich ging immer wieder um den Tisch herum, Tränen in den Augen, und berührte ihn, strich mit der Hand darüber, er war ein Symbol all dessen, was ich in den vergangenen Wochen vermisst hatte. Die Zelle sah sofort ganz anders aus, wies ein bisschen Menschlichkeit auf. Und nun brachen Tage an, die ich bei meiner fieberhaften Tätigkeit kaum wahrnahm. Die morgendlichen und abendlichen Gänge mit dem Eimer, die Mahlzeiten, diese mir so wertvollen «Haltestellen», die allein den Stunden zwischen dem Aufstehen und dem Zubettgehen eine Bestimmung verliehen hatten, gingen an mir vorüber, fast ohne dass ich sie bemerkte. Ich hatte eine neue Freiheit. Ich konnte an die Tür klopfen, sobald ich neues Papier brauchte oder mein Bleistift gespitzt werden musste. Ich konnte den «Appell» ignorieren und bis spät in die Nacht arbeiten. Ich konnte die Schlüssel mit dem Essen vor mich auf den Tisch setzen. Es wurde mir sogar gestattet, den Drahtkorb der Lampe mit einem Schirm aus Zeitungspapier zu versehen, um die Helligkeit zu vermindern.

Wieder war es die Flüchtlingsarbeit des Jahres 1939, die mir den Grossteil meiner Munition lieferte. Ich begann mit den Kommunisten, an die ich mich noch erinnern konnte. Schliesslich waren sie meine beste Verteidigung. Dann die Sympathisanten. Dann weiter zu den verschiedenen Hitler-Gegnern. Ich bemühte mich, über jeden, zu dem ich meiner Erinnerung nach einen auch noch so flüchtigen Kontakt gehabt hatte, etwas zu sagen. Dann kamen die Freunde an die Reihe. In Amerika und in Europa. Architekten, Freunde mit anderen Berufen, eine wirklich ergiebige Ader, die da abzubauen war. Ich lächelte in mich hinein, als ich sah, wie der Berg beschriebenen Papiers wuchs. Was für ein Bürokratenparadies, das ich da schuf! Fast jeden Abend erkundigte sich der Aufseher, wenn er den Stoss Papier abholte, ob ich nun fertig sei, woraufhin ich den Kopf schüttelte: «O nein, noch lange nicht!»

Am fünften Tag orgiastischen Schreibens wurde ich nach oben gerufen. Auf dem Tisch lag ein wahrhaft gewaltiger Papierberg. Ich merkte jedoch sofort, dass die Atmosphäre kühl war. Der Offizier erhob sich, nahm den Stoss Papier auf und begann, auf und ab zu gehen, wobei er mich mehrmals streng ansah. Er wandte sich an die Dolmetscherin und schüttelte die Papiere in seiner Hand. «Pan Field, dies hier ist ganz und gar unzureichend. Wir haben uns angesehen, was Sie geschrieben haben. Da ist eine Menge über Leute dabei, an denen wir natürlich überhaupt nicht interessiert sind, aber viel zu wenig über die, über die Sie uns nichts sagen wollen. Was geht uns irgendein reaktionärer Architekt in Amerika an oder ein Corbusier? Warum haben Sie solche Angst, uns etwas über die Aktivitäten Ihrer kommunistischen Freunde zu erzählen?»

Warum diese Hervorhebung ihrer eigenen Leute? Was die politischen Aktivitäten der Linken anging, so hatte ich mit Sicherheit alles berichtet, was ich wusste, und sei es auch noch so vage. In den meisten Fällen war das nicht sehr viel. Ich hatte keine Veranlassung gesehen, etwas zu sagen, wenn es nicht in direkter Verbindung zu dem stand, was ich selbst getan hatte, beispielsweise zu der Flüchtlingsarbeit im Jahr 1939. Da ich nie zum exklusiven inneren Zirkel der Kommunisten gehört hatte, war ich stets der Ansicht gewesen, dass es mich nichts angehe, welche Formen ihre Aktivitäten annahmen.

Ich versuchte zu erklären, dass ich wirklich alles aufgeschrieben hatte, was ich wusste. «Sie sollten in der Zwischenzeit in der Lage gewesen sein festzustellen, dass ich nie geglaubt habe, mich von der Welt um mich her abkapseln zu können, sondern bereit gewesen bin, da, wo ich mich durch die Umstände dazu aufgerufen fühlte, das meine zu tun, dass mein eigentliches Interesse jedoch nie der Politik, sondern einzig dem Beruf gegolten hat, den ich erlernt habe.»

«Pan Field, Pan Field... Wir sind doch keine Kinder. Es wäre viel besser, wenn Sie weniger über Architektur sprächen und mehr darüber, was der Grund ist, dass Sie hier in diesem Raum sitzen.»

«Aber was wollen Sie von mir? Es ist doch nicht mein Fehler, wenn Sie hinter etwas her sind, das es gar nicht gibt. Ich habe nie auch nur das geringste getan, was gegen Ihr Land gerichtet war.» Irgendwie fürchtete ich mich, das Wort «Spion» zu benutzen, und doch wusste ich, dass es das war, worüber wir sprachen.

«Sie sind sehr starrköpfig, Pan Field. Wir geben Ihnen noch eine Chance. Wir sind geduldig. Gehen Sie jetzt wieder hinunter in Ihre Zelle und denken Sie darüber nach und fangen Sie dann noch einmal an, für uns aufzuschreiben,

was wir wirklich über die Aktivitäten Ihrer Freunde wissen wollen, die uns interessieren.»

Ich zuckte die Achseln. «Ich will's versuchen, aber ich glaube nicht, dass es noch sehr viel gibt, was ich ergänzen könnte.» Ich wollte Zeit gewinnen und vor allem nicht der Möglichkeiten verlustig gehen, die ich dem Besitz von Papier und Bleistift verdankte. Als ich mich zur Rückkehr in meine Zelle anschickte, erwartete ich, man würde mir das bis dahin Geschriebene zurückgeben, damit ich feststellen konnte, was ich alles ausgelassen hatte.

«Nein... das ist keine Frage des Ergänzens, Pan Field. Sie brauchen dies hier nicht. Es ist alles Unsinn, von Anfang bis Ende. Sie verstehen mich schon sehr gut. Ich möchte, dass Sie noch einmal von vorn anfangen und dass Sie diesmal die Wahrheit sagen.»

Wieder in meiner Zelle, wusste ich nicht, was ich tun sollte. Das produktive Fieber der vergangenen Tage war verflogen. Diese Schreiberei brachte gar nichts. Ja, ihr einziges Ergebnis war eine bedenkliche Kühle dort oben gewesen. Es war klar, dass ich zumindest die Biographien meiner linken Bekannten neu schreiben musste. Da es aber im Wesentlichen nichts Neues gab, was ich über sie hätte schreiben können, wollte ich den Akzent auf das Wenige verschieben, was ich über ihre politischen Aktivitäten und Verbindungen wusste, und alles andere in den Hintergrund treten lassen. Ich würde versuchen, diese neue Fassung bis zum Abend des nächsten Tages fertig zu bekommen, und dann den folgenden Tag darauf verwenden, eine ins Einzelne gehende Darstellung meines eigenen Falles zu erarbeiten, wobei ich jeden denkbaren Grund zu Verdächtigungen auszuräumen gedachte. Bis sie entdeckten, was ich tat, lag es schon schwarz auf weiss vor. Allmählich nahm der Text Gestalt an.

«Sie halten mich hier fest, weil Sie aus irgendeinem Grund glauben, ich sei ein Spion, der sich als Architekt und Freund getarnt hat», schrieb ich. «Wäre ich frei und hätte Zugang zu allen Beweismöglichkeiten, könnte ich sehr leicht zeigen, dass Ihre Verdächtigungen unbegründet sind. Unter den gegenwärtigen Umständen, aller üblichen Mittel der Verteidigung beraubt, ist alles, was ich dazu beitragen kann, diesen schrecklichen Irrtum aufzuklären, ein aufrichtiges Bild von mir selbst zu liefern und darzulegen, was ich über die Dinge denke, welche Einstellungen zu der Welt, in der ich lebe, sich im Lauf der Jahre herausgebildet haben, welchem humanistischen Erbe ich durch meinen Vater und meine Mutter verpflichtet bin.»

Ich schrieb, dass ich zwar nie ein echter Kommunist war, dass es mir aber gleichzeitig auf Grund meines Wesens völlig unmöglich gewesen sei, mich an Spionage gegen die Kommunisten – oder überhaupt gegen irgendjemanden –

zu beteiligen. Ich erläuterte die Grundlagen der Freundschaft, die sich zwischen mir und einigen in ihren jeweiligen Ländern aktiven Kommunisten erhalten hatte, und warum sie niemals einem anderen Zweck hätte dienen können als dem, den sie hatte. Wenn sie mich als denjenigen kennenlernen würden, der ich war, würden sie sehen, dass sich Verdächtigungen, die sich aus unbedachten Handlungen meinerseits – etwa aus meiner Fotografiererei oder aus der Suche nach meinem Bruder oder aus welchen anderen Gründen auch immer – ergeben hatten, unbegründet seien, da mir die dazu notwendige Motivation vollkommen fehle.

«... Ich appelliere an Sie, dies alles mit eben jener Offenheit zu lesen, mit der ich Ihnen hier Aufschluss über mich selbst gebe. Vielleicht kann auf diese Weise der vollkommen sinnlose und kostspielige Schaden, den dieses schreckliche Missverständnis nicht nur mir, sondern auch Ihrer Sache zufügt, doch noch abgewendet werden...»

Ich schrieb über meinen Vater, den Quäker, und sein Engagement für die Wissenschaft und den Frieden, über meine Kindheit in der Schweiz während des ersten Weltkrieges, die ethischen Grundüberzeugungen, die sich in mir herausgebildet hatten, über mein positives Interesse an den gewaltigen sozialen und ökonomischen Veränderungen in Russland nach der Oktoberrevolution von 1917, über meine Verzweiflung angesichts der internationalen Amoralität der dreissiger Jahre, die mich bei Gelegenheit dazu veranlasst hatte, auf der Seite politisch aktiv zu werden, auf der auch die Kommunisten standen.

Ich legte einige der Gründe dar, warum ich trotzdem nicht Kommunist geworden war, ging dabei vor allem auf die Überzeugung ein, dass meine Lebensaufgabe darin lag, in dem von mir gewählten Bereich, der Architektur, zu helfen, menschenwürdige Behausungen zu schaffen, weil ich meinte, eher auf diesem Gebiet einen Beitrag leisten zu können als auf dem der Politik.

Ich kam dann auf meinen Bruder zu sprechen, um den Unterschied zwischen seiner und meiner Einstellung zu verdeutlichen. Sechs Jahre älter als ich, hätte er seine frühen Jugendjahre in Hörweite des Kriegsgetöses jenseits der Schweizer Grenze verlebt und war bald nach Einstellung der Feindseligkeiten von meinem Vater mit zu den französischen Schlachtfeldern genommen worden. Das hatte einen unauslöschlichen Eindruck in ihm hinterlassen. Von da an richtete sich – wie bei meinem Vater – sein ganzes Interesse auf die Bewahrung des Friedens und auf die Suche nach den politischen und sozialen Vorbedingungen. Jahre später schrieb er an der Universität von Harvard eine Arbeit über

Abrüstungsfragen, ein Bereich, dem er sich auch in den späten zwanziger und frühen dreissiger Jahren im amerikanischen Aussenministerium gewidmet hatte, für das er als Delegierter an einer Reihe von Konferenzen über die Abrüstung der Seestreitkräfte teilgenommen hatte.

Als Erwachsene hatten wir uns zwar nur noch selten gesehen, aber mir war seine immer stärkere Hinwendung zur Linken nicht entgangen. Das war besonders zu Mitte der dreissiger Jahre erkennbar geworden, als er zur Abrüstungsabteilung des Völkerbundes in Genf wechselte, dann aber vor allem auch 1938 im Zusammenhang seiner Mitarbeit in der für die Evakuierung der Internationalen Brigaden aus Spanien zuständigen Völkerbundskommission. Diese Arbeit liess ihn kurz vor der endgültigen Niederlage der Republikaner gegen den massiv von Hitler und Mussolini unterstützten General Franco nach Spanien gelangen, was einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Dies schlug sich nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges 1939 in seinen intensiven Bemühungen um die-verschiedensten Nationalitäten angehörenden – «Brigadisten» nieder, die, immer grösseren Gefahren und Entbehrungen ausgesetzt, in Südfrankreich in Internierungslagern festsassen. Als Europa-Direktor des in Boston ansässigen *Unitarian Service Committee* widmete er dann in Marseille und später in Genf von den frühen vierziger Jahren bis in die ersten Nachkriegsjahre seine ganze Kraft der Rettung von Flüchtlingen.

Wie er zu dieser Zeit politisch gedacht hatte, wusste ich nicht so genau. Er äusserte sich nie dazu. Ich erinnerte mich aber, dass er und Herta im Winter 1937/38 die Sowjetunion besucht hatten. Dieser Besuch fiel mit einem ähnlichen Aufenthalt dort von Paul und Hedda Massing zusammen, die ich als ihre engen Freunde in Genfkennengelernt hatte. Die Massings hatten für mich auf Grund ihrer Verbindungen zu der deutschen kommunistischen Untergrundbewegung gegen Hitler eine Aura des Rätselhaften. In späteren Jahren wandelten sie sich zu entschiedenen Gegnern der stalinistischen Sowjetunion, und Frau Massing gestand offen ein, dass sie als Rekrutierungsagentin der Sowjets tätig gewesen war.

Es konnte durchaus sein, dass Noel auf Grund seiner Überzeugungen in das kommunistische Lager hineingezogen worden war, aber ich blieb skeptisch, was die in der Presse zu Hause in Amerika gegen ihn erhobenen Vorwürfe angeht, er habe während seiner Zeit im Aussenministerium – wie auch später – illoyal gegen die Interessen seines eigenen Landes gehandelt. Das wäre einer Verleugnung der Grundsätze gleichgekommen, die er von unserem Vater geerbt hatte. Es schloss jedoch die Möglichkeit nicht aus, dass er während der Jahre in Genf mit verschiedenen Bereichen der internationalen kommunisti-

schen Bewegung in Europa Kontakt gehabt hatte. Dank meines eigenen Gastspiels bei der Flüchtlingshilfe war mir klar, wie schwierig der Drahtseilakt der Unabhängigkeit selbst bei den gemeinsamen Aktionen gegen die wachsende Bedrohung durch Faschismus und Krieg war. Wieviel schwieriger noch musste er für Noel gewesen sein – angesichts des Kriegsbündnisses, das sich nach 1945 mit dem Heraufziehen des Kalten Krieges in sein Gegenteil verkehrt hatte.

Aber der eigentliche Grund dafür, dass ich auf meinen Bruder einging, war der Wunsch klarzustellen, dass sein mysteriöses Verschwinden in keinem Falle auf feindselige Aktivitäten seinerseits zurückzuführen sein konnte, folglich auch meine Suche nach ihm frei gewesen war von versteckten Motiven. Während ich nach wie vor versuchte, die Schuld an meinem Schicksal meiner Fotografiererei zu geben, hatte ich zugleich immer stärker den Verdacht, dass sich meine Schwierigkeiten vielleicht eher dem Umstand verdankten, der Spur meines verschollenen Bruders zu nahe gekommen zu sein – und dass ich festgehalten wurde, um zu verhindern, dass ich, nach Hause zurückgekehrt, die Sache zur Sprache brachte.

Es wurde spät. Der Aufseher mit den unangenehmen kleinen Augen kam herein, um die an diesem Tage beschriebenen Bogen abzuholen. Ich war sicher, dass er in Wirklichkeit nur aus Neugier gekommen war. Er sprach ein wenig Deutsch und hoffte wohl, einen Blick in die Papiere werfen zu können, während ich mich auszog und ihm Anzug und Schuhe aushändigte. Schliesslich landete nicht alle Tage ein Ausländer hier unten – und ihm konnte das Etikett in meiner Jacke nicht entgangen sein: *BOND'S, Made in Rochester, N Y.*

Als er die bleistiftbeschriebenen Seiten durchblättert, erregte etwas seine Aufmerksamkeit. Er konnte nicht widerstehen und fragte: «Sind Sie mit Noel Field verwandt?»

Ich war perplex. Wie konnte ein Aufseher, vor dem sogar die Identität der wenigen Gefangenen in seiner Obhut sorgfältig geheimgehalten wurde, etwas von meinem Bruder wissen, der in Prag verschwunden war? Als ich nickte, sah er mich mit mitleidiger Belustigung an und schnalzte in gespielter Missbilligung mit der Zunge. Während er die Tür schloss, schüttelte er den Kopf, wie um anzudeuten, dass er froh sei, nicht in meinen Schuhen zu stecken.

Am folgenden Morgen zuckte der diensthabende Aufseher bei meiner Frage nach Papier und Bleistift die Achseln «*Niema.*» Ich lief nervös auf und ab. Als der halbe Vormittag um war, klopfte ich. Diesmal erschien der Oberaufseher. Ich bemerkte sofort, wie kühl er sich verhielt. Er erklärte mit Nach-

druck, fortan werde es kein Papier mehr für mich geben – und schlug die Tür zu. Inzwischen wusste ich, dass Veränderungen im Verhalten hier unten nicht zufällig waren. Ich wartete. Ich wartete auf eine Antwort. Es kam aber keine, stattdessen eine Erschwerung der Isolation durch wohlgezielte Hiebe. Das gelegentliche freundliche Lächeln oder Wort blieb aus. Die Erlaubnis, nach dem Mittagessen ein Schläfchen zu machen, wurde wieder entzogen. Bei jeder Gelegenheit wurde ich angeschrien: «Schneller... schneller...!» – morgens wurde die Kleidung in die Zelle geschleudert.

Einige Tage später geschah erneut etwas, das ein Hinweis hätte sein können, hätte ich nur gewusst, wonach suchen. Der Zufall wollte, dass ich eine lebenswichtige Notiz vor mir hatte, ohne sie als solche zu erkennen. Während meiner Schreibezeit hatte man mir eine harmlose Seite aus einer Sportschrift gegeben, die ich zur Verdunklung um den Drahtkorb der Lampe wickeln durfte, ein kleines, aber bedeutsames Anzeichen für eine Verbesserung. Um Tisch und Schreibpapier nicht mit Schmalz oder den fettigen Unterseiten der Schüsseln schmutzig zu machen, benutzte ich die Seite bei den Mahlzeiten auch als Tischdeckchen. Nach einigen Tagen war sie so verschmiert, dass der alte Aufseher, den ich schon in Warschau gehabt hatte und der sich oft bemühte, einem ein bisschen behilflich zu sein, sie durch das erstbeste ersetzte, das er hatte finden können. Das war eine Seite aus einer liegengelassenen polnischen Zeitung. So etwas kam normalerweise bei der systematischen Geheimhaltung und Isolation nicht vor. Aber der Aufseher hatte wohl mitbekommen, dass ich kein Polnisch konnte.

Da ich nichts zu tun hatte, versuchte ich verstohlen, kurze Abschnitte zu entschlüsseln. Berichte über die Ergebnisse der gerade beendeten Ernte, über Wirtschaftsverhandlungen mit Ungarn, einen Schmähartikel über die soeben von Adenauer gebildete Regierung der neuen Bundesrepublik Deutschland. Die stärksten Beschimpfungen schienen jedoch für die Angeklagten eines grossen politischen Prozesses in Ungarn reserviert zu sein, eine «banda Rajk». Nach der fetten, schwarzen Überschrift zu urteilen, handelte es sich um etwas sehr Wichtiges, aber alles, was ich herauslesen konnte, war grosse Entrüstung über Verschwörungen, titoistische Gangster und Agenten des amerikanischen Imperialismus. Zweifellos ein neuerliches Herumhacken auf dem altbekannten Thema, Fortsetzung der Auseinandersetzung, die vor einem Jahr mit dem Zerwürfnis zwischen Tito und der Kominform begonnen hatte. Ich nahm mir dann die nächste Überschrift vor, die interessanter aussah, über den neuen Sechsjahresplan für den Wiederaufbau Warschaws. Das fesselte mich dermassen, dass

ich immer langsamer ass und so nicht fertig war, als sich die Tür öffnete und meine Schüsseln und der Holzlöffel wieder abgeholt werden sollten. Das gefiel dem Aufseher mit den kleinen Augen besonders, er war es auch, der hereingeschlendert kam, vor dem Tisch stehenblieb und über den wirkungsvollsten Angriffspunkt nachdachte. Sein Blick fiel auf das beschmutzte Stück Zeitungspapier, blieb daran hängen. Er zog es so heftig vom Tisch, dass eine der Schüsseln klappernd zu Boden fiel. Er fuchtelte mir mit der Zeitungsseite vor dem Gesicht herum und schrie: «Was haben Sie gelesen? Sagen Sie mir, was haben Sie da gelesen?»

Erstaunt über seinen Ausbruch antwortete ich: «Über den Wiederaufbau von Warschau.»

Er wandte sich an seinen Kollegen, der in der Tür stand, und platzte auf Polnisch heraus: «Hast du gehört, was dieser Hurensohn gesagt hat? Wiederaufbau von Warschau, bloss über den Wiederaufbau von Warschau!» Dann wandte er sich wieder mir zu mit drohend erhobenem Finger. «Passen Sie bloss auf!» sagte er und fuhr sich mit der Hand um den Hals, als zöge er eine Schlinge fest. Ich spürte, dass ich auf verbotenes Terrain geraten war. Es sollte zwei Monate dauern, bis mir die Tragweite des Vorfalls klar wurde.

Mein Hauptfeind in diesen Tagen blieb jedoch die Disziplinlosigkeit meines Denkens angesichts der totalen Untätigkeit. Jeden Tag fand ich es schwerer, mich für längere Zeit auf etwas anderes zu konzentrieren als die endlose Spirale der Spekulationen über meine Daseinsumstände, die unterminierenden Vorstösse in das Reich der nachträglichen Einsichten, die immer absurder werdende Frage nach dem «Wenn und Aber», die Gedanken an die missliche Lage, in der sich Kate und die Buben befanden, den Schaden, den das Projekt in Cleveland nahm, das so sehr ein Teil von mir geworden war, den Schock, den das Verschwinden ihrer beiden Brüder für Elsie im fernen Illinois bedeuten musste. Hatte Kate ihre Rückkehr nach Amerika verschoben? Was, wenn sie unvorsichtig genug gewesen wäre, auf der «Batory» zurückzureisen? Ein Unfall, ein Mensch ist über Bord gegangen? Den ganzen Tag lang, Tag für Tag, sprang ich in meinen Gedanken von Grauen zu Grauen, und jede weitere Runde hinterliess eine schmerzende Spur.

Bald wurde mir jedoch klar, dass es in einer Situation wie der meinen die erste Aufgabe sein musste, sich jedes kleinste bisschen Kraft zu erhalten. Wenn ich mir nicht selber half, würde es auch kein anderer tun. Eine Erkrankung war so undenkbar wie der Verlust der geistigen Kontrolle. Der Zustand meiner Nerven war derart schlecht, dass ich Magenkrämpfe bekam, und die durchdringen-

de Kälte des Kellers liess mich nachts nicht schlafen. Ich ergriff Gegenmassnahmen zunächst physischer Art, machte einfache Übungen, um Appetit für das Frühstück zu bekommen. Das wurde zu einem Spiel, bei dem ich immer neue Bewegungen ersann, die auf den fehlenden Aktivitäten des alltäglichen Lebens basierten. Ich führte eine zweite Runde vor dem Mittagessen ein, eine weitere vor dem Abendbrot und eine letzte, um mich vor dem Zubettgehen aufzuwärmen. Ich fügte auf diese Weise den schon vorhandenen «Haltestellen» viele neue hinzu, was die Alltagsroutine entsprechend zusammenschumpfen liess. Die Anstrengung und Disziplin schlugen sich in einem erstarkenden Willen nieder, mit den mentalen Problemen fertigzuwerden.

In den ersten Wochen in Warschau hatte ich mir manchmal die Zeit damit vertrieben, Volkslieder vor mich hin zu singen, die ich noch kannte, und dem hatte sich einer der jungen Männer angeschlossen, der ein unendlich grosses Repertoire an polnischen und russischen Liedern beherrschte, die er während des Krieges gelernt hatte. Hier unten erfuhr ich sehr schnell, dass Gesang – als eine gefährliche Form der Demonstration – sofort eine scharfe Zurechtweisung nach sich zog. Ich fand jedoch heraus, dass ich auch singen konnte, ohne hörbare Geräusche zu erzeugen. Ich verhalf mir so zu einer ganzen Reihe neuer «Haltestellen», eine Auswahl englischer Lieder gleich nach dem Frühstück; am Vormittag nach der Wachablösung die Tenorpartien der Chormusik, die ich in Studententagen im *Harvard Glee Club* gelernt hatte; nach dem Mittagessen deutsche Lieder und Gesänge aus meiner Schweizer Kindheit; und vor dem «Appell» am Abend zusammengestückelte symphonische Musik. Ich schwelgte in Bachs h-moll-Messe, in Brahms' Requiem und in dem lebensbejahenden Schlusschor von Beethovens 9. Symphonie, der mir in der Erinnerung an die *Symphony Hall* wieder lebendig wurde, als uns Koussevitzky förmlich von den Füßen gerissen hatte. Wie nie zuvor wurde mir diese Musik in Augenblicken drohender Verzweiflung zu einer grossen Hilfe.

Ich entdeckte auch ein ganz neues Interessengebiet. Wie in jedem Keller, so gab es auch in meinem Spinnen. Ich begann, ihre Lebensgewohnheiten zu beobachten. Zu noch weit grösserer Befriedigung verhalfen mir einige Feldmäuse, die auf der Suche nach Nahrung in meinen Fensterschacht geklettert kamen. Ich hatte Tiere schon immer gern gehabt, insbesondere seit ich als Kind ein paar Mäuse gehabt hatte. Und so wurden im Laufe der Zeit die Besucher meines Fensters Freunde. Während ich ihnen mit kleinen Stückchen Brot, Wurst und Käse beisprang, die sie schliesslich aus meiner ausgestreckten Hand

frassen, halfen sie mir als das einzige, zarte Verbindungsglied zum Leben draussen und heiterten mich mit ihrer unwiderstehlichen Vitalität und ihrem Spiel auf.

Eines Tages war ich es, der ihr Vertrauen in die menschliche Freundlichkeit mit einem plötzlichen Desaster vergalt. Offensichtlich hatten Augen auf der anderen Seite der Tür mein Freizeitvergnügen beobachtet. Während ich noch meine Freude an der Berührung der kleinen Zunge hatte, die das Schmalz von meinem Finger leckte, über den ich auch die Wärme ihres Körpers und den schnellen Schlag ihres Herzens kannte, fuhr plötzlich ein Schatten über das stumpfe Glas des Fensters und schlug es zu. Die Maus floh am Drahtgitter hinauf in eine Ecke des Fensterschachts, wo sie sich in panischer Angst festklammerte. Dann öffnete sich die Zellentür. Ich kehrte zu den Schüsseln zurück, während zwei Aufseher zum Fenster gingen. Die drohende Tragödie liess mich ganz verkrampfen, aber ich war entschlossen, ihnen nicht die Genugtuung zu verschaffen, mich fassungslos zu sehen. Sie suchten am Boden, fanden aber die Maus nicht. Ich schöpfte Hoffnung und gab ihnen von meinem Platz am Tisch aus mit einem Lachen zu verstehen, dass ihnen die Maus entwischt war. Wenn sie nur nicht nach oben sahen, wo sich ein Schwänzlein durch das Drahtgitter wand.

In der Tür erschien ein dritter Aufseher, wahrscheinlich der, der das Fenster geschlossen hatte. Er rief den beiden etwas zu und zeigte auf das Fenster. Er hatte den Mäuseschwanz entdeckt und war zum Fenster geeilt. Gemessen an ihren übergrossen Sicherheitsvorkehrungen, legten sie nun, so intensiv mit meiner Maus beschäftigt, eine fast komische Sorglosigkeit an den Tag. Ich sass nun zwischen ihnen und der Zellentür, in der das Schlüsselbund steckte. Mit einem schnellen Sprung konnte ich die Situation leicht umkehren, die Bewacher in der Zelle einsperren, die Herrschaft über den Korridor gewinnen. Es wäre ein Akt der Empörung und der Rache gewesen, die Antwort darauf, dass ich nun das klägliche Quieken der Maus hören musste, die durch das Gitter gezogen, auf den Boden geworfen und unter Flüchen von einem Stiefel zertreten wurde. Als die Männer die Zelle verliessen und den zertretenen kleinen Körper mir zu Gefallen in der Luft herumschwenkten, zitterte ich vor Zorn und Erbitterung. Der Vorfall verfolgte mich tagelang. Ich hatte bereits gelernt, das Leben mit der Heftigkeit dessen zu lieben, der es entbehren muss, und dies war die erste Lektion, die ich meinen Erkundungen verdankte.

Der kleine Spalt in meinem Kellerfenster bot mir oft den Ausblick auf eine durch das Blau des Himmels ziehende Wolke. Bei Nacht zeigte er die Lampe eines Laternenpfahls, die manchmal den Hintergrund lieferte für Regentropfen,

die in Streifen davor niederfielen und in einem nahen Fallrohr gurgelten. Eines Nachts schwebte – ein Wunder! – die reine, helle Scheibe des vollen Mondes hindurch, umgeben von kleinen, flauschigen Wölkchen, wie eine besondere Tröstung erschien er mir dort in meinem Grab, wo mir die Welt, wie ich sie einmal gekannt hatte und in der ich zu Hause gewesen war, verloren war. Irgendwo weit weg hing derselbe Mond über der Nacht, in der Kate und die Jungen schliefen. Vielleicht sah sie ihn auch und hatte denselben Gedanken, dass er nur für uns beide allein da war, ein Band zwischen uns, für die Unmenschlichkeit des Menschen unerreichbar. Es geschah nur in dieser einen Nacht. Es dauerte länger als ein Jahr, bis ich wieder einen Blick auf den Mond werfen konnte.

Die Gedanken umkreisten ohne Unterlass jede Einzelheit der Wochen vor meiner Entführung und richteten sich immer häufiger auf eine Wohnung im 3. Stock eines Hauses in der Sziestego Sierpnia in Warschau, wo ich bei meinem ersten Besuch zwei Jahre zuvor einige Nächte als Gast auf einer Couch verbracht hatte. Dort wohnten Lolek, Dr. Leon Gecow und seine Frau Anka, eine Kinderärztin, alte Freunde aus den Studententagen in Zürich. Im ersten Augenblick unseres Wiedersehens 1947 am Warschauer Flugplatz hatte ich Lolek kaum wiedererkannt. Vor mir stand ein Oberst der polnischen Armee, und ich konnte ein Lachen über diese Verwandlung nicht unterdrücken. Der Nonkonformist Lolek in Uniform, noch dazu mit Orden behängt! Als wir uns umarmten, steckte meine Vergnügtheit sie an. Auch diese Verwandlung gehörte zu der sich ungeahnt verändernden Welt, und das unglaublichste daran war unser Wiedersehen in den Nachkriegsruinen Warschaus.

Meine Gedanken wanderten zehn Jahre zurück, zu einem Wochenende im August 1939, als die Flüchtlinge, viele Hunderte von ihnen, der Zivilbevölkerung in Krakau beim Ausheben der Schutzgräben in den Parks der Stadt geholfen hatten. Unerwartet erhielt ich damals einen Anruf aus Lodz, dem 100 km südwestlich von Warschau gelegenen Zentrum der polnischen Textilindustrie.

«Hermann, hier ist Lolek. Wir müssen uns unbedingt noch einmal sehen.» In seiner Stimme war etwas Drängendes gewesen. Und was bedeutete dieses «noch»?

Der Kriegsausbruch stand bevor, auch ich hatte das Bedürfnis, seinen Rat zu hören und mich von ihm stärken zu lassen. Ohne zu zögern sagte ich deshalb: «Ich nehme morgen den Nachmittagszug, und dann können wir drei den ganzen Sonnabend und noch am Sonntag zusammen sein.»

Ich hatte Lolek unter gänzlich anderen Umständen im Herbst 1934, zu Be-

ginn meines Architekturstudiums in Zürich kennengelernt. Im Sommer zuvor hatten Jean und ich an einem amerikanischen Ferienkurs an der Moskauer Universität teilgenommen, der unter der Schirmherrschaft des *Institute of International Education* in New York stand, über das wir auch unsere Stipendien in der Schweiz erhalten hatten. Der russische Teil war ein berauschendes Projekt in diesem berauschenden Sommer, der von Roosevelt und Litwinow betriebenen Wiederannäherung unserer Länder und der späten Anerkennung der Sowjetunion durch Amerika folgte. Der Ferienkurs verhalf nicht nur zu einer weder vorher noch nachher je wieder erlebten Menge von Kontakten, sondern wir nutzten ihn auch für Erkundungen. Nach einem sechswöchigen Städteplanungsseminar mit Besuchen von staatlichen Planungsbüros, Moskauer Architekten und Wohnungsbauprojekten, dem die übliche Rundreise durch ein halbes Dutzend Vorzeigestädte folgte, hatte ich das Bedürfnis, auch noch einen Blick auf die wahre Sowjetunion zu werfen, die ländliche Sowjetunion. Mit der jugendlichen Beharrlichkeit amerikanischer Studenten und der einfallsreichen Unternehmungslust einer Funktionärin des Kommissariats für die landwirtschaftlichen Staatsbetriebe gelang es Jean und mir, sehr viel mehr zu gewinnen, wir konnten sechs Wochen als Landarbeiter in den Steppen zwischen der Wolga und dem Ural verbringen. Hier, in der zu Zeiten von Katharina der Großen geschaffenen Enklave deutscher Siedler, stand endlich die Sprache einer direkten Begegnung nicht mehr im Wege. Wir waren ganz hineingezogen in das Leiden und die schwer erschütterte Wirklichkeit des Lebens auf dem Lande nach der Kollektivierung durch Stalin. Aber obwohl wir schockiert waren, erschien uns in unserer Unwissenheit das alles auch als etwas Unvermeidliches, der lange schon fällige historische Wandel, dessen Rechtfertigung in der Verheissung einer durch Wohlstand geprägten Zukunft lag. Wenn es gewaltsam und erbarmungslos erscheinen wollte, erklärten wir es uns einfach als spezifisch russisches Phänomen.

Die Taufe durch die sowjetische Erfahrung jenseits der polnischen Grenze war es gewesen, die uns den Zugang zu Lolek und Anka und ihrem Kreis ausländischer Studenten geöffnet hatte. Die beiden studierten Medizin an der Zürcher Universität, waren wegen politischer Aktivitäten, aber als Juden auch durch diskriminierende Zulassungsquoten aus ihrem eigenen Land getrieben worden. Marxistisch, aber von leidenschaftlicher Unabhängigkeit, waren sie frei von den Parteilinienscheuklappen mancher Zürcher Kommilitonen.

Anders als den meisten Radikalen dieser Zeit war es Lolek gelungen, mit

seinem Marxismus Toleranz und einen forschenden Geist zu verbinden und nie das Individuum aus dem Blick zu verlieren. Er war es, der mich während meiner zwei Jahre in Zürich an radikales Denken heranföhrte. Und er war es, der mich viele Aspekte dieses Denkens erkennen liess, ohne sie akzeptieren zu müssen. Im Grundsatz sah er sich als Kommunist, war aber gnadenlos, wenn er der Ansicht war, ihre Taktik sei falsch, oder wenn er den Verdacht hatte, die Theorie werde um der Zweckdienlichkeit willen «zurechtgebogen». Er hatte eine unnachahmliche Art, die Genossen mit feiner Ironie zu verspotten. Ihm verdanke ich die nach den ersten stalinistischen Säuberungsaktionen um die Mitte der dreissiger Jahre aufgekommene Geschichte von der Begegnung der polnischen Kuh mit dem russischen Hasen.

Durch Lolek kam ich zum ersten Mal mit jenem Klima intensiver geistiger Auseinandersetzung in Beröhrung, wie es sich für mich stets mit der frühen Blöute des sozialistischen Denkens im Deutschland der Jahrhundertwende sowie mit der langen Winterdunkelheit um die Samoware des zaristischen Russlands verbunden hatte. Wenn meine Augen nach langer Arbeit am Reissbrett abends müde wurden, lief ich aus unserer Mansarde, vor der man die Lichter der Stadt und die dunkle Fläche des Sees dahinter sah, nach unten und aus dem Haus, die Stapfergasse entlang und vier Häuser weiter in die verräucherte Kellerwohnung, die sich Lolek und Anka teilten, ein fiebriger mitteleuropäischer Mikrokosmos mitten in der sauberen Schweizer Bergluft.

Hier wurden ohne Ende die Übel der Welt analysiert. Und immer, wenn besondere Delikatessen wie Gänseschmalz oder polnische Wurst von zu Hause eingetroffen waren, kamen Lolek und Anka zu Jean und mir heraufgestiegen, und wir veranstalteten ein kleines Fest, mit Joghurt und Gurken, Schwarzbrot und schwerem Wein.

Für Lolek und Anka war die Promotion im Jahr 1936 eine Sackgasse, denn damit lief ihr Studentenvisum ab. Lolek blieb nichts anderes übrig, als nach Hause zurückzukehren und den Militärdienst abzuleisten. Anka brach nach Spanien auf, wie so viele der im Exil lebenden Antifaschisten. Der Spanische Bürgerkrieg hatte seinen Höhepunkt erreicht, und sie ging nach Barcelona in den Untergrund und bot ihre ärztlichen Dienste einer der Gruppen an, die die Sache der Republikaner unterstützten. Diese Gruppe, die in der Hauptsache aus Mitgliedern der anarcho-syndikalistischen Gewerkschaften Kataloniens bestand, geriet nach kurzer Zeit mit den Sowjets in Konflikt, die, da der Westen die Republik an Franco verkaufte, immer unangefochtener das Sagen hatten.

Am Ende verliess Anka Spanien, entmutigt sowohl vom Verrat des Westens als auch von den mörderischen internen Auseinandersetzungen der Verteidiger der Republik. Die Schweiz verweigerte ihr eine erneute Einreise, und so konnte auch sie nur nach Hause nach Lodz und in die Dauerarbeitslosigkeit zurückkehren.

Im August 1939 kam der Anruf. In Lodz hatte uns Loleks Vater Auto und Chauffeur zur Verfügung gestellt, und so fuhren wir tief ins polnische Land hinein bis zu einem kleinen, dörflichen Gasthaus, wo wir, ungestört von dem heraufziehenden Sturm, bis zur Abfahrt des Zuges nach Krakau am späten Sonntagnachmittag bleiben konnten. Die plötzliche Ruhe und Einfachheit waren überwältigend gewesen! Als wären wir fünfzig Jahre zurückversetzt worden, in die Welt Tolstois mit ihren winzigen hölzernen Bauernhäusern. Ich war wie berauscht von der Möglichkeit, mich aussprechen und Loleks Fragen beantworten zu können. Er war ganz der alte. Er war noch nicht gänzlich überzeugt, dass ein Krieg bevorstand. Die polnischen Obristen standen seiner Ansicht nach in ihrer ideologischen Ausrichtung Hitler viel zu nahe. Würden sie nicht, wenn es zum Schwur kommen sollte, eher mit den Nazis gegen die Russen ziehen als umgekehrt mit den Russen als Verbündete gegen die deutschen Aggressoren?

Aber war das nicht bereits durch den in Moskau unterzeichneten Molotow-Ribbentrop-Pakt zunichte gemacht worden? Obwohl nach München scheinbar nichts mehr unmöglich war, stellte diese neueste Wendung alles auf den Kopf. Was würden sich daraus für Auswirkungen ergeben, auf Polen, auf die Frage von Krieg oder Frieden? An welchem Punkt in dem diplomatischen Netz, das in diesen vergangenen Monaten gespannt worden war, war der Krieg zu einer Unvermeidbarkeit geworden? War es nicht eigentlich Stalins irregeleitete Antwort auf die Einladung des Münchner Abkommens an Hitler, sich nach Osten statt nach Westen zu wenden? Und wie fügte sich unser Leben in dies alles ein – meines, der ich aus dem fernen Amerika kam, und ihres, die sie Polens Schicksal teilen mussten, wie immer das aussehen würde? Kaum wahrnehmbar war der Krakauer Menschenschungel auf diese aus drei Menschen bestehende Welt zusammengeschrumpft, auf uns, die wir verzweifelt nach Antworten suchten. Dass dies nur ein letzter, kostbarer Augenblick der Ruhe vor dem Sturm gewesen sein sollte, wurde auf dem kleinen Landbahnhof bei der Abfahrt meines Zuges nach Krakau deutlich. Von der hinteren Plattform des letzten Wagens blickte ich auf die beiden Gestalten zurück, die immer kleiner wurden. Wann würden wir uns, wenn überhaupt, wiedersehen?

Während der folgenden Jahre dachte ich häufig an diese letzte Begegnung und fragte mich, was wohl aus ihnen geworden sein mochte. Ich wusste, dass

sie den Bedrohungen durch die rassistische Massenvernichtung und die Kriegszüge, die ihr Land in beiden Richtungen überrollt hatten, ausgesetzt gewesen waren. Ihr Überleben wäre ein wahrhaftiges Wunder gewesen. Das Wunder war geschehen. Als ich mit meinen amerikanischen Architektenkollegen in Warschau angekommen war, hatten sie zur Begrüssung auf dem Warschauer Flugplatz gestanden, Vertreter eines unbekanntes Polen, das sich noch kaum aus seinen Trümmern erhoben hatte. Lolek bekleidete den wichtigen Posten des Repräsentanten der polnischen Armee beim Roten Kreuz, während Anka an einer Warschauer Kinderklinik praktizierte.

Lolek war es trotz seines kritischen Verstandes gelungen, sich mit dem neuen Regime zu identifizieren. Er gestand die tiefe Feindschaft und das Misstrauen ein, denen die Kommunisten allenthalben begegneten, was nicht nur ideologische Gründe hatte, sondern vor allem in einer zutiefst antirussischen Tradition wurzelte und Bestandteil der Lektion der langen polnischen Geschichte war. Wie Lolek mit seinem vertrauten ironischen Lächeln gesagt hatte: «Das ist hier eine Krankheit, die selbst unter den Genossen grassiert.» Und unseligerweise hatten die Erfahrungen des Krieges nur dazu beigetragen, die Vorbehalte gegenüber dem Nachbarn im Osten zu verstärken. Lolek gab zu, dass es fürchterlich viel vergessen zu machen galt. Jahre der Geduld seien nötig, den Schaden zu beheben, aber es gebe einfach kein Zurück. Die Zeit und die Vorteile, die er sich von dem eingeschlagenen Kurs versprach, würden die Wunden am Ende heilen und ihnen die Unterstützung der Bevölkerung bringen. «Vorausgesetzt, wir begegnen der Grösse der Verantwortung mit einem entsprechenden Mass an Intelligenz», konnte er sich nicht verkneifen anzufügen. Aber ich kannte die beiden gut genug, um nicht an ihrer grundsätzlichen Loyalität gegenüber dem kommunistischen Regime ihres Landes zu zweifeln.

Was das Problem von Noels Verschwinden anging, so war es nur natürlich gewesen, dass ich an Lolek als einen Ratgeber gedacht hatte. Ich schrieb ihm von Prag aus, erhielt aber keine Antwort. Gleich am ersten Abend in Warschau ging ich zu seiner Wohnung, nur um durch die geschlossene Tür hindurch mitgeteilt zu bekommen, die beiden seien nicht da. Auf meine Frage, wo ich sie erreichen könne, behauptete die Stimme, weder zu wissen, wo sie sich aufhielten, noch, wann sie zurück sein würden.

Einige Tage später ging ich erneut hin, aber diesmal reagierte überhaupt niemand auf mein Klingeln. Schliesslich rief ich Loleks Büro im Verteidigungsministerium an. Seine Sekretärin antwortete ausweichend und weigerte sich, mir seine Urlaubsadresse zu geben und auch nur andeutungsweise zu sa-

gen, wann er wieder da sein werde. Nur wenige Stunden vor meiner eigenen Entführung hatte ich ihre Wohnung ein letztes Mal in der Hoffnung aufgesucht, Lolek sei vielleicht an diesem Wochenende nach Hause zurückgekehrt. Meine Besorgnis wuchs, als ein Anruf in Ankas Klinik die Antwort erbrachte, sie habe dort vor ein paar Monaten zu arbeiten aufgehört und ihre augenblickliche Arbeitsstelle sei nicht bekannt. Während ich jetzt in meiner Zelle auf und ab ging, fiel mir wieder ein, dass es am Abend meiner Verhaftung, als ich Lolek als Referenz genannt hatte, zu einem Austausch belustigter Blicke zwischen «Zigarette» und der Frau, die das Protokoll schrieb, gekommen war. Seitdem war ich mehr als einmal aufgefordert worden, die ganze Geschichte meiner Verbindung zu ihm zu erzählen.

Das Unbehagen, das ich damals verspürt hatte, war zu Argwohn geworden, und jetzt war ich überzeugt, dass Lolek und Anka ebenso verschwunden waren wie mein Bruder Noel. Aber warum? Hatte sich Lolek zu freimütig geäußert? Ich konnte mir vorstellen, dass ihm die Tatsache, dass alles immer mehr dem sowjetischen Diktat unterworfen wurde, nicht sehr behagt hatte. Ich erinnerte mich an die Berichte aus dem vergangenen Frühjahr, in denen von der Abfuhr zu lesen gewesen war, die die polnische KP dem einzig wirklich populären kommunistischen Führer des Landes, Wladislaw Gomułka, wegen seines Widerstandes gegen den «Russifizierungstrend» erteilt hatte. Meine Überzeugung, dass die Gecows ein ähnliches Schicksal hatten wie ich, wurde so stark, dass ich mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf Geräusche achtete, um festzustellen, ob sie mir vielleicht vertraut wären.

Das Rätsel von Loleks und Ankas Verschwinden liess meine Angst wachsen, dass ich in etwas viel Grösseres und Bedrohlicheres hineingeraten war, als mit meiner Fotografiererei oder mit meiner Suche nach Noel begründet werden konnte, etwas, das ich noch nicht zu benennen vermochte. Welche Verbindung konnte jedoch zwischen mir, der ich aus dem fernen Amerika kam und schon ewig weit von jeder politischen Aktivität entfernt war, und all dem bestehen – ausser der, dass ich hinter das Verschwinden der drei gekommen war? War es schlicht die Tatsache, dass ich meine Nase in etwas gesteckt hatte, von dem man meinte, es sei nicht meine Angelegenheit, ich folglich aus dem Weg geräumt werden sollte? Jedesmal, wenn meine Gedanken auf ihrer Kreisbahn wieder an diesem Punkt angelangt waren, ging eine Woge des Grauens über mich hin: Vergessenheit!

Eines Samstags fragte mich einer der Aufseher, der ein bisschen Französisch konnte, beim morgendlichen Rasieren nach den Gefängnissen in Ameri-

ka. Ich nutzte das sofort und erklärte, dass bei uns die Häftlinge immer Bücher oder dergleichen bekämen, um sich zu beschäftigen. Er sagte, in Polen sei das genauso. Als er sah, wie überrascht ich war, lachte er und meinte: «Nein, natürlich nicht hier draussen, aber im Gefängnis, ja, nach dem Prozess und der Verurteilung.» Das war in der Tat ein bedeutendes Stückchen Information. Er ging also davon aus, dass man mir den Prozess machen werde, dass dies hier nur ein Übergangsstadium war! Wenn mich meine kreisenden Gedanken wieder in höchste Angst versetzten, setzte ich ihr von nun an die Aussicht auf einen Prozess entgegen, und bald wurden diese beiden Vorstellungen – einerseits die Vergessenheit und andererseits der Prozess – zu den Endpunkten meines zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin und her schwingenden Stimmungspendels.

Mein verbesserter Kalender zeigte mir, dass es bereits Oktober war. Das zeigte auch die zunehmend kühlere Luft an, die durch den Spalt des Fensters und unter der Tür hindurch hereinpffiff. Ich verfolgte den Gang der Tage mittels eines gebogenen Strohhalms, den ich unten in das Metallgitter vor meiner Fensteröffnung gehängt hatte und den ich jeden Morgen beim Aufstehen ein Stück weiterbewegte. Vor ein paar Tagen hatte er das dreissigste Gitterviereck fast in der gegenüberliegenden Ecke erreicht. Nun kroch er langsam vom ersten Viereck aus wieder zurück.

Bald würde das zwölfte Viereck erreicht sein – der 12. Oktober, der Kolumbus-Tag. Die Macy-Parade in New York. Ich dachte an alle Kolumbus-Tage, an die ich mich noch erinnern konnte – 1946, 1945, Hughie auf den Schultern, Hand in Hand mit Kate, nur wir zwei allein, weiter und weiter zurück. Das letzte Aufblühen der Herbstfarben Neuenglands. Wie bittersüss die Erinnerung an den Himmel über Valley Farm, an den Bach, der sich durch die Büschel braunen, ungemähten Grases windet. Und bald käme Thanksgiving. Würde ich immer noch in diesem Grab hocken? Aber vielleicht im nächsten Jahr. Oder würde meine ganze Vergangenheit allmählich eine immer blasser werdende Erinnerung werden? Ich sah auf den zweiten Strohalm, den ich nur einmal wöchentlich weiterrückte. Wie mir der andere den Tag des Monats anzeigte, so dieser das Vergehen der Wochen seit jenem Augustnachmittag, an dem das Leben, wie ich es kannte, sein abruptes Ende gefunden hatte. Morgen war er sieben Vierecke hochgewandert, das waren neunundvierzig Tage. Bis ganz oben zum 22. Viereck war es noch ein weiter Weg.

Das einzige Ergebnis meines Appells schien zu sein, dass man mein Vorhandensein nun gänzlich vergass. Jetzt wurde die blosse Möglichkeit, mich irgendwo äussern zu können und angehört zu werden, zum Zielpunkt aller Hoff-

nungen. Tag für Tag ging ich erneut durch, was ich sagen wollte, wenn dieser grosse Augenblick kam. Allmählich wusste ich es auswendig, und ich machte es mir zum Spiel festzustellen, wie viele Runden durch die Zelle ich benötigte, es herzusagen – und dann, wie oft ich es zwischen dem Frühstück und dem Wachwechsel um zehn aufsagen konnte. «Pan Kapiten...» fing es immer an. «Pan Kapiten... Pan Kapiten.» Er würde mich nicht ewig ignorieren können. Ich musste mit ihm sprechen. Es wurde zu einer wahren Obsession: Ich würde mit ihm sprechen, und alles würde gut werden.

Jeden Morgen forderte ich den Aufseher bei der Rückkehr vom Waschraum auf, zu melden, dass ich jemanden sprechen wolle. Anfangs lautete die Antwort noch «*Dobra...* in Ordnung», dann machten sie sich nicht mehr die Mühe, eine Antwort zu geben. Ich fing an, meine Forderung zu jeder Essenszeit vorzutragen. Schliesslich ging ich sogar dazu über, mitten am Vormittag an die Tür zu klopfen, nachdem das Telefon wiederholt geklingelt hatte, einige Zellen aufgeschlossen und deren Bewohner nach oben gebracht worden waren. Ein paarmal reagierten die Aufseher und machten, sobald ich zu sprechen anfang, eine angewiderte Handbewegung, knallten mir die Tür vor der Nase zu. Eines Abends kam ich sogar dahin, die «Karnickel» zu beneiden. War es nicht die Prügel wert, wenn man dafür nach oben und zu einem Gespräch kam, das alles klären würde?

Endlich klingelte eines Morgens das Telefon und es war meine Tür, in der sich der Schlüssel drehte. Nach dem pausenlosen Kunstlicht der Zelle knickten mir fast die Knie ein, als ich das Eckzimmer oben betrat, wo ein echter Tag durch die Fenster hereinströmte. Ich liess mich auf den Stuhl in der Ecke fallen und startete wie durch einen Dunstschleier zu dem Offizier und der Dolmetscherin hinüber, die auf der anderen Seite des Raumes sassen und schweigend warteten.

«Pan Kapiten...» Mein Kopf war plötzlich leer. Ich versuchte es noch einmal. Er sass da, ein leeres Blatt Papier vor sich. Dann ergriff er – über die Dolmetscherin – das Wort und unterbrach mich: «Pan Field, das alles interessiert uns nicht. Sie sehen nicht gut aus. Sie lassen nach. Warum sind Sie nur so störrisch?»

«Aber Pan Kapiten, hören Sie...»

Er stand auf, und eine zornige Röte breitete sich auf seinem Gesicht aus, als er langsam zu mir herüberkam. Er deutete auf mein Jackett. Ich folgte unwillkürlich seinem Blick bis zu der Roggenähre, die ich mir ans Revers gesteckt hatte. Es war eine sehr zarte, hübsch gebogene, die ich mir aus dem Stroh, das aus meinem zerrissenen Matratzensack quoll, herausgezogen und zu

einem Talisman erkoren hatte, der für die Sehnsucht nach der Welt, die ich nur noch durch den Spalt meines Fensters hören, aber nicht mehr sehen konnte, stehen sollte.

«Nehmen Sie das da sofort weg und geben Sie es mir. Solche Demonstrationen führen hier zu gar nichts.» Er kehrte zum Schreibtisch zurück.

«Pan Kapiten, zum hundertsten Mal, was wollen Sie von mir?»

«Sie tun sich damit keinen Gefallen, Pan Field, wenn Sie nicht über das reden, worüber Sie reden müssen. Wir werden nicht ewig Geduld mit Ihnen haben. Am Ende werden Sie so oder so reden, bis dahin haben Sie alles nur sich selbst zuzuschreiben.»

Ich starrte ihn verzweifelt an. «Aber Pan Kapiten, lassen Sie mich Ihnen sagen... wenn Sie von mir erwarten, dass ich Ihnen etwas über irgendeine Spionagetätigkeit meinerseits erzähle, dann lassen Sie mich sagen, dass das nie, nie geschehen wird, weil es nichts zu erzählen gibt. Es gibt nichts zu sagen, weil ich nicht einen Augenblick meines Lebens als Spion tätig gewesen bin, und das wissen Sie genausogut wie ich. Ich verlange, dass diesem Irrsinn hier ein Ende gemacht wird. Ich verlange...»

Die Tür hatte sich geöffnet. Der Aufseher mit dem Rollkragenpullover winkte mir zu. Ich wollte ihn ignorieren, aber der Offizier stand auf und fuhr dazwischen: «Hören Sie auf und verlassen Sie sofort den Raum, verstanden? Gehen Sie nach unten und denken Sie noch ein bisschen weiter nach. Ich bin nicht Ihr Anwalt.»

Ich erwiderte: «Das ist es ja. Wenn es hier einen Anwalt geben würde wie überall sonst auf der Welt...» Ich zitterte vor Wut.

«Schneller!» Der Aufseher drängte mich durch die Tür hinaus.

In meiner Zelle überfiel mich Verzweiflung. Mehr und mehr verfolgte mich die Frage, was geschehen würde, wenn sie mir nicht glaubten, dass ich nichts zu verbergen hatte. Sie hatten alle Wege zu einer Verteidigung, zu irgendeiner Möglichkeit, den Irrtum aufzudecken, abgeriegelt. Sie waren nur an einem interessiert, und dieses Eine gab es nicht. Je länger ich nachdachte, desto unerträglicher wurde meine Lage. War ich dazu verdammt, den Rest meines Lebens in diesem Keller dahinzusiechen, bloss weil ich unschuldig war? Wie glücklich waren doch diejenigen dran, die etwas zu gestehen hatten!

Ein Prozess. Das wurde der neue Fluchtpunkt allen Hoffens. Wenn man mir den Prozess machte, würde mein Verschwinden nicht mehr geheimgehalten werden können. Kate würde erfahren, was geschehen war. Ich würde verurteilt werden, so und so viele Jahre kriegen – aber was war das schon, gemessen an dieser Unsicherheit, an dieser unerträglichen Leere? Aber ein Prozess... der

war ja nicht möglich, denn sie würden mich nur als Spion vor Gericht stellen, und ein solcher war ich doch nicht!

Alle Kellergeräusche wurden wieder lebendig. Die Muffm-Laute bekamen eine neue Bedeutung, eine neue Dringlichkeit. Es war jetzt von grosser Wichtigkeit, sie gut zu kennen, um vorbereitet zu sein. Würde das nicht die nächste Etappe sein? Wenn ich nicht freiwillig gestand, dann würde man andere Mittel einsetzen, um mich dazu zu bringen. Ein neues Grauen stand vor mir. Wenn sie immer weiter machten... Wenn ich etwas für mich behalten hätte, könnte ich mein Leben immer durch ein Geständnis retten. Aber mir stand nicht einmal dieser erleichternde Weg offen. Sie würden weitermachen – eine grausige Sackgasse, aus der es keinen Ausweg gab. Sie würden überzeugt sein, dass ich am Ende zerbrechen und gestehen würde, weil sie nicht wussten, dass das gar nicht im Bereich meiner Möglichkeiten lag.

Aber vielleicht doch? Noch hatte ich Zeit. Ich konnte mir für einen solchen Notfall etwas zurechtlegen. Ich stürzte mich in eine fieberhafte Ausgestaltung der Rolle, die mir Erleichterung verschaffen sollte, wenn ich es nicht mehr aushalten konnte. Das war keine leichte Aufgabe, und ich ersann eine Verschwörung nach der anderen, nur um zu entdecken, dass keine so recht geeignet war. Alles musste vollkommen glaubwürdig aussehen. Denn sollten sie argwöhnen, alles sei nur meine Erfindung, würde es schlimmer denn je werden, und ich hatte gar nichts mehr. Ausserdem durften keine Personen beteiligt sein, die wegen meiner Geschichte in die Fänge einer kommunistischen Geheimpolizei geraten konnten. Andererseits aber musste ich sicherstellen, dass, sollte der Prozess bekannt werden (und die Aussichten waren nicht schlecht), die, die mich kannten, und vor allem Kate, sofort erkennen würden, was ich gemacht hatte. Ich war sicher, dass die Kommunisten der Verführung zu einer Propagandaaktion nicht würden widerstehen können. Vielleicht konnte ich für den Fall, dass westliche Zeitungskorrespondenten anwesend waren, bei der Verhandlung auf mein Geständnis eingehen. Ich war aber skeptisch. Die MBP, die polnische Sicherheitspolizei, würde sich schon im Voraus vor Eventualitäten dieser Art schützen. In jedem Fall aber würde der Schatten der Vergessenheit ein für allemal vertrieben sein. Ich wäre diesem Keller entkommen. Egal, wie das Urteil aussah – es würde ein Strafmass geben, eine Begrenzung, und ich konnte nicht in Vergessenheit geraten. Kate würde erfahren, wo ich war und was sich zugezogen hatte – und wäre dann in der Lage, etwas zu unternehmen.

Allmählich nahm das Handlungsgerüst Gestalt an, konnten Unstimmigkei-

ten eliminiert werden. Meine Phantasie wurde immer freier. Ich war fast stolz auf den gewandten Geheimagenten, mit dessen vorsichtigen Operationen ich nun – völlig davon gefangengenommen – lebte. Ich war erregt und fast glücklich über diese Befreiung, die ich der Tatsache verdankte, dass ich etwas hatte, womit ich meinen Geist beschäftigen konnte, endlich etwas Konstruktives statt des passiven Dahintreibens. Ich beschloss, meine geheimen Aktivitäten auf die jüngste Nachkriegszeit zu beschränken. Mein Gastspiel bei der Flüchtlingshilfe vor dem Krieg war für eine solche Geschichte unbrauchbar, und sie würden sie mir nie abnehmen, was für geheime Kniffe ich jetzt auch offenbaren mochte. Und es war nicht zu vermeiden, einige Leute hier im Osten einzubeziehen, denen dies zum Unheil geraten konnte – ganz abgesehen von der Tatsache, dass es viel zu viele Leute gab, um alles überprüfen zu können, und die die ganze Idee der Lächerlichkeit preisgeben würden. Die Vorteile, die die Kommunisten aus der Flüchtlingsrettungsaktion gezogen hatten, waren viel zu offensichtlich – und das galt auch für die Liste der geretteten Menschenleben und die Zuneigung all derer zu mir, die diese Erfahrungen mit mir geteilt hatten.

Stattdessen musste im Mittelpunkt meiner Spionagetätigkeit das Fotografieren stehen. Das ergab sich ja auch ganz von selbst. Sowohl meine zeitweise Festnahme vor dem Verteidigungsministerium an jenem letzten Montagmorgen als auch die Entdeckung noch unentwickelter Filme machte es mehr als wahrscheinlich, dass trotz des vorgetäuschten Mangels an Interesse eben dies der Ausgangspunkt ihres Verdachts war. War ich nicht in der Tat bei dem Versuch ertappt worden, allerlei Material unbemerkt aus dem Lande zu schaffen? Hatte ich nicht verschiedene Regierungsgebäude fotografiert? Schliesslich konnte in einer verstaatlichten Wirtschaftsordnung wie dieser jedes Verwaltungsgebäude und jeder Industriebau dieser Kategorie zugerechnet werden. Oder meine vielen Fotos der neuen, Osten und Westen der Stadt verbindenden Hauptbrücke über die Weichsel mit ihrer Tunnelfortsetzung bis unter das Zentrum von Warschau – eine strategisch wichtige Verbindung, ein Bomberziel im Falle von Feindseligkeiten. Die Tatsache, dass ich nichts fotografiert hatte, was man nicht auch auf Hunderten von Bildern in Zeitungen und Zeitschriften hätte finden können, konnte man gut ausser Acht lassen. Ohne Zweifel liess sich auch für die unschuldigste Ablichtung eines Wiederaufbauprojekts irgendein subtiler, verborgener Zweck finden.

Am hilfreichsten war mir meine Studienreise von 1947, bei der alle Teilnehmer der Reisegruppe, alle Amerikaner, ohne Unterlass fotografiert hatten. Damals hatten wir das Farbfilmproblem durch einen Kompromiss gelöst, d.h.

wir hatten eine kleine Anzahl von Schwarzweissfilmen entwickeln lassen und die anderen, für die es keine Labors gab, nicht erwähnt. Das war uns von Polen in verantwortlicher Stellung geraten worden, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass die Zollbeamten damals ganz bewusst beide Augen zugeedrückt hatten. Das aber bedeutete, dass die MBP nicht wusste, was auf diesen Bildern zu sehen war, dass ich also die Möglichkeit hatte, etwas «preiszugeben», das zu einem Spionageauftrag passte, den ich und die Gruppe auszuführen gehabt hatten. Wir waren kreuz und quer durch das Land gereist, von Norden nach Süden, hatten sehr wichtige Industriebetriebe wie etwa das Waggonwerk in Wroclaw (Breslau) besichtigt und hatten per Schiff eine sehr ausgedehnte Rundfahrt durch die Hafenanlagen des kriegszerstörten Szczecyn (Stettin) unternommen. Welch ein Paradies der Möglichkeiten! Die Tschechoslowaken und Polen, die wir kennengelernt hatten, hatten nichts von meiner Spionagetätigkeit mitbekommen, unschuldige Narren, die sich von der Achtung hatten täuschen lassen, die man mir wegen meines hilfreichen Einsatzes 1939 entgegenbrachte. Ich hatte nur einen «Betreuer», und der sass weit jenseits der polnischen Grenzen. Von ihm hatte ich meine geheimen Instruktionen erhalten.

Die Person, die ich mir für diese Rolle aussuchte, war echt. Das war wichtig, denn es machte mir möglich, die Umstände und das Umfeld in allen Einzelheiten und ohne Fehler und Ungereimtheiten zu beschreiben. Ausserdem verhinderte es eine vorzeitige Aufdeckung meiner Geschichte bei Überprüfungen, die die polnischen Behörden möglicherweise im Westen vornehmen würden. Es handelte sich um einen Nachbarn, dem ich meine Dias sogar 1948 vorgeführt hatte und der später einen Posten bei einem Bildungsprojekt in Europa übernommen hatte. In meiner Geschichte war diese «Bildungsarbeit», wie meine «Wiederaufbau-Studienreise» auch, die Tarnung für die tatsächliche geheimdienstliche Tätigkeit, wobei der Auftrag meines Freundes etwas mit einer strategisch wichtigen Fotodokumentation aller möglichen Aspekte der kommunistischen Länder zu tun hatte. Ich würde behaupten, bei meiner Reise 1947 und dann wiederum bei meinem Besuch in diesem Sommer einer seiner Agenten gewesen zu sein. Auch für die offenkundige Harmlosigkeit der Fotos jener Woche, die zweifellos genauestens untersucht worden waren, hatte ich eine Erklärung. Eingedenk der Aufmerksamkeit, die sich wahrscheinlich nach dem Verschwinden meines Bruders auf mich richten würde, war ich angewiesen worden, mir meine fotografische Beschäftigung als Unschuldsmäntelchen umzulegen und genau darauf zu achten, dass ich nicht strategisch wichtige Dinge ablichtete.

Die grössten Schwierigkeiten bereitete mir die Frage der Motivation. Hatte ich nicht gerade erst einen leidenschaftlichen, von meinem Leben und Charakter ausgehenden Appell verfasst und die Unmöglichkeit bewiesen, mich jemals mit so etwas wie Spionage abgeben zu können? Jetzt verfluchte ich meine Voreiligkeit. Es hatte mir kein bisschen geholfen, dafür aber meine augenblickliche Aufgabe erheblich komplizierter gemacht. Geld kam nicht in Frage. Berufsagent mit einem Doppelleben war fragwürdig. Der Bericht über den Einsatz 1939 und die jüngst vorgelegte Analyse meiner Anschauungen machten es schwer, mich in das Gewand des antikommunistischen Kreuzritters zu hüllen.

Schliesslich hatte ich es: Ich hatte mich gegen meinen Willen als Spion betätigt, weil ich politisch erpresst worden war. Ich würde ein düsteres Bild des politischen Klimas im Amerika der Nachkriegszeit malen. Es war ja in der Presse viel darüber zu lesen gewesen, dass nicht nur Kommunisten gejagt worden waren, sondern auch Liberale und Leute mit gelegentlichen Kontakten zur Linken wie ich. In meiner verantwortungsvollen Stellung als Planungsleiter eines wichtigen Universitäts-Entwicklungsprojekts hatte man mir mit Blick darauf, dass ich mich in den Zeiten des Krieges an Bemühungen um den sowjetischen Wiederaufbau beteiligt hatte, aber auch angesichts der Kontroverse, bei der der Name meines Bruders als eines angeblichen sowjetischen Agenten gefallen war, Schwierigkeiten angedroht. Meiner Geschichte zufolge hatte man mir gesagt, ich werde unter einer Bedingung nicht behelligt werden, nämlich, wenn ich die Kontakte, über die ich in den kommunistischen Satellitenstaaten verfügte, dazu benutzte, unter dem Deckmäntelchen des freundlichen Architekten in diese Länder zu gelangen, um dort spezielle Aufträge des amerikanischen Geheimdienstes auszuführen. Um meine Karriere zu retten, hatte ich zugestimmt. Die als Tarnung dienende Fotografiererei würde, da war ich sicher, der Psychologie meiner Vernehmer entsprechen. Lag das nicht ganz auf der Linie der Gesprächseröffnung an jenem Zeltplanenabend, als man mich nach Warschau gebracht hatte? «Architekt? Sind Sie sicher, dass Sie nicht Archäologe sind?» Ich konnte «Blackys» sarkastisches Lächeln vor mir sehen. Ich war mit meiner Konstruktion sehr zufrieden. Die Nachtgeräusche, die durch die Tür und die Zellendecke drangen, erschreckten mich nicht mehr ganz so sehr. Ich war bereit.

Nach zwei Monaten der Ungewissheit und Isolation in der Kellerwelt hatte mein Kopf auf eine Weise zu reagieren begonnen, die wieder loszuwerden ich Jahre brauchen sollte. Damals war ich mir der Gefahr nicht bewusst. Das Lauf-
rad im Kopf, das ständige Denken im Kreis, das unter solchen Bedingungen

vom Menschen Besitz ergreift, hat zur Folge, dass der kleinste Riss, der sich erst nur an der Peripherie zeigt, sofort das ganze Bewusstsein in sich hineinsaugt. An diesem Punkt fängt der Mensch zu bauen an, und er baut auf schwachem Fundament, nämlich in dem Glauben, endlich die eine Antwort gefunden zu haben. Der zurückgestaute Tatendrang löst so etwas wie eine Kettenreaktion aus, die nicht mehr gestoppt werden kann und bei der alles, was zuvor war, so umgestaltet wird, dass es ins Bild passt. Alle «Wenns» werden als Munition herangeholt. In einem Rausch wirklichkeitsfernen Planens wird alles auf das Ziel angesetzt, nämlich auf die eine Antwort auf alle Fragen, und es werden dabei keine warnenden Zweifel geduldet, käme das doch einer Rückkehr in die Leere und das Laufrad gleich. Während der vergangenen Monate hatte ich schon mehrere solche Ausflüge versucht, nur um am Ende kläglich in die Wirklichkeit zurückzustürzen. Ich litt noch unter der Erfahrung, die ich dem Schreiben meines Appells vor wenigen Wochen verdankte. Wie oft noch in den vor mir liegenden Jahren sollte ich mich so im Zickzack bewegen und dann die Wirkung zu spüren bekommen, die durch die Entdeckung ausgelöst wurde, dass meine Urteilsfähigkeit vollkommen versagt hatte!

In der Nacht, die auf meinen Entschluss folgte, die Initiative zu ergreifen, lag ich bis in die frühen Morgenstunden wach und vervollkommnete jedes kleinste Detail. Ich würde wieder in dem sonnenlichtdurchfluteten Raum sitzen, das endlose Warten wäre durchbrochen, an seine Stelle die Vorbereitung meines Prozesses getreten. Ich würde kein vergessener Niemand mehr sein. Der Augenblick würde kommen, wo Kate erfahren würde, dass ich noch am Leben war. Ich hatte mich schon viel zu sehr an meine neue Identität gewöhnt, um noch zu bemerken, dass sie gar nichts mit der Wirklichkeit zu tun hatte. Zur Frühstückszeit sagte ich dem Oberaufseher, er möge dem Hauptmann melden, ich hätte, wie von ihm vorgeschlagen, alles noch einmal durchdacht und ihm etwas Spezielles zu sagen.

Es war Sonnabend, nicht gerade ein günstiger Tag. Zur Mittagszeit wurde mir mitgeteilt, der Offizier wolle mich am Montag empfangen. Ich war enttäuscht. Ich wollte es hinter mich bringen, jetzt, wo ich alle Brücken abgebrochen hatte. Ich lief stundenlang auf und ab. In der Nacht ging ich alles zum x-ten Mal noch einmal durch. Der Sonntag brach an. Meine Begeisterung fing an, sich zu verflüchtigen, und die ersten Zweifel regten sich. Was, wenn das alles so glaubhaft wäre, dass es selbst Kate überzeuge? Und meine Freunde, was würden sie denken? Würde das abschliessende Urteil lauten, dass ich mich der Doppelzüngigkeit schuldig gemacht, ein Doppelleben geführt hatte? Wel-

che Folgen würde das für die Entwicklung von Hughie und Alan haben? Hatte ich das Recht, sie mit einem solchen Bild ihres Vaters aufwachsen zu lassen? Und würde nicht die Geschichte, wenn sie publik würde, auch die Karriere meines Freundes ruinieren? Selbst wenn die amerikanischen Behörden wüssten, dass das alles nur ein Märchen war, so würde ihm doch, aus dem Blickwinkel der Allgemeinheit betrachtet, ein Element der Glaubwürdigkeit anhaften. Zweifel würden bleiben. Und dann – konnte ich damit rechnen, dass ich als Ausländer bei der Verurteilung mildernde Umstände zugebilligt bekam? Hatte ich diesen Schritt erst einmal getan, gab es kein Zurück mehr. Wenn man mich zu lebenslang Gefängnis oder gar zum Tode verurteilte, so hätte ich mir das ganz allein zuzuschreiben.

Die ganze Nacht von Sonntag auf Montag schwankte ich hin und her. Die überwältigende Anziehungskraft der Polarität jeder Idee zog mich nun mit fast demselben Mass an Überzeugtheit in die entgegengesetzte Richtung. Die Gefahr, in die ich meinen Kopf um ein Haar gebracht hätte, verschlug mir den Atem. Das war der reinste Wahnsinn gewesen! Als es Morgen wurde, beschloss ich, das Geständnis unter gar keinen Umständen abzulegen, selbst nicht unter schwerer Folter. Ich hatte den genau entgegengesetzten Punkt erreicht. Jetzt geriet ich in Panik. Was sollte ich sagen? Ich dachte fieberhaft nach. Langsam ging der Morgen dahin. Alles, was mir am Ende einfiel, waren die Namen von ein paar Leuten, die ich bei der Abfassung meines Berichts vergessen hatte. Die würde ich ihm – als Begründung für meine Bitte um das Gespräch – nennen und ihm dann erneut die Unmöglichkeit einer Spionagetätigkeit meinerseits vor Augen führen.

Der Schlüssel drehte sich im Schloss. Ich ging nach oben. Ich sagte «Guten Morgen». Die beiden Gesichter auf der anderen Seite des Raumes sahen mich mit gespannter Erwartung an. Sie sagte: «Sie haben noch einmal über alles nachgedacht. Sie haben darum gebeten, mit dem Hauptmann sprechen zu dürfen. Nun, fangen Sie also bitte an.»

Einen Augenblick lang hatte ich die kühne Idee, meinen letzten Entschluss zu revidieren und das Geständnis doch abzulegen. Wie leicht das sein würde! Ich war mir deutlich des rätselhaften Metallgitters in der Zimmerdecke genau über mir bewusst. Ich hatte es jedesmal, wenn ich hier oben war, mit Unbehagen bemerkt. Sollte es die Häftlinge einschüchtern, die auf diesem Stuhl landeten? Oder war damit noch etwas weitaus Bedrohlicheres verbunden?

Nein, ich konnte nicht! Ich würde es nicht tun, unter gar keinen Umständen.

Ich fing unsicher an: «Ja, ich dachte mir, Sie würden gern wissen wollen... es ist so, dass mir noch ein paar wichtige Namen eingefallen sind, die ich in die Liste der Biographien aufzunehmen versäumt habe...»

Ohne das Ende abzuwarten, übersetzte die Dolmetscherin bereits, was ich sagte. Ich konnte sehen, wie sich sein Gesicht verhärtete. «Pan Field...» – sie wiederholte seine Worte, während er sich hinter dem Schreibtisch erhob – «Pan Field, ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?» Er zischte diese Frage fast.

Ich nickte. «Aber Pan Kapiten...» – und fing mit dem Appell an, den ich halbwegs vorbereitet hatte. Die Tür öffnete sich, bevor ich noch einen halben Satz beendet hatte, und ich wurde ohne ein Wort aus dem Zimmer gestossen.

Und wieder folgte in monotoner Gleichförmigkeit ein Tag dem anderen. Jetzt schien es, als sei meine Zelle in die Zeitlosigkeit eines Grabes hinabgesunken. Selbst das so eingeschränkte Leben hier unten im Keller schien an der Tür von Nr. 4 vorbeizugehen. Die Kälte war inzwischen immer unerträglicher geworden. An Kleidung hatte ich weniger, als ich normalerweise mitten im Sommer trug. Trotz der Decken, die ich um mich wickelte und mir über den Kopf legte, war ich ständig durchgefroren. Das Ergebnis war, dass ich nachts zu kämpfen hatte, mich hin und her warf und zusammenkrümmte in unruhigem Wachen und Schlafen und nie warm werden konnte. Was würde sein, wenn es Dezember wurde oder Januar? Wie sollte ich das überleben?

Und wieder der irremachende Kreis der «Wenns» und «Abers». Wenn ich 1934 das Stipendium für Zürich nicht bekommen hätte. Wenn mein Vater nicht 1921 gestorben wäre. Wenn ich Kate 1938 nicht kennengelernt hätte. Ich spielte tagtäglich ein Spiel mit mir selbst: Wie gross waren noch die Aussichten – in Prozentpunkten – auf einen Prozess? Wie gross die Wahrscheinlichkeit der Alternative, nämlich, dass ich auf dem Weg zu einem endgültigen Verschwinden war? Im Oktober hatte ich noch mit 50:50 gerechnet. Dann waren die Prozessaussichten auf 40% abgesunken. Inzwischen waren es nur noch 10% – und dem entsprach mein Durchhaltewille. Mit dem Leben war es nun also vorbei. Hughie und Alan würden erwachsen werden, heiraten – für mich aber immer zwei kleine Buben im Alter von sechs und vier Jahren bleiben. Wenn ein Mensch stirbt, bleibt ihm der Schmerz erspart, mit ansehen zu müssen, wie das Leben ohne ihn weitergeht. Ich dagegen war zugleich tot und lebendig – ja, lebendig begraben. In zehn Jahren wäre hier drin noch alles unverändert, draus-

sen aber würden zehn Jahre voller Ereignisse in allem ihre Spuren hinterlassen. Die Toten waren zu beneiden!

Um aus dem Kreis der Gedanken auszubrechen, beschäftigte ich meine Hände damit, Strohhalme in schmale Streifen zu spalten, aus denen ich dann auf dem Tisch, an dem ich mit dem Rücken zur Tür und zum Guckloch auf meinem Stuhl sass, abstrakte Muster legte. Allmählich nahmen die Muster Form an. Buchstaben entstanden, mein Name in goldenen Lettern in der Mitte der Tischplatte. Es faszinierte, wie aufbegehrend das in dieser Anonymität wirkte. Ich legte eine zweite Zeile. AMERIKANISCHER ARCHITEKT. Wie ein Echo – Staatsangehörigkeit, Beruf –, als blicke ich auf etwas Vergangenes zurück. Ich machte einen Rahmen aus Stroh darum. Etwas fehlte noch. Die Daten. Mit Sorgfalt legte ich eine dritte Zeile – 1910 – und dann 1949. Meine Hand zitterte. Die Grabschrift sah düster aus. Ich dachte an meinen Talisman, die Roggenähre. Ich ging zu meinem Strohsack, zog zwei besonders zarte heraus und arrangierte sie mit gekreuzten Halmen in dem freien Raum unterhalb der Jahreszahlen. Ich stand auf und besah mir mein Werk von allen Seiten, vergass dabei ganz den Spion in der Tür. Wenigstens ein einziges Mal war mein Dasein hier unten festgehalten worden. Unter dem blendenden Licht der Glühbirne lagen golden schimmernd die Buchstaben, die bezeugten, dass ich existiert, dass ich 39 Jahre lang zu dieser Welt gehört hatte. Was immer meine Peiniger jetzt tun würden, diese Tatsache konnten sie nicht mehr aufheben.

Der Schlüssel drehte sich im Schloss, die Riegel krachten und brachen den Bann. Der Oberaufseher trat zum Tisch. Er blickte schweigend auf die Grabschrift, dann auf mich. Was für einen Sturm hatte ich nun wieder heraufbeschworen? Er schüttelte langsam den Kopf, stand einen Augenblick lang unentschlossen da. Dann schob er alle Strohstücke zusammen und vom Tisch in seine geöffnete Hand. Als er die Zelle verliess, sagte er auf Deutsch: «Ganz schlecht! Verboten. Diesmal habe ich nichts gesehen!» Die Tür schloss sich. Ich starrte verzweifelt auf die leere Tischplatte, aber für die Andeutung einer menschlichen Regung war ich dankbar.

Normalerweise war es während des Tages im Keller relativ friedlich. Die Stille wurde noch durch die Filzpantoffeln betont, die die Aufseher trugen, um sich geräuschlos von Spion zu Spion bewegen zu können. Es war kennzeichnend für die Perversion von allem hier unten, dass den Gefangenen erst, nachdem sie vierzehn Stunden auf den Beinen gewesen waren und sie sich endlich in ihre «Betten» zurückziehen konnten, Beachtung geschenkt wurde und explosionsartig in beiden Korridoren des Gebäudes die nächtlichen Aktivitäten aus-

brachen. Manchmal jedoch wurden bestimmte Zellen auch 24 Stunden in Bewegung gehalten, und das betraf vor allem die beiden winzigen, dunklen «Sonderzellen», die der meinen gegenüberlagen.

Eines Nachmittags ein Ausbruch von Geschäftigkeit, deren Ziel drei Zellen waren. Bei zweien wurden die Riegel in regelmässigen Abständen auf- und zugeknallt, dass es klang, als würde mit Gewehren geschossen. Gegenüber wurde pausenlos das Licht an- und ausgeknipst. Ich sass mit dem Rücken zur Tür am Tisch, lauschte hinaus, und meine Erregung steigerte sich von Augenblick zu Augenblick. Ich konnte mir das unglückliche Wesen vorstellen, das sich dem totalen Zusammenbruch näherte. Gegenüber das Geräusch einer auffliegenden Tür. Ein Tumult, das Platschen von Wasser. Ich wimmerte, als hätte es mir gegolten. Wie war es möglich, dass ein menschliches Wesen eine solche Tortur überlebte? Stille senkte sich über den Korridor. Instinktiv spürte ich, dass draussen jemand war und durch das Guckloch auf meinen Rücken blickte. Ich kochte noch immer und tat, als bemerkte ich es nicht, blieb unverändert am Tisch sitzen.

Der Schlüssel wurde ins Schloss gesteckt, die Riegel zurückgeschoben, dann meine Tür geöffnet. Ich wandte mich um und stand auf. Ein junger, blonder Mann stand in der Tür und sah mich wütend an. Ich stand unbeweglich da und starrte zurück. Das also war das Untier, das sich auf der anderen Seite des Korridors vergnügt hatte! Der Mann machte ein paar Schritte auf mich zu und sah sich in meiner Zelle um, als suche er etwas Unerlaubtes. Sein Blick fiel auf das Stroh, das am Fussende aus dem zerfallenden Strohsack gequollen war. Er zeigte darauf und zischte auf Deutsch: «Was ist denn das da? Möchte hier drin wohl wie ein Schwein hausen, was?»

Ich zuckte die Achseln. Was wollte er von mir? Ich hielt mich zurück, spürte, dass sich Ärger zusammenbraute. «Das kann ich nicht ändern, der Strohsack ist zerrissen.»

Er ging zum Bett, ergriff ein Ende der Matratze und schleuderte sie mit einer ausholenden Bewegung mitsamt den Decken und dem Kissen in hohem Bogen durch die Zelle, so dass sich ihr Inhalt, das zerdrückte Stroh, überall verteilte. «Jetzt mach aber los, du! Mach, dass du hier Ordnung schaffst und jedes einzelne Stückchen Stroh wieder aufsammelst... jedes einzelne Stückchen, hörst du? Du wirst schon noch lernen, dass es sich nicht auszahlt, wie ein Schwein zu leben. Verstanden?» Er fuchtelte mit dem Zeigefinger dicht vor meinem Gesicht herum.

Ich rührte mich nicht. Ich wusste nicht, hatte ich mehr Angst vor ihm oder vor mir selbst und davor, was zu tun ich in der Lage sein könnte. Der Impuls,

ihm ins Gesicht zu spucken. Wenn er es wagte, mich anzufassen, würde ich so stark zurückschlagen, wie ich nur konnte. Zorn und erlittene Demütigung liessen mich zittern.

«Na, was ist?»

Ich schwieg. Er starrte mich unentschlossen an. Der Ausdruck seiner Augen und was da um seinen Mund spielte, verhiessen das Schlimmste. Plötzlich wandte er sich der Tür zu und sagte: «Ich gebe dir fünfzehn Minuten, hier aufzuräumen. Aber denk dran, kein Stückchen Stroh mehr auf dem Boden!»

Die Tür schlug zu. Ich stand allein mitten in dem Chaos meiner Zelle. Ich blickte starr auf die Tür. Sollte er doch in fünfzehn Minuten wiederkommen! Ich würde alles genauso lassen, wie es war. Aber war das sinnvoll? Sollten nicht alle meine Anstrengungen nur auf eines gerichtet sein, nämlich darauf, mir um jeden Preis ein Überleben möglich zu machen, selbst wenn dies bedeutete, sich wie ein getretener Hund krümmen zu müssen? Ja, selbst um diesen Preis. Was bedeutete schon Stolz unter Daseinsbedingungen wie den meinen?

Ich begann die Decken und das Laken aufzuheben. Ich sammelte den Hauptteil des verstreuten Strohs ein. Dann versuchte ich, die kleineren Stückchen zusammenzukehren, wozu ich ein Strohbandel als Besen benutzte. Das funktionierte nicht, deshalb liess ich mich in einer Ecke der Zelle auf Hände und Knie nieder, um die Stückchen einzeln mit den Fingern aufzuheben. Erst zur Mittagszeit war ich in der anderen Ecke angelangt und fertig. Bis dahin war ich in einer fast schon zufriedenen Stimmung. Egal, was es war, es war wenigstens etwas zu tun und liess die Stunden schneller vergehen als sonst. Ich lächelte beinah. Schliesslich hatte doch ich ihn reingelegt!

Nach dem Zwischenfall vor ein paar Wochen, bei dem die Maus ihr Leben hatte lassen müssen, weil sie sich mit mir angefreundet hatte, hatte ich kein Futter mehr in die Fensteröffnung gelegt, um die anderen davon abzuhalten herunterzukommen. Je grösser aber meine Einsamkeit und Verzweiflung wurden, desto mehr wuchs mein Verlangen nach diesen kleinen Burschen. Jeden Tag wartete ich darauf, dass sich ein Köpfchen über dem Fenstersims zeigte, und wenn keines erschien, fühlte ich mich beraubt. Nachts lag ich wach und wartete auf das vertraute Rascheln der vertrockneten Blätter hinter den Gitterstäben. Ich vermisste die Berührung, die lebendige Wärme ihrer kleinen Körper. Ich erinnerte mich an eine langweilige Kinderkrankheit, die in ein glückliches Spiel verwandelt worden war durch ein Paar zahme weisse Mäuse, das ich

jeden Tag für eine Weile mit in mein Bett nehmen durfte. Ich erinnerte mich auch daran, wie sie unter den Laken umhergehuscht waren und dabei kleine Tunnel ausgebeult hatten, wie verspielt sie gewesen waren und ständig in Bewegung. Wenn ich jetzt doch nur einen meiner kleinen Besucher bei mir in der Zelle haben könnte – etwas Lebendiges, das meine Einsamkeit mir teilte! Dann hätte ich aller Schlechtigkeit der Menschen den Rücken zukehren können. Aber das kam nicht in Frage. Man würde das Tierchen umherlaufen sehen und schnell beseitigen. Aber was, wenn ich dasselbe machte, was ich schon als Kind gemacht hatte? Was, wenn ich es in meinem Bett versteckt hielte? Dort wäre es so sicher wie draussen. Hatte ich nicht schon mal den Umriss einer sich anschleichenden Katze gesehen, und waren diesem Räuber nicht schon etliche Mäuse zum Opfer gefallen? Das Bedürfnis wurde unwiderstehlich.

Und so geschah es, dass eines Morgens eine polnische Feldmaus ganz gegen ihren Willen in meine Zelle hinabbefördert und auf meinem Kopfkissen abgesetzt wurde, von wo aus sie Zuflucht unter den Decken suchte, ganz wie ich es erwartet hatte. Nun hatte ich einen Zellengenossen, einen Mitgefangenen. In dieser Nacht lag ich völlig reglos da, auf das kleinste Anzeichen einer Bewegung eingestellt. Nach einer Weile wurde ich auch belohnt, als ich etwas Warmes, Weiches mein Bein streifen, meinen Fuss umrunden, auf der anderen Seite wieder heraufkommen und dann auf demselben Weg zurückeilen fühlte. Das war der glücklichste Augenblick seit meinem Abstieg in diesen Keller. Ich war nicht mehr allein. Ich lag die ganze Nacht still, wagte kaum, mich zu bewegen, damit ich nicht versehentlich meinen kleinen Verbündeten gegen die Einsamkeit zerdrückte. Oft konnte ich, wenn ich kurz aufwachte, die Maus hier oder da entdecken, oben in der Nähe meines Kissens oder an der entgegengesetzten Seite des Bettes. Gelegentlich konnte ich auch die schnellen Bewegungen ihrer Vorderfüsschen bei den Gesichtswaschungen spüren, die ein sicheres Zeichen der Zufriedenheit sind. Oder sie sass unten in der Ecke und knabberte ein Stück Brot.

Am nächsten Nachmittag öffnete sich plötzlich die Tür, und «Schu» schleppte einen neuen Strohsack herein, der so fest gestopft war wie eine Wurst. Er zeigte auf das Bett und bedeutete mir, dass er dafür die alte haben wolle. Und meine Maus? Wenn ich die Decken hochhob, würde sie auf den Fussboden springen und entdeckt werden. Ich sammelte alles in einem Bündel zusammen, hoffend, die Maus so mit den Decken aufnehmen zu können, und legte den Haufen vorsichtig auf den Tisch. Was aber, wenn sie unter der Matratze steckte? Ich hob sie langsam und voller Angst hoch.

Und dann wanderte sie mit «Schu» hinaus. Wieder allein, legte ich den riesigen Strohsack auf das Bettgestell. Der Geruch von frischem Stroh erfüllte die Zelle und liess eine ganze Kette nostalgischer Erinnerungen in mir aufsteigen, Erinnerungen an die Ernte im Herbst, an Nächte, die wir bei Schulausflügen in die Schweizer Berge in Scheunen verbracht hatten.

Als ich die Decken nacheinander über die Matratze breitete, fühlte ich mich elend. Sie hatte sich also in dem Strohsack versteckt, der von «Schu» davongeschleppt worden war! Als ich dann jedoch mit meinem Eimer von der abendlichen Runde zurückkehrte und sich die Tür hinter mir geschlossen hatte, sah ich plötzlich eine Maus an der Wand entlanghuschen. Ich war ausser mir vor Freude. Sie musste unbemerkt vom Korridor wieder hier hereingeschlüpft sein, während ich im Waschraum gewesen war. Bald schon suchte sie wieder Zuflucht in meinem Bett. Der Appell kam, und danach erklimmte ich den Strohberg und stellte fest, dass ich nun um 45 cm höher über dem Boden lag als zuvor. Es war schwer, unter die Decken zu kriechen, die jetzt sehr straff gespannt waren. Wieder wartete ich auf die Berührung des an meiner Seite entlangeilenden warmen, vibrierenden Körpers. Ein paarmal bildete ich es mir ein, aber immer erwies es sich als Täuschung. Vielleicht war ja das Tierchen nach den Erfahrungen dieses Tages völlig verschreckt. Ich war besorgt und enttäuscht. In der Nacht wachte ich etliche Male auf und sah auf dem Fussboden nach, ob die Maus vielleicht das Bett verlassen hätte. Nirgends eine Spur. Als der Morgen anbrach, war ich beunruhigt. Ich nahm die Decken herunter, eine nach der anderen. Keine Maus. Dann rollte ich die Matratze auf dem Gestell hoch. Und da war die Maus – tot, zerdrückt. Sie war unter den Strohsack gekrochen, als ich ins Bett gegangen war, und war dort durch das Gewicht meines Körpers eingeklemmt worden. Ich hatte das Leben auch dieser Maus zerstört.

Für jemanden im normalen Leben ist es wohl unmöglich nachzuvollziehen, wie tief solche Geschehnisse ein menschliches Wesen treffen, das jeden lebendigen Kontakts beraubt und bis an den äussersten Rand der Einsamkeit getrieben worden ist. Das Leben war für mich schon so unendlich kostbar geworden. Ich hatte schon so viel an menschlicher Erbarmungslosigkeit erdulden müssen, dass ich nun Abscheu vor mir selbst und meinem Egoismus empfand, mit dem ich das auf der Welt lastende Leiden mutwillig vergrössert hatte, und sei es auch nur durch das einer Maus. Ich hatte ihr jedenfalls genommen, worauf sie ein ebenso grosses Recht hatte wie ich selbst. Konnte das Bedürfnis, mein eigenes Los erträglicher zu gestalten, das Opfer eines Lebens rechtfertigen, und sei es «nur» das einer Maus?

Meine Verzweiflung wuchs. Ich versuchte sie abzuschütteln, indem ich komplizierte Fluchtphantasien entwickelte. Manchmal bewerkstelligte ich meine Flucht mit Hilfe eines der Güterzüge, die ich vor dem Morgengrauen hören konnte. Wie sollte ich aber wissen, welche Richtung ich wählen musste? Ich arbeitete detaillierte Lösungen für alle Probleme aus – ausser für das eine, nämlich wie ich aus diesem Keller herauskommen konnte. Manchmal floh ich auch zu Fuss. Ich sah vor mir, wie ich mich im Dunkeln nahe dem Eingang zum Hotel «Bristol» versteckte, bis ein Auto mit dem offiziellen amerikanischen Emblem davor hielt. Da würde ich dann unbemerkt hineinschlüpfen und mich, wenn es losgefahren war, zu erkennen geben – und wir würden zum Botschaftsgelände brausen und dort auf amerikanischem Boden sein! Es gab eine Vielzahl von Varianten.

Zu anderen Zeiten, und wenn eine Woge des Selbstmitleids mich davontragen drohte, führte ich mir vor Augen, wie wenig allein ich in meinem Elend doch war. Befand ich mich nicht sogar umgekehrt zum ersten Mal in meinem Leben im Hauptstrom der Menschheit? Ich hatte mein Unglück gewaltig vergrössert, damit es die Welt schockierte. Ich hatte mich Tausende von Malen gefragt: Wie konnte so etwas passieren? War es aber nicht angemessener zu sagen: Wie konnte so etwas mir passieren, mir, Hermann Field, Amerikaner, Harvard-Jahrgang 1932? Was mir geschehen war, und noch viel schlimmere Dinge, waren Alltäglichkeiten. Sie geschahen immer und überall auf der Erde, waren seit jeher geschehen. Nicht nur wie in meinem Falle, sondern als Ungerechtigkeit, Brutalität, Tod, Hungersnot, entstellende Krankheit, Krieg – die Zahl der Leidenden ging gegen Unendlich. Ich hatte bislang zu der kleinen, glücklichen Minderheit gehört. Jetzt war ich mit der anderen Seite in Berührung gekommen, mit dem Hauptstrom des menschlichen Leidens. Ich würde lernen müssen, diese Zugehörigkeit zu akzeptieren. Ich begann, über das Leben von Menschen nachzudenken, die ich gekannt hatte und die im Laufe ihres Daseins Entsetzliches durchgemacht hatten. Ich dachte an die, die unterlegen waren.

Ich versuchte mich in die Situation hineinzusetzen, mit der die Menschen in den Vernichtungslagern der Nationalsozialisten konfrontiert gewesen waren, oder bei der Liquidierung in einem Ghetto oder in Hiroshima oder an jenem Tag im Juni 1944, beim Aufstand in Warschau. Ich dachte an die Menschen, die ohne jeden Grund von zu Hause verschleppt worden waren, um den Rest ihres Lebens als eine neue Art von Sklaven in der sibirischen Arktis hinzubringen. Es war ein nicht enden wollender Strom, allein schon der unserer eigenen Zeit, der des letzten Jahrzehnts, war so beherrschend, dass er alle Di-

mensionen verlor, wenn ich in der Geschichte des Menschen immer weiter zurückging. Ich war nicht mehr allein hier, wo es so viel zu lernen gab. Warum bedeutet uns das im alltäglichen Leben so wenig? Können wir immer erst dann anfangen zu sehen, wenn wir selbst zu Boden gestreckt worden sind?

Immer öfter kam es jetzt auch vor, dass ich meine Gedanken überhaupt nicht mehr zusammenhalten konnte und sich die Leere weit vor mir öffnete. Wenn ich wieder und wieder in dem engen Raum um den Tisch lief, hundert Runden im Uhrzeigersinn und dann hundert anders herum und wieder zurück, konnte ich oft nicht mehr tun, als mich auf das Muster der Ziegelsteine konzentrieren, auf die Unregelmässigkeiten, die durch eingedrungene Feuchtigkeit entstanden waren oder sich den Schatten des Tisches, des Stuhls und der Brettergestelle verdankten. Diese Stellen auf dem Fussboden wurden allmählich lebendig. Wenn ich meine Aufmerksamkeit ganz auf sie richtete, erkannte ich die Züge vertrauter Gesichter. Einen bärtigen Professor, den ich einmal gekannt hatte, einen Jugendfreund, die wie gemeisselt wirkenden Gesichtszüge des italienischen Premierministers de Gasperi, da tat sich eine ganze Galerie wechselnder Porträts auf.

Dann der Kopf eines hübschen Knaben, leicht abgewandt, traurig, nur allzu vertraut. Panik überkam mich, ein plötzliches Schuldgefühl. Ich erkannte das Bild: Hughie, bekümmert und verletzt, unfähig, die Auflösung der Familie und damit seines Gesichertseins zu begreifen. Beim nächsten Vorbeigehen versuchte ich, nicht hinzusehen und forschte zwischen den Ziegelsteinen nach etwas anderem – ich wusste wohl, dass ich dies nicht hätte tun sollen, konnte aber nicht widerstehen. Und ich fand es: Kate, dort neben der Tür, wo die Feuchtigkeit eingedrungen war. Ich wagte nicht stehenzubleiben und wartete mit Spannung darauf, dass mich die nächste Runde wieder zu diesem Punkt bringen würde. Ein Irrtum war nicht möglich, sie blickte mit ihrer leicht nach oben gebogenen Nase zu mir herauf.

Ich geriet ausser Atem. Ich lief schneller und immer schneller. Wieder sah ich sie. Die Bilder wurden zum Zentrum meiner Runden durch die Zelle. Hughie, Kate, Hughie, Kate, schneller, schneller, hundert Runden, zwei-, drei-, vierhundert, mit immer schnelleren Schritten, die Augen auf die Ziegelsteine geheftet, die unter mir vorbeisausten. Warum wurde mir nicht schwindlig? Warum verlor ich nicht das Bewusstsein und stürzte und durchbrach den unent-rinnbaren Kreis von Bildern und Ziegeln, die hektische Jagd nach nichts? Aber ich wusste, ich würde nicht fallen. Ich wusste, dass ich weiterlaufen konnte, bis

das Rasseln der Riegel eine nächste «Haltestelle» ankündigte, einen kurzen Aufenthalt zur Nahrungsaufnahme, und dann weiter auf meiner kreisrunden Route mit ihren Gesichtern bis zum nächsten Halt – die Nacht, und endlich das Ziel einer benommenen Erschöpfung und eines schweren Schlafs.

Wurde ich verrückt? Als der Gedanke einmal aufgekommen war, fing er an, einen neuen Schrecken in mein Dasein zu bringen. Wenn ich die Kontrolle über mich verlor, war alles verloren. Ich rief mir die Berichte, die ich gelesen hatte, ins Gedächtnis zurück, Berichte von Irrenanstalten, die es selbst in unserem aufgeklärten Zeitalter noch gab. Ich erinnerte mich noch lebhaft an eine, die ich als Student im Rahmen eines Kurses besucht hatte. Und in diesem Loch hier, das so schon ein Inferno war, fiel es nicht schwer, sich vorzustellen, wie man eine solche Sache behandeln würde. Vielleicht waren ja die Insassen der beiden Zellen gegenüber verrückt geworden und dies der Grund für die Sonderzuteilung an Elend, die man ihnen zuteil werden liess. Ich musste einer solchen Entwicklung vorbeugen.

Mein Denken wandte sich einem anderen aufkeimenden Gedanken zu: Mach dem ein Ende! Besser jetzt, wo ich noch den Willen dazu und auch die Kraft hatte, es zu tun. Ich suchte nach einem Weg. Da war zwar das Laken, aber in der Zelle war nichts hoch genug und nichts, woran man es hätte befestigen können. Und es würde sowieso bemerkt werden, lange bevor ich mein Ziel erreicht hatte. Ich spielte mit dem Gedanken, mich kopfüber vom Tisch auf den Steinfussboden zu stürzen. Aber würde da nicht in allerletzter Sekunde ein Reflex die Wucht des Aufschlags verhindern? Und würde das alles dann vielleicht nur zu einer dauerhaften Verkrüppelung und nicht mehr führen?

Schliesslich begann ich, mich mit einem ganz anderen Verfahren zu befassen. Die Knöpfe meines Häftlingshemdes und meiner Unterhosen bestanden aus stoffbezogenen, auf einer Pappunterlage ruhenden Metallscheiben. Am Sonnabend gab ich mein Hemd mit einem fehlenden Knopf zurück, niemand bemerkte es. Ich nahm den Knopf bei Nacht unter meiner Decke auseinander und schliff ihn in den folgenden Nächten heimlich auf dem Stahlrohrrahmen. Es zeigte sich, dass die Scheibe zu schwach und klein war, um durch die Haut zu kommen. Am folgenden Sonnabend schnitt ich einen grösseren Knopf ab, und auch das blieb unbemerkt. Diesmal versuchte ich die Scheibe auf dem Rahmen des Sitzgestells zu schleifen, ein bisschen nur an jedem Abend, bemüht, die Kanten beim Schleifen nicht abzubrechen. Wieder war es ein Misserfolg. Ein dritter Knopf. Wenn ich es doch nur schaffen könnte! Auf diese Weise

konnte da im Bett alles mögliche passieren, und man würde es erst mitbekommen, wenn es zu spät war. Aber es ging nicht.

Ein neuer Schlag traf mich. Der Tisch! Er war das einzige, was meiner Zelle einen andeutungsweise menschlichen Charakter verlieh. Ich hatte befürchtet, dass man ihn mir wegnehmen würde, sobald ich mit meiner Schreiberei fertig war, aber er hatte dann eine Reihe von Verschlechterungen meiner Daseinsbedingungen überlebt. Eines Nachmittags öffnete sich nun jedoch die Tür, und «Schu» und ein neuer, unangenehm aussehender Aufseher mit einem winzigen Bärtchen kamen herein und schleppten ihn wortlos mitsamt dem Stuhl hinaus. Ich stand benommen in der kalten Zelle. Wenn nur so wenig geblieben ist, bekommt jeder einzelne Gegenstand eine unverhältnismässig grosse Bedeutung. Mir wollte es scheinen, als habe ich eine weitere Runde verloren. Am nächsten Tag hatte ich den ersten Schock dieses Verlusts überwunden. Während ich mich allmählich an diesen erneuten Rückschlag gewöhnte, verstärkte sich zugleich die Ahnung, dass er nur ein Vorzeichen weiteren Unheils war. Ohne zu wissen warum, wartete ich mit zunehmender Angst auf weitere Veränderungen. Sie sollten auch nicht lange auf sich warten lassen.

London 1949

Ein Prozess in Ungarn

Wie ich mich nach den Nächten und dem Schlaf sehnte! «Schlaf, der das verwirrte Knäuel der Sorgen aufstrickt...» – wie wahr! Im Schlaf wird der Geist wieder ein wenig zusammengeflickt, genug, um einem neuen Tag ins Auge zu sehen, der ihn dann wieder aufrüfelt. Ohne Schlaf zerbricht man. Oft war die Nacht nicht lang genug, und ich kämpfte gegen das Aufwachen an, um die Rückkehr zu dem Gedanken hinauszuzögern, der mich stets hellwach werden liess: Dies ist uns passiert. Er leidet, und ich kann ihm nicht helfen.

Zeilen aus Gedichten oder der Bibel fielen mir ein und gingen mir endlos im Kopf herum, wobei sich mir ihre tiefe, menschliche Bedeutung oft überhaupt erst richtig erschloss.

Für gewöhnlich war ich am Morgen als erste unten und zog unruhig die Zeitungen aus dem Briefkasten, um nach Hinweisen zu forschen. Und es kam auch einer – am 10. September 1949. «Die ungarische Regierung beschuldigte Laszlo Rajk des Verrats ... Noel Field als amerikanischer Agent angezeigt.»¹ Rajk war ungarischer Aussenminister und hochrangiger Kommunist gewesen. Ich las erschrocken weiter. Da stand schwarz auf weiss Noels Name, der Name unserer Familie! Und Noel wurde von den Kommunisten angeklagt, während Hermann in ihren Händen war und Herta sich in ihrem Territorium aufhielt. Und wo war er?

Ich wollte wieder nach oben gehen, musste mich aber an das Geländer lehnen, weil mir furchtbar elend war. Mir fielen die Worte aus Hermanns Brief wieder ein, nur ich dürfe wissen, dass Noel etwas zugestossen sei, für alle anderen heisse es «Erkrankung». Daran festzuhalten war nun wohl nicht mehr möglich. Hertas Optimismus war unangebracht gewesen, vollkommen unangebracht.

Mein Vater kam herunter, und ich zeigte ihm die Zeitung.

«Aber wo ist Noel?»

«Ich weiss es nicht. Und ich glaube auch nicht, dass Hermann und Herta es wissen. Wir müssen mit der Botschaft reden.»

Noel kannte ich kaum. Ich wusste, dass er während des Krieges Flüchtlingen aus Deutschland und anderen, von Deutschland besetzten Ländern geholfen hatte. Ich glaubte, dass er ein guter Samariter gewesen war, der dabei seine Gesundheit geopfert und sein Leben riskiert hatte. Ich hatte auch gehört, dass er dem Kommunismus Sympathie entgegenbrachte, was die Unterstellung noch absurder erscheinen liess, er habe für Amerika und gegen die kommunistischen Staaten spioniert. Daheim war im Zusammenhang mit dem Hiss-Prozess sogar suggeriert worden, er sei möglicherweise ein sowjetischer Agent. Was für eine phantastische Lage, von beiden Seiten gleichzeitig beschuldigt zu werden!

Der Senatsausschuss zur Untersuchung unamerikanischer Umtriebe versuchte zu beweisen, dass die Kommunisten unter Roosevelt in der Regierung Fuss gefasst hatten und immer noch gefährlich werden konnten, jetzt, wo das Kriegsbandnis mit der Sowjetunion keinen Bestand mehr hatte. Im Sommer 1948 hatten sie einen Ex-Kommunisten namens Whittaker Chambers gefunden, der aussagte, Alger Hiss vom Aussenministerium, der amerikanischer Delegierter bei der Gründungskonferenz der Vereinten Nationen in San Francisco gewesen war, habe in den dreissiger Jahren einer kommunistischen Gruppe in seinem Ministerium angehört und offizielle Dokumente an ihn, Chambers, weitergegeben. Hiss wies die Beschuldigungen zurück und erstattete seinerseits Anzeige gegen Chambers wegen übler Nachrede. Zwar war seitdem so viel Zeit vergangen, dass Hiss nicht mehr wegen Spionage belangt werden konnte, aber dafür wurde er dermeidlichen Aussage angeklagt, weil er die Weitergabe der Dokumente abgestritten hatte.

Der erste Hiss-Prozess begann am 31. Mai 1949. Dabei stellte sich heraus, dass Hiss Noel Field gekannt hatte, der in den dreissiger Jahren als junger Mann ebenfalls im Aussenministerium gearbeitet hatte. Noel schied 1936 aus dem Ministerium aus, nachdem er zuvor noch – 1934 – an der Londoner Marinekonferenz teilgenommen hatte. Aber er war immer weniger glücklich über die amerikanische Aussenpolitik, wobei ihn vor allem störte, dass sie nicht Stellung gegen die faschistische Bedrohung in Europa bezog. Ich dachte mir, dass er wahrscheinlich nicht mehr eine Politik propagieren wollte, an die er nicht mehr glauben konnte. Er war seit jeher ein Mensch mit sehr eigenständigen Ansichten gewesen, und 1949 nun wurde er bezichtigt, ein Sympathisant der Kommunisten zu sein.

Ich konnte wohl sehen, dass so, wie es augenblicklich um die öffentliche Meinung in Amerika bestellt war, Noel, wäre er als Zeuge vorgeladen worden, Alger Hiss hätte schaden können.

Wir warteten jetzt darauf, ob Noel im Rajk-Prozess als Zeuge auftreten würde, vielleicht sogar auch Hermann, obwohl schwer einzusehen war, warum sie beide in Ungarn sein sollten. Das Verfahren wurde jedoch abgeschlossen, ohne dass wir einen verlässlicheren Hinweis auf ihren Aufenthaltsort erhalten hätten. Allen Dulles, Chef des amerikanischen Geheimdienstes CIA und während des Krieges Chef des *Office of Strategic Services* (OSS), war in diesem Prozess schwer beschuldigt worden, aber niemand war der Ansicht, dass er deshalb notwendigerweise in der Hand der Ungarn sein müsse. Und ebensowenig mussten sie Noel haben. Gleichwohl fing das Aussenministerium nun an, Nachforschungen nach Noel und Herta anzustellen. Weder ich noch ihre Freunde in der Schweiz hatten seit dem 26. August etwas von Herta gehört, und die Theorie, dass sie nach wie vor in Prag sass und geduldig auf das Wiederauftauchen von Hermann wartete, war nicht zu halten. Vielleicht war es ja kein blosser Zufall, dass das Verfahren erst zwei Wochen nach dem Verschwinden von Noels nächsten Verwandten eröffnet worden war.

Die Akten des Rajk-Prozesses wurden von der ungarischen Regierung auch in englischer Sprache veröffentlicht und man konnte sie zu niedrigem Preis erwerben. Wahrscheinlich glaubte man, das sei vorzügliches Propagandamaterial, aber die Schrift war mit ihren 315 Seiten nicht sonderlich attraktiv für einen grösseren Leserkreis. Und doch war in den Augen der Herausgeber vielleicht gerade ihre Schwerverdaulichkeit ein Gewinn, erweckte sie so doch den Eindruck einer peinlich genauen Dokumentation, zumal sich wohl nur wenige Menschen die Mühe machen würden, sie bis zu Ende durchzulesen und so ihre ganze Absurdität zu durchschauen. Für mich aber war sie wichtig, denn ich wollte wissen, wie Noels Name da hineingeraten war und ob es Hinweise gab, die dabei helfen konnten, unsere Familie aus diesem ganzen Schlamassel herauszuholen.

Zudem war es ein interessantes politisches Dokument, denn um Rajk und seine «Komplizen» wurde eine These entwickelt, die, wie ich wohl sah, das Muster für ähnliche, zukünftige Schauprozesse liefern würde. Die Anklage warf Laszló Rajk und anderen neben weiteren Verbrechen den Versuch vor, «die demokratische Ordnung Ungarns zu zerstören», und lieferte auf zwanzig Seiten einen Abriss des Standpunkts der Anklagevertretung, der mit dieser politischen Schlussfolgerung endete:

Laszlo Rajk und seine Kumpane schufen eine Organisation, deren Ziel die Vernichtung der verfassungsmässig garantierten ungarischen Demokratie war, d.h. die Zerschlagung der Unabhängigkeit Ungarns und seine Versklavung durch eine ausländische Macht. Rajk und seine Bande hatten es sich zum Ziel gesetzt, Ungarn aus dem Lager der Verteidiger des Friedens herauszureissen, das allein die Freiheit und das Glück unseres Volkes gewährleistet, und das Land an die imperialistische Kriegsfront zu ketten, um es so zu einem Satelliten und Spielzeug der Imperialisten zu erniedrigen. Sie hofften, ihr Ziel mit der bewaffneten Hilfe der gegenwärtigen Führer Jugoslawiens Tito, Rankovich, Kardelj und Djilas zu erreichen.

Rajk und seine Bande wollten alle grossen Errungenschaften der ungarischen Volksdemokratie zunichte machen, das an die Bauern verteilte Land an die Grossgrundbesitzer zurückgeben, die Bergwerke und Fabriken den Grosskapitalisten, wollten den Händen der werktätigen Bevölkerung wieder Fesseln anlegen und die Feinde des ungarischen Volkes, die in den Westen geflohen waren, wieder an die Macht bringen.

Die Verschwörer wollten Ungarn zu einer jugoslawischen Kolonie erniedrigen, zu einer Kolonie Titos, der zusammen mit seiner Bande aus dem sozialistischen Lager desertiert ist, desertiert in das Lager des ausländischen Kapitals und der Reaktion, und Jugoslawien so zu einem Satelliten der Imperialisten gemacht hat.

Hinter dem Plan von Rajk und seinen Gesellen stand auch der amerikanische Imperialismus, der seine Bluthunde schon in den deutschen und österreichischen Besatzungszonen versammelt, diese faschistischen, horthyistischen Ex-Offiziere und Ex-Gendarme, die darauf rechnen, dass sie wie 1944 knietief im Blut der Werktätigen Ungarns waten und einmal mehr – diesmal nicht im Namen des deutschen Faschismus, sondern in dem des amerikanischen Imperialismus – Ungarn verkaufen können, um so alle Errungenschaften unserer Befreiung und des Wiederaufbaus zu vernichten und auszulöschen. Laszlö Rajk und seine Gesellen schreckten, um diese kriminellen und niederträchtigen Ziele zu erreichen, vor keiner Gangsterei zurück.²

Rajk war einer der Spitzenleute der ungarischen KP. Er war Innenminister gewesen, aber nach Titos Bruch mit der Kominform hatte man ihm das weniger

entscheidende, trotzdem aber wichtige Amt des Aussenministers übertragen. Seine Mitangeklagten waren gleichfalls altgediente Kommunisten. Angesichts dieses Hintergrundes war es mir unmöglich zu erkennen, welches Motiv diese Männer dazu bewegt haben sollte, sich auf den gewagten Versuch einzulassen, in Ungarn «den Kapitalismus wiederherzustellen».

Natürlich betrachtete ich den Prozess mit den Augen des Laien und des Westlers. Das Aussergewöhnliche daran war, dass alle Beschuldigten sich für schuldig erklärt hatten, um dann ihre Verbrechen in ungeheurer Detailliertheit zu schildern. Sie lieferten tatsächlich selbst alle Beweise gegen sich. Als solle die Echtheit des Prozesses unterstrichen werden, war die Presse zum Verfahren zugelassen und Reporter aus vierzehn Ländern anwesend, einschliesslich Amerikas und Grossbritanniens. Einige berichteten, dass die Angeklagten ihre Geständnisse so hergesagt hätten, als hätten sie sie auswendig gelernt. Je länger ich in den Prozessakten las, desto deutlicher konnte ich die «Lehren» erkennen, die aus den Geständnissen gezogen werden sollten – Geständnisse, die eine Fülle von politischem Hintergrundmaterial brachten, einer marxistischen Abhandlung angemessener als der Rede eines Menschen, der um sein Leben kämpft. Es schien ganz so, als seien die Angeklagten, weit davon entfernt, sich zu verteidigen, lediglich dem Ankläger behilflich, sein Plädoyer auszuarbeiten. Die Vernehmung etwa von Andras Szalai endete folgendermassen:

Szalai: «Es war Heuchelei...»

Ankläger: «Bewusste Irreführung.»

Szalai: «Bewusste Irreführung.»

Ankläger: «Verrat.»

Szalai: «Es war Verrat.»

Ankläger: «Das also war, was Sie getan haben. Ich habe keine weiteren Fragen.»

Präsident des Gerichtshofs: «Hat die Verteidigung noch Fragen?» (Keine)
«Kehren Sie auf Ihren Platz zurück, Andras Szalai.»³

Die Verteidigung hatte nie irgendwelche Fragen. Jede Aussage der Angeklagten wurde akzeptiert. Beim Plädoyer der Verteidigung waren die Anwälte sorgsam darauf bedacht, in allen wichtigen Anklagepunkten von der Schuld ihrer Mandanten auszugehen und es so unmöglich zu machen, die Bitte um ein «mildes Urteil», wenn sie denn – wie im Falle Rajks – ausgesprochen wurde, ernst zu nehmen.

Bei einem Strafprozess sollte nicht schon das Geständnis des Angeklagten für eine Verurteilung genügen, sondern zusätzliches Beweismaterial beige-

bracht werden. In diesem Verfahren gab es die Aussagen der verschiedenen Angeklagten, die sich gegenseitig belasteten, und einige Zeugenaussagen. In dem veröffentlichten Prozessbericht deutete nichts daraufhin, dass sich auch die Zeugen in Haft befanden, aber sehr viel später fand ich dann den Beweis dafür, dass dies bei zumindest einem Zeugen der Fall gewesen war, nämlich bei Sandor Ceresnyes. Der amerikanische Geschäftsmann Robert Vogeler, der kurz nach dem Rajk-Prozess in Ungarn verhaftet wurde, teilte seine Zelle mit Geresnyes, dessen Geschichte er in seinem Buch / *Was Stalin's Prisoner* erzählt, wobei er auch erwähnt, dass Geresnyes am 25. Mai festgenommen worden war, also nach Noels Verschwinden und unmittelbar vor der Inhaftierung von Rajk. Vogeler beschreibt auch die Methoden, mit denen Ceresnyes gezwungen wurde, Rajk zu belasten.

Bei dem Verfahren wurden weder die Angeklagten noch die Zeugen eidlich zu einer wahrheitsgemässen Aussage verpflichtet. Obwohl der Präsident des Gerichtshofes offensichtlich schon einmal von einer solchen Vorgehensweise gehört hatte, stellte er doch nach Anhörung eines Zeugen die seltsame Frage.

Präsident: «Gibt es Anträge, den Zeugen zu vereidigen?» (Keine. Das Gericht verzichtet auf das Recht, den Zeugen zu vereidigen.)

Noels Name tauchte bei dem Prozess immer wieder auf. In der Anklageschrift hiess es: «In der Schweiz einer der Leiter der amerikanischen Spionageorganisation *Office of Strategic Services* (OSS)». Vor allem Tibor Szönyi wurde beschuldigt, in Verbindung mit Noel und der Schweiz, aber auch mit Allen Dulles gestanden zu haben, denn «Field war darauf spezialisiert, bei den sogenannten ‚linken Elementen‘ Agenten anzuwerben, und die verschiedenen Spionagegruppen der Emigranten in der Schweiz waren ihm unterstellt». Aber an keiner Stelle wurde der Versuch gemacht, diese Behauptungen auch zu beweisen. Und doch müsste für einen Gerichtshof solch ein Beweis von grösster Bedeutung gewesen sein, denn wenn Noel kein amerikanischer Spion war, musste die kunstvolle Konstruktion, die man auf dem Fundament der Annahme, dass er einer war, errichtet hatte, in sich zusammenbrechen.

Angenommen, Noel hatte tatsächlich einige dieser Ungarn während ihrer Zeit im Exil kennengelernt, so hätte es dafür auch andere Gründe geben können. Natürlich hatte er bei seiner Arbeit für das *Unitarian Service Committee* die Bekanntschaft von Hunderten von Flüchtlingen gemacht und ihnen auf die eine oder andere Weise geholfen. Dass er irgendwelche Verbindungen zum OSS oder irgendeinem Geheimdienst gehabt haben sollte, war sowohl mir als auch seiner Schwester Elsie neu. Wir wussten nicht, ob wir es glauben sollten

oder nicht, neigten jedoch eher zu der Ansicht, dass es nicht stimme. Aber selbst, wenn es wahr sein sollte, gab es noch immer eine durch und durch vernünftige Erklärung dafür: Während des Zweiten Weltkrieges waren wir und die Sowjets Verbündete gegen die Deutschen gewesen. Untergrundbewegungen in den von Hitler besetzten oder mit ihm verbündeten Ländern wurden als legitimer Bestandteil unserer Kriegsanstrengungen angesehen. Wenn sich auch Flüchtlinge an diesen Kriegsanstrengungen beteiligt hatten, dann hatte das zu ihrem ganz persönlichen Kampf gegen den Nationalsozialismus gehört. Wenn also einige der ungarischen Flüchtlinge dem OSS geholfen hatten, dann hätte sich das gegen Hitlers Verbündeten, den Admiral Horthy, gerichtet und nicht gegen ein noch gar nicht existierendes Nachkriegsregime, das dann ein kommunistisches werden sollte.

Der Prozess liess eine interessante Abfolge von Daten sichtbar werden. Wie wir erst später herausfanden, war Noel am 12. Mai aus Prag verschwunden. Tibor Szönyi, dessen «Geständnis» erkennen liess, dass er Noel tatsächlich kannte, war am 18. Mai verhaftet worden, am selben Tag wie Andras Szalai, der bei seinen Aussagen ebenfalls des öfteren auf Noel Bezug nahm. Rajk war am 30. Mai inhaftiert worden. Es konnte also sein, dass sie über Noel auf Szönyi und Szalai gestossen waren, die sie ihrerseits wieder auf die Spur von Rajk gebracht hatten. Aber wenn die Ungarn Noel schon vernommen hatten, warum hatten sie ihn dann nicht als Zeugen auftreten lassen? Wenn er wirklich ein amerikanischer Agent gewesen wäre, hätte es doch für die Anklage von unschätzbarem Wert sein müssen, ihn zu präsentieren. blieb nur, dass Noel nichts dergleichen war, und dass es nicht gelungen war, ihn zu einer falschen Aussage zu bewegen oder sich darauf zu verlassen, dass er eine solche vor Gericht machen würde.

Aber es gab auch noch eine andere Möglichkeit, nämlich dass die Ungarn Noel gar nicht selbst in Haft hatten, sondern ihnen nur von ihm stammende Informationen zugeleitet worden waren. Schliesslich hatte Noel, soweit uns bekannt war, nicht vorgehabt, nach Ungarn zu reisen. Hermann war in Polen verschwunden, und möglicherweise jetzt Herta in Prag. Das Ganze war zu einem internationalen Rätsel von höchst unheimlicher Art geworden. Die Leute sahen Parallelen zwischen dem Rajk-Prozess und den Prozessen, zu denen es in der Sowjetunion seit der Revolution immer wieder gekommen war. Stand etwa die Sowjetunion hinter dem allen und führte Regie?

Die Veranstaltung endete mit der Verurteilung von Rajk, Szönyi und Szalai zum Tode, der anderen zu Gefängnisstrafen. Die Beweise waren nicht überzeugend, aber die Tatsache, dass es sich um Kommunisten handelte, stand im

Ausland, und möglicherweise auch in Ungarn, einem tieferen Mitgefühl im Wege. Die persönlichen Tragödien blieben jedoch ein weiteres Denkmal für die unmenschliche Behandlung von Menschen durch Menschen. Die kommunistischen Genossen überall auf der Welt würden die Verurteilten natürlich für schuldig halten. Ich zweifelte nicht daran, dass es Männer gewesen waren, die ihr Leben der Sache des Kommunismus verschrieben hatten, weil sie sie für eine gute Sache hielten. Aber die Philosophie, dass der Zweck die Mittel heilige, hatte bittere Früchte getragen und das Opfer selbst dieser treuen Diener gefordert. Konnte man nicht langsam erkennen, wie unmöglich es für sie gewesen wäre, sich selbst zu verteidigen? Denn wofür hätten sie noch leben können?

Welches waren die eigentlichen Gründe für diesen Prozess? Es war nicht wahrscheinlich, dass es sich die ungarische KP leisten konnte, ohne zwingende Notwendigkeit ihre Führung derart zu dezimieren. Gleichwohl zeigte das Verfahren, dass im Grunde genommen wenig – wenn überhaupt etwas – passiert war. Angeblich hatten sich diese Männer verschworen, aber wie Rajks Anwalt zugab: «Er schreckte vor dem letzten Schritt zurück. Tatsache ist, dass die Verschwörung aufgedeckt wurde, bevor noch irgendetwas hatte geschehen können.» Sie wurden für Taten verurteilt, die sie in der Zukunft hätten begangen haben können.

Rajk war ein Mann, der zuviel dachte. Der Prozess erinnerte an jene, die in den dreissiger Jahren in der Sowjetunion stattgefunden hatten.

Mit diesem stets gegebenen Element der Revolution eng verknüpft waren die besonderen Bedingungen der Nachkriegswelt, der Konflikt zwischen den kommunistischen und den nichtkommunistischen Staaten. Die Sowjetunion hatte die Kominform ins Leben gerufen, die angeblich eine Austauschstelle für Informationen aus den kommunistischen Parteien jener Länder war, in denen sie die Macht hatten. Dass die Kominform ein bisschen mehr als nur dies war, war 1948 deutlich geworden, als Marschall Tito sich geweigert hatte, sich dem sowjetischen Rat, wie die Revolution in Jugoslawien weiterzugehen habe, zu beugen, und eine Flut von Beschimpfungen auf sein Haupt herabgezogen hatte. Die Kominform hielt zur Sowjetunion und schloss Tito aus.

Das bedeutete aber, dass die Sowjetunion nun Jugoslawien nicht mehr unter Kontrolle hatte. Die jugoslawische KP war zu einer Abweicherpartei geworden, die nicht mehr bereit war, sich von der sowjetischen KP bevormunden zu lassen. Vor allem im Hinblick auf den Kalten Krieg kam dies einer ersten Niederlage der Sowjetunion gleich, die nun dafür sorgte, dass sich so etwas in anderen Ländern nicht wiederholte.

Wie aber konnte sie das sicherstellen? Da es einmal zum Bruch gekommen war, konnte die Sowjetunion leicht als Verlierer enden. Wie konnte sie deshalb offen intervenieren, um eine KP dazu zu bewegen, die eigene Führung fallenzulassen und der Linie Moskaus zu folgen? Das Beste war, zu verhindern, dass eine solche Situation wie im Falle Jugoslawiens überhaupt entstand, und das war nur zu erreichen, wenn man in den Parteien der Satellitenländer diejenigen aus den Führungspositionen verdrängte, bei denen zu befürchten war, dass sie nach Unabhängigkeit strebten.

Dies musste aber so geschehen, dass die Beteiligung der Sowjetunion nicht offen zutage trat. Das amerikanische Aussenministerium war der Ansicht, dass es bei den Sicherheitsorganen aller Satellitenstaaten sowjetische Berater gab, in diesen Organen gleichzeitig aber auch sowjetische Agenten tätig waren. Durch Kanäle dieser Art hatte man, unter Umgehung der ungarischen KP als solcher, den Sturz Rajks betreiben können.

Der Prozess bot zudem eine gute Gelegenheit, der Bevölkerung der Satellitenstaaten eine Lektion zu erteilen und die sowjetische These von den Machenschaften der Vereinigten Staaten und Jugoslawiens vorzutragen. Den Menschen sollten die Augen dafür geöffnet werden, dass alles, was der Westen tat, die karitative Arbeit der religiösen Organisationen eingeschlossen, nur «ein Deckmäntelchen für die Spionagetätigkeit» war. Man durfte uns nicht trauen, und nicht einmal den Führern der eigenen Kommunistischen Parteien. Der wahre Freund war allein die Sowjetunion.

Der Rajk-Prozess liess auch erkennen, dass nicht nur Ungarn einer Säuberung unterzogen werden würde. Der jugoslawische Angeklagte Brankov sagte aus, Tito habe den Plan, auch Polen und Rumänien zu zerrütten. Man habe in Polen die Hoffnung auf Wladislaw Gomulka gesetzt, aber «er führte es nicht aus und gestand ein, dass es eine falsche Linie war». Gomulka, Sekretär der polnischen KP und ein Mann von einigem Einfluss, verschwand 1949 erwartungsgemäss in der Versenkung, obwohl er erst 1951 verhaftet wurde. Die Tschechoslowakei wurde auch nicht vergessen, Szönyi bestätigte, dass das OSS über Noel «eine ähnliche Verbindung auch zu der tschechoslowakischen Gruppe und vor allem zu Pavlik hergestellt hatte,... ferner zu einer trotzkistischen Gruppe in Deutschland, deren Führer Politzer war, und zu Gruppen anderer Länder, speziell auch zu den polnischen Emigrantengruppen».

All dies studierte ich mit wachsender Mutlosigkeit. Es zeigte nur zu deutlich, dass alles eine Sache der hohen kommunistischen Politik und Hermann nicht nur das Opfer irgendeines übereifrigen Grenzbeamten geworden war.

Der Papierkrieg beginnt

Der erste offizielle Vorstoss des Aussenministeriums im Namen Hermanns erfolgte am 13. September 1949⁴, genau drei Wochen nach seiner Verhaftung. Vor dem waren alle Nachforschungen auf einer inoffiziellen Ebene gehalten worden und hatten dem Ziel gedient, möglichst viel Beweismaterial zu beschaffen, das sich als Grundlage für eine Note eignete. Denn das Aussenministerium hatte ja nur mein Wort, und indirekt das Hertas, dass Hermann überhaupt nach Polen gereist war. Erst bei der Überprüfung der Passagierlisten des Flugzeugs verfügten sie über Hinweise, wann und wo Hermann verschwunden war, die uns bestätigten.

Am 13. September, drei Tage, nachdem die Bombe der Ankündigung des Rajk-Prozesses hochgegangen war, übergab die Botschaft in Warschau eine förmliche Note an das polnische Aussenministerium. Darin erkundigte man sich nach Hermanns Verbleib und danach, ob er Polen tatsächlich verlassen habe. Man bat ferner um Auskunft über das Vorhandensein offizieller, über das Lademanifest der Fluggesellschaft hinausgehender Bestätigungen, also etwa Unterlagen der Zoll- und Einwanderungsstellen.

Das polnische Aussenministerium antwortete, der Fall werde sofort untersucht und ein Bericht vorgelegt werden.

Am nächsten Tag fragte die Botschaft mündlich nach und erhielt zur Antwort, die Untersuchung sei zwar noch nicht abgeschlossen, Hermann aber von den polnischen Behörden weder verhaftet noch in Gewahrsam genommen worden.

Da am nächsten Tag immer noch keine schriftliche Auskunft vorlag, fragte die Botschaft erneut nach, ob Hermann «festgehalten oder aber durch den polnischen Zoll, die Sicherheitspolizei oder andere Beauftragte der polnischen Regierung oder irgendeiner anderen Regierung am Besteigen des Flugzeugs gehindert worden war». Die Botschaft verlies auch «der Besorgnis der amerikanischen Regierung über Fields Verschwinden» Ausdruck und verlangte umgehend Auskunft. Die Polen erwiderten, es lägen noch keine Informationen vor, die Botschaft werde aber unverzüglich unterrichtet, sobald man etwas in Erfahrung gebracht habe.

Ich wusste von diesen Verhandlungen nichts, als ich beschloss, für ein paar Tage zu meiner Grossmutter aufs Land zu fahren. Die Botschaft hatte nichts dagegen. Ich war seit drei Wochen in einem Zustand nervöser Angespanntheit, und alle meinten, ein Tapetenwechsel würde mir guttun. Aber er half nicht. Die erzwungene Ruhe des Landlebens verstärkte nur meine Nervosität. Ich hatte

dauernd das Gefühl, dass etwas geschehen und ich es nicht mitbekommen könnte, und war nicht in der Lage, mich zu entspannen oder auch nur stillzusitzen.

An einem verregneten Abend erschien ein Reporter an der Tür, der aus dem etwa zweiundzwanzig Kilometer entfernten Brighton geschickt worden war, um sich meine Story zu holen. Ich erschrak. Ich wusste ja nicht, ob es Politik war, die Sache an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, oder ob es da irgendwo ein Leck gab. Ich erinnere mich nur daran, dass ich sagte: «Können Sie denn unglückliche Menschen nicht in Frieden lassen?» – und den armen jungen Mann mit leeren Händen fortschickte.

Am nächsten Morgen rief ich die Botschaft an. Sie berichteten mir von der Note an Polen und davon, dass beschlossen worden war, an die Öffentlichkeit zu gehen, geleitet von der Hoffnung, ihn so da «herauspolken» zu können. Nun wusste ich also, wie die Presse Wind von der Geschichte bekommen hatte. Aber ich selbst gab noch keine Erklärung dazu ab. Ich war noch keineswegs überzeugt, dass die Publizität hilfreich sein würde. Ich hatte Angst, das Falsche zu sagen, und sagte deshalb lieber überhaupt nichts.

Neun Tage nach Überreichung der amerikanischen Note lag noch immer keine schriftliche Antwort vor. Da unser Botschafter in Warschau gerade nicht am Ort weilte, begab sich der Geschäftsträger ins polnische Aussenministerium. Dort erklärte man ihm, dass, «soweit die polnischen Behörden feststellen konnten», Hermann sich nicht in Polen aufhalte, dass er am Flugplatz durch den Zoll gegangen sei, dass er in keinem polnischen Gefängnis sitze, dass er weder von der Sicherheitspolizei noch von der Militärpolizei oder anderen Beauftragten der polnischen Regierung oder anderer Regierungen verhaftet worden sei. Man sagte auch, die Untersuchung werde fortgeführt.

Am nächsten Tag rief der Geschäftsträger erneut im Aussenministerium an und bat um «definitive Informationen über Field zur Weitergabe an die Presse». Man erklärte ihm, dass keine weiteren Informationen vorlägen, dass man aber hoffe, in naher Zukunft die Anfrage der Botschaft abschliessend beantworten zu können. Zwei Tage später rief der Geschäftsträger wieder im Aussenministerium an, wo ein Mitarbeiter erklärte, er sei «wirklich erstaunt».⁵ Weitere drei Tage später bat der Geschäftsträger um einen Termin beim amtierenden Aussenminister, der ihm am 28. September sagte, dass ihm keine Informationen vorlägen, dass eine Antwort aber demnächst zu erwarten sei, nämlich «sobald die untersuchenden Stellen sie vorgelegt» hätten.

In diesem ersten Stadium trat man insgesamt vierzehn Mal an die Polen

heran, gleichwohl blieb die amerikanische Note ohne schriftliche Antwort. Mündlich wurde jedoch wiederholt versichert, Hermann werde nicht in Polen festgehalten.

Was Noel und Herta betraf, so wollte das amerikanische Aussenministerium sicher noch mehr Informationen haben, auf die es sich stützen konnte, bevor es ihretwegen diplomatische Vorstösse unternahm. Angesichts der Zweifel im Zusammenhang mit den politischen Sympathien Noels stellte sich die Frage nach einem möglicherweise freiwilligen Verschwinden. Der Rajk-Prozess lieferte jedoch Hinweise darauf, dass seine Lage alles andere als erspriesslich sein könnte, und ausserdem war er ungeachtet seiner politischen Anschauungen noch immer amerikanischer Staatsbürger.

Auf dem Wege inoffizieller Nachforschungen fand das amerikanische Aussenministerium heraus, dass Noel Anfang Mai von der Schweiz aus nach Prag gereist war und dort im «Palasthotel» gewohnt hatte. Am 12. Mai hatte er das Hotel in Begleitung zweier Männer verlassen, die niemandem bekannt zu sein schienen. Allem Anschein nach hatte er vorgehabt, in das Hotel zurückzukehren, denn er hatte sein Gepäck und sogar persönliche Papiere zurückgelassen. Er war jedoch nicht wieder aufgetaucht. Später hatte das Hotel ein offenbar von Noel stammendes Telegramm aus Bratislava nahe der ungarischen Grenze erhalten, des Inhalts, er mache eine kurze Reise nach Budapest und bitte, das Zimmer für ihn reserviert zu halten. Im Juni war erneut ein Telegramm gekommen, diesmal aus Wien, in dem es hiess, er brauche das Zimmer nicht mehr und bitte darum, seine Sachen einem Mr. Klimel aus Bratislava auszuhändigen, der vorsprechen werde. Mr. Klimel war dann zur angegebenen Zeit erschienen und hatte Noels Sachen ausgehändigt bekommen.⁶

Eine Überprüfung dieser Geschichte brachte einige Merkwürdigkeiten ans Licht. Noel hatte am 12. Mai eine wichtige Verabredung in Prag gehabt und sie nicht eingehalten. Die Originale der Telegramme waren weder von Noels Hand geschrieben noch unterzeichnet. «Mr. Klimel» war nirgends zu finden, seine Adresse in Bratislava gab es nicht.

Als mir die Botschaft dies alles mitteilte, war ich ziemlich sicher, dass Noel seit dem Zeitpunkt, zu dem er sein Hotel mit den beiden Fremden verlassen hatte, nicht mehr in Freiheit war. Wenn man erst anfang, Telegrammen Glauben zu schenken, die jeder Beliebige aufgegeben haben konnte, konnte man leicht in aller Welt falschen Spuren folgen. Für mich galt, dass man nichts anderes betonen konnte, als dass Noel am 12. Mai in Prag zum letzten Mal in Freiheit gesehen worden war. Dies ist die Position, die seine Schwester Elsie und ich immer vertreten haben.

Was Herta anging, so waren unsere einzigen Hinweise negativer Art. Am 26. August, das war das Datum ihres letzten, bekannten Briefes, hatte sie im Hotel «Paris» in Prag gewohnt und dort auf Hermanns Rückkehr gewartet. Offensichtlich hatte sie nicht vor, Prag freiwillig und ohne eine Nachricht an ein Familienmitglied oder Freunde zu verlassen, da sie allen ihre Anschrift dort mitgeteilt hatte. Briefe und Telegramme hatten sie offenbar jedoch nicht erreicht, hätten in diesem Falle aber als unzustellbar an die Absender zurückgeschickt werden müssen, was nicht geschah. Mit Sicherheit war auch in ihrem Fall eine Untersuchung angebracht.

Obwohl die Polen keinen schriftlichen Bericht geliefert hatten, waren die mündlichen Auskünfte über Hermann doch so gewesen, dass beschlossen wurde, sich nun auch in offizieller Form an die tschechoslowakischen Behörden zu wenden. Am 7. Oktober wurde den Tschechoslowaken die erste amerikanische Note übersandt, in der «um Auskunft über den Verbleib von Noel, Herta und Hermann Field» gebeten wurde.

Aber auch die Ungarn waren ja beteiligt. Sie hatten im Laufe des Rajk-Prozesses mehrfach auf Noel Bezug genommen, und es war durchaus möglich, dass das zweite, angeblich von ihm stammende Telegramm, selbst wenn er es nicht selbst aufgegeben hatte, insofern der Wahrheit entsprach, als es die Nachricht enthielt, dass er nach Ungarn gereist war. Aber das lag inzwischen vier Monate zurück und reichte zur Begründung einer wirklich nachdrücklich formulierten Note nicht aus. Wieder konnte das amerikanische Außenministerium nicht Auskünfte fordern, sondern musste eher um sie bitten. Am 10. Oktober fragte es in Budapest nach, ob Noel zu der besagten Zeit oder später in Ungarn gewesen sei. Zwei Wochen später antwortete das ungarische Außenministerium inoffiziell, keiner der drei Fields habe sich in den vergangenen drei Monaten in Ungarn aufgehalten. Zwei Monate später bestätigte man dies in einer offiziellen Note, wobei man kategorisch erklärte, dass seit dem 1. Mai keiner der Fields im Lande gewesen sei. Bis zum Verschwinden von Noel waren es da noch zwei Wochen gewesen.

Trotz dieser Auskünfte war die ungarische Polizei sehr lebhaft an Noel interessiert. Im Zuge der Kampagne gegen Westkontakte nahm sie im Oktober einen anderen Mitarbeiter eines Hilfsdienstes fest, nämlich Israel Jacobson vom *American Joint*, einer Hilfsorganisation für Juden. Die Amerikaner protestierten, und Jacobson wurde nach zehn Tagen wieder freigelassen. Hermanns Schwester Elsie gelang es, ihn nach seiner Rückkehr in die Staaten aufzutun, und er erzählte ihr, dass die Ungarn ihn gefragt hätten, was er über Noel wisse.

Als Antwort habe er sie gefragt, ob sie Noel festhielten, woraufhin sie ihm erklärten, das sei nicht der Fall, aber «sie wünschten, sie hätten ihn».

Im Herbst 1949 kam es zu einer regelrechten Festnahmewelle.⁷ Bald nach Hermann verschwand ein Franzose namens Robineau auf dem Warschauer Flugplatz. Aber sein Vater hatte ihn zum Flugplatz gebracht und gewartet, um zu sehen, ob der Sohn wirklich an Bord ging. Als er das nicht tat, erreichte der Vater, dass das Flugzeug bei der Landung durchsucht wurde. Ausserdem drohten die Franzosen, es solange festzuhalten, bis Robineau wieder da sei. Zuerst behaupteten die Polen, dass er das Flugzeug genommen habe, aber als die Franzosen fest blieben, entdeckten sie plötzlich, dass sie ihn doch hatten. Er wurde zwar zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, ging immerhin aber nicht verloren.

Ein Gegenbeispiel war der Fall von Edith Bone, einer britischen Staatsangehörigen ungarischer Herkunft, die nach einem Besuch in Ungarn via Prag nach Hause zurückkehren wollte. Sie kam nie in England an. Die Ungarn behaupteten, sie sei abgeflogen, die Tschechoslowaken sagten, sie sei nie angekommen. Es gab keine Zeugen.

Der Fall jedoch, der in der Öffentlichkeit die grösste Aufmerksamkeit erregte, war der des amerikanischen Geschäftsmannes Robert Vogeler und seines englischen Kollegen Edgar Sanders, die beide für die *International Telephone and Telegraph Company* (IT&T) in Budapest gewesen waren. Vogeler wollte von dort allein mit dem Auto nach Wien zurückfahren, kam dort aber nicht an. Seine Frau ging der Sache sofort nach und fand heraus, dass er die österreichische Grenze nie passiert hatte. Kurz darauf veröffentlichte sie alles, was sie in Erfahrung hatte bringen können. Die Amerikaner schickten daraufhin sofort eine Note nach Budapest, in der sie «eine Untersuchung des Verschwindens von Vogeler» forderten, und liessen tägliche Nachfragen auf hoher Ebene folgen. Nachdem Ungarn anfangs in der üblichen Art und Weise darauf bestanden hatte, «keine Kenntnis vom Verbleib Mr. Vogelers» zu haben, gab man endlich doch seine Festnahme zu.

Wenn das alles schon vor dem Verschwinden Hermanns passiert wäre, hätte ich viel eher gewusst, was zu tun war. Vor allem eines zeigten alle Fälle deutlich: Die Kommunisten gaben die Inhaftierung von Ausländern nur dann zu, wenn man ihnen unwiderlegbare Beweise präsentierte.

Verzweifelte Angehörige

Die Beschuldigungen, die beim Rajk-Prozess gegen Noel erhoben worden waren, waren für mich durch und durch phantastisch. Ich fürchtete nun aber, dass man auf Grund seines Einsatzes für die tschechischen Flüchtlinge auch gegen Hermann entsprechende Vorwürfe erheben würde, und ich kam zu dem Schluss, dass ich versuchen müsse, den Leuten, die ihn festgenommen hatten, irgendwie nahezubringen, dass er kein Spion war.

In England gab es viele Leute, die von unserer Flüchtlingsarbeit wussten. In der Hoffnung, eine Erklärung über das, was Hermann damals getan hatte, an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, die vielleicht auch von denen, die ihn gefangengesetzt hatten, gelesen werden würde, und die dazu beitragen sollte, sie davon zu überzeugen, dass er kein Spion war, wandte ich mich an Kingsley Martin, den Herausgeber des *New Statesman*, einer unabhängigen Wochenzeitschrift mit liberalen Tendenzen. Kingsley Martin war ein tatkräftiger Mann mittleren Alters mit nicht zu zähmendem, langsam grau werdendem Haarschopf und durchdringendem Blick. Er empfing mich in seinem bescheidenen Büro und hörte sich meine Geschichte an. Er hatte Verständnis für mein Dilemma und sagte zu, alles in seiner Macht stehende zu tun, um mir zu helfen.

Beim Abschied erhob sich Kingsley Martin, gab mir einen Kuss auf die Wange und sagte, ich solle den Mut nicht verlieren. Ich musste unwillkürlich denken, dass es, wenn einem der Herausgeber einer Zeitschrift, den man gerade erst kennengelernt hat, zum Abschied einen Kuss auf die Wange gibt, eigentlich nur ziemlich schlecht um die Sache stehen konnte. Später veröffentlichte seine Zeitung einen ausführlichen Bericht über Hermanns Arbeit und sein Verschwinden.

Dann besuchte ich eine frühere Kollegin, die im Krieg beim *Czech Refugee Trust Fund* mitgearbeitet hatte. Sie war Kommunistin, aber ich dachte, sie wüsste wohl, dass Hermann kein Spion war, und könnte dies ihrer Seite vielleicht irgendwie nahebringen. Sie fragte mich jedoch, wie sie nach dem Rajk-Prozess noch wissen solle, ob Hermann ein Spion sei oder nicht. Und wenn er einer wäre, würde er es schliesslich nicht einmal seiner Frau sagen. Dann fügte sie hinzu: «Der einzige Mensch, bei dem ich sicher wäre, dass er kein Spion ist, bist du, Kate. Du bist viel zu zerstreut.»

Der Schock, den mir Hermanns Verschwinden versetzt hatte, liess alle kleineren Komplikationen in den Hintergrund treten. Und doch gab es so viele, dass ich am Ende nicht anders konnte, als ihnen meine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Da war das Haus in Cleveland, die Leute, die es für den Sommer gemietet

hatten, würden bald ausziehen. Wer würde dann ein Auge auf das leere Haus, auf den Plymouth in der Garage haben? Und das Geld würde mir auch bald ausgehen. Zum Glück gab es noch ein bisschen, das ich mir schicken lassen konnte. Und die Kleidung, die Kinder und ich hatten ja nur Sommersachen, und es wurde schon recht kühl. Aber jemanden zu finden, der in unser Haus gehen und uns dann die richtigen Sachen herschicken konnte, war viel zu kompliziert, unsere Freunde waren damit beschäftigt, Wichtigeres für uns zu tun. Ich würde also ein paar warme Sachen hier in England kaufen.

Im Sommer hatte ich einen neuen Wintermantel erworben und ihn direkt zum Schiff, zur «Batory», schicken lassen. Er erlebte dann seine eigenen Abenteuer. Niemand konnte ihn daran hindern, auf die Reise nach New York zu gehen. Dort wurde er natürlich nicht abgeholt, und so reiste er nach Southampton zurück und weiter nach Gdynia (Gdingen) und dann wieder nach Southampton – und noch immer hatte ich keine Möglichkeit, ihn von Bord zu holen. Also überquerte er ein drittes Mal den Atlantik. Diesmal hatte ich aber mit einer Reisenden vereinbart, dass sie ihn für mich in New York abholte. Das gelang ihr auch und sie schickte ihn mir per Post zurück.

Ich klammerte mich immer noch an die Vorstellung, dass sich Hermann bald melden werde. Vertreter der Botschaft hatten anfangs noch gesagt, es könne durchaus sein, dass er demnächst in Westberlin auftauche, dann hatten sie betont, es könne auch «einige Wochen» dauern, bis sich die Sache aufgeklärt habe. Ich hatte für Mitte November eine Passage bei der Cunard Line gebucht, in dem Glauben, dass ich bis dahin Nachricht von Hermann hätte. Aber an der diplomatischen Front bewegte sich nichts. Die Note an Polen schaffte es nicht, ihn «herauszupolken», und am 24. Oktober übermittelte das tschechoslowakische Aussenministerium eine förmliche Note, in der es hiess, man habe «keinerlei Kenntnis von einem Aufenthalt der Fields in der Tschechoslowakei». Die zuständigen Behörden seien jedoch damit befasst, sie ausfindig zu machen. Als der Abreisetermin erneut näherrückte, stellte ich mir vor, wie das werden würde, wenn ich den Winter allein mit den Kindern in Cleveland zubringen müsste. Ich kam zu dem Ergebnis, dass ich dem nicht gewachsen wäre, und machte die Buchung rückgängig. Meine Mutter brachte die Jungen an der King-Alfred-Schule unter, an der alten, sehr progressiven Tagesschule direkt an der Hampstead Heath, und die beiden wanderten nun jeden Morgen zusammen los, der Sechsjährige für den Vierjährigen verantwortlich, zwei kleine amerikanische Buben in Cordhosen, für die der erste Winter in England begann.

Nachdem ich Hermanns Fall in die Hände der Regierung gelegt hatte, hatte ich zunächst eine grosse Zuversicht verspürt. Aber bald schon kam ich zu der Ansicht, wohl doch mehr tun zu müssen. Alles ging viel zu langsam voran. Wurde wirklich alles getan, was möglich war? Bekannte äusserten den Verdacht, das sei nicht der Fall, der einzige Weg, eine Regierung zu verstärkter Aktivität zu bewegen, könne nur der sein, sie beständig unter Druck zu setzen, bis das kleine Problem, das man hatte, nicht mehr ein kleines unter sehr viel gewichtigeren wäre, sondern sich zu richtigen Kopfschmerzen auswüchse, die nach Behandlung verlangten.

Nur noch ein Mitglied von Hermanns Familie war in Freiheit, nämlich seine Schwester Elsie. Elsie war Ärztin und mit Joseph Doob verheiratet, Professor für Mathematik an der Universität von Illinois. Ihre Söhne Stephen und Peter waren nur ein Jahr älter als meine zwei, Hugh und Alan. Die Doobs hatten auch noch ein Töchterchen, Deborah, das im Juli zur Welt gekommen war, einen Monat vor Hermanns Verschwinden.

Für Elsie war es ein fürchterlicher Schock, als sie von mir erfuhr, dass Hermann verschwunden war. Sie hatte sich noch nie sehr für Politik interessiert und sich auch nicht in der Flüchtlingsarbeit engagiert. Sie hatte hart an ihrer beruflichen Karriere gearbeitet, zu einer Zeit, als es für eine Frau noch nicht leicht war, Ärztin zu werden. Das Verhältnis zwischen Elsie und ihren beiden Brüdern war von grosser Zuneigung bestimmt, vielleicht, weil sie alle drei das Licht der Welt in Europa erblickt hatten und erst als Teenager in die Vereinigten Staaten gekommen waren. Noel war für sie der bewunderte und geliebte älteste Bruder, und sein Schicksal ihr so wichtig wie das Hermanns.

Als Elsie vom Verschwinden der Brüder erfahren hatte, war sie sofort aktiv geworden, und wir hatten ständig Verbindung. Da ich noch in England sass, fuhr sie im November nach Washington, um zu sehen, was getan werden konnte. Ihr Mann Joe bekam die Verantwortung für die Familie, aber Deborah, die ja erst vier Monate alt war, nahm sie mit auf die Reise. Trotzdem gelang es ihr, mit hochrangigen Vertretern des Aussenministeriums zu sprechen. Sie kehrte mit dem Eindruck nach Hause zurück, dass man sich dort wirklich für uns einsetzte, wenn auch nur in Form wiederholt vorgetragener Bitten um Information.

Ich hatte bei einer früheren Gelegenheit einmal die Frage angesprochen, ob man die diplomatischen Vorstösse nicht durch Sanktionen unterstützen könne, und erinnerte mich noch gut daran, was man mir bei dieser Gelegenheit gesagt hatte, nämlich dass der Handel mit Polen und der Tschechoslowakei in seinem Umfang sehr bescheiden sei, dass es nur sehr wenige Privatkredite gebe, die

die Regierung nicht unterbinden könne, selbst wenn sie dies gewollt hätte, dass ein Reiseverbot für amerikanische Staatsbürger die andere Seite nur freuen würde, da ihr daran läge, alle Kontakte mit dem Westen auf ein Minimum zu reduzieren, und dass abgesehen von den wenigen Reisenden in offizieller Mission nur sehr wenige Leute hinführen. Kurz gesagt, Sanktionen würden nicht viel bewirken. Zu der äussersten Massnahme, zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen, war das Aussenministerium explizit nicht bereit – es war zu wichtig, Vertretungen in Polen und in der Tschechoslowakei zu haben.

Natürlich konnte man nicht sicher sein, dass mildere Sanktionen eine Wirkung zeitigen würden, die entsprechenden Zweifel waren, wie ich meine, einer der Faktoren, die zur Unwilligkeit des Aussenministeriums beitrugen, es zumindest zu versuchen. Aus Hermanns Sicht erkannte ich, dass für ihn jede Sanktion eine Hilfe gewesen wäre, selbst wenn sie nicht zu seiner sofortigen Entlassung geführt hätte. Sie wäre ein Anreiz gewesen, Noten eindeutig zu beantworten, oder doch wenigstens Hermann am Leben zu halten, damit man ihn zu einem späteren Zeitpunkt, wenn vielleicht Handel, Kredite und Reisen mit und von Amerikanern wieder von grösserem Interesse für die Sowjetunion und die betreffenden Länder waren, als Trumpf vorweisen konnte.

Aber neben dem Zweifel an der Effektivität milder Sanktionen entdeckte ich allmählich auch noch einen anderen Grund für das Zögern des Aussenministeriums, der etwas mit dem Kalten Krieg zu tun hatte. Es schien in der Tat so, als wollten die Kommunisten dazu provozieren, jede Verbindung zu ihnen abzubrechen, möglicherweise auf Druck der Sowjets, die fürchteten, die Amerikaner könnten in den Satellitenstaaten noch immer einen gewissen Einfluss ausüben. Doch die Amerikaner gingen, wie ich den Eindruck hatte, über diese Attacken, wenn möglich, mit einem Achselzucken hinweg, wollten sich nicht provozieren lassen. Es war klar, dass sie ebenso bedacht darauf waren, dort zu bleiben, wie die Sowjets darauf, sie rauszukriegen. Und wenn dies amerikanische Politik war, so widersprach ihr jedes energische Einschreiten zugunsten einzelner Staatsbürger.

Also war es für uns, für die Familie, umso notwendiger, Druck auszuüben. Die Western Reserve University und Hermanns Architekten-Kollegen waren bereit, das Aussenministerium in unserem Sinne zu bearbeiten. Wir erhielten auch von einigen Mitgliedern des Kongresses Unterstützung, aber es ging um weit mehr, eine Resolution des Kongresses, die dazu beitragen konnte, das Aussenministerium zu Sanktionen zu bewegen.

Druck auf das Aussenministerium auszuüben war die eine Richtung, in der Aktivitäten seitens der Familie angebracht erschienen. Zurückblickend lässt sich sagen, dass es vielleicht die einzige Möglichkeit war, Resultate zu erzielen. Zur damaligen Zeit aber gab es auch noch die unbeantwortete Frage, ob nicht auch wir selbst, als Privatpersonen, irgendetwas bei den Kommunisten erreichen konnten. Wenn ich als Hermanns Frau, als ganz gewöhnliche, keiner offiziellen Politik verpflichtete Bürgerin meines Landes zu ihnen ginge und sie inständig bat, den Fall sorgsamer zu untersuchen? Wenn ich beschwor, dass Hermann an keinerlei gegen sie gerichteten Aktivitäten beteiligt gewesen war, und sie ersuchte, mir zu helfen, ihn wiederzufinden – würde nicht vielleicht meine Aufrichtigkeit sie beeindrucken und sie alles noch einmal überdenken lassen? Der Rajk-Prozess hatte mir ja gezeigt, wie Noel, den ich für unschuldig hielt, dazu benutzt worden war, Bürger der anderen Seite abzuurteilen. Ich hatte grosse Angst davor, dass man bei Hermann in gleicher Weise verfahren könnte. Vielleicht konnte ich die Kommunisten davon überzeugen, dass sie sich, wenn sie Hermann unberechtigterweise anklagten, nur selber schaden würden? Dieser Gedankengang hatte zur Voraussetzung, dass die Welle der Verhaftungen und Anklagen nicht Teil eines Säuberungsplans war, sondern Ergebnis einer vom Kalten Krieg hervorgerufenen Paranoia, der Angst vor «Westagenten», die so gross war, dass die Sicherheitspolizei nicht mehr zwischen Spionen und Nicht-Spionen zu unterscheiden vermochte.

Wenn diese Beurteilung der Lage stimmte und die Kommunisten bereit wären, mich anzuhören, dann könnte ich sie vielleicht doch dazu bewegen, Hermann freizulassen. Die Vernunft stellte zwar die Frage, warum sie mich, die ich doch bloss eine Frau war und keine Kommunistin, die weder für sich noch für ihren Mann Referenzen vorlegen konnte, anhören sollten, aber ein schwacher Hoffnungsschimmer blieb, und ich wusste, dass ich diesen Gedanken nicht eher wieder aus meinem Kopf herausbekommen würde, als bis ich es versucht und die kommunistischen Botschaften aufgesucht hatte. Das fiel mir nicht leicht, denn ich fürchtete mich. Ich wusste, dass Botschaften ausländisches Territorium waren, und ich hatte ja miterlebt, was mit Familienangehörigen, die kommunistisches Territorium betreten hatten, geschehen war. Ich dachte bei mir, was für eine Torheit es doch sei, hinzugehen und mich ihnen ebenfalls auszuliefern. Angenommen, sie hielten mich in der Botschaft fest, würde dann irgendjemand beweisen können, dass ich hineingegangen und nicht wieder herausgekommen war? Würden sie nicht sagen: Ja, wir haben Mrs. Field erwartet, aber sie ist nicht gekommen, und derweil sässe ich in einem Hinterzimmer und wartete darauf, dass sie mich im Schutze der Dunkel-

heit fortbrachten. Es klingt phantastisch, und doch erinnerte ich mich an den Fall der russischen Erzieherin Kosenkina, die kurz vor unserer Abreise im sowjetischen Konsulat in New York festgehalten worden war. Die Sowjets hatten behauptet, sie sei freiwillig gekommen, aber Mrs. Kosenkina strafte sie Lügen, indem sie aus einem Fenster auf der Rückseite des Hauses sprang. Wunderbarerweise kam sie nicht ums Leben. Gewiss, ich war keine Russin, aber nun, wo sie schon Noel, Herta und Hermann hatten, konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, die nächste auf ihrer Liste zu sein. Ich hatte immer noch den Verdacht, dass die Kommunisten mich als unbequeme Zeugin gern losgeworden wären, wusste ich doch, dass die drei anderen unschuldig waren. Dann gäbe es nämlich draussen keinen mehr, der zu irgendwelchen Anschuldigungen gegen Hermann Stellung nehmen konnte.

Es war mir jedoch auch klar, dass ich meine eigene Wichtigkeit vielleicht ebenso überbewertete wie die Mühen, die die Kommunisten in den Auslandsbotschaften auf sich zu nehmen bereit waren. Ich beschloss, die Sache in Begleitung einer Zeugin, in diesem Falle meiner Mutter, die britische Staatsangehörige ist, anzugehen.

Schon im September versuchte ich, mit dem polnischen Botschafter in London zusammenzutreffen, aber er war nicht für mich zu sprechen. Bei den Tschechoslowaken versuchte ich es mit einer anderen Methode, ging eines Tages im November unangemeldet mit meiner Mutter in die Botschaft und bat, den Botschafter in einer «persönlichen Angelegenheit» sprechen zu dürfen.

Das Wartezimmer war leer, im ganzen Gebäude kein Laut zu vernehmen. Ich erinnerte mich an das einzige Mal, das ich dort gewesen war, und zwar vor zwei Jahren, als ich ein Transitvisum beantragt hatte, um mich in der Tschechoslowakei Hermanns Studienreise anschliessen zu können. Das war zur Zeit der Koalitionsregierung von Benes gewesen, vor der Machtübernahme durch die Kommunisten, und die Botschaft war voller Leben und angeregter Unterhaltungen gewesen, voller Leute, die Papiere oder Visa haben wollten. Jetzt waren nur noch ein paar tschechoslowakische Botschaftsangehörige da, die nichts zu tun und niemanden zu haben schienen, mit dem sie reden konnten. Eine Fassade, die den die beiden Welten trennenden Riss nicht verdecken konnte.

Der Botschafter war bereit, mich zu empfangen. Ich fuhr allein im Fahrstuhl hinauf, eskortiert von einem schweigenden Mädchen, und wurde in einen grossen Raum gewiesen. Der Botschafter sass an seinem Schreibtisch. Er war ein angenehmer Mann, der den Eindruck der Anspruchslosigkeit erweckte und

sich in einem bescheideneren Büro wahrscheinlich wohler gefühlt hätte. Sein Englisch war unvollkommen, aber er verstand mich, und als ich ihm berichtete, dass mein Mann nicht von seiner Reise zurückgekehrt sei, war seine Überraschung, das spürte ich, echt. Ich glaube nicht, dass er von dem Fall schon gehört hatte. Ich achtete sehr genau auf das, was ich sagte, und bat ihn einfach nur um Hilfe, wobei ich erneut betonte, dass ich wüsste, dass mein Mann nie eine verbrecherische Handlung im Sinn gehabt habe, und dass es ein schrecklicher Irrtum wäre, wenn sie zu einer anderen Auffassung gelangten. Ich sagte auch, dass sich der Fall, sollte er nicht schnell aufgeklärt werden, zu einem internationalen Skandal auswachsen würde. Während ich sprach, schien ihm immer unbehaglicher zu werden, aber er hörte zu und sagte, als ich geendet hatte, sehr höflich, er werde, obwohl dies auf Grund der Tatsache, dass Hermann kein Brite war, eigentlich nicht Sache seiner Botschaft sei, persönlich in Prag nachfragen und mich dann verständigen.

Ich dankte ihm und verliess den Raum. Unten wartete meine Mutter, und wir verliessen zusammen die stille Botschaft.

Eine Weile glaubte ich, ich würde etwas von ihm hören. Ich hoffte, den Botschafter durch meine aufrichtige Versicherung, dass Hermann unschuldig und nur als ein am Wiederaufbau interessierter Tourist im Lande gewesen sei, beeindruckt zu haben. Aber ich hörte nichts. Ich rief ein paarmal an und erkundigte mich, erhielt aber keine Antwort und gab schliesslich auf.

Was die Sowjets betraf, so unternahm ich zu dieser Zeit noch keinen Versuch. Sie hätten ja doch niemals zugeben können, irgendetwas mit der Sache zu tun zu haben, denn das wäre ein schwerer Fall von Einmischung in die inneren Angelegenheiten Polens und der Tschechoslowakei gewesen, zweier angeblich souveräner Staaten. Alle Pro-Kommunisten behaupteten natürlich, dass es eine solche Einmischung nicht gebe. Das amerikanische Aussenministerium war allerdings der gegenteiligen Ansicht, hielt es jedoch für sinnlos, wenn nicht gar abträglich, die Sowjets auf unseren Fall anzusprechen.

Die kommunistischen Botschaften in London konnten immer sagen, unser Fall gehe sie nichts an, weil wir ja amerikanische Staatsbürger waren, aber in Washington stand ihnen dieser Ausweg natürlich nicht offen. Elsie gelang es bei ihrer Reise im Dezember, einen Gesprächstermin in der polnischen Botschaft zu erhalten. Sie erklärten ihr dort, im September sei eine gründliche Untersuchung durchgeführt worden, und auf Grund der Ergebnisse könne die polnische Regierung sagen, dass Hermann nicht in Polen festgehalten werde und

die Nachforschungen abgeschlossen worden seien. Elsie stellte sogar die Frage, ob irgendeine andere Macht oder Geheimpolizei auf polnischem Boden operieren könne, und erhielt ein indigniertes «Nein» zur Antwort. Einige Tage später sprach sie den Botschafter selbst und er widerrief die Auskunft und versicherte ihr, die Untersuchungen würden fortgesetzt.

Noch im Dezember gewährte auch der tschechoslowakische Botschafter Elsie ein Gespräch. Er sagte, im Oktober habe man Nachforschungen angestellt und wisse nichts über den Aufenthaltsort der Fields. Auch er verwehrte sich nachdrücklich gegen die Vermutung, irgendein anderer Staat könne auf tschechoslowakischem Territorium operieren. Seine Erklärung lautete, diese drei Personen hätten eben verschwinden wollen, und er liess durchblicken, das amerikanische Aussenministerium sage uns wohl «nicht alles» und tue keineswegs sein Möglichstes für uns. Beide Hinweise konnten Elsie nicht freuen, denn wie schwer war es doch für sie, das Gegenteil zu beweisen! Obwohl wir beide fest davon überzeugt waren, dass nicht nur Hermann gegen seinen Willen und unter elenden Bedingungen festgehalten wurde, konnten wir das einem Skeptiker nicht beweisen, und das immer wieder auftauchende Gerücht, dass vor allem Noel und Herta wohl freiwillig verschwunden seien, war gefährlich. Es lieferte allen zuständigen Instanzen eine bequeme Entschuldigung, die Sache fallenzulassen und zu vergessen. Die Ansicht des Botschafters, die Regierung tue nicht ihr Möglichstes für uns, war gleichfalls etwas, das wir immer wieder zu hören bekamen. Es war leicht, es so zu sehen, denn das Aussenministerium machte seine Vorstösse nur selten publik und beschloss keine Sanktionen.

Die beiden tschechoslowakischen Botschafter, mit denen Elsie und ich gesprochen hatten, wurden 1951 «zu Konsultationen» nach Prag zurückbeordert, nachdem ihr Aussenminister Clementis verschwunden war. Sie kehrten nie auf ihren Posten in Washington und London zurück.

Weder Elsie noch ich sprachen bei den Ungarn vor. Ich hatte dazu keinen Anlass, da Hermann noch nie in Ungarn gewesen und auch in dem Bericht über den Rajk-Prozess nicht erwähnt worden war. Was Noel und Herta anging, so waren wir beide der Meinung, dass wir nicht genug in der Hand hätten, um einen entsprechenden Versuch zu unternehmen, zumal wir überzeugt waren, dass sie in Prag verschleppt worden waren. Alles in allem brachten unsere Vorstösse bei den Kommunisten wenig ein, aber sie vermittelten uns wenigstens das Gefühl, alles versucht zu haben.

Die Monate vergingen, ohne dass offiziell Anklage gegen Noel oder Her-

mann erhoben wurde. Das Aussenministerium hatte noch immer keinen Schritt getan – noch immer schickte man Noten und versuchte, den Aufenthaltsort der Verschollenen zu ermitteln.

Der Drang, auf die beim Rajk-Prozess gegen Noel erhobene Anschuldigung, er sei ein amerikanischer Agent, einzugehen, war deutlich, denn Schweigen könnte als Zustimmung gedeutet werden. Aber diese Vorwürfe waren in Wirklichkeit nicht mehr als eine Verunglimpfung. Noel war nicht offiziell angeklagt worden, und die ungarische Regierung behauptete kühl, nicht zu wissen, wo er war. Wie sollte das Aussenministerium Stellung zu einer Anklage nehmen, die noch gar nicht formell vorgetragen worden war?

Nach der Lektüre des Berichts über den Rajk-Prozess sah ich eine mögliche Erklärung für die ganze Geschichte darin, dass das alles ein abgekartetes Spiel der Sowjets war, um jede Möglichkeit eines Abfalls der ungarischen KP auszuschliessen. Wenn der Prozess von den Ungarn selbst angestrengt worden war, liess sich nur schwer erkennen, wie er ihre kommunistische Führung hätte stärken können. So oder so henkten sie, wenn Noel, wie ich glaubte, kein Spion und unschuldig war, andere Unschuldige. Kein treu ergebener Kommunist konnte, das war klar, diese Ansicht teilen, nachdem beim Rajk-Prozess von Noels Schuld ausgegangen worden war. Ein kommunistisches Gerücht besagte, wenn alle seine Komplizen dingfest gemacht waren, würde man ihn vor Gericht stellen und aburteilen. Ein anderes, amerikanische Offizielle hätten in beiläufigen Bemerkungen durchblicken lassen, dass Noel tatsächlich zu ihren Agenten gehöre. Solchen Gerüchten begegnete ich mit Skepsis.

Hatte ich es anfangs noch für offensichtlich gehalten, dass Hermann, schon weil er einen viel zu durchschaubaren Charakter hatte und allzu gesprächig war, kein Spion sein konnte, wurde mir mit der Zeit klar, dass das nur von Belang war, wenn man ihn kannte. Es gab da eine Unterwelt, an die ich nie auch nur einen Gedanken verschwendet hatte, die Welt der Geheimdienste, der Spionage und Gegenspionage. Und wenn ich sagte: «Aber er eignet sich überhaupt nicht für die Spionage, denn er ist künstlerisch veranlagt und würde sich immer selbst verraten», dann hielt man mir entgegen: «Ah, gerade das sind ja die Leute, die die besten Spione abgeben, weil niemand sie verdächtigt!» Sich mit einer solchen Welt hinter der Welt auseinandersetzen zu wollen, schien hoffnungslos. Spionage hatte ich stets für eine Sache von Staaten gehalten, die sich im Krieg miteinander befanden. Aber auch in Friedenszeiten wurde Spionage betrieben, selbst von Ländern, die miteinander diplomatische Beziehungen unterhielten. Angesichts dieser Unterwelt, mit der wir, die normalen Men-

schen, Seite an Seite lebten, gab es eigentlich keinen Grund, warum man einen beliebigen Reisenden nicht für einen Spion halten sollte, benutzte er seine touristische Unternehmung doch vielleicht nur als «Tarnung» anderer Aktivitäten. Und wenn er auch noch als ein freundlicher Mensch erschien, so war das umso effektiver und gefährlicher. Ich ertappte mich dabei, dass ich mich für Hermanns Naivität, mit der er sich auf die andere Seite des Eisernen Vorhangs begeben hatte, entschuldigte.

Am stärksten quälte mich die Vorstellung, dass ich, wäre Hermann wirklich ein Spion, nichts davon erfahren würde. Das versties gegen die Regel, alle Geheimnisse miteinander zu teilen, auch wenn der Ehepartner gerade der Mensch war, der am meisten von einem derartigen Tun betroffen wurde. Ich vertraute Hermann, aber mir wurde auch klar, dass meine Beweise für seine Unschuld wertlos waren. In meiner Ohnmacht liess ich sein Leben Revue passieren, um zu sehen, wie es dem argwöhnischen Blick der Sicherheitsdienste erschien oder wie es sich Macchiavellisten zunutze machen könnten, die einzig und allein an politischer Zweckdienlichkeit interessiert waren. Hermann hatte mehr Kontakte in Europa als der Durchschnittsamerikaner. Seinen Jugendjahren in der Schweiz verdankte er eine grössere Affinität zu europäischen Verhaltensweisen und eine zweite Muttersprache, nämlich Deutsch. Aber nicht nur das – sein Vater war an internationalen Angelegenheiten und vor allem an der Frage des Friedens höchst interessiert gewesen.

Als ich Hermann im Sommer 1938 kennenlernte, bemerkten wir bald, dass wir, obwohl ich Engländerin war und er Amerikaner, auf vieles in ähnlicher Weise reagierten, etwa auf den Aufstieg der Diktaturen, auf die Brutalität des Antisemitismus oder auf den aggressiven Nationalismus Mussolinis und Hitlers.

Im September 1938 unterzeichnete der britische Premierminister Neville Chamberlain das Münchner Abkommen mit Hitler, durch das das auf tschechoslowakischem Boden liegende Sudetenland an Deutschland kam, und ich begann meine Arbeit für das Komitee, das den Flüchtlingen, die man nun erwartete, helfen sollte. Das Hilfskomitee war Ausdruck des in Grossbritannien weit verbreiteten Bewusstseins, für jene Menschen mitverantwortlich zu sein, auf deren Kosten wir möglicherweise zu dem «Frieden in unserer Zeit» gekommen waren. Denn das gesamte Gebiet des Sudetenlandes sollte von der demokratischen Tschechoslowakei an das diktatorische Deutschland übergehen, und alle, die überzeugt waren, dass sie unter den Nazis nicht überleben würden, mussten ihre Heimat verlassen. In noch grössere Gefahr gerieten die antifaschistischen

Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich, deren Asyl in dem, was von der Tschechoslowakei übrigblieb, nicht mehr sicher war.

Die *News Chronicle*, eine liberale Tageszeitung unter der Leitung von Walter Layton, startete ebenso wie der Oberbürgermeister von London eine Spendenaktion, deren Ziel die Finanzierung unserer Flüchtlingshilfe war. Die Öffentlichkeit reagierte spontan, und es wurde ein Komitee zur Verwaltung der Spendengelder gegründet. Walter Layton war ein alter Freund unserer Familie. Seine Tochter Margaret, mit der zusammen ich in Cambridge studiert hatte, wurde zur Geschäftsführerin und Sekretärin des Komitees bestellt, während ich in Zusammenarbeit mit anderen dafür zuständig sein sollte, Unterkünfte für die Flüchtlinge zu finden, sei es in Privathäusern oder in von uns zu diesem Zweck geschaffenen Wohnheimen. Die erste Sitzung fand im Haus des Wirtschaftswissenschaftlers Maynard Keynes in Bloomsbury statt. Später benötigten wir ein eigenes Haus. So wurde das *British Committee for Refugees from Czechoslovakia* gegründet, das später den Namen *Czech Refugee Trust Fund* erhielt.

Zur Zeit der Unterzeichnung des Münchner Abkommens hatte ich Hermann gerade erst kennengelernt, und ein paar Monate später sollte das erste Bauvorhaben, an dem er als Architekt beteiligt war, abgeschlossen sein, weshalb er schon mit der Vorbereitung seiner Rückkehr nach Amerika begonnen hatte. Aber München war, wie von vielen von uns vorhergesehen, nicht das Ende, sondern der Anfang. Hitler stellte immer höhere Forderungen und marschierte im März 1939 in Prag ein. Der Umfang unserer Arbeit nahm gewaltig zu. Mehr Gelder wurden zur Verfügung gestellt, und wir waren überlastet, zumal es nicht leicht war, qualifizierte Mitarbeiter zu finden. Erschwerend kam hinzu, dass britische Mitglieder des Komitees nicht in das von den Deutschen besetzte Prag reisen durften, um den dort Wartenden bei der Flucht ins polnische Katowice (Kattowitz) behilflich zu sein, wo der britische Vizekonsul die Visa für England bereithielt, die bereits durch London genehmigt worden waren.

Da dachte ich an Hermann. Sein amerikanischer Pass würde es ihm vielleicht leichter machen, in das besetzte Gebiet hineinzugelangen, und er war zudem, da er fließend Deutsch sprach, bestens qualifiziert. Ich würde ihn natürlich sehr vermissen, aber es sollte ja nur für ein oder zwei Wochen sein und dann wäre er wieder zurück. Ich unterbreitete ihm den Vorschlag, und er nahm ihn ohne Zögern an. Nach erfolgreicher Beendigung seiner Geheimmission in Prag reiste er weiter nach Polen. Dort erlebte er, dass Flüchtlinge in grosser Zahl über das Tatra-Gebirge kamen und dass der britische Vizekonsul in Kattowitz zwar versuchte, der ursprünglich avisierten Gruppe zu helfen, mit den

Neuankömmlingen aber nicht mehr fertig werden konnte. Diese strebten zum grössten Teil nach Krakau, das weiter von der Grenze entfernt lag, wo aber niemand war, der ihnen hätte weiterhelfen können. Statt also nach London zurückzukehren, organisierte Hermann eine zweite Aufnahmestelle in Krakau, wo er sich noch aufhielt, als im September 1939 der Krieg ausbrach. Auch dann versuchte er noch, eine Evakuierung der nun in Polen festsitzenden Flüchtlinge zu organisieren, aber der deutsche Vormarsch – der erste «Blitzkrieg» – war zu schnell und überrollte alle. Einigen der Flüchtlinge gelang es später, über die baltischen Länder zu entkommen, und Hermann selbst, der des öfteren ins feindliche Feuer geraten war, konnte mit Glück über Rumänien nach England zurückkehren. Dort arbeitete er weiter für den *Czech Refugee Trust Fund*, bis zum Sommer des folgenden Jahres, als wir heirateten und zusammen nach Amerika gingen.

Natürlich hatte Hermann Glück gehabt, dass er dort lebendig wieder herausgekommen war. Ich hatte einen schrecklichen Monat, den September, durchlebt, nachdem Deutschland Polen angegriffen hatte und auf dem Vormarsch war. Und keine Nachricht von Hermann. England befand sich zum zweiten Mal in meinem Leben im Kriegszustand, und London wurde eifrig mit Sandsäcken befestigt, während wir alle Gasmasken mit uns herumtrugen. Inzwischen war ich Leiterin der für die Unterbringung der Flüchtlinge zuständigen Abteilung geworden und musste versuchen, so viele dieser Menschen wie möglich aus London fortzubekommen. Ende des Monats wurde unser gesamtes Büro ausgelagert, inzwischen war Polen ganz überrannt, und noch immer kein Lebenszeichen von Hermann. Anfang Oktober kam ein Anruf vom *News Chronicle*, der Korrespondent des Blattes hatte Hermann in Rumänien gefunden, er war in Sicherheit.

Ich habe keinen Zweifel, dass viele Männer, Frauen und Kinder ihr Leben der Arbeit verdanken, die Hermann damals in Krakau geleistet hat. Es handelte sich um Menschen der verschiedensten Art, da es die Politik des *British Committee for Refugees from Czechoslovakia*, wie das Komitee damals noch hiess, war, nicht Partei zu ergreifen. Ziel war, die zu retten, die sich in grösster Not befanden, die in die grösste Gefahr gerieten, wenn sie nicht in England Schutz fanden. Diese Politik hatte die Zustimmung des britischen Innenministeriums, das über die Gewährung der Visa entschied. Manche waren aus religiösen und rassischen Gründen gefährdet, besonders Juden. Bei den meisten waren es politische Gründe, d.h. sie hatten in irgendeiner Weise gegen Hitler opponiert, sei es in Schriften, es waren viele Mitglieder des PEN-Club darunter, sei es durch

politische und gewerkschaftliche Aktivitäten. Da gab es Demokraten, Liberale, Sozialdemokraten und Kommunisten. Einige waren aus Deutschland geflohen, aus Österreich, aus dem Sudetenland, die meisten hatten schon als Flüchtlinge in der Tschechei Zuflucht gesucht. Es war eine riesige Lawine aus Menschen, die von der Intoleranz enturzelt worden waren. Und obwohl es zwischen den verschiedenen Gruppierungen Rivalitäten und sogar handfeste Auseinandersetzungen gab, glaube ich nicht, dass auch nur eine von ihnen den anderen das Recht auf ein Überleben abgestritten hätte, auch nicht den Kommunisten. Denn auch sie waren aufrichtige Gegner Hitlers, die ihr Leben einsetzten.

In jenen Tagen – 1938 und 1939 – sahen wir in den Kommunisten noch keine Bedrohung. Die KP Grossbritannien war winzig. Es war die Zeit der Volksfront, des Bemühens, die Kräfte der Liberalen, Sozialdemokraten und Kommunisten miteinander zu verbinden im Kampf gegen den Faschismus Mussolinis mit seinem Krieg in Abessinien, dann gegen Franco in Spanien und dann gegen Hitler und seine Expansionsbestrebungen. Die Kommunisten zeigten sich in diesem Kampf als die engagiertesten und waren unter den ersten, die von den Nazis verfolgt wurden.

Nach dem März 1939 und der Besetzung der Rest-Tschechoslowakei durch Hitler gewährte die britische Regierung der tschechischen Exilregierung eine Finanzhilfe, die speziell für die Flüchtlingshilfe gedacht war, und in diesem Zusammenhang wurde unser Komitee zu dem offizielleren *Czech Refugee Trust Fund*, in dem einige sehr bekannte Männer als Vertreter des *Home Office*, der Gewerkschaften und der jüdischen Gemeinde tätig waren. Sir Henry Bunsbury, ein pensionierter Staatsbeamter, wurde zum Direktor berufen.

Nach dem Eintritt in den Krieg gegen Deutschland mussten die Flüchtlinge vor Prüfungsausschüssen erscheinen, die darüber befanden, ob sie in Freiheit belassen oder interniert wurden. Viele Deutsche und Österreicher wurden als «unerwünschte Ausländer» auf der Isle of Man interniert, ebenso einige der sudetendeutschen Kommunisten. Andere wurden in Lager in Kanada und Australien geschickt.

Einige der Flüchtlinge lernten wir persönlich kennen, vor allem, wenn es sich um prominente Vertreter der politischen oder anderweitigen «Gruppen» handelte, zu denen sich viele Flüchtlinge zusammengeschlossen hatten. Sehr viel mehr Flüchtlinge kannten wir nur dem Namen nach. Eine grosse Zahl von ihnen liess sich schliesslich – in Gruppen oder einzeln – im Ausland nieder, aber viele verbrachten auch die Kriegsjahre in England und kehrten dann in ihr

Heimatland zurück, in der Hoffnung, sich dort eine neue Existenz aufbauen zu können. Ohne Zweifel bewahrten sich diese Menschen ein gewisses Wohlwollen gegenüber den Briten, deren Hilfsaktion eine der umfangreichsten vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war.

Als ich das alles so überdachte, schien es mir nicht ohne Ironie, dass diejenigen, die sich so uneigennützig für die Flüchtlinge eingesetzt hatten, nun von den Kommunisten verdächtigt wurden. Im Jahr 1939 konnte niemand ahnen, wie die Welt zehn Jahre später aussehen würde und dass es in Osteuropa kommunistische Regierungen geben würde. Das alles war erst zu erkennen, als es soweit war. Die Welt hatte sich da bereits zur Unkenntlichkeit verändert, der Krieg gegen Deutschland war vorbei, der Kalte Krieg gegen die Kommunisten hatte begonnen. Damals hatte die Frage gelautet: Bist du Nazi? Heute lautete sie: Bist du Kommunist?

Wir schrieben jetzt Herbst 1949. Ich las in der Zeitung, dass Eugen Loebel, der stellvertretende tschechoslowakische Aussenhandelsminister, im Frühjahr aus seinem Prager Büro verschwunden war. Desgleichen Vilem Novy, Chefredakteur der kommunistischen Tageszeitung *Rude Pravo*. Beide waren im Krieg als Flüchtlinge in England gewesen, und Hermann und ich kannten sie persönlich. Ich kam zu dem Schluss, dass ihr Sturz die Folge von Hermanns Verhaftung war, dass sie in endlosen Verhören die ganze Geschichte seiner Flüchtlingsarbeit aus ihm herausgeholt hatten. Ich konnte mir vorstellen, dass sie auch ihn – wie Noel – als amerikanischen oder vielleicht auch britischen Agenten bezeichnen würden. Und wenn das erst einmal geschehen war und Tschechoslowaken gehenkt worden waren, weil sie ihn gekannt hatten, wie konnten sie ihn da je wieder freilassen? Ein Rennen gegen die Zeit. Und so bedrängte ich die amerikanische Botschaft unablässig, indem ich immer wieder darauf bestand, dass etwas unternommen werden müsse.

Eines Tages teilte man mir die momentane Auffassung des amerikanischen Aussenministeriums mit, danach waren die drei von sowjetischen Agenten entführt worden. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Wenn das stimmte, wie konnte man sie dann je erreichen? Nach der Entführung hatte man sie überall hinbringen, vielleicht sogar erschiessen können, und niemand konnte je dafür verantwortlich gemacht werden. Trotzdem war das Aussenministerium gewillt, es weiter zu versuchen. Es bestünde die Möglichkeit, eine fortgesetzte Behelligung der Satellitenstaaten würde die Sowjets am Ende vielleicht bewegen, die drei freizulassen, das sei die einzige Hoffnung. Ein direkter Vorstoss bei den Sowjets wäre nicht nur sinnlos, sondern habe möglicherweise sogar verheerende Folgen.

Ich erzählte Freunden von der Entführungstheorie des Aussenministeriums, und auch sie waren schockiert. Irgendwie schien es nicht glaubhaft, dass die Dinge so gehandhabt wurden, auch nicht von den Sowjets. Sie meinten, Polen und die Tschechoslowakei würden selbst Leute inhaftieren und nicht herausgeben. Vielleicht war das für die Amerikaner nur ein einfacher Weg, die Sache auf sich beruhen zu lassen?

Nachdem ich nun vier Monate an nichts anderes mehr gedacht hatte, merkte ich, dass meine Kraft nachzulassen begann. Mit dem Fahrrad in Golders Green unterwegs, sah ich plötzlich Hermann mit verbundenen Augen zur Exekution an einen Pfahl gebunden, aber es war nur ein Leitungsmast mit einem daraufgemalten weissen Streifen. Ich traute mich nicht mehr, bei Dunkelheit allein über die Hampstead Heath zu gehen, weil ich Angst hatte, von Unbekannten liquidiert zu werden. Eines Tages erreichte ich mit Mühe das Haus, weil ich mit dem Fahrrad vor einem Auto geflohen war, das mich, wie ich meinte, verfolgte. Allmählich wurde ich verrückt, und die Vorstellung, zuviel zu wissen, liess mich zu der Ansicht gelangen, meine Papiere seien in unserem Haus nicht mehr sicher.

Ich wusste nicht mehr, wessen Urteil ich trauen sollte, und traute gar keinem mehr. Ich versuchte, alles selbst zu klären, aber es entzog sich dann meinem Verständnis, ich brauchte den Rat der Fachleute. In meiner Verzweiflung setzte ich auf die Hoffnung, ein Anwalt, hätte ich nur erst einen gefunden, würde sich der Sache annehmen. Als ich dann aber einen aufsuchte, sagte er mir, das liege alles ausserhalb des Rechts und Anwälte könnten da nicht helfen. Er bot mir jedoch einen kleinen Raum in seiner Praxis an, wo ich sitzen und mich mit dem Fall befassen könnte. Diesen Raum suchte ich von nun an häufig auf, weil ich dort ungestört war.

Eines Nachts, als ich nicht schlafen konnte, legte ich die gesamte Korrespondenz und alle Zeitungsausschnitte auf dem Esszimmertisch aus, um zu sehen, ob sie mir so zu einer Einsicht verhelfen würden. Und plötzlich wurde mir klar: Das Aussenministerium hatte die ganze Verantwortung für die Herausgabe Hermanns allein den Polen aufgebürdet. Es gab nicht einen Zeitungsausschnitt, der nahegelegt hätte, dass dafür auch die Tschechoslowakei zuständig sein könnte. Immer war Hermann «auf dem Warschauer Flugplatz» oder «in Polen» verschwunden. Nirgends eine Andeutung, dass es auch am Zielort seines Fluges, in Prag, hätte geschehen sein können. Dabei hatte Polen meiner Ansicht nach weit weniger Grund, an ihm interessiert zu sein, als die Tschechoslowakei. Es waren die tschechischen Flüchtlinge gewesen, denen er vor dem Krieg geholfen hatte, und die Tschechoslowaken hatten keinen Beweis

dafür vorgelegt, dass Hermann nicht in Prag angekommen war, dass man ihn nicht unmittelbar nach seiner Ankunft auf dem Prager Flugplatz verhaftet hatte. Zudem waren ja auch Noel und Herta in Prag verschwunden.

Mir war, als hätte ich eine grosse Entdeckung gemacht. Die Botschaft, der ich dies vortrug, stimmte mir zu, alles sei denkbar, aber ich glaube, man war nach wie vor der Ansicht, dass die Sache von den Sowjets eingefädelt worden war und dass das einzige Mittel sei, Druck auf Polen auszuüben.⁸

Wieviel besser wäre es für mich und die Menschen um mich herum gewesen, wenn ich alles dem Aussenministerium überlassen hätte und mein Leben weitergelebt hätte im Vertrauen, dass alles Mögliche getan wurde! Mancher Freund riet mir dazu, aber ich meinte, es sei an mir, die ich «draussen» war, Hermann herauszuholen. Ich sah, dass den meisten, die von den Kommunisten verhaftet worden waren, nach zwei oder drei Monaten der Prozess gemacht wurde. Sie hatten Hermann nun seit vier Monaten in ihrer Gewalt, und ich fürchtete täglich, die Ankündigung des Prozesses gegen ihn lesen zu müssen. Ich schlief schlecht, mein Vater drängte mich, zum Arzt zu gehen. Alles, was er tat, war mir Schlaftabletten und etwas zur Erhöhung des Blutdrucks zu verschreiben.

Weihnachten nahte. Nie war mir weniger nach Feiern zumute gewesen, aber irgendwie musste es mir gelingen, meinen Teil an den Vorbereitungen zu übernehmen, um Hugh und Alan eine schöne Zeit zu bereiten, frei von dem, was die Erwachsenen bedrückte. Das vergangene Weihnachtsfest hatten wir alle zusammen bei Elsie und ihrer Familie in Amerika verbracht. Hermann hatte den Weihnachtsmann gespielt und die Geschenke verteilt, aber Alan hatte ihn an seinen Schuhen erkannt. Wie weit weg das jetzt alles war, eine andere Welt.

London 1950

Da sass ich nun in Hampstead, in der Gartenvorstadt Londons, die ich noch aus meinen Kindertagen kannte, und wartete auf Nachricht von Hermann.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war ich zwei Jahre alt gewesen, und in die Sicherheit meiner Kinderzimmerwelt mit ihrer gemusterten Tapete und der Nanny, die zum Tee gebutterten Toast bereitete, war das Wissen von einer Gefahr eingedrungen, die selbst die Mutter nicht unter Kontrolle hatte – eine Gefahr, die sie, mich an der Hand, vom Einkäufen nach Hause hetzen liess, während die Sirenen Alarm heulten. Manchmal heulten die Sirenen auch nachts, so dass sie uns aus dem Bett holen musste und wir dann alle zusammengekauert in der Telefonnische unter der Treppe hockten.

Und dann war auch das vorbei gewesen. Der Krieg, der mein ganzes Leben lang gedauert hatte, war zu Ende. Alle sagten, so etwas werde nun nie wieder geschehen. Die Eltern sprachen von einem Völkerbund, der über Streitfragen entschied, so dass sich die Länder nicht mehr gegenseitig bekriegen müssten. Ich war überaus beruhigt und stellte mir eine Welt vor, die immer freundlicher wurde. Mit zunehmendem Alter verlor ich den Glauben nicht, dass Gewalt durch Vernunft ersetzt werden kann – und dieser Glaube verband sich mit der Vorstellung individueller Verantwortung, damit, dass ich dazu beizutragen hätte, die Welt zu einer besseren zu machen.

Mein Vater, Oliver Thornycroft, war der Sohn eines Bildhauers, der für sein Werk geadelt worden war, begeisterte sich selbst aber mehr für Verbrennungsmotoren und wurde nach dem Studium in Cambridge Ingenieur. Während des Ersten Weltkriegs arbeitete er an der Entwicklung von Panzern mit, und ich erinnere mich, dass er mich einmal in einen hineinliess und ich ganz verängstigt war, weil ich nicht begriffen hatte, dass nur die Ketten sich drehten, nicht aber das ganze rautenförmige Gefährt.

Zwischen den beiden Weltkriegen konstruierten mein Vater und sein Freund Harry Ricardo Verbrennungsmotoren. Mein Vater war auch ein begeisterter Bergsteiger, der oft in Wales und in den Alpen Bergtouren machte, bei denen er uns Kinder manchmal mitnahm. Was die Politik anging, so unterstützte er im Allgemeinen die Liberal Party. Während des Zweiten Weltkrieges arbeitete er für die Admiralität und war an der Konstruktion von «Unterwasserwaffen» beteiligt, eine Tätigkeit, die ihm den Orden eines Commander of the Bath eintrug. Zu der Zeit, als Hermann verschwand, führte er noch immer Forschungsarbeiten für die Admiralität in London durch.

Meine Mutter Dorothy war die Tochter von Edward Rose, der Theaterkritiker und Dramaturg war und zu den frühen Mitgliedern der Fabian Society gehört hatte, einer Gruppe englischer Sozialisten, die eine Wirtschaftsdemokratie und Gesellschaftsreformen anstrebten. Sie schloss 1911 in Cambridge das Studium der Wirtschaftswissenschaften ab, heiratete wenig später und hatte fünf Kinder, von denen ich das älteste war. Sie interessierte sich Zeit ihres Lebens auch für Dinge ausserhalb der Familie, war von ihrem Temperament her Nonkonformistin und trat der Labour Party bei. Vor dem Krieg halfen meine Eltern Menschen, die auf der Flucht vor Hitler waren.

Nach dem Zweiten Weltkrieg zogen meine Eltern nach Hampstead zurück, und meine Mutter arbeitete wieder aktiv in der Labour Party. Sie wurde in den Hendon Borough Council, später in den Middlesex County Council gewählt.

Meine Mutter hatte grossen Einfluss auf uns Kinder. Das gilt auch von Bedales, das von J. H. Badley gegründete, dem Gedanken der Koedukation verpflichtete Internat, auf das wir geschickt wurden. Auf Grund des umfassenden Charakters der religiösen Unterweisung Badleys und der fortschrittlichen erzieherischen Methoden schickten viele nonkonformistische Intellektuelle und auch Ausländer ihre Kinder auf diese Schule, an der die Atmosphäre sehr viel freier war als an den typischen englischen Internaten.

Diese Erziehung hatte sehr grosse Bedeutung für meine Entscheidung, an der Universität Cambridge bei Professoren wie Joan Robinson und John Maynard Keynes Wirtschaftswissenschaften und Politik zu studieren. Ich beteiligte mich als Studentin auch an Demonstrationen für den Völkerbund und den Frieden, und als die Arbeitslosen auf ihrem grossen Hungermarsch durch Cambridge kamen, sorgten wir für ihre Verpflegung.

Die grosse Wirtschaftskrise war noch nicht überwunden, als ich 1934 das

Studium mit dem Honors Degree in Wirtschaftswissenschaften abschloss. Der einzige Job, der sich mir bot, war der einer Kassiererin bei einer Bank. Deshalb nahm ich ein Stipendium für ein einjähriges Zusatzstudium am Smith College in Massachusetts an und reiste in die Vereinigten Staaten.

Dieses Jahr in den Vereinigten Staaten öffnete mir in vieler Hinsicht die Augen. Freundliche Menschen, anregende Lehrer, wohltuende Studien- und Lebensbedingungen. Gleichwohl entgingen mir die Gegensätze nicht. Mitten in der Depression kam eines der Mädchen in einem Privatflugzeug aus Kalifornien angeflogen. Ich beteiligte mich an einer Studie zur Lage der Arbeitslosen, denn Easthampton, wo die einzige grössere Fabrik stillgelegt worden war und die Arbeiter nicht mehr zum Leben hatten als kleine Nahrungsmittelpakete, die sie von den Wohlfahrtsorganisationen erhielten, lag nicht weit entfernt.

Der Aufbau von Gewerkschaften war das Gebot der Stunde, und auch die Studenten engagierten sich dafür. Mir verhalf dieser Einsatz zu einer Reise nach Hartford, Connecticut, wo ich vor der bestreikten Waffenfabrik von Colt Posten bezog. Im Frühjahr fuhr ich mit Freunden nach Chattanooga, Tennessee, wo ich die von Myles Florton und seinem Vater geleitete Highlander Folk School besuchte, welche die Versuche, auch im Süden Gewerkschaften aufzubauen, tatkräftig unterstützte. Das Licht von Scheinwerfern, das nächtliche Heckenschützen abschrecken sollte, erleuchtete mein Schlafzimmer – eine Mitarbeiterin humpelte mit einer Schussverletzung am Bein umher.

Von Chattanooga fuhr ich weiter nach Norris zu Arthur Morgan und seiner Familie. Morgan leitete den Bau eines Staudammes, der das gesamte Tal des Tennessee mit Strom versorgen wollte. Ich war von dem Projekt tief beeindruckt. In jenem Jahr setzte Präsident Roosevelt – eine wahrhaft revolutionäre Entwicklung – die ersten Gesetze zur Sozialversicherung durch.

Obwohl mich die soziale Ungleichheit entsetzte, die in Amerika noch offener zutage trat als in England, konnte ich doch den Optimismus, den ich meinem Lehrer Maynard Keynes verdankte, nicht ganz aufgeben und hoffte, dass die Wirtschaft durch Ausgaben der öffentlichen Hand angekurbelt und so die Krise überwunden werden könnte. Während der Aufenthalt in Amerika mein Denken radikalisierte und ich Versuche unternahm, Marx zu lesen, war ich doch vom Temperament her keine Revolutionärin.

Ich kehrte nach England zurück, wurde Lehrerin und Mitglied der Labour Party. Die politische Lage verschlechterte sich zusehends: Hitler erreichte den «Anschluss» Österreichs, und 1936 wurde die neu gebildete republikanische

Regierung Spaniens von den Luftwaffen Hitlers und Mussolinis unter Beschuss genommen. Viele unter den gebildeten Engländern waren der Überzeugung, dass in Westeuropa die Gegenwehr gegen den Faschismus ernsthaft geschwächt werden würde, sollten die Faschisten Spanien unter ihre Kontrolle bringen können. Die Deutschen bombardierten Bilbao, die Hauptstadt des Baskenlandes, und die erste Welle spanischer Flüchtlinge erreichte England.

Während es schwer war zu entscheiden, welcher politischen Philosophie man folgen sollte, erschien es einfach und natürlich, Kindern zu helfen, den Schrecken des Bombenkrieges zu entkommen. So wurde das *Basque Children's Committee* gegründet, und meine Mutter und ich übernahmen die Betreuung von sechzig der Flüchtlingskinder. Wir brachten unser Städtchen, Worthing in Sussex, dazu, uns ein grosses, leerstehendes Haus zur Verfügung zu stellen, wo wir die Kinder und ihre spanischen Betreuerinnen in Empfang nahmen. Da der spanische Bürgerkrieg sich in die Länge zog, blieben die Kinder mehrere Jahre bei uns in England. Nach Francos Sieg meldeten sich einige der Eltern, so dass eine Repatriierung der Kinder möglich wurde.

Ich begleitete einen ganzen Eisenbahnzug voller Kinder durch Frankreich bis nach Hendaye an der spanischen Grenze. Die Kinder waren alle lange in England gewesen, und die letzten Erinnerungen an ihre Heimatstadt bestanden vor allem aus Bildern von Bombenangriffen, vor denen sie in den Abwasserkanälen Bilbaos Schutz gesucht hatten. In die Vorfreude auf das Wiedersehen mit den Eltern mischte sich so erneut Angst.

Wir begleiteten die Kinder bis zu der Brücke von Hendaye, die die beiden Länder verbindet. Auf der anderen Seite konnten wir einen kleinen Trupp spanischer Polizisten erkennen, deren schwarze Mützen wie Kohlschaufeln wirkten. Sie kamen bis zur Mitte der Brücke, woraufhin die spanischen Betreuerinnen mit den Kindern zu ihnen gingen, und wir sahen, wie sie davongeführt wurden und in der Ferne verschwanden.

Inzwischen waren auch die ersten politischen Flüchtlinge und Juden aus Deutschland und Österreich in England eingetroffen. Meine Eltern nahmen einige auf, während ich mich an der Betreuung von Flüchtlingen aus der Tschechoslowakei beteiligte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrten meine Eltern auf Grund eigentümlicher Umstände nach Hampstead, in die Gartenvorstadt meiner Kindertage, zurück. Die Köchin, das Hausmädchen und das Kindermädchen waren nun allerdings nicht mehr da, meine Mutter kochte selbst, und mein Vater erledigte den Abwasch. Sie hatten einen Untermieter, und Hugh, Alan und ich teilten uns die

übrigen Räume. Wir besuchten alle Verwandten, und ich war sehr stolz auf meine zwei kleinen amerikanischen Jungs.

Das Problem, das sich mit dem Verschwinden Hermanns ergab, war nicht das einzige, mit dem meine Eltern fertig werden mussten. Meine jüngere Schwester Priscilla hatte Hans Siebert, einen Flüchtling aus Deutschland, geheiratet und lebte jetzt mit ihm und zwei kleinen Töchtern in Ostberlin. Wir hatten Hans 1936 bei uns aufgenommen, nachdem ihm die Flucht aus Deutschland, wo er als Kommunist im Gefängnis gesessen hatte, gelungen war. Er war seinerzeit auf Intervention von Adam von Trott zu Solz, eines Aristokraten, der später wegen seiner Beteiligung an der Verschwörung des Grafen Stauffenberg gegen Hitler im Jahr 1944 gehängt wurde, freigekommen. Hans wohnte während des Krieges bei uns und half bei der Betreuung der baskischen Flüchtlingskinder. Für einige Zeit war er auf der Isle of Man als «feindlicher Fremder» interniert, da er, obwohl Flüchtling, eben Deutscher war. Nach dem Krieg kehrte er 1947 nach Deutschland zurück, und meine Schwester folgte ihm mit den Kindern 1948. Hans blieb Kommunist und bekam einen Posten im Erziehungsministerium in Ostberlin.

Angesichts der gegen Noel und Hermann erhobenen Anschuldigungen hatten wir natürlich auch Angst um Priscilla und ihre Familie. Hans verlor im Sommer 1950 seinen Posten, bekam aber kurz darauf den Professoren-Titel verliehen und wurde später nach Dresden versetzt, wo er eine Pädagogische Hochschule aufbauen sollte. Priscilla, die Künstlerin war, konnte ihre Arbeit – sie schrieb und illustrierte Kinderbücher – fortführen, und soviel uns bekannt war, hatten sie Hermanns wegen nicht weiter zu leiden.

Etwas für die Presse

Als das Jahr 1950 heraufzog, arbeitete ich eine für die Presse bestimmte Erklärung aus, was ich bisher aus Angst, etwas Falsches zu sagen, unterlassen hatte.

Ich schilderte, was Hermann 1939 im Rahmen der Flüchtlingshilfe geleistet hatte und wies daraufhin, dass er 1947 eine Studienreise amerikanischer Architekten, die sich den Wiederaufbau sowohl in West- als auch in Osteuropa ansehen wollten, geleitet hatte, wobei er «ganz besonders beeindruckt gewesen war von der Arbeit, die in Polen und insbesondere beim Wiederaufbau Warschaus geleistet wurde». Ich hielt auch fest, dass er ein aufrichtiger Anhänger

der Demokratie und entschiedener Gegner des Faschismus war – und zudem ein begeisterter Fotograf.

Mit dem Entwurf meiner Erklärung ging ich zum Ersten Sekretär der amerikanischen Botschaft, mit dem ich im Normalfall zu tun hatte, und bat ihn um seine Meinung. Während er den Text las, beobachtete ich sein Gesicht. Er schwieg eine Weile und sagte dann: «Mrs. Field, wenn die amerikanische Öffentlichkeit dies zu lesen bekommt, wird sie wahrscheinlich zu dem Schluss kommen, dass Ihr Mann Kommunist oder zumindest Sympathisant war, dass ihm also recht geschehen ist.»

Ich war sprachlos. Er gab mir meine Erklärung zurück. Als ich die Treppe hinunterging, wurde mir klar, dass ich tatsächlich den falschen Weg gegangen war. Ich musste nicht die Kommunisten davon überzeugen, dass Hermann kein Spion war, sondern sein eigenes Land davon, dass er es wert war, gerettet zu werden.

Das würde möglicherweise nicht gar so leicht sein. Schliesslich war es die Zeit, in der der Senator Joseph McCarthy daran arbeitete, allen echten oder vermeintlichen Kommunisten den Garaus zu machen. Hermanns Bereitschaft, unmittelbar nach dem Krieg kommunistische Länder zu besuchen, konnte ihm als «Sympathisantentum» ausgelegt werden. Ich arbeitete also eine neue Presseerklärung aus, die, wie ich hoffte, die Amerikaner zufriedenstellen würde, ohne den Kommunisten zu helfen.

Es hatte geheissen, das Aussenministerium wolle weitere Schritte unternehmen, aber nichts war geschehen, und ich verzweifelte allmählich. Schliesslich gab ich, vier Tage nach dem Weihnachtsfest 1949, meine Erklärung telefonisch an die wichtigsten Agenturen durch, die sagten, sie würden den Text an alle grösseren englischen Tageszeitungen weiterleiten.¹

Am nächsten Morgen radelte ich zum Kiosk und kaufte alle Zeitungen, die ich bekommen konnte. Ich öffnete die Londoner *Times* – nichts. Dann sah ich alle anderen durch, und nur eine einzige brachte eine kurze Notiz. Wie konnte es sein, dass diese phantastische, schockierende Story auf so wenig Interesse stiess? Das Bild sah ein wenig anders aus bei den amerikanischen Zeitungen. Die *New York Times* hatte einen umfassenden Bericht gebracht, und ich fühlte mich ein bisschen besser, wenn auch von dem Glauben kuriert, alles, was ich von mir gab, würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen.

Am selben Tag noch wurde aus Washington gemeldet, Amerika gedenke in unserer Angelegenheit erneut Druck auf die Tschechen und Polen auszuüben. Nur andeutungsweise war davon die Rede, es könnten auch Sanktionen

– zum Beispiel eine Einschränkung der Reisemöglichkeiten – ergriffen werden, um der Forderung nach Aufklärung Nachdruck zu verleihen. Eines war klar – was Hermann anging, waren es die Polen, auf die eingewirkt werden sollte.

Ein neues Jahr, das Jahr 1950, hatte begonnen, und mein Vater hatte den Gedanken, seinen alten Freund Walter, inzwischen Lord Layton, um Hilfe anzugehen. Lord Layton war prominentes Mitglied der Liberal Party und Vorsitzender beim *News Chronicle*, jener Zeitung, die 1938 den Fonds zur Unterstützung von Flüchtlingen aus der Tschechoslowakei gefördert hatte. Eine seiner Töchter hatte einen tschechischen Flüchtling geheiratet und lebte 1950 noch in Prag. Deshalb interessierte er sich sehr für unseren Fall. Über ihn konnte ich manchen guten Rat einholen, und er eröffnete mir den Zugang zur Presse. Ausserdem verfügte er in Washington und London über nützliche Beziehungen.

Lord Layton hatte eine Wohnung in der Nähe des Parlaments in Westminster, und dort suchte ich ihn auf. Er war überaus freundlich und gewillt, alles in seiner Macht stehende zu tun, um uns zu helfen. Seine lebenslange diplomatische Erfahrung und zahllosen Verbindungen trugen wesentlich dazu bei, dass mich die Zusage seiner Unterstützung ungeheuer ermutigte.

Am 25. Januar 1950 endete der zweite Prozess gegen Alger Hiss. Er wurde des Meineids für schuldig befunden und zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Ich las danach alles, was über diesen Prozess veröffentlicht wurde, und war trotzdem der Ansicht, auch andere Antworten wären auf die Frage vorstellbar gewesen, wie in den dreissiger Jahren bestimmte nicht geheime Dokumente aus dem Ministerium hatten nach draussen gelangen können, und dass Hiss vielleicht doch die Wahrheit gesagt hatte.

Aber in den Vereinigten Staaten wurde die herrschende Meinung im Laufe des Kalten Krieges immer antikommunistischer, was vor allem den Kampf um Noel erschwerte, dessen pro-kommunistische Einstellung weithin bekannt war. Die Botschaft machte mich auch wirklich warnend darauf aufmerksam, dass Noels Fall ein ganz anderer sei als der Hermanns, worauf mein Vater auf seine verbissene britische Art erwidert hatte. «Schön und gut, aber Noel ist noch immer amerikanischer Staatsbürger.» In der Tat fiel es in der Praxis schwer, beide Fälle voneinander zu trennen, zumal Elsie am Schicksal ihres älteren Bruders ebenso grosses Interesse hatte wie an dem ihres jüngeren.

Weitere Hinweise

An Beweisen für die Intervention der Sowjetunion in Osteuropa fehlte es nicht. Während des Winters 1949-50 wurde der Griff, mit dem sie ihre Satellitenstaaten umfasst hielt, zunehmend fester. In Polen wurde Marschall Rokossowski, dessen russische Truppen die Wehrmachtsverbände unter General Paulus bei Stalingrad (1943) eingeschlossen hatten, zum Verteidigungsminister ernannt, womit er auch den Oberbefehl über die polnischen Streitkräfte übernahm. Wie verlautete, hatte man ihn auf Bitten Präsident Bieruts, dessen Wahl wegen der polnischen Herkunft des Marschalls und seiner Beliebtheit in Polen auf ihn gefallen war, der polnischen Armee zur Verfügung gestellt. Ob Rokossowski tatsächlich so populär war, sei dahingestellt, denn er war es auch gewesen, der die russischen Truppen befehligt hatte, die zur Zeit des unglücklichen Warschauer Aufstandes an der Weichsel gelegen hatten, ohne den Polen zu Hilfe zu kommen, und er hatte den Alliierten sogar die Erlaubnis verweigert, im Falle einer Unterstützung der Polen die russischen Flugplätze zu benutzen.

Ein paar Tage nach der Ernennung Rokossowskis griff sein Stellvertreter, General Ochab, Wladislaw Gomulka, den früheren Vize-Premier und Generalsekretär der polnischen Arbeiterpartei, heftig an. Gomulka hatte zu den wenigen gehört, die sich gegen einen Ausschluss Marschall Titos, des Chefs der jugoslawischen Kommunisten, aus der Kominform ausgesprochen hatte. Sein Sturz hatte sich beim Rajk-Prozess bereits angedeutet. Gomulka und zwei andere Mitglieder des Zentralkomitees der polnischen Arbeiterpartei wurden zwei Wochen später aus diesem Gremium ausgeschlossen, während Rokossowski hinzugewählt wurde. Es war ein schönes Beispiel dafür, wie die Russen ihre Machtposition festigten, und es kann zu dieser Zeit in den Satellitenstaaten nur wenige Angehörige der Führungsspitze gegeben haben, die sich in der Gewissheit wiegten, ein solches Schicksal könne sie nicht ereilen.

Einer der beiden anderen zusammen mit Gomulka aus dem Zentralkomitee ausgeschlossenen Männer war General Marian Spychalski, der sich Minister für Wiederaufbau genannt hatte und auch einmal stellvertretender Verteidigungsminister gewesen war. Ich hatte noch nie von ihm gehört, aber als ich las, dass er von Hause aus Architekt war und nach dem Krieg das Amt des Bürgermeisters von Warschau innegehabt hatte, fragte ich mich, ob bei einer Attacke gegen ihn auch Hermanns Name herangezogen werden könnte. Ich wusste allerdings auch, dass das Ehepaar Syrkus das Besuchsprogramm für Hermann

arrangiert hatte, und beide waren in Freiheit, soweit bekannt. Sollte Hermann von den Polen zurückgehalten werden, dann hätten sie, so meinte ich, eigentlich auch das Ehepaar Syrkus verhaften müssen.

Auf diplomatischer Ebene tat sich insofern etwas, als zu Beginn des Jahres 1950, am 6. Januar, eine Antwort der tschechischen Regierung einging, die der amerikanischen Botschaft in Prag zugestellt wurde. In der Note bestätigten die Tschechen, dass Noel am 5. Mai 1949 mit dem Flugzeug in Prag eingetroffen war und eine bis zum 15. des Monats gültige Aufenthaltsgenehmigung erhalten hatte. Er habe, so hiess es weiter, keine Verlängerung beantragt, und es müsse angenommen werden, dass «Noel Field die Tschechoslowakei höchstwahrscheinlich zu einem Zeitpunkt verlassen» habe, zu dem «seine Aufenthaltserlaubnis noch gültig war». Seine Abreise sei weder in seinem Pass noch in anderen Kontrollunterlagen vermerkt worden, weshalb sie also zu einer Zeit erfolgt sein müsse, «wo die jetzigen Kontrollen noch nicht eingeführt waren».

Herta sei, mit dem Flugzeug von Zürich kommend, am 3. August in Prag eingetroffen und habe bis zum 27. des Monats im Hotel Paris gewohnt. Danach sei sie im Hotel Carlton-Savoy in Bratislava abgestiegen und habe dort bis zu ihrer Ausreise aus der Tschechoslowakei am 6. September gewohnt. Nicht gesagt war in der Note, von wo aus sie das Land verlassen hatte und mit welchem Ziel.

Hermann war der Note zufolge am 1. August mit dem Flugzeug aus Zürich in Prag angekommen und am 15. des Monats wieder abgereist. Auch bei ihm war das Ziel der Reise nicht angegeben. Die Note schloss mit dem Hinweis, dass die Nachforschungen «mit grösstmöglicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit» vorgenommen worden seien und deshalb «ihr Ergebnis als definitiv» angesehen werden könne.

Es liess sich schwer abschätzen, welche Bedeutung der tschechischen Antwort beizumessen war. Die Ankunftsdaten stimmten mit den uns bekannten überein und waren offensichtlich den Unterlagen der Einwanderungsbehörde entnommen worden. Die Angaben zu Noels Abreise waren jedoch erkennbar vage – wie es hiess, müsse «angenommen» werden, dass er das Land wieder verlassen habe. Eine ebensogute Erklärung konnte sein, dass er vor dem 15. Mai verhaftet worden war, vielleicht am 12., wie wir glaubten. Die Angaben zu Herta waren vollständiger, und wenn man ihnen Glauben schenkte, so konnten sie darauf hinweisen, dass man Herta aus Prag entführt und dann in aller Stille in Bratislava festgehalten hatte, bis die Luft rein war und sie ausser Landes gebracht werden konnte. Aber wohin?

Was Hermann anging, so fügte die Note dem, was wir bereits wussten, nichts Neues hinzu. Da sass ich also und hatte – fünf Monate nach dem Vorfall – noch immer keine Nachricht von ihm. Ich wusste wirklich nicht, was ich jetzt als nächstes tun sollte, und kam zu dem Schluss, dass ich mit Elsie über das weitere Vorgehen sprechen musste. Ich befand mich noch immer in einem Zustand übergrosser Nervosität, und alle waren sich einig, dass es weder für mich noch für die Kinder gut sein konnte, wenn ich in die Vereinigten Staaten zurückkehrte und versuchte, dort allein zurechtzukommen. Zudem war Elsie der Ansicht, dass sie vielleicht etwas in Erfahrung bringen könnte, wenn sie nach Europa käme, und so traf sie im Februar mit ihrer kleinen Tochter, die noch ein Baby war, in London ein.

Das Versagen der diplomatischen Methoden veranlasste mich, es noch einmal auf direktem Weg zu versuchen. Ich sandte gleichlautende Telegramme mit der Bitte um Hilfe an den polnischen Minister für öffentliche Sicherheit Radkiewicz und an den tschechischen Innenminister Vaclav Nosek. Letzterer war 1939 in Krakau und danach dann in England gewesen. Wenn schon nicht ihre Aussenministerien, dann sollte doch wohl wenigstens einer dieser beiden Männer wissen, wo Hermann steckte.

Meine Telegramme wurden in britischen und amerikanischen Zeitungen abgedruckt. Ich schickte Kopien an die tschechische und an die polnische Botschaft in London und bat um ein Gespräch. Schliesslich gewährte mir die polnische Botschaft ein Interview mit dem Zweiten Sekretär, der zusagte, Nachforschungen für mich anstellen zu wollen. Ich erhielt jedoch nie eine Antwort.

Zehn Tage später bekam ich ein Telegramm direkt aus Prag, das mit «Sekretariat des Innenministers» unterschrieben war. Darin stand das, was bereits das Aussenministerium mitgeteilt hatte, aber trotzdem war es seltsam, ein Telegramm in der Hand zu halten, das von jenseits des Eisernen Vorhangs kam. Wenigstens zeigte es, dass mein Telegramm die tschechische Polizei, vielleicht sogar Nosek, erreicht hatte.²

Eine Woche später, ich sass mit Elsie am Kamin, hörten wir in den BBC-Nachrichten, wie der Sprecher sagte: «Bei der jüngsten Sitzung des Zentralkomitees der tschechoslowakischen Kommunistischen Partei rief Mr. Ladislav Kopriva mit Blick auf titoistische Verschwörungen und Untergrundaktivitäten zu erhöhter Wachsamkeit auf...» Es war der 3. März. Kopriva zufolge versuchten Agenten der «Titoclique» nach dem Vorbild Rajks das Land jugoslawischen Agenten zu unterwerfen, die ihrerseits im Dienst der anglo-amerikanischen Imperialisten standen. Vilem Novy, Chefredakteur von *Rude Pravo*, der Tageszeitung der tschechoslowakischen Kommunistischen Partei, war seines

Amtes enthoben und als Mitglied der Nationalversammlung abberufen worden.³

Vilem Novy! Das war der Mann, der 1939 vor den Deutschen aus Polen geflohen und sich zusammen mit Hermann nach Rumänien abgesetzt hatte. Mein Herz klopfte heftig, und ich erwartete, jeden Augenblick auch Hermanns Namen zu hören.

Der Sprecher war mit diesem Teil der Nachrichten noch nicht fertig. Kopriva zufolge war Novy 1939 von der Kommunistischen Partei mit der Aufgabe betraut worden, sich um das Wohlergehen der tschechoslowakischen Flüchtlinge in Polen zu kümmern, hatte diese aber im Stich gelassen und war nach Frankreich gegangen. Novy habe von einem «Bürger eines westlichen Landes» Unterstützung gehabt, und obwohl man ihn darauf aufmerksam gemacht habe, dass dieser Mann der Spionage verdächtigt werde, habe er bei seinem späteren Aufenthalt in Grossbritannien den Kontakt zu ihm aufrechterhalten.

Nach seiner Heimkehr habe Novy die Partei mit der Behauptung getäuscht, der betreffende Ausländer habe den Flüchtlingen aus der Tschechoslowakei wertvolle Dienste geleistet. Ferner habe er der Partei verschwiegen, dass «dieser Agent eines ausländischen Geheimdienstes» die Tschechoslowakei zweimal besucht hatte. Er, Novy, habe ihn mit führenden Vertretern aus Politik und Wirtschaft zusammengebracht, um ihm die Möglichkeit zu geben, an die Informationen heranzukommen, die er hätte haben wollen. «Novy arbeitete insofern als Agent der westlichen Imperialisten, als er Staatsgeheimnisse an sie verriet und Informationen an sie weitergab.» Er habe dies seinem eigenen Geständnis zufolge getan, weil er habe verhindern wollen, dass ihn das ausländische Spionagezentrum vor der Kommunistischen Partei wegen seines feigen und verräterischen Verhaltens gegenüber den tschechoslowakischen Flüchtlingen in Polen kompromittiere, und «weil seine Verbindung zur Bourgeoisie und zum Westen enger waren als die zur Arbeiterklasse und zur UdSSR ...»

Ich griff nach Elsie's Hand und flüsterte: «Das ist es!» Denn ich sah sofort, wie da die Geschichte auf den Kopf gestellt wurde. Dieser «Bürger eines westlichen Landes» konnte nur Hermann sein – obwohl das, was er und Novy tatsächlich geleistet hatten, nicht das geringste mit dem zu tun hatte, was Kopriva behauptete.

Sobald die Sendung zu Ende war, rief ich Walter Layton an und bat um Rat. Ich war der Meinung, ich müsse auf das Gehörte antworten und sicherstellen, dass meine Antwort auch gedruckt würde. Wenn ich den namenlos gebliebenen Bürger als Hermann identifizierte, würden sie es vielleicht nicht wagen,

ihn weiter zu behelligen, weil sie sahen, dass es da draussen jemanden gab, der ebensoviel wusste wie sie. Mein Vater fuhr mich sofort zur Fleet Street. Ich war fast ausser mir vor Aufregung und Wut und empfand das seltsame Hochgefühl, das einem den Glauben verleiht, es mit der ganzen Welt aufnehmen zu können.

Wir erörterten mit Layton, ob es ratsam sei, den «Bürger eines westlichen Landes», von dem Kopriva gesprochen hatte, als Hermann zu identifizieren, und beschlossen, es zu tun. Nach unserer Auffassung konnte die Tatsache, dass wir ganz offen waren, vielleicht zeigen, dass Hermann keinen Grund hatte, sich wegen irgendetwas zu schämen, und dass es keine geheimen Verbindungen gab.

Meine Antwort ging spät in der Nacht an die Presse. Darin hiess es: «Mein Mann ist derjenige, der zu Anfang des Krieges Vilem Novy in Polen geholfen hat, den Nazis zu entkommen ...». Ich schrieb, Hermann habe geholfen, Hunderte von Tschechoslowaken jeder Couleur zu retten, und dies einzig und allein, weil es ihm um die Bewahrung von Menschenleben gegangen sei. Vilem Novy sei nach England gekommen, weil es zur damaligen Zeit die Politik der kommunistischen Führung gewesen sei, in Grossbritannien um Asyl zu bitten. Hinter dem Interesse am Wiederaufbau nach dem Krieg stünden die Bombardierungen, die Hermann in Polen erlebt habe, und aus diesem Grunde sei er 1947 und 1949 in das Land zurückgekehrt. «Er ist niemals Agent irgendeiner Art gewesen.»

Mein Statement erschien am folgenden Tag in voller Länge im *News Chronicle*, Walter Laytons Blatt. Andere Zeitungen gingen nur kurz auf meine Erklärung ein. Einige Korrespondenten waren der Ansicht, dass damit wohl eher Noel gemeint gewesen sei.

Die Frage war, warum Kopriva den Namen Field nicht genannt hatte. Vielleicht weil man mehr als alle anderen die Tschechen selber im Unklaren lassen wollte? Schliesslich hatten sie ja gerade erst abgestritten, dass sich ein Angehöriger dieser Familie in ihrem Land aufhalte. Kopriva selbst hatte allerdings einen Hinweis darauf gegeben, dass das Gegenteil der Fall war, hatte er doch am Ende seiner Anschuldigungen der Kominform für die Aufdeckung der anglo-amerikanischen Verschwörung gedankt und im Namen der tschechoslowakischen Kommunistischen Partei erklärt, dass dadurch allen ihren Mitgliedern «die Erfahrungheit der Allunions-KP der Bolschewiken», das heisst der sowjetischen Kommunistischen Partei, eindrücklich nahegebracht worden sei.

Kopriva, der zu den tschechoslowakischen Delegierten bei der Kominform gehörte, dankte dieser Institution auch dafür, dass sie ihm mitgeteilt hatte, wel-

che seiner Parteigenossen Spione waren – man wisse dort Dinge, die Minister Nosek unbekannt seien. Wenig später wurde, wie in Polen, auch in der Tschechoslowakei die Polizeigewalt neu geordnet: Man unterstellte die Geheimpolizei einem neuen Ministerium für öffentliche Sicherheit, dessen erster Amtschef niemand anderes war als Ladislav Kopriva.

Ich werde diesen Abend, an dem Kopriva seinen Angriff vortrug, nie vergessen. Als ich aus der Fleet Street zurückkam, war es Mitternacht. Todmüde und nicht mehr vom Adrenalin über Wasser gehalten, lag ich in meinem Bett und weinte. Die Unmenschlichkeit wollte kein Ende nehmen. Was ich sechs Monate lang befürchtet hatte, war eingetreten, und die weitere Entwicklung erschien mir unausweichlich. Wie bald schon würde ich erfahren, dass Hermann der Prozess gemacht wurde? Und dabei gab es keine Möglichkeit, ihm zu helfen. Dass alle Verschwundenen inhaftiert waren, stand fest. Novy hatte, wie sie sagten, seine Untaten selbst gestanden. Das hiess doch, dass dieser stämmige und zähe Mann zerbrochen und zu einer falschen Aussage gezwungen worden war. Und dann war da Koprivas Bezugnahme auf das Aussenhandelsministerium – das Ministerium Eugen Loebls. War das nicht ein versteckter Hinweis auf diesen anderen «Londoner»? Mir viel wieder ein, dass Loebel verheiratet war und einen kleinen Jungen hatte – was würde aus ihnen und den Familien all der anderen werden, die überall in der Tschechoslowakei eingesperrt worden waren? Welches schreckliche Ende der Hoffnungen, mit denen diese Menschen nach Kriegsende in ihre Heimat zurückgekehrt waren! Mir fiel auch der schockierende Bericht über das Ende des Oberst Lukas wieder ein, der zu Tode geprügelt worden war. Er war während des Krieges Offizier der tschechischen Streitkräfte in England gewesen, und ich hatte ihn damals kennengelernt. Hatte ich bisher im Gedanken an Hermann gebetet: «Herr, bewahre ihn und lass ihn heimkehren!», so war mein Gebet von nun an: «Gib, dass er nicht leiden muss!»

Mich überkam die Angst, dass die Tschechen, wenn sie nicht immer wieder unter Druck gesetzt wurden, zu dem Schluss kommen könnten, Hermann sei ein Spion und «entbehrlich». Schliesslich empfing mich der amerikanische Botschafter Douglas, und ich stellte ihm meine Fragen: Welche Politik verfolgten die Vereinigten Staaten? Wie sollte ich mich verhalten? Er war der Ansicht, öffentliche Erklärungen meinerseits würden nicht viel bewirken können. «Aber ich kann mich auch irren ... Für Fälle wie diesen gibt es keine allgemeingültigen Richtlinien ...»

Da sass ich also wieder und musste nach wie vor für mich selber denken.

Elsie und ich machten uns daran, noch ungesichertes Beweismaterial zusammenzutragen. Wir bekamen heraus, dass in dem Flugzeug, mit dem Hermann nach Prag geflogen war, noch zwei andere Briten gegessen hatten, und als ich sie über die Presse bat, sich zu melden, schrieben sie mir. Sie hatten an Bord der Maschine keinen weiteren Englisch sprechenden Passagier bemerkt, es hätte aber durchaus einer dort sein können. Sie konnten sich einfach nicht mehr an die Einzelheiten der nun schon so viele Monate zurückliegenden Reise erinnern, und ich sah es jetzt als ein schweres Versäumnis an, dass niemand sie eher kontaktiert hatte.

Unsere Entdeckung liess uns immerhin zu dem Schluss kommen, dass wir selber versuchen sollten, mehr darüber herauszubekommen, wie es geschehen konnte, dass ein Mann auf einem regulären internationalen Flug verschwunden war und niemand etwas davon wusste. Elsie setzte sich mit einem Anwalt in Verbindung, der sich auf die Arbeit für Fluggesellschaften spezialisiert hatte. Er wies uns auf den *International Air Code* hin, der von allen wichtigen Gesellschaften anerkannt wurde, so auch von der verstaatlichten tschechoslowakischen Fluglinie. Dieser *Code* enthielt sehr komplizierte Regelungen, deren Sinn es war, die Passagiere zu schützen und genau das zu verhindern, was Hermann widerfahren war. So war festgelegt, dass jeder Flugkapitän vor dem Start die Passagierliste zu unterschreiben hatte. Eine Kopie der Liste blieb am Abflugort zurück, während das Original an Bord des Flugzeuges mitgenommen wurde. Mit seiner Unterschrift übernahm der Kapitän – stellvertretend für die Fluggesellschaft – die Verantwortung für alle auf der Liste stehenden Passagiere. Wenn nun einer von ihnen nicht an Bord ging, musste dem Kapitän eine neue Liste ohne den Namen des fehlenden Passagiers zur Unterschrift vorgelegt werden.

In Hermanns Fall hatte der Kapitän die Liste, auf der sein Name stand, unterschrieben, und es gab keine neue, geänderte. Die Tschechoslowaken behaupteten später, die Stewardess habe «seinen Namen ausgestrichen, als sie entdeckte, dass er nicht an Bord des Flugzeuges war». Wenn das stimmte, dann hatte sie gegen die international geltenden Regeln verstossen und war somit verantwortlich dafür, dass Hermanns Verbleib nicht eindeutig festgestellt werden konnte. Es war sogar möglich, dass er auf dem Prager Flughafen verhaftet worden war, wo man nach 1948 alles so eingerichtet hatte, dass das leicht hätte geschehen können – und auch so, dass es Herta nicht hätte sehen können.

Was auch immer geschehen war, wir hatten etwas gegen die tschechische Fluggesellschaft in der Hand. Als es jedoch zu der Frage kam, was wir gegen

sie unternehmen könnten, waren alle ratlos. Das Aussenministerium glaubte nicht, sehr weit damit kommen zu können, und die einzige Instanz, bei der man juristisch gegen die Gesellschaft hätte vorgehen können, wäre ein tschechisches Gericht gewesen, da Hermann sein Ticket für den Flug nach Warschau und zurück in Prag gekauft hatte. Einmal mehr vereitelten die Umstände selbst praktische Massnahmen.

Eines Tages hörte ich von einer Frau, die Prag erst vor kurzem verlassen hatte und nach London übergesiedelt war. Ich suchte sie auf, und sie konnte mir bestätigen, dass Novy und Loebel verschwunden waren. Die Nachricht davon hatte allem Anschein nach in ganz Prag die Runde gemacht, und man glaubte in ihren Kreisen durchaus, dass die Sache etwas mit den Brüdern Field zu tun hatte. Ihr war sogar bekannt, dass Karel Markus, bei dem Hermann während seines letzten Besuches gewohnt hatte, ziemlich bald nach Hermann verschwunden war. Sie kannte Karel Markus und seine Familie und wusste von dem Leid seiner Frau Sonia, die mit ihrer alten Mutter und zwei kleinen Kindern allein zurückgeblieben war. Leute hatten versucht, Sonia dazu zu überreden, sich einen Job zu suchen, um «auf andere Gedanken zu kommen», aber sie hatte gesagt, sie müsse sich um die Mutter und die Kinder kümmern. Ich wusste nur zu gut, wie Sonia sich gefühlt haben musste. Und dann fragte ich, wie es ihr jetzt gehe.

«Sonia ist tot», sagte die Tschechin. «Nach der Denunziation Novys wurde sie mit den Kindern tot in ihrer Wohnung gefunden. Es hiess, sie habe sich und die Kinder selbst umgebracht.»

Ich war sicher, dass Hermann inhaftiert worden war, weshalb es mir ganz und gar nicht einleuchten wollte, dass die Vereinigten Staaten nicht in der Lage sein sollten, die Polen und Tschechen zu dem Eingeständnis zu bewegen, dass sie ihn in ihrer Gewalt hatten. Und so war da ständig nur ein nagendes Gefühl, irgendetwas unternehmen und effektiver agieren zu müssen.

Ich war bereits im Winter 1949 zu der Überzeugung gelangt, dass die Verantwortung eher bei der Tschechoslowakei als bei Polen lag. Dies vor allem, weil Szymon Syrkus, der polnische Architekt, den Hermann besucht hatte, den amerikanischen Geheimdienst darüber unterrichtet hatte, dass Hermann wie geplant in Warschau mit dem Flugzeug nach Prag abgeflogen sei. Ich war einigermaßen überzeugt, dass Syrkus die Suche nicht durch Verbreitung von Fehlinformationen absichtlich erschwert hatte. Hinzu kam, dass seine Frau Helena im Frühjahr 1950 zu einem Architekten-Kongress nach Paris entsandt werden sollte. Es erschien mir nicht wahrscheinlich, dass man sie hätte reisen lassen,

wenn Hermann in Polen gewesen wäre. Und obwohl sich der polnische Botschafter in London weigerte, mich zu empfangen, erfuhr ich von ihm auf indirektem Weg, dass Hermann nicht in Polen sei.

Was mich jedoch in erster Linie vermuten liess, die Tschechen seien verantwortlich, war die Tatsache, dass Hermann und ich sehr viel engere Beziehungen zu ihrem Land hatten, dass ferner Noel und Herta dort verschwunden waren, und dass laufend Tschechen verschwanden, die die Kriegsjahre in London verbracht hatten.

Schon im November 1949 war es zu dem dramatischen Rückruf des tschechischen Aussenministers Vladimir Clementis vom Lake Success gekommen, wo er als Leiter der Delegation seines Landes an einer Konferenz der Vereinten Nationen teilgenommen hatte. Auch Clementis war als Flüchtling in London gewesen und hatte für die tschechische Exilregierung gearbeitet. Ich war sicher, dass er in Schwierigkeiten geraten würde, wenn er nach Hause zurückkehrte. Man warnte ihn auch, aber er hatte ein reines Gewissen und meinte, er habe nichts zu befürchten. Zu meinem Entsetzen war ihm seine Frau in die Staaten nachgereist, so dass das Ehepaar dann zusammen nach Prag zurückflog, wobei Clementis nach wie vor entschieden bestritt, dass irgendeine Gefahr gegeben sei.

Im Januar 1950 richtete *Rude Pravo* scharfe Angriffe gegen die während des Krieges in London gebildete Exilregierung. Clementis und Vaclav Nosek waren die einzigen ehemaligen Mitglieder dieser Regierung, die in Prag noch im Amt waren. Im März 1950 gab die tschechische Regierung bekannt, dass Clementis von Vilem Siroky als Aussenminister abgelöst worden sei. Clementis erhielt einen unbedeutenden Posten bei einer Bank.

Während dieses ganzen Jahres 1950 nahmen sich die tschechischen Kommunisten gegenseitig unter die Lupe. Beim Parteikongress im Mai wurde Clementis «bürgerlicher Nationalismus» vorgeworfen. Gustav Husak und Laco Novomesky, beide Kabinettsmitglieder, die in der Regierung die slowakischen Interessen vertraten, gerieten ebenfalls in die Kritik. Sie waren Freunde von Clementis. Alle drei wurden aufgefordert, ihre Fehler einzugestehen, aber nur die «Selbstkritik» Husaks und Novomeskys wurde angenommen.

Im Juli unterzog das Zentralkomitee der tschechoslowakischen Kommunistischen Partei alle Mitglieder einer Überprüfung. Die Säuberung von Ex-Londonern wurde mit der Verhaftung Otto Slings, Parteisekretär des Bezirks Brunn, fortgesetzt. Sling hatte eine Engländerin geheiratet, war später in Moskau gewesen und kannte Rudolf Slansky und dessen Assistentin Maria Svermo-

va. Svermova wurde später ebenfalls verhaftet und beschuldigt, mit Sling gemeinsame Sache gemacht zu haben.

Im November kehrte Antonin Gregor, der tschechische Aussenhandelsminister, aus Moskau zurück, wo er ein fünf Jahre laufendes Handelsabkommen mit der Sowjetunion unterzeichnet hatte. Daran liess sich erkennen, dass die Handelspolitik der Satellitenstaaten von Moskau gesteuert und der Handel mit dem Westen sorgfältig kontrolliert wurde.

Kontakte zum Westen wurden zudem durch eine Reihe von Prozessen gegen Tschechoslowaken aus den verschiedensten Bevölkerungsschichten reduziert, die man wegen ihrer Verbindungen zu westlichen Ausländern beschuldigte, «Verräter und Spione» zu sein. Seit die Regierung im Januar 1950 per Dekret allen Nicht-Kommunisten verboten hatte, sich auf dem Gebiet der Rechtsprechung zu betätigen, war die Gefahr nicht mehr gegeben, ein Verteidiger könnte vielleicht den Interessen seines Mandanten den Vorrang vor denen der Partei geben.

Jetzt wurden auch die Prager Büros westlicher Wohlfahrtsorganisationen geschlossen und etliche Diplomaten ausgewiesen. Die amerikanischen und britischen Informationsdienste und der *British Council* wurden mit der Begründung dichtgemacht, sie verleumdeten das Regime.

Ich war ausser mir, und während sich alle darin einig waren, dass diplomatische Vorstösse Sache des Aussenministeriums bleiben sollten, vertraten viele auch die Auffassung, dass persönliche, aus humanitären Gründen erfolgende Gesuche keinen Schaden anrichten könnten. Trotz des Kalten Krieges gab es ja immer noch ein paar Leute, die mit den Russen Kontakt hatten.

Zu diesen gehörte zum Beispiel Hewlett Johnson, Dean of Canterbury, ein Mann von aristokratischem Äusseren, der wegen seiner offenen Opposition gegen den Faschismus in der Vorkriegszeit und seiner beharrlichen Bemühungen um eine friedliche Koexistenz mit der Sowjetunion nach dem Krieg den Spitznamen «Red Dean» erhalten hatte.

Am 1. April 1950, einem Sonntag, fuhren Elsie und ich mit dem Zug nach Canterbury. Elsie hatte auch diesmal die sechs Monate alte Deborah dabei, die sie in ganz Europa mit sich umherschleppte.

Der Amstssitz des Dean befand sich in einem alten Haus in der Nähe der Kathedrale. Johnson empfing uns in seinem Arbeitszimmer, wo ein hübsches Feuer im Kamin brannte. Er hatte von unserem Fall gehört, und ich äusserte meine Befürchtung, man könnte Hermann wegen angeblicher Spionagetätigkeit den Prozess machen, ohne ihm auch die Möglichkeit einzuräumen, sich zu verteidigen. Er hörte mir mit Anteilnahme zu und meinte dann, es werde mög-

licherweise nie zu einem solchen Prozess kommen. Er beschwor uns, die Hoffnung nicht aufzugeben, denn er werde schon bald zu einer Friedenskonferenz nach Australien reisen, die, wie er hoffe, zur Beendigung des Kalten Krieges führen werde. Dann würden vielleicht auch Noel und Hermann entlassen werden. Er wisse nicht, was er sonst noch für uns tun könne.

Elsie war tief enttäuscht, ja wütend, und Deborahs Gebrüll hallte im Steinflur des Hauses wider. Johnson erbot sich, uns die Kathedrale zu zeigen, hob die Tragetasche mit Deborah auf seine Schulter und trat hinaus in das Dämmerlicht – ein grosser Mann mit Gamaschen, wehendem weissen Haar und einem schreienden Baby auf der Schulter.

Auch daheim in den Vereinigten Staaten gab es Leute, die Hermann unterstützten. Da war Herbert Hunsaker, Dekan des Cleveland College und unser Arbeitgeber, der auch die Unterstützung von John Millis, Präsident der Western Reserve University, Ralph Walker, Präsident des amerikanischen Architektenverbandes, dem Hermann angehörte, gewann, die sich beide beim Aussenministerium verwendeten. Elsie und ich wandten uns auch an den Kongress, vor allem an unsere Repräsentanten aus Ohio, an Senator Robert Taft und die Abgeordnete Frances Bolton.

Im April suchte Mrs. Bolton in unserem Namen das Aussenministerium auf. Daraufhin erhielt ich am 4. Mai ein vier Seiten langes Schreiben, das die Politik des Ministeriums darlegte. Man ging auch auf meine Klage ein, das Ministerium scheinete trotz Hermanns Verbindungen zu tschechoslowakischen Staatsbürgern auf die Tschechen weit weniger Druck auszuüben als auf die Polen:

«Die polnische Regierung hat die amerikanischen Noten nie beantwortet ... In Ermangelung einer schriftlichen Antwort... hat die Regierung der Vereinigten Staaten die Polen immer wieder zur Abgabe einer Erklärung gedrängt. Die Vertreter der tschechoslowakischen Regierung waren in ihren informellen Statements, in denen sie abtritten, dass sich Ihr Mann in ihrem Land befinde, sehr viel entschiedener als die polnische Regierung. Ein stellvertretender Minister [Hajdu] erklärte am 30. November in Gegenwart des Aussenministers Siroky, es sei absolut sicher, dass sich keiner der Fields in der Tschechoslowakei aufhalte ...»⁴

Angesichts der Tatsache jedoch, dass sich Kopriva im Zusammenhang mit dem Fall Vilem Novy offenkundig auf Hermann bezogen hatte, hatte das amerikani-

sche Aussenministerium am 17. April eine weitere Note an die tschechoslowakische Regierung geschickt, mit den folgenden Fragen:

- «1. Ist Hermann Field am 22. August 1949 auf dem Prager Flugplatz vor Passieren der Zollkontrolle verhaftet worden?
2. Sind die tschechoslowakischen Behörden bereit, nach einer neuerlichen Überprüfung definitiv zu erklären, ob sich Hermann Field in der Tschechoslowakei befindet oder nicht?
3. Würden die tschechoslowakischen Behörden im Fall, dass sich Hermann Field doch in der Tschechoslowakei befindet, die Botschaft wissen lassen, welche Anschuldigungen gegen ihn erhoben werden, und gestatten, dass ihn ein amerikanischer Konsularbeamter besucht?»

Auf meine Bitte hin, das Ministerium möge, sollte Hermann wegen Spionage für die amerikanische Regierung angeklagt werden, dem öffentlich widersprechen, antwortete man mir, das könne man nicht, ohne die gegen ihn erhobenen Vorwürfe zu kennen, aber man werde «klarstellen, dass er zu keinem Zeitpunkt in Diensten der Regierung der Vereinigten Staaten gestanden hat».

Zugleich wurde der amerikanische Botschafter in Warschau, Joseph Flack, angewiesen, erneut beim polnischen Aussenminister vorstellig zu werden. Flack erinnerte diesen daran, dass die amerikanische Regierung acht Monate lang versucht habe, von den Polen eine Stellungnahme zu Hermanns Verschwinden zu erhalten. Wäre wirklich denkbar, dass die Untersuchung noch immer nicht hätte abgeschlossen werden können? Der Minister antwortete, sie sei tatsächlich noch im Gange, er wolle jedoch, sobald ihm neue Informationen vorlägen, diese an den Botschafter weiterleiten.

Was die Tschechen anging, so antworteten sie am 27. April mit einer kurz angebundenen Note, in der sie mitteilten, sie hätten ihren früheren Erklärungen nichts hinzuzufügen und gäben sich hinsichtlich dessen, was Herr Kopriva gemeint haben könnte, keiner Hellschere hin, die warf man umgekehrt dem amerikanischen Aussenministerium vor. Die Note liess nicht nur die bei diplomatischen Schreiben übliche Höflichkeit fehlen, sondern machte auch deutlich, dass das tschechische Aussenministerium es nicht riskieren würde, die eigene Sicherheitspolizei zu befragen, auf wen sich ihre Anschuldigungen bezogen. Einen Monat später schickte das amerikanische Aussenministerium eine Ant-

wort nach Prag, in der es hiess, man werde angesichts der «geringen Menge definitiver Informationen» zum Verbleib von Noel, Herta und Hermann Field «die tschechoslowakische Regierung für das Wohlergehen dieser drei amerikanischen Staatsbürger verantwortlich machen, sollten sie seit ihrem jeweiligen Verschwinden im vergangenen Jahr in der Tschechoslowakei gewesen sein».

Aus Polen kamen keine Auskünfte, weshalb die amerikanische Botschaft in Warschau angewiesen wurde, eine weitere Note an das polnische Aussenministerium zu schicken und mitzuteilen, dass die Regierung der Vereinigten Staaten im Falle des Ausbleibens der erbetenen Informationen die polnische Regierung für das Wohlergehen Hermanns verantwortlich machen müsse, sollte er nach seinem Verschwinden in Polen gewesen sein.

Elsie und ich hielten diese Noten für schrecklich dürftig. Irgendwie erweckten sie den Eindruck, dass wir über keine Beweise verfügten. Wir hätten lieber irgendeine Form von Sanktion gesehen, die solange hätte aufrechterhalten werden müssen, bis sich Polen und die Tschechoslowakei durch Lieferung von Beweismaterial, das ein anderes Land belastete, selbst von aller Verantwortung befreit hätten.

Ein amerikanischer Kongressabgeordneter unterbreitete dann dem Aussenministerium tatsächlich den Vorschlag, allen Amerikanern Pässe für die Reise nach Polen oder in die Tschechoslowakei zu verweigern, aber es gab immer noch wirtschaftliche Verbindungen, an deren Fortbestehen die Amerikaner offensichtlich interessiert waren. Die *New York Times* berichtete am 9. Juni 1950, dass mit Einverständnis Washingtons ein Handelsabkommen zwischen Österreich und Polen und der American Economic Cooperation Administration als drittem Partner abgeschlossen worden war.

Ich war wütend und schrieb dem Aussenministerium, die Zustimmung hätte nur unter der Voraussetzung gegeben werden dürfen, dass die Polen auf der Stelle die Hermann betreffende Note beantworteten. Ausserdem bat ich erneut, wenigstens die Reisen von Amerikanern nach Polen zu untersagen, bis eine Antwort vorliege.

Aber nichts dergleichen wurde verfügt, und meine Irritation bezüglich der Polen wurde auch nicht dadurch gemildert, dass ich las, sie hätten kurz nach dem Abkommen mit der ECA ein weiteres mit der UdSSR abgeschlossen, «um ihre Abhängigkeit von den kapitalistischen Ländern zu verringern». Sie wollten, wie es schien, weder auf das eine noch auf das andere verzichten.

Ich gelangte also zu dem Schluss, dass es amerikanische Politik war, durch

Handelsbeziehungen, Reisen und diplomatische Vertretungen so viele Kontakte aufrechtzuerhalten wie möglich. Die kommunistische Seite ergriff wiederholt die Initiative und versuchte, diese Verbindungen zu kappen, so durch Angriffe auf westliche Organisationen aller Art, ob es sich nun um Wohlfahrtsverbände, die britischen und amerikanischen Informationsdienste, westliche Berichterstatter oder selbst Diplomaten handelte. Amerika zahlte nun in den gröberen Fällen mit gleicher Münze heim. Wenn ein Privatmann verhaftet wurde, schien es notwendig, die Unterstützung der Öffentlichkeit zu gewinnen, um das Aussenministerium zu der Einsicht zu bewegen, dass – bedauerlicherweise – Vergeltungsmassnahmen notwendig seien.

Die Tage der «Kanonenbootpolitik» zur Verteidigung von Staatsbürgern, die auf feindlichem Territorium gefangensassen, waren vorbei. Ich musste schliesslich erkennen, dass die Interessen eines derart in Bedrängnis geratenen Menschen zu den Interessen seines eigenen Landes im Widerspruch standen. Der Inhaftierte war eine Geisel, und um seine Freilassung zu erreichen, hätte man etwas aufgeben müssen.

Für mich sah es so aus, dass der eigentliche Grund für die kommunistischen Provokationen in Osteuropa, zu denen es in den Jahren 1949 und 1950 sehr häufig kam, der Wunsch der Sowjetunion war, den Rest an Sympathie für die westlichen Demokratien, die ja im Krieg Verbündete dieser Länder gewesen waren, zu beseitigen. Und dahinter wiederum stand, wie ich glaube, die Angst, dass weitere Satellitenstaaten den Wunsch haben könnten, dem Vorbild von Titos Jugoslawien zu folgen und aus dem Verband auszuscheren. Es waren also präventive Schläge gegen alle Kommunistischen Parteien, um Gedanken dieser Art gar nicht erst aufkommen zu lassen. Natürlich war es die Politik Washingtons, dem entgegenzuwirken, um den amerikanischen Einfluss und die bestehenden Kontakte zu erhalten. Das verurteilte viele unserer Bemühungen notwendigerweise zum Scheitern.

Die einzige konkrete Massnahme zur Unterstützung Hermanns, zu der es kam, wurde vom *American Institute of Architects* ergriffen, dessen Präsident, Ralph Walker, die Angelegenheit mit dem Aussenministerium erörterte und der, als er feststellen musste, dass von Seiten des Ministeriums nichts unternommen werden würde, dafür sorgte, dass das AIA eine an die *Union Internationale des Architectes*, der es angeschlossen war, gerichtete Resolution verabschiedete, in der es hiess, dass die Amerikaner solange «keine Delegierten mehr nach Polen oder irgendwohin in diesen Bereich» entsenden würden, bis man etwas über Hermann erfahren habe.⁵

Ralph Walker berichtete Elsie, dass man die Sache auch bei der nächsten Konferenz der UIA in Paris weiterverfolgt habe, wo sehr viel über Hermann gesprochen worden sei. Zur polnischen Delegation habe auch diesmal Helena Syrkus gehört, die zum vorangegangenen Treffen im Januar 1950 nicht gekommen sei. Obwohl sie Hermann nach Polen eingeladen und ihn bei seiner Abreise zum Flugplatz gebracht habe, so habe Frau Syrkus argumentiert, liege der Fall insofern anders, als Hermann die Reise allein und privat unternommen habe, während Mitglieder der AIA von der polnischen Regierung eingeladen würden und ihre Sicherheit auf diese Weise garantiert sei.

Das war ein bisschen zuviel, und der nächste Kongress der UIA, der eigentlich in Warschau hatte stattfinden sollen, wurde abgeblasen. Obwohl dieses Beweises, dass Hermann jemand war, der einen Namen hatte und um den man sich bemühte, konnte es doch nicht seine Freilassung bewirken.

Das amerikanische Aussenministerium hatte dringlichere Sorgen. Amerikaner verloren in Korea ihr Leben, und die Beziehungen zwischen Ost und West hatten einen neuen Tiefpunkt erreicht. Die Kommunisten selber versorgten uns jedoch manchmal mit einem «Aufhänger», der es uns ermöglichte, den Fall Field am Leben zu erhalten. Wie mir ein netter Mann von der Associated Press einmal sagte: «Es ist das quietschende Rad, das geschmiert wird.»

Im August 1950 kam es in Ostdeutschland zu einer Säuberungsaktion, bei der auch auf Noel Bezug genommen wurde. Der Anwalt Dr. Fritz Kaul sagte, Noel könne im Bedarfsfall als Zeuge der Anklage aufgerufen werden. Das verschaffte dem amerikanischen Hochkommissar in Deutschland die Möglichkeit, die sowjetischen Stellen in Ostberlin um Hilfe bei der Ermittlung des Aufenthaltsortes «dieses amerikanischen Staatsbürgers» zu bitten. Er erhielt keine Antwort.

Noch jemand verschwindet

Am 2. September 1950 berichtete die Presse, dass sechs hohe Funktionäre der ostdeutschen Sozialistischen Einheitspartei wegen ihrer Verbindungen zu Noel, «dem amerikanischen Spion», aus der Partei ausgeschlossen worden seien. Am 24. August hatte eine geheime Sitzung des Zentralkomitees stattgefunden, bei der Walter Ulbricht, Generalsekretär der Partei, viele seiner Genossen beschuldigt hatte, innerhalb der Partei «ein Nest von Klassenfeinden» ge-

bildet zu haben. Bezeichnenderweise lautete der Vorwurf auch, es fehle ihnen «an Vertrauen in die Sowjetunion als der führenden fortschrittlichen Kraft».

So weitete sich der Fall Field in aller Öffentlichkeit auf ein drittes Land aus, nämlich auf Deutschland. Der internationale Zusammenhang war klar, obwohl mit Bedacht in jedem einzelnen Fall die Anschuldigungen von einem Staatsbürger des jeweils betroffenen Landes erhoben wurden. Immer traf es jedoch Angehörige derselben Gruppe: Kommunisten, die sich vor oder während des Krieges als Flüchtlinge im Westen aufgehalten hatten und die dann zurückgekehrt waren, um in ihren Heimatländern Ämter von einiger Wichtigkeit zu übernehmen.

Auf diesen Beweis dafür, dass der Fall Field eine Angelegenheit der hohen Politik geworden war, folgte ein Brief von Elsie, in dem sie schrieb, sie habe gehört, Erica Wallach wolle nach Deutschland reisen und hoffe, Noel dort zu finden.

Erica hatte während des Krieges als Pflgetochter bei Noel und Herta in der Schweiz gelebt. Ihre Eltern, Dr. Glaser und seine Frau, waren vor Hitler geflohen und hatten im republikanischen Spanien Zuflucht gefunden. Als dann der Bürgerkrieg ausgebrochen war, hatte Glaser den Republikanern seine Dienste als Arzt angeboten. Nach dem Sieg Francos waren die Glasers in einem Lager in Frankreich interniert worden und schliesslich mit Hilfe des *Czech Refugee Trust Fund* von dort nach England gelangt.

Erica, damals noch ein Teenager, war an Typhus erkrankt und in Frankreich in der Obhut Noels und Hertas zurückgeblieben, die damals für das Evakuierungsprogramm des Völkerbundes arbeiteten. Sie nahmen Erica später mit nach Genf, und sie blieb während des Krieges bei ihnen. 1945 kehrte sie mit den Amerikanern – in Uniform – nach Deutschland zurück, arbeitete für die Militärregierung und heiratete schliesslich den GI Robert Wallach. Sie hatten zwei Kinder und lebten später in Paris.

Ich hatte Erica nie kennengelernt und kannte damals nicht einmal ihren Familiennamen. Aber Elsies Mitteilung beunruhigte mich sehr. Wie um alles in der Welt war sie zu der Ansicht gelangt, Noel durch eine Reise nach Deutschland helfen zu können? Wenn sie nach Ostberlin ginge, würde sie, da war ich sicher, nicht zurückkehren.

Ich setzte mich hin und schrieb ihr einen Brief, in dem ich ihr erklärte, warum ich der Ansicht war, dass sie diese Reise nicht machen sollte. «Wir müssen der harten und bitteren Tatsache ins Gesicht sehen, dass die Fields als Pfand in einem gewaltigen politischen Spiel fungieren ...» Ich schickte den Brief an Bekannte in der Schweiz und bat sie, ihn weiterzuleiten.

Inzwischen war seit Hermanns Verhaftung ein Jahr vergangen. Meine El-

tern gaben sich alle Mühe, dass Hugh und Alan trotz des auf unser aller Leben liegenden Schattens einen schönen Sommer verbringen konnten. An einem der Ferientage fuhren wir alle zusammen nach St. Albans hinaus, wanderten durch die Klosteranlage und dann über die Grünflächen zum Fluss. Plötzlich war Alan verschwunden. Ich war verzweifelt, rannte umher und bat Passanten um Hilfe. Aber dann fanden wir ihn wieder – er sass friedlich im Auto. Ich umarmte ihn weinend.

Wir fuhren nach Hause, dankbar, dass es statt eines Alptraums diesmal nur ein falscher Alarm gewesen war. Als ich die Haustür aufschloss, klingelte das Telefon. «Hier ist Associated Press. Mrs. Field, was wissen Sie von Erica Walach? Sie ist am 26. August in Berlin verschwunden.»

Offensichtlich war Erica zwei Tage nach dem Säuberungstreffen der ostdeutschen Kommunisten nach Berlin gereist. Einer der unter Beschuss geratenen Genossen war Leo Bauer, Chefredakteur des Deutschlandsenders. Ihn hatte sie während des Krieges kennengelernt. Später dann, als sie nach Kriegsende bei der amerikanischen Militärregierung tätig gewesen war, hatte sie die Verbindung zu ihm wieder aufgenommen. Es hiess, Erica habe ihn aufsuchen wollen und gehofft, er könnte ihr bei der Suche nach Noel behilflich sein. Sie hatte ihrem Mann versprochen, nicht länger als zwei Tage fortzubleiben und ihn anzurufen, sobald sie auf dem Flugplatz Tempelhof in Westberlin angekommen sei, er hatte jedoch nichts von ihr gehört.

Ein paar Tage später, am 31. August, veröffentlichte das offizielle Organ der ostdeutschen Kommunistischen Partei *Neues Deutschland* einen detaillierten Bericht über die angeblichen Aktivitäten Noels und seiner Leute sowie über seine Verbindungen zu den aus der Partei ausgeschlossenen Ostdeutschen. In diesem Bericht wurde auch Ericas Name genannt. Natürlich würde sie verhaftet werden, sobald sich eine Möglichkeit dazu ergab. Vielleicht war sie ja zu diesem Zweck nach Berlin eingeladen worden.

So, wie die Erklärung Koprivas in der Tschechoslowakei die These des Rajk-Prozesses in Ungarn weiterentwickelt hatte, so waren auch die Säuberungen in Ostberlin eine Fortführung desselben Themas, auch dort dienten die Unterlagen der früheren Prozesse als Beweismaterial gegen die Opfer:

«Die Verfahren gegen die Banden von Spionen, Saboteuren und Mördern der Verräter Rajk in Ungarn (September 1949) und Kostov in Bulgarien (Dezember 1949) haben hinlänglich bewiesen, dass die anglo-amerikani-

schen Geheimdienste schon lange vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs mit den Vorbereitungen eines Dritten Weltkrieges gegen die Sowjetunion und ihre Verbündeten begonnen haben.»

In dem Fall, um den es hier ging, war alles Noels Schuld.

«Der Ausgangspunkt ist bei allen zehn Personen derselbe: lange zurückliegende, zum Teil noch bis vor kurzer Zeit aufrechterhaltene Verbindungen zu den Vertretern der anglo-amerikanischen Geheimdienste, insbesondere zu Noel H. Field, der sich selbst als ‚barmherziger Samariter‘ tarnte.»⁶

Noel befand sich angeblich nicht in Deutschland, aber trotzdem sagte der Ostberliner Staatsanwalt Fritz Kaul unvorsichtigerweise der Presse, Noel könne, falls erforderlich, als Zeuge der Anklage beigebracht werden. Das war ein Hinweis, dem wir zu folgen versuchten, leider erfolglos. Die Kommunisten waren viel zu vorsichtig, um Noel auftreten zu lassen, und ich bezweifelte, dass die Ostdeutschen je eine Möglichkeit eingeräumt bekommen hatten, ihn selbst zu verhören. Wie auch immer, alle genannten Leute verschwanden von der Bildfläche. Zu dem erwarteten öffentlichen Prozess kam es nicht, aber ein Jahr später war zu lesen, dass einer der Angeklagten, Willi Kreikemeyer, von einem russischen Militärgericht wegen Spionage verurteilt worden war.

Das verwies einmal mehr auf die internationalen Verflechtungen. Die Zeitung der Kominform, die in Bukarest erschien, brachte in ihrer Ausgabe vom 27. Oktober 1950 unter der Überschrift «Agenten des amerikanischen Imperialismus enttarnt» einen Artikel, der die Säuberungen in Ostdeutschland rekapitulierte und auch die gegen Noel erhobenen Beschuldigungen wiederholte.

Man vergass dabei zweckmässigerweise zu erwähnen, dass Noel 1936 aus den Diensten des amerikanischen Aussenministeriums ausgeschieden war – man stellte seine Arbeit in den folgenden Jahren so dar, als wäre er noch immer Beamter des Ministeriums gewesen, und interpretierte lange zurückliegende Geschehnisse so, dass sie zu der gegenwärtig vertretenen Theorie passten. Er war von höchster Instanz zum Spion erklärt worden, ohne dass er zu diesem Vorwurf Stellung nehmen konnte.

Von Angesicht zu Angesicht

Die weisse Lichtdurchlässigkeit der zwei kleinen Glasscheiben hatte sich in ein undurchdringliches Grau verwandelt. Dunkelheit hatte sich wieder über die un-gesehene Welt da draussen gesenkt, und ich begann, die Runden von der Tür zum Fenster und wieder zurück zu zählen, die mich zum Abendessen und zum Sieg über einen weiteren Tag gelangen lassen würden.

Mit dem November kroch immer grimmigere Kälte in unseren Keller. Ich setzte mich dagegen zur Wehr, indem ich beide Decken zum Bestandteil meiner Tageskleidung machte, die eine wie eine Röhre um mich gewickelt, die andere als Umhang um die Schultern gezogen. Es war eine ganz neue Überlebensstrategie, bei der jede Bewegung darauf abgestellt war, die kräftezehrenden Angriffe der Kälte abzuwehren, und jede Stunde Wärme war ein Sieg, bei dem der Becher Tee am Abend ein starker Verbündeter war, nicht nur wegen der Wärme, die er im Körper verteilte, sondern auch weil das Metall sie an meine Hände weitergab, bis der letzte Tropfen getrunken war. Der Winter hatte gerade erst angefangen.

Ich blieb eine Weile stehen, um zu horchen. Hatte ich ganz nah das Klappern von Schlüsseln gehört? Der Riegel meiner Tür krachte mit lautem Widerhall zurück. Sofort war ich angespannt, spürte mit der erhöhten Wahrnehmungsfähigkeit des Häftlings, dass ein wichtiger Augenblick gekommen war. Es war noch zu früh für das Abendessen. Die falsche Zeit für ein Verhör. Tisch und Stuhl fort, in der Zelle nur noch der Strohsack, der Eimer und ich – nichts mehr zum Wegnehmen.

Als die Tür aufflog, mochte ich meinen Augen nicht trauen. In der Hand des Wärters bekannte Gegenstände, die ich seit jenem Augenblick vor zwei Monaten nicht mehr gesehen hatte, als ich schlafwandelnd dieses geisterhafte Gebäude zum ersten Mal betrat – mein Hemd und den Schlips, die Unterwäsche und sogar mein Gürtel! Der Mann bedeutete mir, die Sachen an mich zu

nehmen. Mein verwirrtes Zögern bemerkend, zeigte er breit grinsend auf die um mich gewickelten Decken und versuchte eine auswickelnde Bewegung. Die Tür schloss sich wieder. Mit einer Mischung aus Angst und Erwartung warf ich die Decken von mir, zog den zerknitterten Anzug aus, dann das Gefängnishemd und die langen Unterhosen, und fing schliesslich mit der einstmals geläufigen Tätigkeit des Ankleidens an. Als ich fertig war, öffnete sich erneut die Tür. Der Aufseher kam herein und lächelte entschuldigend, als er die zerfetzten Überreste von dem in die Höhe hielt, was einmal meine Socken gewesen waren. Ich wickelte sie so gut ich konnte um die Füsse und schlüpfte zurück in die senkellosen Mokkassins. Dem Aufseher schien ein Gedanke gekommen, er verschwand und kehrte triumphierend mit zwei Schnürsenkeln und einer Schuhbürste zurück.

Was hatte dieser plötzliche Wandel zu bedeuten, wofür wurde ich so herausgeputzt? Bei der Nachtsitzung damals im September in Warschau hatten sie mich ohne solche Vorbereitungen mitgenommen. Der Aufseher fummelte an seiner Brusttasche herum, zog einen Kamm hervor und gab ihn mir, wobei er auf mein Haar zeigte. Mein Herz klopfte noch heftiger. Wie gern hätte ich den Aufstand der Hoffnung zugelassen! Ich unterdrückte ihn und zog mich in eine emotionslose Passivität zurück.

Wieder war ich allein. Der Metallknopf, den ich Abend für Abend mühsam geschliffen hatte, fiel mir ein. Angesichts dieser neuen, noch undurchsichtigen Wendung wollte ich ihn nicht verlieren. Er war zwischen den Planken und dem Rahmen meines Bettes versteckt. Bevor ich ihn hervorziehen konnte, öffnete sich die Tür. Diesmal war es der Oberaufseher, und er hatte meinen Regenmantel über dem Arm. Es war also endgültig: Ich verliess diesen Ort! Wieder ein Aufwallen von Hoffnung. Der Oberaufseher reichte mir meinen Hut, der aber nicht der meine war, was ihn sehr verlegen machte. Kein Wunder! Bevor er ihn nämlich wieder an sich nahm, hatte ich etwas bemerkt, ein Etikett mit Name und Adresse des Herstellers. Der Besitzer des Hutes, wahrscheinlich wie ich ein Bewohner dieses Kellers, hatte ihn in der Regent Street in London gekauft. Aber bevor ich noch Zeit fand, darüber nachzusinnen, zog der Oberaufseher schon die vertraute schwarze Augenbinde aus der Tasche.

Diesmal gab es keine Plane, keine Expedition über ungesehene Felder. Gleich nach dem Verlassen des Gebäudes rannte ich in etwas hinein, das sich als die Rückseite meines alten Freundes, des Lieferwagens, herausstellte. In dem ich, unterstützt von zwei kräftigen Händen, hineinkroch, stiess ich gegen einen harten Gegenstand, den ich als meinen Koffer identifizierte. Er begleitete

mich also auch auf dieser Reise. Ich hätte ihn umarmen mögen! Wie wirkungsvoll in solchen Augenblicken des Zweifels das Wiederauftauchen vertrauter Gegenstände ist! War nicht die Tatsache, dass wir wieder vereint waren, das sicherste Zeichen dafür, dass wir diesen Keller endgültig hinter uns gelassen hatten? Ich wartete darauf, dass mir die Augenbinde abgenommen würde. Schliesslich war mir das Innere dieses Gefährts ja kein Geheimnis mehr, ebensowenig wie der Hof des MBP-Hauptquartiers in Warschau, der höchstwahrscheinlich unser Ziel war. Aber nichts geschah.

Wir fuhren über holprige, gewundene Strassen, weiter und immer weiter. Ich lauschte auf das Hörbarwerden der Signale, die verkündeten, dass wir uns der Hauptstadt näherten, Autos, glattere, geradere Strassen, Strassenbahnen, Aufenthalte an Kreuzungen. Die Zeichen blieben aus, selbst noch nach schätzungsweise einer halben Stunde Fahrt. In Wirklichkeit waren wir nach einer etwas besseren Strecke wieder auf einer kurvenreichen, holprigen Landstrasse angekommen. Diesmal nicht Warschau. Was dann? Krankmachend die unvermeidliche Antwort: Der Osten, am Ende doch der Osten! Es war soweit. Mein Koffer und ich waren an der Grenze abzuliefern. Weiter und immer weiter nach Osten, immer nach Osten, nach Sibirien und in die Vergessenheit! Ja, heute verliess ich Polen, aber nicht in der Richtung, die ich mir erhofft hatte.

Die Strasse war jetzt noch kurvenreicher, so holprig, dass es fast schon gar keine Strasse mehr zu sein schien. Unvermittelt hielten wir an, die Hupe ertönte. Nach einer Weile ländlicher Stille quietschte ganz in der Nähe ein Eisentor, inzwischen nur zu bekannt. Wir waren am Ziel, und es schien nicht städtischer zu sein als der Ort, von dem aus wir uns auf diese Fahrt begeben hatten. Wir rumpelten über etwas wie einen Acker, nachdem sich hinter uns das Tor klirrend wieder geschlossen hatte, und nachdem wir ein Stück bergauf gefahren waren, manövrierten wir ein paarmal hin und her. Der Motor wurde abgestellt. Jemand öffnete die Tür.

Es war wie eine Wiederholung jener ersten Reise in die Nacht im September. Kalte Landluft strömte herein, als meine unsichtbaren Begleiter mich an den Ärmeln zogen und mir auf den Boden hinunterhalfen. Ganz nahe konnte ich im Inneren eines Gebäudes einen Motor summen hören. Es schien, als gingen wir direkt auf dieses Geräusch zu. Ich stolperte zwei Steinstufen hinauf und stand in einem widerhallenden Raum, wohl einer Eingangshalle. Weitere Steinstufen, diesmal nach unten. Ich zählte acht. Der Lärm des Motors schwoll an, übertönte alle anderen Geräusche und hallte seltsam wider, als befände er sich

in einem endlosen, gewölbten Raum. Alles roch eigentümlich neu, nach neuem Verputz und frischem Holz. Auf Betonfussboden wandten wir uns nach links und dann noch einmal nach links und dann stolperte ich über eine niedrige Tirschwelle auf einen hohl hallenden Holzfussboden. Ich spürte, dass wir uns in einem sehr viel kleineren Raum befanden.

Wir blieben stehen. Jemand nahm mir die Augenbinde ab und ich blickte direkt in «Schus» schwitzendes Gesicht. Als Antwort auf meine Überraschung spielte ein einfältiges Grinsen um seinen Mund. «Nu, nu...», murmelte er fast gutmütig, dann schüttelte er den ungekämmten Strubbelkopf, sein Gesicht war nun voller Zorn und er zeigte auf die gegenüberliegende Wand. Dann wandte er sich um, kümmerte sich nicht darum, ob ich ihm gehorchte, und stapfte hinaus, woraufhin sich die grosse Zellentür geräuschvoll schloss. Er liess mich mit der Frage stehen, von wo er wohl gekommen sein mochte, um erneut in mein Leben einzutreten. Hier draussen am Rande des Nirgendwo war es fast so, als hätte man einen alten Freund wiedergetroffen.

Mit grösster Neugier sah ich mich um. Obwohl meinem vorigen Quartier ähnlich, gab es doch bedeutende Unterschiede, die mich umso mehr beeindruckten, je weiter ich mit meinen Erkundigungen kam. Die Grundelemente waren dieselben, wieder eine Art Kellerzelle, ein mit weisser Farbe undurchsichtig gemachtes Fenster mit Stäben und Gitter, weiss gekalkte Ziegelsteinwände, eine verriegelte Tür mit einem Guckloch, ein ähnlicher Kübel mit Holzdeckel in der Ecke und ein sich hochwölbender Strohsack auf einem Bettgestell. Aber das war ein Unterschied wie der zwischen einem überholten, durch langen Gebrauch verschlissenen Gegenstand und dem neuesten Modell. Obwohl der Raum sehr viel enger war als der, den ich bisher bewohnt hatte (er war nur etwa halb so breit, ungefähr einsachtzig, und knapp vier Meter lang, mit einer so niedrigen Decke, dass ich sie fast berührte), bekümmerte mich das nicht. Das erste, was ich nämlich bemerkt hatte, war, dass die Zelle behaglich und warm war – unter dem Fenster machte ein Rohr mit dicken Schweissnähten eine Schleife. Ich ging hin und befühlte es. Es war heiss, und ich hätte vor Erleichterung fast geweint.

Ich nahm nun auch die anderen Verbesserungen in mich auf, eine nach der anderen. Das zweiflügelige, schmale Fenster war doppelt so gross wie das vorige und würde trotz der dicken Schicht weisser Farbe, die das Glas undurchsichtig machte, genügend Tageslicht hereinlassen. Statt feuchter Ziegelsteine gab es einen ebenen Fussboden aus Holzplanken, der noch so neu war, dass jeder Schritt seine Spuren darauf hinterliess. Die weissen Wände waren von makelloser Sauberkeit, als wären sie erst an diesem Tage gestrichen worden.

Die Glühbirne strahlte nicht unentrinnbar und blendend von der Mitte der Zimmerdecke herab, sondern war in einer mit einem Drahtgitter abgesicherten und einem reflektierenden Hintergrund versehenen Lampe an der einen Seitenwand angebracht. Die Tür war mit Metall verkleidet und so, wie die vorige extrem schmal gewesen war, seltsam breit. Statt eines länglichen Schlitzes hatte sie ein rundes, flaches Guckloch.

Was meine Aufmerksamkeit jedoch am stärksten auf sich zog, war die Schlafstelle. Nicht so sehr die Tatsache, dass Decke, Laken und Kopfkissenbezug, zusammengefaltet auf dem Strohsack neu wie dieser waren, sondern dass alles auf einem amerikanischen Armeefeldbett mit seinen typischen, diagonal verstreuten Füßen lag, das aussah, als sei es gerade erst für mich vom Dachboden der Valley Farm geholt worden. In diesem Augenblick wollte es mir wie das kostbarste Ding dieser Welt vorkommen, ein Stückchen Heimat, das mir hier Gesellschaft leisten, mich stärken und trösten würde. Immer wieder setzte ich die geheime, in Details gehende Untersuchung fort und entdeckte schliesslich auch die Q. M.-Nummer auf der Unterseite der Leinenaufgabe, dazu ein Datum vom August 1945. Wie um Himmels willen war es in diesen Keller der polnischen Geheimpolizei gelangt?

Wach bis tief in die Nacht, schaute ich mich in meiner winzigen Welt um und war fast glücklich. Ich hatte das Gefühl, der einzige Bewohner des Kellers zu sein. Das war kein beruhigender Gedanke. Selbst das Bewusstsein am vorigen Ort, dass es Leidensgefährten gab, hatte etwas für sich gehabt, hatte es doch eine Art Solidarität des Leidens geschaffen. Und warum hatte man mich ganz allein für diese sonderbare Ein-Mann-Operation ausgewählt? Am folgenden Morgen war ich ein wenig beruhigt, ich entdeckte, dass wir zu zweit waren. Ich hatte irgendwo zu meiner Rechten einen Nachbarn, dem wie mir die Kleidung ausgehändigt wurde, der mit dem Eimer zum Waschraum ging und Essen durch die Tür geschoben bekam. Seine Anwesenheit wurde ein wenig später am Vormittag unmissverständlich bestätigt. In der Höhlung des Kellers, nicht weit von mir entfernt, weinte jemand. Es war ein Weinen, wie ich es noch nie zuvor gehört hatte. Es nahm kein Ende, als weine dieser Mensch einfach vor sich hin, in vollkommener Trostlosigkeit und Verlassenheit. Wie seltsam, sich vorzustellen, dass das ein Mann war. Es widersprach einem elementaren Überlebenstrieb, der alle normalen Gefühle erstarren liess. Vielleicht war mein Nachbar ein Jugendlicher, der die ersten Stunden der Einsamkeit und des Selbstmitleids

durchlebte. Sein Weinen klang eigenartig hoch und war widerhallend, fast so mechanisch wie das eines Kindes, das sich in den Schlaf weint.

Meine Zelle lag offenbar direkt neben dem Haupteingang des Gebäudes, denn bei jedem Kommen und Gehen drang das schurrende Geräusch der Schuhe auf den Steinstufen durch die dicke Wand zu mir herein. Bis zum Parterre über mir ging es anscheinend eine halbe Treppe hinauf – die andere halbe war die, über die ich mit verbundenen Augen hier herunter in den Keller gelangt war. Die Eingangshalle hatte eine innere und eine äussere Tür, und jeder, der hereinkam oder hinausging, wurde von einer zweiten Person eskortiert, von einem Portier mit Schlüsseln, der dafür sorgte, dass beide Türen stets verschlossen waren. Ausserdem wurden häufig schwere Gegenstände hereingeschleppt. Am Tage war ständig Lärm zu hören, ein Hämmern und Sägen drinnen und draussen, wie es typisch ist für die abschliessenden Arbeiten an einem Bau. Im Keller wurden Rohre geschnitten und zusammengeschiessst, wahrscheinlich auch Holzfußböden ähnlich dem meinen verlegt. Draussen konnte ich Maurer bei der Arbeit auf einem Gerüst hören, dessen Schatten in den frühen Morgenstunden auf mein Fenster fiel. Ferner ergab sich, dass direkt neben meinem Fenster eine vorspringende Wand war, und ich kam zu dem Schluss, dass die Eingangshalle, nach der Gestalt ihres Schattens zu urteilen, ein halbrunder Vorbau war. Anhand dieser Umrisse und auch der Treppengeräusche ergab sich, dass ich mich auch hier nicht in einem mehrstöckigen Gebäude befand.

Auf meinen Gängen zweimal täglich mit dem Eimer zum Waschraum ergänzte ich die Geräusche meiner neuen Umgebung um visuelle Wahrnehmungen. Der erste Eindruck bestätigte sich, nämlich dass ich in einer besseren Version meiner bisherigen Behausung untergebracht war. Ungefähr von der gleichen Länge und Breite, mit Zellen zu beiden Seiten eines Korridors, das Gebäude wahrscheinlich ein umgebautes Bauernhaus, wenn es nicht völlig neu war. Der Keller ragte weit über die Erdoberfläche hinaus, eher ein Zwischengeschoss, und an den Stirnseiten des Korridors gab es breite, ebenfalls mit weisser Farbe zugestrichene Fenster. Dieser Tatsache war es zu verdanken, dass am Tage genug Licht hereinkam, damit nicht ständig das Licht brennen musste (es wurde hier immer nur bei Dunkelheit angeschaltet). Auf meiner Seite des Korridors, wo die Zellen, da sie nach Süden hinaus lagen, an sonnigen Tagen von fröhlicher Helligkeit waren, gab es sieben Türen, deren mittlere ins Treppenhaus führte, die anderen sechs in Zellen, von denen meine die vierte war, wie die Nummer auf dem Türpfosten anzeigte.

Die Nordseite des Korridors war ähnlich aufgeteilt, aber nur zwei der Räume waren Zellen, was für den Keller eine Gesamtzahl von nur acht Zellen ergab. Die übrigen Räume der Nordseite dienten praktischen Zwecken, die ich im Laufe der Zeit identifizieren konnte. In einem von ihnen, dem in der Mitte, dem Treppenhaus gegenüber, befand sich der unberechenbare Motor, der am Tage immer wieder eine Weile lief und einen infernalischen Lärm erzeugte. Ich wusste bald, dass es sich um eine automatische Wasserpumpe handelte. Interessant war, dass man sie für eine Wassermenge ausgelegt hatte, die weit über das bisschen hinausging, das in diesem Kellergeschoss verbraucht wurde, ein sicheres Zeichen dafür, dass es in der Nähe noch weitere Gebäude gab. Meiner Zelle gegenüber lag ein offener Raum mit einem Vorhang davor, der etwa die gleiche Grösse hatte wie meine Zelle. Das war die Enklave der Aufseher, die mit einem Telefon versehen war, ähnlich jenem in dem Keller, aus dem ich gekommen war. Jenseits des Aufseher-Raumes, und von ihm aus durch eine schmale Seitentür zu betreten, lag der Raum mit der Heizung, die der Obhut der Aufseher anvertraut war. An der türlosen Korridorwand dieses Raumes führte eine schmale, teppichbelegte Holzterrasse hinauf zum Korridor darüber, ohne Absperrung und so unschuldig wie in einem Privathaus.

Die grösste Überraschung dieses Kellers fand sich jedoch am anderen Ende an der Nordseite des Korridors, der Zelle Nr. i gegenüber, der Waschraum. Was für ein Waschraum das war! Ungefähr vier mal vier Meter, gab es an beiden Aussenwänden grosse, übergestrichene Fenster, einen Badebereich mit vier Duschen, alle mit sehr kompliziert aussehenden Bedienungshebeln und Thermometern ausgestattet, dann an der gegenüberliegenden Wand zwei grosse Waschbecken, zwei durch Zwischenwände voneinander getrennte Toiletten und ein Urinbecken und in der inneren Ecke neben der Tür einen eingebauten Kohleherd mit einem darüber auf Halterungen ruhenden zylindrischen Wasserbehälter. Alles gerade erst installiert und für eine ganze Kompanie ausgelegt. Aber ich wartete vergeblich auf den grossen Zustrom von Leuten, die ein Bad nehmen wollten. Der Waschraum wurde nie von anderen als den paar Gefangenen, die in diesem Gebäude einsassen, und den für sie zuständigen Aufsehern benutzt.

In den folgenden Tagen ging ich jedem kleinsten Hinweis nach, der mir meine Verlegung von Zelle Nr. 4 in X nach Zelle Nr. 4 in Y, zwischen denen dreissig oder vierzig Kilometer lagen, erklären könnte. Trotz der Veränderung empfand ich eine eigenartige Kontinuität. Obwohl hier alles den Stempel des

Neuen trug und die unmenschlichen Bedingungen des anderen Kellers gemildert waren, war das Dasein hier in seinen wesentlichen Bestandteilen doch nur eine etwas sanftere Variante. Es war, als sei ich auf demselben unseligen Geisterschiff lediglich von der 3. in die 2. Klasse übergewechselt. Dieselben Routineabläufe – in entspannterer Form – vom Morgen bis zum Abend. Derselbe polternde Hanswurst «Schu», wenn auch der veränderten Umgebung entsprechend gedämpft. Dasselbe rätselhafte X, das auf meine brandneuen Unterhosen genäht war. Und um die Analogie zu vervollkommen, wurde jeden Abend, wenn ich unter die Decke gekrochen war, mein Nachbar, über dessen hemmungsloses Weinen ich am ersten Tag so bestürzt gewesen war, still und ohne das geringste Anzeichen einer «Karnickeljagd» nach oben zum Verhör gebracht.

Das Vernehmungszimmer lag fast genau über meiner Zelle, und manchmal drangen erregte Stimmen durch die Decke, besonders die des Häftlings. Er hatte ein erstaunlich hohes, hysterisches Organ und brach häufig in lange, heftige Tiraden aus, den Tränen nahe. Der Vernehmer kam dann nicht zu Wort. Diese nächtlichen Ausbrüche führten dazu, dass mein Nachbar von Nr. 3 der «Mann mit der hohen Stimme» für mich wurde.

Noch etwas anderes fiel mir an ihm auf. Die Sonnabende boten uns das grosse Fest einer richtigen Wäsche unter der heissen Dusche, eine gewaltige Verbesserung gegenüber den Versuchen, sich in einer eisigen Zelle über einem Wassereimer zu säubern. Aufmerksames Lauschen liess mich entdecken, dass mein Nachbar nicht zum Duschen kam, sondern dass das heisse Wasser zu ihm in die Zelle gebracht wurde, in einer grossen Emailleschüssel, die ich im Waschraum hatte stehen sehen. Sie wurde wieder abgeholt, wenn er mit einem Klopfen an die Tür zu verstehen gab, dass er fertig war. Vielleicht war er Invalide oder hatte irgendeine Krankheit, was dann auch sein Weinen und seine Erregbarkeit oben erklären würde. Oder war das vielleicht eine Form der Bestrafung?

Am schwierigsten war die Erforschung der Aussengeräusche, da mein Fenster trotz wiederholter Bitten, es doch wenigstens einen kleinen Spalt öffnen zu dürfen, um frische Luft hereinzulassen, dicht verschlossen gehalten wurde. Gleichwohl hörte ich in der Morgendämmerung Hähne krähen und später das Gezwitzcher von Vögeln vor meinem Fenster, das ferne Tuckern eines Trekkers, die gleichen ländlichen Geräusche, die Muffin zuvor auch schon gehört hatte. Und einmal dann auch das anschwellende und wieder abebbende, unverkennbare Geräusch eines Aussenbordmotors. Welch ein eigenartiger Zufall!

Und konnte ich nicht manchmal auch das Geräusch eines zur üblichen Zeit kurz vor dem Mittagessen dicht über das Gebäude hinfliegenden Flugzeugs hören?

Oder einmal, als ich, den Eimer in der Hand, die Zelle verliess und jemand vergessen hatte, den Vorhang vor dem Raum der Aufseher gegenüber zuzuziehen – sofort fiel mein Blick auf ihren Tisch. Das war doch der, der erst vor kurzem in dem anderen Keller aus meiner Zelle entfernt worden war! Sogar derselbe Stuhl. Ich verspürte den Drang, stehenzubleiben und sie zu streicheln. Warum sollte sich jemand die Mühe machen, sie meilenweit über Land bis an diesen entlegenen Ort zu transportieren? Und doch – da waren sie!

Etwas Vergleichbares ereignete sich auch noch in einem anderen Bereich. Zwar waren – wie alles andere hier – auch die Schüsseln und der Becher und der Holzlöffel, die zu den Mahlzeiten auf meinem Fussboden landeten, brandneu, aber das Gefängnisessen hatte sich nicht im Geringsten verändert. Ja, es hatte den Anschein, als sei der frühere Koch mit mir zusammen an diesen neuen Ort gereist, so unverkennbar waren die Mahlzeiten von derselben Hand zubereitet. Die Wurstscheiben wurden in gleicher Weise auf die Brote gelegt, und die Bouletten hatten die gleiche Form. Aber das war doch verrückt! Warum hätten sie den Koch mit mir zusammen verlegen sollen?

Bald machte ich eine weitere Entdeckung. In dem Gebäude, in dem ich mich befand, waren kein Koch und keine Küche versteckt. Ich bemerkte, dass eine Abfolge von Schritten auf dem Pfad draussen, im Eingang und die Treppe herunter das Signal waren, das eine Mahlzeit ankündigte, und fand schnell heraus, dass unser Essen jedesmal auf einem Tablett aus einer Küche in einem Gebäude irgendwo östlich von mir herbeigebracht wurde. Dieselbe Küche wie zuvor? Das war doch wohl mit Sicherheit auszuschliessen. Aber spottete nicht alles hier der Logik?

Und so kam es, dass ich zu argwöhnen begann, mich keineswegs einen Steinwurf weit von der russischen Grenze zu befinden, sondern dass ich den Ort, an dem ich die zurückliegenden Monate verbracht hatte, in Wirklichkeit gar nicht verlassen hatte. Konnte es sein, dass diese Fahrt über gewundene Landstrassen keine andere Funktion gehabt hatte als das schnelle Im-Kreis-Drehen beim Bindekuhspiel? Die Ausfüllung dieses Bildes wurde in den kommenden Monaten zu meiner Lieblingsbeschäftigung – aber erst viel, viel später wurde mir klar, wie nahe meine neue Zelle Nr. 4 tatsächlich meiner alten war.

Hier tat nur ein Aufseher Dienst, ausser wenn die Zellentür geöffnet wurde, dann fungierte der gerade oben diensttuende Portier oder der Aufseher, der zu-

vor Dienst gehabt hatte, als zeitweilige Verstärkung. Die drei, die sich im Keller ablösten, waren «Schu», der hier der Oberaufseher zu sein schien, ein kleiner Kerl mit einem winzigen, kurz gehaltenen Schnurrbart, den ich zuvor nur einmal in dem anderen Keller gesehen hatte, und ein älterer Mann, der in der ersten Zeit noch den besorgten und irgendwie peinlich berührten Gesichtsausdruck des Anfängers hatte.

Von diesem Trio, das für lange Zeit meinen einzigen Kontakt zur menschlichen Rasse bildete, war der kleine Bursche derjenige, der sich als der am wenigsten einnehmende Vertreter entpuppte. Er war ein Schatten «Schus» und tat alles, sich diesem, was seine übelsten Eigenschaften betraf, als ebenbürtig zu erweisen. Was bei «Schu» eine unvorhersehbare Verrücktheit war, in die er sich ohne Vorbedacht hineinsteigerte und die häufig mit einer gutmütigen Einfalt durchsetzt war, wurde bei seinem Nachahmer zu berechneten, an Katze und Maus erinnernden Attacken. Nicht dass er mir je körperlich Gewalt angetan oder Sadismus gezeigt hätte. Es war lediglich so, dass «der Gemeine», wie ich ihn nannte, angesichts seiner physischen Kleinheit und seiner farblosen Persönlichkeit den ununterdrückbaren Drang verspürte, jemand zu sein. Sein Schnurrbart half da schon, aber trotzdem provozierte seine Erscheinung weiter dazu, ihn zu ignorieren und herumzuschubsen, ohne dass er eine Möglichkeit gesehen hätte, sich zu behaupten. Hier im Kellergeschoss aber war er der Mann mit Autorität, und so spielte er jedesmal, wenn er die Zellentür aufmachte, diese Rolle und das in jeder Form, die ihm gerade einfallen wollte, und immer darauf bedacht, sein Gegenüber zu demütigen. Noch lange, nachdem «Schu» diese Gesicht-zur-Wand- und Hände-über-den-Kopf-Prozeduren längst als hoffnungslos befunden hatte bei einem Menschen, der so offenkundig unfähig war, das gesprochene Wort und die eindeutige Geste zu verstehen wie ich, bereitete dem «Gemeinen» der Versuch Freude, mich mit wohlberechneten kleinen Erniedrigungen zu angstvoller Unterwerfung zu treiben. Mein Widerstand wuchs jedoch mit der Zeit, das erste Anzeichen eines Härterwerdens, das mich schliesslich in einen fast pausenlosen Kampf gegen die, die mich gefangen hielten, verwickelte und sogar fast das Leben kostete.

Der dritte Aufseher – ich nannte ihn «Fatty» – war ein ganz anderer Typ als «Schu» und «der Gemeine». Er nahm seine Arbeit ernst, wie er jede andere Arbeit auch ernstgenommen hätte. Er hatte etwas Deutsches an sich, und es hätte mich nicht überrascht, wenn er aus einem der westlichen, unter deutschem Einfluss stehenden Landesteile Polens stammte. Für «Fatty» zählten nur Ordnung und geregelte Abläufe. Innerhalb dieses Rahmens kümmerte er sich mit

einer fast väterlichen Fürsorglichkeit um seine Schützlinge, mit der Fürsorglichkeit, mit der er sich auch um das Reitpferd seines Herrn gekümmert hätte. Er forderte Gehorsam, nicht, um sich selbst zu behaupten, sondern weil Gehorsam zur Ordnung der Dinge gehörte, ebenso wie Sauberkeit. Während «Schu» und «der Gemeine» nichts darin sahen, mein Kinn bei der sonabendlichen Rasur zu einem blutigen Brei zu zerfleischen, weil ich das eben so verdient hatte, schwitzte und errötete «Fatty» jedesmal, wenn er mir auch nur den kleinsten Schnitt beigebracht hatte, und schüttelte entschuldigend den Kopf. Im Unterschied zu den anderen beherrschte er einzelne deutsche Wörter, die er als imperatives «tu» verwendete. «Gehen», «Halt», «essen», «beeilen» und «verboten» waren seine Lieblingswörter. Vielleicht war er ja selbst während des Krieges Gefangener der Nazis gewesen, und diese Wörter hatten sich ihm eingepägt. Wie dem auch sei, er sprach sie ohne beabsichtigte Beleidigung oder Bosheit aus.

Obwohl ich allen Grund hatte, die grosse Verbesserung der äusseren Daseinsbedingungen zu preisen, die sich mit meiner Verlegung an diesen neuen Ort ergeben hatte, blieb das Grundproblem unverändert. Noch immer war ich von einem unerklärlichen Nichts umgeben, ohne zu wissen, was vor mir lag. Noch immer war ich jeder Betätigungsmöglichkeit beraubt, die Gedanken ohne Ziel ausserhalb ihrer selbst, war ich ohne einen von aussen kommenden Reiz, der das Vakuum zwischen Schlaf und Schlaf hätte füllen können.

Hatte ich zuvor unter der Kälte gelitten, so war es nun die Hitze. Statt der um mich gewickelten Decken genügten mir nun ein Hemd und die langen Unterhosen. Und doch fühlte ich keine Erleichterung. Zu einem grossen Teil erwuchs das Unbehagen aus dem Mangel an frischer Luft. Vierundzwanzig Stunden am Tag verbrauchte ich den begrenzt vorhandenen Sauerstoff eines kleinen, hermetisch verriegelten Raums. Das Fenster mit seinen doppelten Scheiben war fest geschlossen. Zum einzigen Luftaustausch kam es während der kurzen Zeiten morgens und abends, auf dem Weg zum Waschraum. Alle Bitten, das Fenster, und sei es nur für einen kurzen Luftzug, zu öffnen, blieben ungehört.

Der Mangel an Luft hatte eine niederdrückende Wirkung. Physisch verstärkte er Symptome, die sich schon in der anderen Zelle auf Grund der Anspanntheit gezeigt hatten, Unterleibsschmerzen, die am Nachmittag auftraten. Zugleich bekam ich eine Entzündung im Mund. Obwohl das Essen, das ich erhielt, quantitativ immer ausreichend war und die Mittagsmahlzeit, für eine Gefängniskost, unverhältnismässig gut, fehlten Vitamine.

Es war kein Wunder, dass meine Gesundheit darunter zu leiden begann. Es ergab sich damit eine Möglichkeit zu testen, welche Einstellung diejenigen zu mir hatten, die für meine Inhaftierung verantwortlich waren. Was würden sie tun, wenn ich ernsthaft erkrankte? Wenn sie die Absicht hatten, mich endgültig verschwinden zu lassen, so konnte eine tödliche Krankheit ein bequemer Weg zu diesem Ziel sein, sie zumindest aber kalt lassen. Wenn sie mich jedoch lebendig «auf Lager» zu halten gedachten, dann wären sie gezwungen, etwas zu unternehmen. Wenn man also beispielsweise mit einem Prozess rechnete, an dem ich beteiligt werden sollte, um der Welt zu zeigen, dass ich noch da war, würden sie darauf achten, dass mir inzwischen nichts zustiesse. Das war die optimistische Sicht der Dinge. Konnte das nicht die Erklärung für alle Verbesserungen sein?

Ich begann, meine Beschwerden, so gut ich konnte, «Schu» zu schildern. Er kratzte sich am Kopf und nickte. Nichts geschah. Vielleicht hatte er mich nicht verstanden. Als nächstes versuchte ich es mit «Fatty», wobei ich die Hilfe seines deutschen Wortschatzes in Anspruch nahm. Er hörte mir ernst zu und sagte, er werde die Sache melden. Wieder wartete ich. Am nächsten Tag nahm ich mir sogar den «Gemeinen» vor. Als nach einem weiteren Tag noch immer nichts geschehen war, begann ich, das Schlimmste zu fürchten. Ich beschloss, noch einen Versuch zu machen und diesmal ohne Worte meine Beschwerden so zu «dramatisieren», dass ich garantiert verstanden werden würde. Als am Nachmittag die Schmerzen einsetzten, griff ich das Kissen, presste es gegen den Unterleib und wanderte auf und ab, wobei ich das Gesicht verzog. Ich muss einen alarmierenden Anblick geboten haben. Es entging mir nicht, dass der kleine Deckel vor dem Spion häufig beiseite geschoben wurde und dass im Laufe der nächsten Stunde das Telefon im Raum der Aufseher gegenüber mehrfach klingelte.

Ich hatte mich an diesem Abend kaum hingelegt, da hörte ich, wie jemand den Raum über mir aufschloss. Stühle wurden hin und her gerückt. Das Telefon gegenüber klingelte, und einen Augenblick später wurde mein Anzug in die Zelle befördert. Ich wurde über die Treppe im Korridor hinauf zu einer mit einem Vorhang verhängten Tür geführt, neben der ich mich mit dem Gesicht zur Wand aufstellen musste, während der Aufseher klopfte. Dann wurde ich in ein hell erleuchtetes Büro mit den üblichen schweren Vorhängen vor den Fenstern, einem modernen Schreibtisch und einem grossen, auf dem Boden zusammengerollten Orientteppich geschoben. Ein kräftiger Mann mit einem haarlosen, kanonenkugelrunden Schädel und einer dicken Hornbrille sass auf einem Stuhl und sah mich schweigend an. Was aber meine Aufmerksamkeit auf sich

zog, das war der zweite Mann, der hinter ihm stand. Es war der verschlossene Mensch, der mich damals in dem Raum auf dem Warschauer Flugplatz erwartet und den ich seit diesem unseligen Nachmittag nicht wieder gesehen hatte.

Ich war so überrascht, dass ich den sitzenden Mann verständnislos ansah, als dieser in perfektem Deutsch sagte: «Wie ich höre, haben Sie Beschwerden gesundheitlicher Art.»

Allmählich dämmerte mir, dass er Arzt war und ich auf Grund meiner Kissenszene hier. Das machte mich so aufgeregt, dass ich das eigentliche Problem beinahe vergessen hätte. Ich versuchte alles zu erklären, verhedderte mich. Es war so lange her, dass ich mit jemandem gesprochen hatte, der auch in der Lage war, mich zu verstehen, dass ich berauscht war und meine Worte in einem Strom aus mir hervorquollen. Weit mehr, als meine Beschwerden zu erläutern, lag mir daran, die Aufmerksamkeit dieses Mannes auf meine allgemeine missliche Lage zu lenken. Sobald der zweite, der schweigsame Mensch, das bemerkte, sagte er mit Schärfe und auf Polnisch, ich solle den Mund halten. Danach untersuchte mich der Arzt kommentarlos, und sobald ich wieder angezogen war, wurde ich im Eilmarsch in meine Zelle zurückgebracht. Ich war glücklich und triumpierte. Meine Strategie hatte zum Erfolg geführt, der Test war positiv ausgefallen. Eines wusste ich jetzt, sie wollten mich nicht tot, wenigstens nicht zu diesem Zeitpunkt. Aber besonderen Mut machte mir, dass ich zum ersten Mal, seit ich die Welt verlassen hatte, unbeabsichtigt als menschliches Wesen behandelt worden war.

Am nächsten Morgen zur Frühstückszeit bestätigte sich diese Einschätzung, als ich nämlich einen Becher heiße Milch und ein Stück Weissbrot mit Butter erhielt anstelle des üblichen Muckefucks und Schwarzbrotts mit Käse. Auch das Mittagessen war anders als sonst, bestand jetzt aus einer Schüssel mit Graupensuppe und einem Teller geriebener roher Mohrrüben, Zitrone und, darauf schwimmend, zwei weichgekochte Eier, dazu ein bisschen trockenes Weissbrot. Zum Abendbrot wieder ein Becher Milch, diesmal Dickmilch, und Weissbrot mit Butter. Ich freute mich darüber. Nicht, dass dieses Essen mir besser geschmeckt hätte. Der Verlust des Mittagessens erwies sich eher als hart. Es war auch nicht deshalb, weil ich erkannte, dass diese Diät dazu beitragen würde, eine ernsthafte Erkrankung zu verhindern. Nein, der Hauptgrund war, dass ich den Beweis hatte, dass man mich noch brauchte, dass die da oben sich die Erhaltung meines Lebens angelegen sein liessen.

Ein paar Tage nach dem Erlebnis mit dem Arzt wurde ich am späten Nachmittag nach oben beordert. Wieder der Arzt? Eine Stimme im Büro beantwort-

tete das Klopfen mit «*Prosche... Bitte.*» Ich trat ein. Hinter dem Schreibtisch sass ein kleiner blonder Mann mit buschigem Schnurrbart und forschenden Augen und hielt den Blick starr auf mich gerichtet, während ich mich auf einen Stuhl ohne Lehne in der Ecke neben der Tür setzte. Ich starrte zurück. Trotz seines seltsamen Betragens hatte ich doch den Eindruck, einen reiferen und verständnisvolleren Menschen vor mir zu haben, als er mir bisher begegnet war. Ungefähr in meinem Alter und wohl eher ein Intellektueller, wenn man seine Kleidung zum Massstab nahm, er trug einen Tweedanzug und eine handgewebte wollene Krawatte.

Zu guter Letzt brach er das Schweigen. «Wie lange sind Sie schon in Haft?» Seine Stimme war ruhig, ohne Aggressivität, und sein Deutsch hervorragend.

«Ungefähr zwölf Wochen.»

Er dachte eine Weile nach, den Blick die ganze Zeit über auf mich gerichtet. Dann fragte er mich eher beiläufig, wie das denn meiner Gesundheit bekomme. Ich erwähnte meine Beschwerden und den Besuch des Arztes, woraufhin er antwortete: «Ja, ich habe auch schon von anderen Gefangenen gehört, dass er ein gewissenhafter und kompetenter Mann ist...» – und setzte nach einer Pause hinzu: «Sie sehen, wir können Ihnen helfen, wenn Sie das möchten.»

Wieder eine kurze Stille. Dann fuhr er in gemessenem Ton fort: «Also, Ihre Daseinsbedingungen können sich gewaltig verändern. Sie können sich verbessern, wie Sie gesehen haben. Aber auch sehr verschlechtern. Das liegt ganz und gar in unserer Macht. Ich denke, Sie verstehen mich. Es will mir scheinen, dass wir jetzt ein Stadium erreicht haben, wo wir uns zusammensetzen können, ohne noch länger wie die Katze um den heissen Brei herumzugehen. Wir können unser Thema gemeinsam angehen als zwei Leute, die voll und ganz damit vertraut sind, und mit einer Objektivität ähnlich jener von Kollegen im Labor.»

Ich verstand nicht so ganz, worauf er hinauswollte, aber ich war über seine ruhige Vernünftigkeit unendlich erleichtert. Am wichtigsten war: Wir würden direkt miteinander sprechen, uns einer gemeinsamen Sprache bedienen. Ich nickte eifrig. «Aber ja, das ist es, was ich gern tun würde. Wie Sie sich vorstellen können, möchte ich diesem entsetzlichen Irrtum endlich auf den Grund gehen. Ich mag einfach nicht glauben, dass Sie davon in irgendeiner Weise profitieren können.»

Wieder trat Stille ein. Er lehnte sich im Stuhl zurück, als bedenke er meine Bemerkung mit grosser Sorgfalt. Als er dann wieder das Wort ergriff, blickte er mich durchdringend an.

«Irrtum, Mr. Field? Dass Sie zu guter Letzt gezwungen sind, Ihre Karten auf den Tisch zu legen? Oder meinen Sie etwa das Spiel selbst? Denn seit Jahren haben Sie mit besonderem Geschick gegen uns gespielt. Schliesslich aber musste die Wahrheit herauskommen. Das Spiel ist aus, und Sie sind in unserer Gewalt. Es ist Ihnen inzwischen doch sicherlich klar geworden, dass der einzig vernünftige Weg für Sie der ist, uns dabei zu helfen, Ihr vergangenes Tun aufzuklären. Ich hoffe, dass dies der Geist sein wird, in dem wir hier in diesem Raum zusammenarbeiten...»

Ich konnte mich nicht mehr beherrschen und platzte heraus: «Aber um Himmels willen, was denn für ein Spiel? Was für ein Spiel soll ich gegen Sie gespielt haben?» Wenigstens konnte ich mich diesmal verständlich machen.

Meine Frage scheinbar überhörend, fuhr er, jedes einzelne Wort betonend, fort: «Ja, Sie waren wie alle anderen. Sie fühlten sich allzu sicher und reizten folglich zu hoch. Sie setzten auf mangelnde Wachsamkeit seitens unserer Volksorgane, auf unsere Unerfahrenheit. Sie und Ihre Hintermänner haben sich verrechnet, Mr. Field, und die Tatsache, dass Sie hier sind, stellt eine schwere Niederlage für den Klassenfeind dar. Ihre Verschwörung war nicht die letzte gegen uns, aber wir haben das Herz getroffen und die grösste Bedrohung abgewendet, seit wir unsere Freiheit gewannen. Der angerichtete Schaden ist gross. Wir sind zwar langsam, aber unsere Stärke liegt in der Entschlossenheit, jedes letzte Restchen auszumerzen...»

Wieder unterbrach ich ihn, von der Sicherheit seines Tons verblüfft. «Aber Sie reden doch Unsinn. Was denn für eine Verschwörung? Sagen Sie mir, was ich Ihnen getan habe. Nennen Sie mir ein Beispiel.»

Er stand auf und ging zwischen Fenster und Tür auf und ab.

«Und wer ist Allen Dulles?»

«Allen Dulles?... Das weiss ich nicht. Warum?» Ich versuchte mich zu erinnern. War dieser Name nicht irgendwann vor dem Krieg in der Schweiz im Zusammenhang mit der *Bank of International Settlement* aufgetaucht? Ich wagte zu sagen: «Es gibt einen John Foster Dulles. Das ist der einzige Mensch dieses Namens, den ich kenne. Er ist so eine Art aussenpolitischer Berater der Republikanischen Partei und hat an vielen internationalen Konferenzen teilgenommen. Wahrscheinlich ist der andere irgendein Verwandter von ihm, ein Sohn oder Bruder. Es handelt sich um eine durchaus bekannte Familie.»

Er hatte sein Umhergehen wieder aufgenommen. «Mr. Field, jetzt erklären Sie mir genau, welcher Art Ihre Beziehung zu Allen Dulles war, und wie die Aufträge aussahen, die Sie von ihm erhielten.»

«Aufträge? Aber ich habe Ihnen doch gerade gesagt, dass ich von dem Mann nichts weiss. Er ist mir nie begegnet.»

«Und doch waren Sie in der Lage, ihn sofort zu identifizieren. Ja, vielleicht haben Sie ihn wirklich nie zu sehen bekommen. Das war ja auch für Ihre Arbeit, für die Direktiven, nicht erforderlich.» Er verfiel wieder in Schweigen und wechselte dann abrupt das Thema.

«Wann haben Sie Ihren Bruder zum letzten Mal gesehen?»

«Im Sommer 1947 in Paris.»

«Und wohin sind Sie nach diesem Zusammentreffen gereist?»

«In die Schweiz.»

«Ja, für zwei Tage. Und dann?»

«In die Tschechoslowakei.»

«Und sagen Sie, haben Sie Ihren Bruder auch im Frühjahr 1939 kurz besucht?»

«Ja. Ich war auf meiner Rückreise nach England zwei Tage in Genf.»

«Und wohin sind Sie von England aus gereist?»

«Nun ja, ich hatte vor, nach Amerika zurückzukehren, da ich ein Bauprojekt in Europa abgeschlossen hatte und...»

«Genau. Es wäre wohl das normale gewesen, nach Hause zurückzukehren. Was aber taten Sie, ein paar Tage, nachdem Sie von dem Besuch bei Ihrem Bruder wieder in London eingetroffen waren? Wohin sind Sie da in Wirklichkeit gereist?»

«Ich flog auf Vorschlag meiner späteren Frau, die für das britische Flüchtlingskomitee arbeitete, nach Prag, um dort Leuten, die auf der Flucht vor dem Hitler-Regime waren, zu helfen, deren Leben nach der Okkupation der Tschechei durch die Deutschen aufs Höchste gefährdet war.»

«Ja, Sie reisten also in die Tschechei, nachdem Sie Ihren Bruder getroffen hatten, wie Sie das dann auch 1947 wieder taten.» Er ging schweigend auf und ab, setzte sich dann an den Schreibtisch. «Und sagen Sie, Sie hatten diesen Sommer auch vor, Ihren Bruder zu besuchen? Wo?»

«Aber natürlich, ich hatte gehofft, ihn in Genf besuchen zu können. Dann dachte ich, er sei in Prag, aber...»

«Aber dieser Plan ging irgendwie schief, nicht wahr?» sagte er und lächelte dabei. «Und Sie sind nicht mit ihm zusammengetroffen.»

«Nein, unglücklicherweise konnte ich ihn nicht finden.» Ich fühlte mich zunehmend unbehaglich. Was bezweckte er mit diesen Stichproben?

«Unglücklicherweise konnten Sie ihn nicht finden», wiederholte er, die Worte betonend. «In Ihrer schriftlich festgehaltenen Aussage heisst es, Ihrer

Ansicht nach sei er Anfang Mai verschwunden. Sie aber haben bis August gewartet, bevor Sie etwas unternahmen. Anders ausgedrückt: Bis Sie Ihre Anweisungen hatten.»

«Ich erfuhr davon erst, als ich die Frau meines Bruders im Juli in Genf besuchte.»

«Und sie war es, die Ihnen die Direktiven gab?»

«Ich erbot mich, ihr in jeder Weise zu helfen, die sie als am geeignetsten ansehen würde, ihren Mann zu finden.»

«Und die Weisung lautete wieder Prag, wie schon 1939 und 1947?»

«Sie wissen sehr wohl, dass ich, wenn ich auch nur geahnt hätte, ich könnte in den Verdacht geraten, irgendwie gegen eines Ihrer Länder aktiv gewesen zu sein, wohl kaum nach Prag weitergereist wäre, nachdem ich vom Verschwinden meines Bruders dort erfahren hatte. Die Tatsache, dass ich in die Tschechei geflogen bin und mich an die dortigen Behörden gewandt habe, und auch, dass mir meine Schwägerin zwei Tage später dorthin gefolgt ist, ist doch wohl der beste Beweis für unsere Unschuld.»

«O ja, ganz ohne Zweifel hätten Sie sich gern da herausgehalten. Aber Sie hatten Ihre Befehle und keine Wahl. Sie mussten Ihre Mitarbeiter in Prag und Warschau warnen. Und vielleicht auch die in Berlin?» Er zog die Schublade auf und meinen mir so vertrauten braunen Terminkalender heraus. «Sie haben ein paar Berliner Adressen hierdrin, nicht wahr?» Erschlug die letzte Seite auf. «Ja, Berlin. Ist das Ihre Handschrift?» Er reichte mir den Kalender.

«Nein, die meiner Schwägerin. Sie dachte, diese Leute, Bekannte meines Bruders hier im Osten, könnten bereit sein, uns zu helfen.»

«Die Handschrift Ihrer Schwägerin...» Er legte das Büchlein zurück in die Schublade und sah mich scharf an. «Es war ein verzweifertes Spiel, Mr. Field... diese Unschuldsgeschichte... aber es ging daneben, wie die Tatsache beweist, dass Sie jetzt hier sitzen.»

Ich kam mir vor wie im Irrenhaus. Schritt für Schritt wurde ich in die Defensive gedrängt. Bislang war ich sicher gewesen, dass mein Unglück, wenn nicht durch meine nicht sehr kluge Fotografiererei, daraus entstanden war, dass ich mich auf das Verschwinden meines Bruders eingelassen und mich seiner Spur zu weit genähert hatte, was mein eigenes Verschwinden zu einer Notwendigkeit hatte werden lassen. Vom kommunistischen Standpunkt aus gesehen konnte die bloße Tatsache, dass ich hinter ihren Linien nach meinem Bruder forschte, zu einem Akt der Spionage werden. Aber hätte es auch sonst sein können? Der Grund musste entweder in meinem Fotografieren oder – und das war

wahrscheinlicher – in meiner Suche nach Noel liegen. Ich war entschlossen, mir Klarheit zu verschaffen.

«Ich verstehe nicht, worauf Sie mit Ihren Andeutungen von Direktiven und Verschwörungen hinauswollen.» Wieder ging ich auf die wahren Gründe für meine Besuche in der Tschechoslowakei und in Polen in den Jahren 1939 und 1947 sowie in diesem Sommer ein. Einmal mehr gab ich meinen einzigen Regelverstoß, das Fotografieren, zu und erklärte, wie es dazu hatte kommen können. Ja, es sei mit Blick auf die augenblicklich so gespannte Atmosphäre unverantwortlich gewesen. Obwohl dies alles ohne jegliche feindliche Absicht geschehen sei, sei ich vollauf bereit, mich vor Gericht dafür zu verantworten und ein Strafmaß zu akzeptieren, das dem Umfang meines Vergehens gegen ihre Gesetze angemessen sei.

Mein Vernehmer hatte mit wachsender Ungeduld zugehört und erhob sich nun wieder hinter dem Schreibtisch.

«Warum kommen Sie dauernd auf diese Fotografierei zurück? Haben wir da auf einer Untersuchung bestanden? Uns war sehr wohl bewusst, was für Freiheiten Sie sich da herausgenommen haben. Sie wurden deshalb am Morgen des 22. August vorübergehend festgenommen, aber wir haben Sie dann wieder entlassen, oder etwa nicht? Wir hätten gute Gründe gehabt, Sie festzuhalten, aber wir entschieden uns dagegen, da es nicht Ihre Kamera war, die uns interessierte. Das war ja in Wirklichkeit nur ein Requisit zur Untermauerung Ihrer behaupteten Unschuld, ebenso wie Ihr Interesse am Wiederaufbau. Wir sind keine Kinder, Mr. Field.»

Dass ich fotografiert hatte, interessierte sie also nicht. Das stand jetzt fest. In gewisser Weise war das eine Erleichterung, weil mich die ganze Zeit über ein Schuldgefühl gehemmt hatte. Es hatte mich von Anfang an in die Defensive gedrängt. Sie übersahen also absichtlich die einzige Möglichkeit, mich ganz legal zu bestrafen, und erfanden stattdessen eine Geschichte von Spionage und Intrigen. Da ich mir ausser dem Fotografieren nichts hatte zuschulden kommen lassen und mein Handeln in jeder Beziehung einer freundlichen Gesinnung entsprochen hatte, blieben nur meine fehlgeleiteten Bemühungen, Noel zu finden – möglicherweise verbunden mit anderen, die Sache erschwerenden Aspekten seines Lebens, die mir unbekannt waren.

Während mir einerseits der zunehmende Einfluss der kommunistischen Linken auf Noels Leben nicht entgangen war, kannte ich ihn andererseits doch auch als einen unverbesserlichen Individualisten und Idealisten. Könnten ihn nicht die Entwicklungen der zurückliegenden Jahre in Konflikte der Art gebracht haben, wie sie auch hinter dem Streit mit Tito gestanden hatten? Es ging

mir auf, dass es, wäre er wirklich von den Sowjets entführt worden, nur zwei Gründe dafür geben konnte. Er selbst oder Personen, denen er während des Krieges geholfen hatte, waren auf irgendeine Weise in einem der Satellitenstaaten in die Auseinandersetzungen zwischen Tito und Stalin hineingezogen worden. Oder es stellte einen «Gegenzug» im Zusammenhang mit dem Hiss-Prozess dar, um zu verhindern, dass er dort als Zeuge vorgeladen wurde. Oder es stand vielleicht beides dahinter.

Ich wusste über das Leben meines Bruders kaum mehr als das, was der Öffentlichkeit bereits bekannt war, und ich baute darauf, dass die, die mich hier gefangenhielten, das inzwischen anhand der früheren Verhöre begriffen hatten. Folglich blieb nur, dass ich auf der Suche nach meinem Bruder hier im Osten herumgeschnüffelt hatte. Ich beendete die Pause, die nach seiner letzten, bedeutsamen Erwiderung eingetreten war, und sagte: «Also gut, wenn es nicht mein Fotografieren war, das mich in diese Schwierigkeiten gebracht hat, dann werde ich einfach nur für meinen Versuch bestraft, meinem Bruder und seiner Frau in einer sehr bedrängenden und menschlichen Situation geholfen zu haben. Hätten Sie nicht genauso gehandelt, wenn Sie an meiner Stelle gewesen wären?»

«Warum kommen Sie nur immer wieder auf Ihren Bruder zu sprechen, Mr. Field? Um eines klarzustellen: Sie sitzen Ihretwegen hier, nicht seinetwegen. Verstehen Sie? Sie sind es und Ihre Taten, die den Gegenstand unserer gemeinsamen Untersuchungen hier bilden, worüber wir uns, wie ich glaube, von Anfang an auch einig waren. Ja, vielleicht hat Ihr Bruder selbst eine ganze Menge auf dem Kerbholz. Wir könnten sehr wohl gemeinsam zu dem Schluss kommen, dass seine Arbeit sogar noch effektiver war als die Ihre, dass er näher am Zentrum war, als Ihnen vielleicht klar ist. Nicht, dass ich damit den Schaden verharmlosen möchte, den Sie angerichtet haben, bevor wir dem allen ein Ende machen konnten...»

Er hatte sich wieder hinter dem Schreibtisch niedergelassen und blickte auf die Uhr. «... aber ich bin enttäuscht. Das ist kein sehr guter Anfang, nicht wahr? Ich schlage vor, dass wir jetzt fürs Abendessen unterbrechen und später weitermachen. Da haben wir dann soviel Zeit, wie wir brauchen.»

Er drückte auf einen Knopf unter der Tischkante. Einen Augenblick später trat «der Gemeine» ein, schnippte mit den Fingern und machte eine weit ausholende Bewegung. Ich stand auf und trat in das Halbdunkel des Korridors hinaus. «Hände, Hände», zischte er auf Polnisch und ging dicht hinter mir, damit ich meine Schritte beschleunigte. Wie üblich überhörte ich seine Aufforderung,

zuckte die Achseln, als hätte ich ihn nicht verstanden. Unten betrat ich meine warme Zelle, auf deren Schwelle der Becher mit Sauermilch und das Brot schon auf mich warteten.

Ich war froh, zurück zu sein. Die Zelle war ein Zufluchtsort, um meine Gedanken angesichts dieser neuen, überwältigenden Wendung zu ordnen. Es war also weder Noel noch die Fotos. Ich selbst war es, auf den sie es abgesehen hatten. Der Schlüssel lag in meinem eigenen Leben, im Geflecht meiner eigenen Aktivitäten. Ich stürzte die Milch hinunter, verschlang das Brot und lief auf und ab, das Hirn nach einer Antwort zermarternd. War es vielleicht so, dass ich den Kommunisten zu nahe gestanden hatte, zugleich aber auch zu fern? War nicht ihr grösster Zorn für den unverbesserlichen Unabhängigen reserviert, der sich nicht in die Reihen der Gläubigen einpfirchen liess? Würden sie nun die Rache der KP an Kommunisten auch auf mich anwenden, der ich nie einer der ihren gewesen war? Das schien nicht unmöglich, ebensowenig wie die Verurteilung von Männern für Ansichten und Taten aus einer Zeit lange bevor ein kommunistischer Staat existiert hatte.

Je länger ich darüber nachdachte, desto beunruhigter wurde ich. Wie wenig beneidenswert war es in Zeiten wie diesen, weder Fisch noch Vogel zu sein. Wie leicht hatte es die Generation meines Vaters gehabt! Wie viel einfacher damals das Leben, mit ethischen Normen und unter Beachtung der menschlichen Würde. Ich hatte keine Wählerschaft hinter mir, nichts, weder die Befriedigung des Reaktionärs im Hass, als Mittelpunkt einer gerechten Sache, noch die Gewissheit des Kommunisten, der seine Lage einer historischen Entwicklung unterordnen konnte, an deren Ende alles gut werden würde.

Die Schlafenszeit kam heran. Vielleicht gab es doch keine Sitzung mehr. Ich war enttäuscht. Ich wollte der Sache auf den Grund kommen, jetzt, wo ich die Richtung klarer zu erkennen glaubte. Ich lag da und dachte nach. Auf der anderen Seite der Wand waren das übliche Kommen und Gehen von schweren und leichteren Stiefeln, das Auf- und Abschiessen der inneren und äusseren Eingangstür zu hören. Dann ein Geräusch, das mich sofort hellwach machte. Wurde der Schlüssel des Zimmers über mir im Schloss umgedreht? Ein Lichtschalter klickte, ein Stuhl wurde gerückt. Jemand hatte sich hingesetzt. Das Telefon gegenüber im Raum der Aufseher klingelte. Auf Polnisch: «Ich höre, ich höre. In Ordnung.» Aktivität, der Schlüssel im Schloss meiner Tür und meine Kleidung auf dem Fussboden, während ich schon auf meinem Platz am Fenster stand.

Wieder in der Ecke, den Schreibtisch gegenüber. Wieder der Sparring-

kampf, das schonungslose Umkreisen von etwas Unbekanntem, das es nicht gab.

«...und sagen Sie, die Flüchtlinge in Krakau wurden 1939 mit Hilfe von britischen Visa, die Sie beschafft hatten, nach England evakuiert?»

«Nein, nicht direkt. Mit Visa, die das Flüchtlingskomitee in London beim Innenministerium beantragte.»

«Aber auf der Basis von Listen und Empfehlungen, die aus Polen geliefert wurden.»

«Ja, in der Hauptsache, obwohl mein Büro anfangs dem des Vizekonsuls in Kattowitz unterstellt war, und dies wiederum London, wo die Entscheidungen getroffen wurden. Nur einmal kam ein Team des Innenministeriums herüber, um das Verfahren zu beschleunigen. Es entschied auf der Stelle, nach Interviews und mit Hilfe unserer Listen.»

«Und Sie sagen, bei der Gewährung dieser Visa fanden auch Kommunisten Berücksichtigung? Ist das richtig?»

«Ja, sogar eine ganze Menge. Das ist richtig.» Ich war froh, dass wir uns wieder 1939 zugewandt hatten. Die Hilfe, die den Kommunisten zuteil geworden war, stand ausser Zweifel. Das würde mir jetzt zustatten kommen.

«Gut, Mr. Field, lassen Sie uns einen Augenblick lang annehmen, wir seien Politiker, genauer gesagt, britische Politiker des Jahres 1939. Welches Interesse könnte uns, die Regierung von Neville Chamberlain, der das Münchner Abkommen mit Hitler ausgehandelt hatte, Ihrer Meinung nach dazu bewegen, den Kommunisten gegenüber plötzlich so grossmütig zu sein? Wäre es nicht viel eher im Sinne unserer Ziele als Wächter des Kapitalismus und des britischen Empire, diese Kommunisten auf ewig in den Konzentrationslagern Hitlers verschwinden zu lassen?»

Ich dachte einen Augenblick nach. «Wahrscheinlich liegt die Erklärung in dem schlechten Gewissen, das die britische Öffentlichkeit nach dem Münchner Abkommen hatte. Sie dachten wohl, das mindeste, was man tun könne, sei es, jenen zu helfen, mit denen die Gestapo ihrer anti-nationalsozialistischen Aktivitäten wegen wahrscheinlich kurzen Prozess machen würde. Besonders gefährdet waren die links orientierten Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich, die bis dahin Zuflucht in der Tschechoslowakei gefunden hatten. Ferner die Sozialdemokraten, Kommunisten und Gewerkschaftler des Sudetenlandes, die in Opposition zur irredentistischen, pro-nationalsozialistischen Bewegung standen. Nach der Eingliederung des Sudetenlandes in das Deutsche Reich wurde anerkannt, dass allen diesen Leuten eine sofortige Flucht ermöglicht werden musste, unabhängig von ihrer Parteizugehörigkeit. Alle politischen

Gruppierungen übten entsprechenden Druck aus, den die britische Regierung nicht ignorieren konnte.»

Ein Lächeln kam von der anderen Seite des Schreibtisches. «Das britische Innenministerium verteilte also Ihrer Ansicht nach alle diese Visa für Kommunisten nur aus schlechtem Gewissen? Also wirklich, erscheint Ihnen das nicht doch ein bisschen sehr naiv?»

Ich erwiderte, dass fraglich sei, ob die britische Regierung ohne den Druck der Öffentlichkeit der misslichen Lage der Antifaschisten in der besetzten Tschechei grosse Beachtung geschenkt hätte.

Seine Skepsis wuchs. «Blosse Hilflosigkeit? Die Regierung handelt gegen ihre eigenen Interessen, bloss weil einige Leuten Theater machen? Bürdet sich völlig grundlos einen Haufen ausländischer Kommunisten auf, und das kurz vor Kriegsbeginn? Zahlt ihnen sogar noch die Reise nach England? Die Linke der britischen Diplomatie weiss nicht, was die Rechte tut? Also wirklich, Mr. Field! Wie alt sind Sie... neununddreissig? Und in der Lage, mit unbewegtem Gesicht dazusitzen und mir eine solche Geschichte zu erzählen? Wo waren Sie in all diesen Jahren?»

Ich kam mir, derart von ihm bearbeitet, ein wenig albern vor. Irgendwie schien er etwas zu haben, worauf ich keine Antwort wusste. «Nun ja, vielleicht hatten sie ganz konkrete, nationale Interessen, die unter der Oberfläche verborgen blieben. Ich schliesse natürlich nicht aus, dass das ebenfalls eine Rolle spielte.»

«Weiter, weiter... Ja. Welche zum Beispiel?»

«Zum Beispiel die Tatsache, dass 1938 und 1939 die internationale Lage sehr instabil war. Alles konnte geschehen, und man musste für Alternativen sorgen. Dass allen Bemühungen in München und danach zum Trotz Deutschland doch noch nach Westen vorstossen könnte, war nicht auszuschliessen. In diesem Falle wären die Kommunisten ein Gewinn gewesen, mit ihrer Erfahrung im Untergrundkampf gegen die Nazis daheim und in der Tschechei! Wenn es zum Krieg käme, würde man diese Erfahrungen nutzbringend anwenden können, was man ja schliesslich dann auch tat. «

«Welche weiteren Gründe könnte es für den Versuch gegeben haben, die Führungskader der tschechischen und deutschen kommunistischen Bewegungen auf bequemem Wege auf britischen Boden zu bekommen?» Er machte eine Pause und fuhr dann fort: «Vielleicht, um beim Aufbau zukünftiger KPs behilflich zu sein?»

«Nein, natürlich nicht, aber was ich gerade sagte... Und was ist mit der an-

deren Alternative, England verbindet sich mit Hitler zum Kampf gegen die Sowjetunion? Es wäre für diesen Fall sehr gut, wenn man die politischen Führer auf britischem Boden sicher interniert und unter Kontrolle hätte.»

Der Vernehmer sah zufrieden aus. «Sie geben also zu, dass die Erteilung der Visa nicht ganz so altruistisch gewesen sein könnte, wie Sie es zunächst dargestellt haben? Und doch... Warum drücken Sie sich eigentlich am offensichtlichsten Nutzen dieser eigenartigen Gastfreundlichkeit vorbei?»

«Ich verstehe nicht.»

«Um Partner zu werden, Mr. Field, Partner nach dem Sieg. Vertrauenswürdige Aussenposten des I. S. im Zentrum jedweder neuen Volksdemokratie.»

Meine Verwirrung wuchs. «Was bedeutet I. S.?»

Seine Züge verrieten eine Anwendung von Ärger, aber er beherrschte sich. Was hatte ich falsch gemacht?

Er stand auf, liess sich nicht zu einer Beantwortung meiner Frage herab. Er ging schweigend auf und ab, und als er wieder am Schreibtisch vorbeikam, streckte er die Hand aus und drückte auf den unsichtbaren Knopf. «Ich bin sehr geduldig, Mr. Field, aber so geht das nicht. Sie werden jetzt wieder nach unten gehen.»

Und so schlurfte ich, als Nachspiel einer unbeantworteten Frage, in meinen schnürsenkellosen Mokassins wieder hinunter in meine Zelle. In gewisser Weise erleichtert. Ich war erschöpft und wollte die neuen Elemente der Verrücktheit zusammenstückeln. Ich hatte jedoch kaum meinen Anzug übergeben und mich hingelegt, als ich das Telefon erneut klingeln hörte. Die Tür öffnete sich, und da lag der Anzug wieder auf dem Boden. Ein paar Augenblicke später stand ich in dem verhängten Raum.

Ich war unruhig und fühlte mich im Nachteil, weil ich die Initialen nicht kannte. Zu meiner Erleichterung schien sich sein Interesse verlagert zu haben. Er sass wieder hinter dem Schreibtisch, den Blick auf mich gerichtet.

Er sagte mit ruhiger Stimme: «Mr. Field, lassen Sie uns noch einmal anders anfangen. Erzählen Sie mir, wer Sie 1939 nach Prag geschickt hat. Wessen Anweisungen Sie da gefolgt sind.»

Wir waren also wieder im alten Gleis, beim September. «Wie ich schon mehrfach gesagt habe, war es Kate, die damals anregte, ich solle hinfahren. Wir waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht verheiratet. Nachdem Hitler im März besetzt hatte, was noch von der Tschechoslowakei übrig war, hatte man sie gefragt, ob sie jemanden kenne, der eventuell bis nach Prag vordringen und dort

Verbindung vor allem mit den kommunistischen Flüchtlingen aufnehmen könne, die nicht vor der März-Invasion hatten gerettet werden können. Die Okkupation hatte ja alle Kanäle einer legalen Intervention versperrt. Obwohl die britischen Visa bereits genehmigt waren, waren sie bei der Abfertigung gegenüber anderen Gruppen politischer Flüchtlinge ins Hintertreffen geraten, und nun war es plötzlich zu spät. Der einzige Ausweg war die Flucht über die Grenze nach Polen, in das britische Vize-Konsulat in Kattowitz...» – und einmal mehr schilderte ich in allen Einzelheiten meine geheime Mission in Prag.

Er machte keinen Versuch, meinen Bericht in Zweifel zu ziehen, sondern beschränkte sich darauf, mich diesen oder jenen Aspekt ausführlicher darstellen zu lassen, besonders meine Krakauer Unternehmung. Immer, wenn ich enden wollte, fragte er: «Und dann?» Wenigstens ging es diesmal ohne den zerstückelnden Prozess des Übersetzens ab, d.h. ich konnte meinen Bericht einmal im Zusammenhang vortragen.

Stunden schienen zu vergehen, in denen meine Stimme fortgesetzt weiterdröhnte. Während ich gegen Kälte, Hunger und Schlaf ankämpfte, hatte ich den Eindruck, einer Schallplatte zuzuhören. Einige Male unterbrach mich die Stimme gegenüber, um zu bemerken, dass die Abfolge der geschilderten Ereignisse im Allgemeinen stimme, dass ich mich aber konsequent um die eigentliche Bedeutung des Ganzen herumdrücke, dass ich mich die ganze Zeit lang nur an die dem Auge sichtbaren Teile des Eisberges halte, während doch unser gemeinsames Bemühen dem grösseren Teil unter der Oberfläche gelte. Irgendwann drückte er auf den Knopf, und wenig später suchte ich steif und wie betäubt meinen Weg durch den Korridor und hinunter in meine Zelle.

Das wurde einen ganzen Monat so beibehalten. Trotz der Erschöpfung durch die endlosen Nachtstunden dort oben verspürte ich neue Kraft und Zuversicht. Dafür gab es verschiedene Gründe. Der wichtigste: Es geschah etwas! Die endlosen Tage und Nächte ohne Sinn und Zweck, ohne Form, ohne eine Beschäftigung für meinen Geist, ohne Anzeichen dafür, dass je etwas anders würde, hatten ein Ende. Die Zeit bedrückte mich nicht mehr. Mein Kopf hatte etwas, worauf er sich konzentrieren konnte, und jeder Tag bekam von der Sitzung der vergangenen Nacht ein neues Kontingent von Dingen zugewiesen, über die sich nachgrübeln liess.

Ein zweiter Grund war das Entkommen aus der Einsamkeit und das Entstehen einer menschlichen Beziehung. Ich hatte wieder eine Identität. Ich war Mr. Field. Die Atmosphäre in dem vorhangverhängten Raum glich auf eigen-tümliche Weise der Intimität des Behandlungszimmers eines Psychoanalyti-

kers. Nicht die geringsten Anzeichen für Drangsalierung, Gewalt und Demütigung, die ich bei meinem Aufenthalt in dem anderen Keller mit solchen Nachtsitzungen zu assoziieren gelernt hatte. Die Illusion wurde mit grösster Kunstfertigkeit aufrechterhalten. Ich war stets darauf bedacht, sie nicht zu zerstören, immer hoffend, ein Umschlagen abwenden zu können.

Mein Vernehmte blieb nüchterner, so als seien unsere gemeinsamen Sitzungen das natürlichste von der Welt. Sie hatten nichts Übereiltes oder Unausweichliches an sich. Es war wie eine Art Seminar der Verrücktheit, bei dem wir es uns leisten konnten, dem Humor und der menschlichen Schwäche einen gebührenden Platz einzuräumen, so dass sich ernste Überlegungen in Heiterkeit auflösen konnten. Manchmal schweiften wir in stundenlangen philosophischen Diskussionen vom Thema ab. Er war sehr belesen, und so diskutierten wir gelegentlich über Literatur, wie an jenem Nachmittage, den wir mit einem Gespräch über Goethe und einer Interpretation des *Faust* verbrachten. Bei anderer Gelegenheit befassten wir uns mit der Architektur.

Ich liess mich auf diese Möglichkeiten mit einer fast kindischen Zwanghaftigkeit ein. Nie gab es die kleinste Andeutung, dass etwas Befremdliches oder Unnormales an der Tatsache meines Hierseins sein könnte, dass ich, ein amerikanischer Architekt, zuständig für ein Universitäts-Entwicklungsprogramm, mit Frau und Kindern und einem Zuhause, in einem Keller irgendwo in Polen sass, frei verfügbar, so dass ich jeden Augenblick des Tages oder der Nacht nach oben geholt, zu einem phantastischen Frage-und-Antwort-Spiel auf einen Stuhl in der Ecke gesetzt werden konnte, um am Ende auf einen Knopfdruck hin wieder weggesteckt zu werden. Alles war so unwirklich angelegt, dass es mich bis zu stiller Ergebung hypnotisierte. Hatte ich im August und September noch gefordert und protestiert, so war ich jetzt sorgsam darauf bedacht, nichts zu tun, was das augenblickliche Gleichgewicht hätte stören können. Die Vergangenheit schien schon so weit weg, so unreal! Alle Vorstellungen von der Welt, an der ich einmal Teil gehabt hatte, waren nach und nach fortgeschwemmt worden, und ich hatte mich darein ergeben, Nacht für Nacht in diesem Raum zu sitzen, überzeugt, dass dies der einzige Weg sei, der mich aus dem Alptraum hinausgelangen lassen würde.

Nach diesen Sitzungen zu urteilen, schien meine grösste Angst, die vor dem endgültigen Verschwinden, unbegründet zu sein. Alles deutete auf einen Prozess hin. Ein Prozess war, wie immer das Ergebnis aussehen mochte, eine ermutigende Aussicht. Eines Nachts sagte mein Gegenüber nach einer längeren

Abschweifung über die Komplexität der menschlichen Persönlichkeit, es werde mich sicher freuen zu hören, dass der Richter, der für meinen Prozess in Erwägung gezogen werde, eine komplizierte Persönlichkeit wie ich selber sei, also in der Lage, mich zu verstehen. «Wie denn, hat man wirklich vor, mir den Prozess zu machen? Wann?»

«Ja, wahrscheinlich... Das hängt ganz von Ihnen ab.»

Die Unwirklichkeit der Sitzungen wurde jedoch immer überwältigender. Immer häufiger fragte ich mich, ob das nicht Ausdruck einer seltsamen Geisteskrankheit sein könnte, die mich befallen hatte, einer Persönlichkeitsspaltung, bei der eine makabre Phantasie die Wirklichkeit vertrieben hatte. Ein deutscher Film aus den zwanziger Jahren, *Das Kabinett des Dr Caligari*, kam mir in den Sinn, eine geisterhaft-zwielichtige Welt der Angst und der Verfolgung, und am Ende stellt sich heraus, dass es die verzerrten Geschichten sind, die der Insasse einer Heil- und Pflegeanstalt um seine Ärzte und Pfleger spinnt. Auch ich schien in einem Irrenhaus zu sein, in einem, in dem die Irren das Sagen hatten und mich, den Normalen, verfolgten.

Wie aber konnte ich erkennen, dass es nicht andersherum war? Wie? Dass dies eine Halluzination war, aus der ich nicht auszubrechen vermochte? Als die Tage des Nachbohrens, der Beschuldigungen und der Wortgeplänkel fortschritten und zu Wochen wurden, überkam mich gegen alle Vernunft ein unbestimmtes Schuldgefühl, das Gefühl, in der Defensive zu sein, so sehr, dass ich manchmal kaum noch wagte, meinem Ankläger ins Gesicht zu sehen. Es musste da etwas geben. Wenn auch nicht bewusst, so hatte ich vielleicht ohne mein Wissen wirklich Dinge getan, die sich von allem, was ich angenommen oder beabsichtigt hatte, grundlegend unterschieden? Das sei irrelevant, sagte der Vernehmer. Meine Wirklichkeit sei eine subjektive. In diesem Raum aber hätten wir es mit der objektiven Realität zu tun – und schon waren wir bei einem einstündigen Streitgespräch über das Problem der subjektiven und der objektiven Realität. Dass ich in Krakau, wie er behauptete, an einer grösser angelegten Geheimdienstoperation beteiligt gewesen war, mochte ja stimmen. Er räumte selbst ein, dass mir vielleicht nicht klar gewesen war, dass mein Vorgesetzter in Kattowitz britischer Agent war, was aber nichts an der objektiven Situation ändere, daran nämlich, dass ich durch meine Aktivitäten tatsächlich selbst auch zum Agenten geworden sei.

Aber wie hatte ich an einer mir unbekanntem Geheimstrategie mitwirken können, durch die gerade das in meinem Leben, das für mich von grösstem Wert war, zu etwas wurde, dessen ich mich schämen musste? Wie konnte ich

mich noch für unschuldig erklären? Kaum wahrnehmbar wuchs das Schuldgefühl. Entglitt mir die Realität? Spielte ich bald die Rolle, in die mich der Mann auf der anderen Seite des Schreibtisches hineintrieb? Oft ertappte ich mich in den frühen Morgenstunden dabei, dass ich erschöpft einräumte, er könne recht haben, und doch fehlte da immer das letzte Verbindungsglied, um zu einer Einigung zu kommen.

Eine lange Diskussion über Charaktereigenschaften endete mit seiner Bemerkung: «Nun, man kann eben nicht nur nach dem äusseren Anschein gehen. Sehen Sie sich zum Beispiel sich selbst an. Sicher ist da der Eindruck eines sehr anständigen, idealistischen und einnehmenden Menschen. Und dann sehe man sich an, was Sie in all diesen Jahren hinter der Maske der Kultiviertheit im Schilde geführt haben! Genau dieser Anschein war Ihnen bei Ihrem Doppelleben so hilfreich und hat alle getäuscht... vielleicht sogar Sie selbst?»

Mich selbst? Das wurde der nächste Stolperstein. «Sie haben mir relativ wahrheitsgetreu über Ihr Leben berichtet. Wir haben jetzt neunzig Prozent Ihrer Geschichte. Aber wie lange noch sollen wir um den heissen Brei herumgehen, was den Rest angeht, die fehlenden zehn Prozent, die andere Seite? Sie haben die Ereignisse 1939 in Krakau sachlich dargestellt, dabei aber die besondere Rolle ausser Acht gelassen, die Sie selbst dort gespielt haben – als seien Sie nur ein Rädchen im Getriebe gewesen, dem der Zweck der eigenen Handlungen nicht bewusst war. Wenn wir uns darüber verständigen können, welches die wahre Natur der Rolle war, die Sie dort gespielt haben, ist der Rest von geringer Bedeutung, und wir werden den Grossteil unserer Aufgabe hier oben erledigt haben. Mir ist noch nie ein Mensch mit einem solchen Eigensinn begegnet wie Sie. Wozu diese Starrköpfigkeit?»

Ja, wozu?

Und so schichteten sich Tag um Tag die Blätter mit meiner Aussage zu höheren Bergen auf. Wir waren seit dem ersten Abend einen langen, langen Weg gegangen, und die Atmosphäre war allmählich immer gespannter geworden. Langsam gewann das Bild meiner Schuld Konturen, trat immer deutlicher hervor: Ich war 1939 im Rahmen eines britischen, manchmal war es ein amerikanisches, manchmal ein britisch-amerikanisches, Geheimdienstunternehmens gegen die tschechischen und deutschen kommunistischen Bewegungen nach Prag gegangen. Wie konnte es geschehen, dass ein führender deutscher Kommunist, dem ich in Prag die Mittel für die Flucht nach Polen hatte zukommen lassen, von der Gestapo an der Grenze festgenommen worden war, während ich angeblich in Kattowitz im britischen Vize-Konsulat, einem «berüch-

tigten Zentrum britischer Geheimdienstaktivitäten», auf ihn gewartet hatte? War es Zufall, dass zu den dortigen Mitarbeitern auch ein «Nazi-Agent» gehört hatte, der für die Papiere der Flüchtlinge zuständig war? War nicht mein zeitweiliger direkter Vorgesetzter in Polen als britischer Agent bekannt gewesen? Liess ich nicht auf diese Weise alle Papiere in die Hände des I. S., des *British Intelligence Service*, gelangen? Wurden nicht alle Visaanträge vom britischen Innenministerium bearbeitet? Und war nicht dieses Ministerium seinerseits ein Arm des britischen Geheimdienstes? Wenn ich also meine Weisungen durch die genannten Kanäle erhalten und diese für meine Arbeit genutzt hatte, hatte ich dann nicht praktisch für den britischen Geheimdienst gearbeitet? Eine klare, in sich geschlossene Schlussfolgerung-wie konnte ich also sagen, sie sei falsch?

Nach vielen Nächten gab ich auf. Ja, wenn all das zuträfe, dann hätte ich allem Anschein nach in Krakau für den britischen Geheimdienst gearbeitet. Es sei mir nichts Neues, dass die Flüchtlingsarbeit immer mit einem Schlangennest der Intrige ende. Was mich angehe, so sei alles möglich. Zweifellos hätte eine Reihe von mir unbekanntem Konkurrenten die Finger im Spiel gehabt. Selbst damals schon, 1939, hätte ich immer wieder den starken Verdacht gehabt, dass da entsprechende Aktivitäten – sowohl auf der rechten als auch auf der linken Seite – im Gange gewesen seien, die nicht im Einklang mit dem Wohl der Flüchtlinge gestanden hätten.

Mein anfänglicher Optimismus war verfliegen. Obwohl ich mich immer häufiger fragte, wo dies alles enden würde, entwickelte ich zugleich eine Passivität, als sei ich zwei Personen in einer. Irgendwie schien es nicht mein eigenes Schicksal, das auf dem Spiel stand. Irgendwie hatte ich mir in der Isolation dieser Monate eine Distanziertheit zugelegt, die mich die Lächerlichkeit allen menschlichen Strebens erkennen liess, als betrachte ich von einem anderen Planeten aus dies alles und mich selbst als Beispiel dafür. Oft schien es, als diktierte ich einem Biographen meine Erinnerungen. Aber während die Fakten niemals in Zweifel gezogen wurden, wurde die Motivation für alles, was ich getan hatte, auf den Kopf gestellt. Darin lag eine vorbedachte Folgerichtigkeit, die mich immer wieder an meinem Verstand zweifeln liess.

Nur wenn er mich zu sehr bedrängte und die Geduld verlor, setzte ich mich zur Wehr. Ich beschuldigte die kommunistischen Staaten des Kannibalismus, der sie einen besonderen Spass daran haben liess, eher ihre Freunde oder sich gegenseitig zu vernichten, als sich um ihre wahren Feinde zu kümmern. Ich verglich den kommunistischen Sicherheitsapparat mit einer Feuerwehr, die

ständig falschen Alarmen nachjagt, während es an anderer Stelle tatsächlich brennt. Die Belastung stieg bis zur Bruchgrenze, und der Vernehmer ging wütend vor mir auf und ab, bis ich ein Lächeln kaum noch unterdrücken konnte. Dann setzte er sich unvermittelt und verfolgte in grosser Ruhe eine andere Spur.

Je mehr ich die Hilfe hervorhob, die ich 1939 in Krakau gefährdeten Kommunisten hatte angedeihen lassen, desto triumphierender schien er.

«Ja, unsere Berichte bestätigen alles, was Sie sagen...» Er dachte einen Augenblick nach, hielt dann einen Aktendeckel in die Höhe.

«Und wie steht es mit Ihren Beziehungen zur Krakauer Polizei, zum Starosta Woynarowski? Glücklicherweise haben wir die Polizeiunterlagen aus jener Zeit hier, sie sind sehr aufschlussreich.»

Er fuhr fort und fragte, wie es komme, dass ich, der ich doch Opfern des Faschismus geholfen habe, mit einer faschistischen polnischen Polizeiabteilung zusammenarbeiten können, die mit den Nazis jenseits der Grenze ein Herz und eine Seele gewesen sei.

Ich wollte mich nicht in einen Streit über das Wesen der polnischen Vorkriegsregierung hineinziehen lassen. Sicher konnte man ihr viel anlasten, und ihre politischen Tendenzen und ihr Antisemitismus waren allgemein bekannt gewesen. Dem war auch zu verdanken gewesen, dass es einem gefährlichen Drahtseilakt gleichgekommen war, den antifaschistischen Flüchtlingen in ihren provisorischen Unterkünften Schutz angedeihen zu lassen. Ich wies darauf hin, dass für mich in meiner Position die Gutwilligkeit der örtlichen Behörden von grosser Wichtigkeit gewesen sei. Ohne sie wäre schliesslich das ganze Unternehmen in sich zusammengebrochen.

«Und die Razzien und Überfälle der Polizei in diesem Sommer, die Massenauslieferung von Flüchtlingen über die Grenze und direkt an die Gestapo... Gehörte das auch zu Ihrer Kooperation?»

Damit rührte er an das schwerste und herzerreissendste Unglück, mit dem ich mich in all diesen herzerreissenden Monaten des Jahres 1939 hatte befassen müssen. Eigentlich war ich nie damit fertig geworden, und ich ahnte immer, dass es mich den Rest meines Lebens verfolgen würde. Da die Zahl der eintreffenden Flüchtlinge stark angestiegen war und die der genehmigten Visa umgekehrt drastisch verringert wurde, sammelten sich schnell etwa 500 Flüchtlinge an, von denen die meisten nicht die geringste Chance hatten, emigrieren zu können. Nach dem deutschen Einmarsch in der Tschechei im März hatte Warschau ursprünglich dem diplomatischen Begehren der Briten mit einiger Wi-

derwilligkeit entsprochen, den Transit von Flüchtlingen mit britischem Visum durch Polen nach Schweden (von wo aus sie dann nach England weitergeleitet wurden) zu gestatten. Die Ansammlung von Flüchtlingen in Krakau und Katowitz einige Wochen später beunruhigte die polnischen Behörden und sie sahen darin einen Missbrauch der Genehmigung.

In einer für die damalige Zeit typischen Weise wurde beschlossen, die Sache dadurch zu bereinigen, dass man die örtlichen Polizeibehörden anwies, eine allmähliche Räumung vorzunehmen und die Flüchtlinge über die Grenze zurückzuschaffen, wo sie direkt in die Arme der wartenden Gestapo rannten. Die Krakauer Polizei hatte keine andere Wahl, als die Anweisung zu befolgen, und ich konnte sie nicht davon abhalten, da ich nicht in der Lage war, 500 Visa vorzuweisen.

Ich hatte mir die grösste Mühe gegeben, zum Starosta Woynarowski in seiner Doppelrolle als Chef der Stadtverwaltung und der Polizei eine gute, offizielle Beziehung aufrechtzuerhalten. Das war eine Grundvoraussetzung unserer Arbeit, die ausserdem, was Unterkünfte und Verpflegung anging, von der Krakauer Bevölkerung erheblich unterstützt wurde. Als ich mich bei ihm darüber beschwerte, dass er die schnelle Abfertigung der Flüchtlinge und damit ihre baldige Weiterreise nach England behindere, erklärte er sich bereit, zur «Neutralisierung» der Wirkung seiner Razzien beizutragen, während er zugleich die Instruktionen aus Warschau buchstabengetreu befolgte.

Er bestand also auf einer wöchentlichen Razzia vor Tagesanbruch irgendwo in der Stadt, wobei immer fünfzig und mehr Flüchtlinge im Gewahrsam der Polizei landeten, versprach aber, alle diejenigen wieder freizulassen, bei denen ich mich dafür verbürgen konnte, dass sie für ein Visum in Frage kamen und entsprechend abgefertigt wurden. Wir wussten beide, dass wir den Bogen überspannten, dass ich auf diese Weise aber die am stärksten Gefährdeten retten konnte, unabhängig davon, ob ein Visum vorlag. Das bedeutete für mich jedoch, dass ich mich in der schrecklichen Rolle des Schiedsrichters in einem Spiel befand, bei dem es ja buchstäblich um Leben und Tod ging. Ich versuchte zusammen mit meinen Helfern, die Prioritäten genau festzulegen, damit ich einen Anhaltspunkt hatte, wenn ich mit dem Starosta über der Liste seines Menschenfangs sass und mit ihm um den grösstmöglichen Prozentsatz von Leuten feilschte, den er freizulassen, d.h. nicht zur Grenze zurückzucarren bereit war.

Wenn geklärt war, wer die wenigen Glücklichen sein sollten, überliess es der Starosta mir, bei der Polizei sicherzustellen, dass sie tatsächlich entlassen wurden. Jedesmal musste ich dabeistehen, wenn die Inhaftierten in zwei Grup-

pen aufgeteilt wurden. Ich erinnerte mich wieder daran, wie ich jede Woche auf den Anruf vor Morgengrauen gewartet hatte, der eine Razzia und den Beginn einer neuen, herzerreissenden Prüfung ankündigte. Wie konnte man von einem Menschen mit dem geringsten Sinn für Anstand erwarten, dass er solche Entscheidungen traf, bei denen es kaum ein Trost war, dass es auf diese Weise gelang, Menschen zu retten und den totalen Zusammenbruch der Unternehmung zu verhindern? Selbst der Polizeiinspektor in Zivil, Wysznewski mit Namen, der die Razzien durchführte, kam mir aus unerfindlichen Gründen zu Hilfe, indem er mir Hinweise zu Zeitpunkt und Ort bevorstehender Einsätze gab, was mich in die Lage versetzte, auch ein paar von jenen, die ich am wenigsten schützen konnte, in Sicherheit zu bringen. Er behauptete, ihn leite die Sorge um das Schicksal prominenter Tschechen, die ihm ins Netz gerieten, aber auch die Vorstellung, dass ein solches Schicksal auch Frauen und Kinder ereilen sollte. «Ich bin ein Familienmensch, Pan Field, und man hat mir im Grossen Krieg in Prag Zuflucht gewährt.»

Es war klar, dass der Vernehmer nun seine Aufmerksamkeit ganz auf diesen Teil meiner Arbeit in Warschau richtete. Einleitend äusserte er die Vermutung, dass der Planer all dieser Razzien niemand anderes gewesen sei als ich selbst. Ich sei es gewesen, der das polnische Innenministerium darauf angesetzt habe, es sei meine wirkungsvollste Aktion gegen die Kommunisten gewesen.

Ich war sprachlos. Meine Instruktionen aus London hatten gelaute, die gefährdetsten Personen zu retten. Dazu gehörten auch die Kommunisten, und nicht einer von ihnen war zur Grenze zurücktransportiert worden. Ich nannte die Namen einiger Tschechen, die das bestätigen würden.

Er lachte triumphierend. «Sie haben vollkommen recht, nicht einer. Nicht so erstaunlich, wenn man bedenkt, welches Spiel Sie da spielten, nicht wahr? Man habe sie erst einmal in der Gewalt...» Er überlegte einen Augenblick lang. «Und warum haben Sie die Freilassung selbst überwacht? Wäre es nicht das einzig Logische gewesen, wenn der Starosta zum Hörer gegriffen und seinem Inspektor unten bei den Inhaftierten die Namen vorgelesen hätte? Wieso tauchen Sie da in diesem rein polizeiinternen Verfahren auf? Weil das notwendig war. Weil Sie Ihre auserwählten Gefangenen dann in das kleine Hinterzimmer brachten. Und zu welchem Zweck? Nicht nur Frauen, wie der Inspektor Wysznewski bei seinem eigenen kleinen Spielchen, o nein. Ihre Absichten waren weniger frivol, Sie wollten denen nur sagen: ‚Ich kann Sie retten, auf der Stelle freilassen. Aber zuerst müssen wir ein kleines Geschäft abschliessen. Als Ge-

genleistung für die Freilassung und das britische Visum, das Sie zu gegebener Zeit erhalten werden, unterschreiben Sie mir diese Erklärung hier, dass Sie sich in Zukunft zur Verfügung des *British Intelligence Service* halten werden, um jede Aufgabe zu übernehmen, die er für Sie haben sollte. Wenn nicht, bedaure ich, nicht verhindern zu können, dass Sie an der Grenze in die Hände der Gestapo fallens»

Ein frohlockendes Lächeln breitete sich auf dem Gesicht auf der anderen Seite des Raums aus. «Und dann kam 1945, und Ihre Krakauer Freunde kehrten in die tschechische Heimat zurück und stiegen im neuen Leben ihres Landes in hohe, verantwortungsvolle Positionen auf. Und in wessen Dienst? Im Dienste jener Herren, denen Sie sie im Hinterzimmer des Krakauer Polizeigewahrsams ausgeliefert hatten.»

So hatten also nicht nur meine Bemühungen einen makabren Dreh erhalten, genauso wie meine Weigerung, die Flüchtlinge in den letzten Tagen vor der deutschen Invasion im Stich zu lassen, obwohl mich Noel in Genf und die amerikanische Botschaft in Warschau dazu gedrängt hatten, sondern auch meine Arbeit in der Zentrale des *Czech Refugee Trust Fund* während der ersten Monate des Krieges. Meine Aufgabe dort war es gewesen, meine Bekanntschaft mit den Flüchtlingen aus Polen dazu zu benutzen, sie angesichts der neuen Sicherheitsbedürfnisse auf ihre Zuverlässigkeit hin zu überprüfen. Auch das ein Beweis meiner Arbeit für westliche Geheimdienste, ebenso später in Amerika, wo ich mich aufgerufen gefühlt hatte, Flüchtlingen bei der Asylsuche behilflich zu sein, vor allem in Verbindung mit der Arbeit meines Bruders für das *Unitarian Service Committee* in Marseille.

Und dass mein Bruder ein enttarnter amerikanischer Agent sei, daran bestehe, wie er mir sagte, keinerlei Zweifel. Ja, verkündete mein Vernehmer, das wisse inzwischen die ganze Welt. Noel hätte sich in den französischen Internierungslagern tatsächlich des gleichen Rekrutierungsverfahrens bedient wie ich, Freiheit mit der zukünftigen Undercover-Arbeit für den amerikanischen Geheimdienst verbunden. Die Alternative? Die Züge in das Vernichtungslager von Auschwitz. So hatte er – sogar mehr noch als ich – seine Agenten in das Zentrum der Volksdemokratien der Nachkriegszeit eingeschleust.

Der Irrsinn, der mich zu verschlingen drohte, liess mir nichts mehr, woran ich mich noch festhalten, was ich noch sagen konnte. Stumpf wartete ich auf den Knopfdruck, das Klopfen an der Tür. Auf die Befreiung.

Eines Abends wurde mir eine Aussage zur Unterschrift vorgelegt, die etwa folgendermassen aussah: Auf die Frage, in welcher Weise ich für den Geheim-

dienst der Vereinigten Staaten gearbeitet habe, erfolgte die Antwort: «Indem ich meinem Bruder, einem Agenten des amerikanischen Geheimdienstes, während des Krieges bei seiner Flüchtlingsarbeit half, arbeitete auch ich, wie ich zugebe, für den amerikanischen Geheimdienst.»

Ich las das Schriftstück durch und verweigerte die Unterschrift.

«Mr. Field, welchen Sinn hat es denn, noch weiter zu leugnen, was schon jedermann weiss! Sie sind ein starrköpfiger Mann. Ihr Bruder war da sehr viel realistischer. Er arbeitete mit uns zusammen, sobald er begriffen hatte, dass das Spiel aus war...»

Mir blieb fast das Herz stehen. Das war der erste offene Hinweis, dass mein Bruder tatsächlich in der Gewalt einer der kommunistischen Staaten war und dass die polnischen Sicherheitsorgane Kenntnis von seinem Verhör hatten. Aber ich war entschlossen, mich nicht weiter drangsalieren und aus Schwäche in irrsinnige Aussagen treiben zu lassen. Ich war fest davon überzeugt, dass Noels Aktivitäten während des Krieges genausowenig mit einer Unterminierung der kommunistischen Staaten, die ja noch gar nicht existiert hatten, zu tun gehabt hatten wie die meinen im Jahr 1939.

Der Vernehmer fuhr fort: «Ich gestehe zu, dass Ihnen der tatsächliche Charakter der Arbeit Ihres Bruders nicht klar war, wie möglicherweise auch er nicht voll und ganz über Ihr Tun informiert war. Bei einer Arbeit wie der Ihren ist es ja üblich, sie in viele Teilbereiche aufzuteilen. Lassen Sie uns für den Augenblick also annehmen, dass Sie sich trotz aller Ähnlichkeit Ihrer und seiner Arbeit hinsichtlich des Lebens und der Ideale Ihres Bruders einige Illusionen machten. Dass das vielleicht sogar einer Absicht entsprach. Werden Sie der Aussage, die ich Ihnen vorgelegt habe, zustimmen, wenn wir beweisen können, welche Rolle Ihr Bruder gespielt hat?»

«Aber das kommt überhaupt nicht in Frage!»

Er beharrte: «Aber wenn wir es beweisen können, schwarz auf weiss?»

Ich zuckte die Achseln. «Ja, dann vielleicht.»

Er öffnete die Schublade des Schreibtisches und zog ein rötliches Taschenbuch heraus, in dem viele Merkzeichen steckten. Er reichte es mir. «Fällt Ihnen dazu etwas ein? Hat er Ihnen gegenüber je diese Namen erwähnt?»

Ich sah auf den Einband. Polnisch. Offensichtlich der Bericht über ein Verfahren in Ungarn, gegen einen Rajk, einen Schönyi und noch andere, vor ein paar Monaten in Budapest. Vor nicht allzu langer Zeit war ich auf diese Namen gestossen, mit Sicherheit nicht durch Noel. Plötzlich fiel mir die unselige Zeitungsseite ein, die ich als Lampenschirm benutzt hatte und die mir abrupt entrisen worden war, als ich versucht hatte, sie zu lesen.

Ich gab zu: «Ja, ich habe etwas über diesen Prozess gelesen, in meiner Zelle.»

Er erstarrte. «Wie das?» Ich berichtete von dem Vorfall im September. «Und über Ihren Bruder?»

«Was ist mit meinem Bruder?» Wo lag die Verbindung?

Er zeigte auf die Merkzeichen. Ich öffnete das Buch beim ersten. Sofort fiel mein Blick auf die angestrichene Stelle, eine Aussage – und da, der Name meines Bruders, schwarz auf weiss, «...der Chefagent des OSS in Europa». Ich traute meinen Augen nicht. Allem Anschein nach handelte es sich um einen öffentlichen Prozess, der vor drei Monaten stattgefunden hatte und der als bedeutend genug angesehen worden war, um darüber in anderen Sprachen zu berichten. Ich blätterte zum nächsten Merkzeichen und dann weiter zum nächsten. Schweigen senkte sich über den Raum, während ich eine Seite nach der anderen las. Auch wenn ich mit dem Polnisch zu kämpfen hatte, wurde mir doch klar, worum es ging. Ein Zeuge nach dem anderen machte die gleiche Aussage. Noel war das entscheidende Verbindungsglied zwischen Allen Dulles und den Angeklagten, in einem weitläufigen Netz der Verschwörung, das in den letzten Jahren des Weltkrieges und dann während des Kalten Krieges vom amerikanischen OSS geknüpft worden war. Wieder und wieder Marseille und Genf, Namen von Ungarn, Jugoslawen und Tschechoslowaken, die aus dem Exil nach Hause zurückgekehrt waren, um dann das Vertrauen, das mit ihren hohen Ämtern verbunden war, dazu zu missbrauchen, die neuen kommunistischen Staaten zu zerstören – und Noel der Drahtzieher. Ich war wie bekommen. Das also war es.

«Aber hat mein Bruder bei dem Prozess selbst ausgesagt?»

«Nein, das war nicht nötig und nicht machbar. Dies war ja auch nicht sein Prozess. Es wurden aber Aussagen von ihm, die zu Protokoll genommen worden waren, während des Prozesses verlesen.»

«Die würde ich gern sehen, und in einer Sprache, die ich beherrsche.» «Ich werde versuchen, sie Ihnen zu besorgen.»

War dies am Ende das fehlende Stück? Wenn Noel wirklich ein Doppelleben geführt hatte, dann würden die Kommunisten eine Parallele ziehen und davon ausgehen, dass ich dasselbe getan hatte. Noel hatte bei verschiedenen Gelegenheiten irgendeine durch den Krieg bedingte Verbindung zum OSS erwähnt. Und gegen Ende des Krieges war er einige Zeit in amerikanischer Uniform in Deutschland gewesen. Er hatte seine Karriere im Dienst der Regierung begonnen. Soweit ich wusste, waren die fünfzehn Jahre im Zentrum der internationalen Szene in Genf eine direkte Fortsetzung davon gewesen. Noel, der

die Humanität und den Idealismus meines Vaters weitergetragen hatte. Nichts davon passte zu ihm. Ich schämte mich.

Ich kämpfte. «Aber was ist mit dem Hiss-Prozess, Sir, und dem Vorwurf der Illoyalität?»

«Eine Nebelwand. Die beste Tarnung, wenn alles andere zu versagen beginnt...» – und er nannte eine Reihe von Fällen, wo Männer Jahre im Gefängnis verbracht hatten, nur um für die Gegenseite glaubwürdiger zu werden. Er kam auf die schriftliche Aussage zurück – also, ob ich nun überzeugt sei? Es sei doch, was diesen Punkt betreffe, gewiss nicht mehr möglich, sich für unschuldig zu erklären.

Ich schwieg. Wieder zählte er die Beweise auf, die gegen meinen Bruder sprachen und die in dem Buch in meiner Hand kulminierten. Ich blätterte es erneut durch. Der Ton wurde schärfer. «Wir sind mit Ihnen überaus geduldig gewesen, aber Sie sind dafür offensichtlich nicht empfänglich.»

Vielleicht hatte er ja recht, was Noel betraf. Sofort wurde alles klar: Es lief also auf Mittäterschaft hinaus. Da hatte alles angefangen. Ich las die Frage und die vorgeschlagene Antwort noch einmal durch. Eigentlich sagte sie gar nichts aus. Ich fügte das Wort «gelegentlich» ein, jetzt hiess es: «Indem ich meinem Bruder... gelegentlich half...», und ergänzte: «...arbeitete auch ich, wie ich zugebe, für den amerikanischen Geheimdienst» um ein «indirekt». Ich fühlte mich ein bisschen besser. Bestätigte es, so formuliert, nicht eigentlich, dass ich nichts davon wusste? Es war nun logisch: War Noel tatsächlich ein antikomunistischer Agent, dann war jede Intervention meinerseits als indirekte Aktion im Rahmen seiner geheimdienstlichen Tätigkeit anzusehen. Sollte es sich irgendwie herausstellen, dass die Aussagen der Zeugen bei dem Prozess falsch gewesen waren und Noels Arbeit, wie von mir stets vorausgesetzt, einen rein humanitären Charakter gehabt hatte oder gar, wie man ihm in Amerika vorwarf, kommunistischen Zielsetzungen verpflichtet gewesen war, dann war diese ganze von mir zu unterschreibende Aussage automatisch hinfällig, wurde sie bedeutungslos.

Ich kapitulierte und unterschrieb.

Ich hatte in den vergangenen Wochen die Zeit fast ganz vergessen, aber als ich in dieser Nacht nach unten wankte, bemerkte ich auf dem Läufer im Korridor Fussabdrücke aus Schnee. Der Winter war da, ein Winter, den ich in der Isolation meiner hermetisch abgeriegelten Zelle nur durch das Aufstampfen von Stiefeln im Hauseingang, die Gedämpftheit der Schritte draussen und die gelegentlich auf meinem undurchsichtig gemachten Fenster durch Kondensation entstehende Eisbildung mitbekam.

Den ganzen nächsten Tag (ich rechnete aus, dass es der zweite Sonntag im Dezember war, dass wir also drei Wochen Nacht für Nacht geredet hatten) lief ich in der Zelle auf und ab und ging jede Einzelheit im Leben meines Bruders durch, wog jeden Kontakt ab, den ich seit unserer Kindheit in Zürich mit ihm gehabt hatte, als er in gewisser Weise die Stelle meines Vaters einnahm. Nach der allsonntäglichen Zusammenkunft der Familie am Grab des Vaters auf dem kleinen Friedhof oberhalb des Sees nahm mich Noel häufig am Arm, um mit mir zusammen den Zürichberg hinauf nach Hause zu gehen, wobei wir uns sehr ernsthaft über ethische Fragen, über die Mässigung der eigenen egoistischen Triebe oder auch darüber unterhielten, dass man lernen müsse, die Dinge mit den Augen anderer zu sehen, dass das Geben grössere Freude bereite als das Nehmen. Und im Hintergrund immer das Bild unseres Vaters. Ich hörte zu und fasste immer von Neuem den Entschluss, in der kommenden Woche alles besser zu machen.

Auch in meinen Jugendjahren in Cambridge, Massachusetts, blieb Noel, der sechs Jahre älter war als ich, für uns drei jüngere Geschwister Vaterersatz. Zugleich gelang es ihm, innerhalb von zwei Jahren das Studium in Harvard abzuschliessen und ein Postgraduierten-Studium des internationalen Rechts anzuschliessen. Zusätzlich engagierte er sich für den Frieden, und ich erinnerte mich an grosse Wochenendausflüge und intimere Vortragsveranstaltungen mit verschiedenen Führern der Friedensbewegung. Das hatte alles etwas sehr Aufregendes an sich, war mit dem Gefühl verbunden, der vorherrschenden konservativen Selbstzufriedenheit der zwanziger Jahre (vor der grossen Wirtschaftskrise) die Stirn zu bieten. Das wurde noch dadurch verstärkt, dass unsere ganze Familie jeden Sonntag am Treffen der *Cambridge Friends* teilnahm.

So fühlte ich mich schon auf der High School dazu aufgerufen, mein Teil beizutragen. Der 11. November, der Waffenstillstandstag, war für mich vor allen anderen derjenige, der nicht der Erinnerung an vergangene Kriegstaten gewidmet sein sollte, sondern dem Frieden. Als Herausgeber der Schülerzeitung schrieb ich einmal einen Leitartikel zu diesem Thema, der Aufsehen erregte. Als wir uns dann zu der entsprechenden Feierstunde versammelten, fühlte ich mich betrogen. Auf der Bühne sassen medaillenbehängte Veteranen, und der Festredner, ein Angehöriger des amerikanischen Frontkämpferverbandes, liess sich über den Glanz gewonnener Schlachten und die Notwendigkeit starker Streitkräfte aus. Ich verstand das als Aufforderung an uns alle, Soldaten zu werden. Und das am *Armistice Day*. Als er seine flammende Rede beendet hatte

und wir aufgefordert wurden, uns zu erheben und vor der Fahne zu salutieren, erschien mir das wie die Bestätigung all dessen, was an diesem Tage falsch gewesen war. Deshalb blieb ich, einem Impuls folgend, auf meinem Platz in der ersten Reihe sitzen – zum Entsetzen aller, die oben auf dem Podium versammelt waren.

Ich wurde zum Direktor gerufen. Wie hatte ich in meiner Eigenschaft als Herausgeber der monatlich erscheinenden Schülerzeitung *The Review*, ein Vertreter der Öffentlichkeit also, dem Institut eine solche Schande machen können! Der einzige Weg sei, mich mit sofortiger Wirkung zu suspendieren. Als sich die Aufregung dann gelegt hatte, kam der Direktor zu dem Schluss, dass dies nur ein noch grösseres Aufsehen erregen würde. Ich bekam also eine Bewährungsfrist und behielt das Herausgeberamt. Die erste Lektion in Politik lautete: Handle aus einer Position der Stärke.

Zu unserer Welt jener Jahre gehörten der Glaube an den Völkerbund und an den sozialen Pakt im alltäglichen Leben, auch das zunehmende Bewusstsein, dass ein Engagement für den Frieden gleichbedeutend sei mit einem für soziale Veränderungen. Aber seit Noel beruflich tätig geworden war und geheiratet hatte, sah ich ihn immer seltener, nur noch anlässlich kurzer Besuche oder in den Ferien. Manchmal lagen Jahre zwischen einem Wiedersehen. Ich wusste in Wirklichkeit sehr wenig über Noels «inneres» Leben. Er hatte bei Frederick Libbys *National Council for the Prevention of War* eine Stelle eines Abrüstungsspezialisten übernommen. Seine Arbeit zu diesem Thema erregte die Aufmerksamkeit des Aussenministeriums, wo er dann Assistent für Abrüstungsfragen wurde und an einer Reihe von internationalen Konferenzen teilnahm. Wie schon meine Mutter, wurde auch er früh zu einem Verfechter der Rassengleichheit und versuchte zusammen mit seinen schwarzen Washingtoner Freunden, die Rassenschranken in den Theatern und Kinos der Hauptstadt niederzureissen. Die Hinrichtung von Sacco und Vanzetti erregte seinen Zorn, und er unterstützte offen den Hungermarsch der Veteranen auf Washington, den Präsident Hoover durch Einsatz der Nationalgarde gewaltsam beenden liess. Er identifizierte sich jetzt ganz eindeutig mit den Unterprivilegierten unserer Gesellschaft.

Und nun? All das sollte nur Tarnung für etwas ganz anderes gewesen sein? Während der vergangenen Monate war alles glaubbar geworden – und ich war unfähig, Überraschung zu empfinden. Selbst wenn jemand versucht hätte zu beweisen, dass meine zwei Buben, die noch kaum lesen konnten, an einer Verschwörung beteiligt gewesen waren, hätte ich nur die Achseln gezuckt.

Da dieser Tag ein Sonntag war, gab es kein Verhör. Normale Menschen verlebten jetzt ihr Wochenende. Bald würden sie Weihnachtseinkäufe machen. Ich stellte mir die Euclid Avenue in Cleveland bei wirbelndem Schnee vor, mit den Menschen, die sich vor den hell erleuchteten Schaufenstern drängten, und einem Trupp der Heilsarmee, der an der Ecke des Public Square Choräle sang.

Als es Abend wurde, begann ich Bitterkeit zu empfinden. Was Noel mit seinem Leben machte, war seine Sache. Aber welches Recht hatte er, uns ohne unser Wissen als Schachfiguren in einem Spiel einzusetzen, von dem wir einfach nichts wissen konnten? Wenn er denn ein Doppelleben führen wollte, hätte er dafür sorgen sollen, dass die, die ihm nahestanden, nicht hineingezogen wurden. Doppelspiel und Täuschung hatten in einer Familie wie der unseren nichts zu suchen. Subversion und Geheimhaltung waren eine Form von Gewalt und Gesetzlosigkeit. Und sieh dir doch die unschuldigen Menschen an, die in dieses Debakel hineingezogen worden waren. Herta, seine Frau – vielleicht hatte sie ja Bescheid gewusst, aber es war unvorstellbar, dass sie mich wissentlich in eine sichere Katastrophe geschickt hätte. Und in Prag, da hatte ich Karel Markus auf die Geschichte angesetzt. Aus Freundschaft zu mir, die in der Zeit in Krakau begonnen hatte, als er mein Assistent gewesen war, hatte er sich engagiert und sich furchtlos um den verschwundenen Noel bemüht, nur weil dieser mein Bruder war. Und hatte Karel jetzt vielleicht dasselbe Schicksal erlitten wie mich, war sein Familienglück zerstört, sein Leben vernichtet? Und Leon und Anka Gecow in Warschau. Alles wurde entsetzlich einleuchtend, vorausgesetzt... vorausgesetzt das, was ich in dem Prozessbericht gelesen hatte, entsprach der Wahrheit.

In den folgenden Tagen verschärfte sich die Auseinandersetzung in dem vorhangverhängten Raum oben von Stunde zu Stunde. Der Vernehmer sagte: «Es hat drei Wochen gedauert, das wahre Gesicht Ihres Bruders sichtbar zu machen. Wie lange müssen wir bei Ihnen noch warten, bis Sie aufhören, die Rolle des Unschuldigen unter lauter Banditen zu spielen? Neunundneunzig Prozent unserer gemeinsamen Arbeit hier ist getan. Die Tatsachen stehen fest. Alles, was es noch zu klären gilt, ist, nach wessen Anweisungen Sie 1939 in Krakau und später in England, in Amerika und auf Ihren beiden Reisen durch die Volksdemokratien gearbeitet haben. Und dass Sie selbst sagen, wer Ihre Mitarbeiter waren und welche Aufgaben sie im Einzelnen hatten, und wann das, was Sie als passive Rolle bezeichnen, zu aktiver Partnerschaft wurde.»

Nacht für Nacht die Sparringskämpfe. Es kam immer häufiger zu heftigen

Ausbrüchen. Ich wurde nach unten geschickt, sollte nachdenken, zehn Minuten später aber zu einer Fortsetzung des Verhörs geholt. Er wies mich auf mein unglaublich törichtes Verhalten hin, das einem Selbstmord gleichkäme. Lügen hätten kurze Beine, und die Wahrheit würde trotz meiner Kurzsichtigkeit obsiegen. Ich erwiderte, dass ich dies bezweifle – nach all dem zu urteilen, was in diesem Raum vor sich gehe. Das alte Problem, bedrängender denn je: Wie konnte ich in diesem Zeitalter der Subversion und des Kalten Krieges beweisen, dass ich kein Kamel war?

Die Frage nach den Betätigungen meines Bruders hatte die Sache keineswegs leichter, sondern im Gegenteil eher noch schwieriger gemacht. Ich ahnte, dass es jetzt unmöglich sein würde, mich selbst reinzuwaschen, solange ich isoliert und mir jeder Zugang zu Beweismaterial versagt blieb. Vielleicht würden sie mich schliesslich nach Jahren freisprechen, wenn sie alle Einzelheiten meiner Aussage überprüft hatten und in der Lage waren, an relevante Tatsachen heranzukommen. Aber gab es Gründe für die Annahme, dass sie das je tun würden? Es würde keinen Prozess geben. Das war jetzt klar. Es gab nichts, was dem Licht standhalten konnte, auch nicht dem eines Gerichtssaales der Kommunisten. Und da sie von meiner Schuld so überzeugt waren, würden sie mich auch nicht freilassen.

Meine Befürchtungen wurden nicht nur durch die frostige Atmosphäre bestätigt, die jetzt in unseren Sitzungen herrschte, sondern auch durch ein Ereignis, das sich gegen Ende dieser Woche zutrug. Als ich eines Nachmittags den oberen Raum betrat, starteten mich dort neben dem schnurbärtigen Vernehmer zwei Fremde an. Der eine war ein Schrank von einem Mann, für den der Stuhl, auf dem er sass, viel zu klein war, der andere, grauhaarig und ausgemergelt, wirkte asketisch. An einer Seite des Tisches sitzend, hatten sie einen mit Schreibmaschine beschriebenen Bogen Papier vor sich. Der Vernehmer war sichtlich nervös. Er liess mich mit einer sorgfältig vorbereiteten Reihe von Fragen noch einmal den sattsam bekannten Bereich meiner Arbeit 1939 in Krakau abschreiten.

Etwas Drohendes lag in der Luft. Wieder das mechanische Verhör mit all seiner Vorhersehbarkeit. Die beiden Fremden starteten mich währenddessen unverwandt an, ohne ein Wort zu sprechen, ohne Reaktion. Ein paarmal wandernden hingekritzelt Notizen, von zustimmendem Nicken begleitet, zwischen ihnen und dem Vernehmer hin und her. Dann, auf dem Höhepunkt des Verhörs, mitten in meine vorhersagbare Aussage hinein, das Klopfen an der Tür, und schon war ich auf dem Weg zurück nach unten.

Sollte jetzt der Abschluss dieser Phase nahen, so konnte nichts Gutes vor mir liegen. Unter den Hunderten von Seiten voller Fragen und Antworten soll-

te irgendwo eine klare, knappe Aussage dazu sein, wer ich wirklich war, in Form eines abschliessenden, von mir selbst verfassten Statements. Vielleicht würde in ferner Zukunft einmal jemand darauf stossen und den ganzen Vorgang im Lichte dieser Aussage neu bewerten. Wenn ich dann noch lebte, könnte das zu einer Wiederaufnahme meines Falles führen, war ich aber tot, so würden vielleicht Kate und die Jungen erfahren, was sich ereignet hatte und dass ich genau der Mensch gewesen war, den sie gekannt und an den sie geglaubt hatten. So beschäftigte mich einen ganzen Vormittag lang die Abfassung einer letzten Botschaft, die, darauf wollte ich bestehen, zu den Unterlagen genommen werden sollte.

Sobald ich am Nachmittag dieses Tages wieder oben war, trug ich mein Anliegen vor. «Nach unserer Zusammenkunft gestern habe ich das Gefühl, dass die Sache ziemlich schlecht für mich aussieht und dass unsere Sitzungen bald beendet sein werden.»

Der Vernehmer antwortete nicht, sondern nahm ein Blatt Papier aus der Schreibtischschublade und bedeutete mir mit einem Wink, meinen Stuhl an den Schreibtisch heranzuziehen und niederzuschreiben, was ich sagen wollte.

«Testament des Hermann Haviland Field». Ich begann damit, dass ich bis zu dem Augenblick, als man mir den Bericht über den Rajk-Prozess vorgelegt hatte, niemals für möglich gehalten hätte, dass mein Bruder ein amerikanischer Geheimagent sein könnte, dass sein ganzes Leben im Widerspruch dazu stünde und dass er für mich stets der Mensch gewesen sei, der zu sein er vorgegeben habe. Ich wies darauf hin, dass ich in aller Unschuld und ohne die Absicht, der Tschechoslowakei in irgendeiner Weise zu schaden, seiner Frau geholfen und meinen Freund Dr. Markus um Unterstützung gebeten habe, und dass, sollten mein Bruder und seine Frau wirklich an Versuchen beteiligt gewesen sein, die kommunistischen Regime zu stürzen, dies meinen klar zum Ausdruck gebrachten Vorstellungen vom Umgang der Staaten miteinander zuwiderliefe. Ich fuhr fort, nach meiner Überzeugung hätten weder Dr. Leon Gecow noch Dr. Anka Gecow jemals irgendeine Illoyalität im Sinn gehabt, und dass wir zusammen niemals an irgendwelchen antikommunistischen Aktivitäten beteiligt gewesen seien. Dann liess ich eine ausführliche Darlegung der Einstellung zu meiner Familie, der Ziele meiner beruflichen Arbeit und der Ziele, die mich in meinem Leben geleitet hatten, folgen. Ich endete mit der Aufforderung, dass man, wenn man endlich den Fehler, den man in meinem Falle begangen hatte, erkannt und sich meine Unschuld erwiesen habe, auch wenn ich nicht mehr am Leben sei, meiner Frau und meinen Söhnen den Inhalt dieser letzten Erklärung zur Kennt-

nis bringen möge, da sie ein Recht darauf hätten zu erfahren, wie ihr Mann bzw. Vater wirklich gewesen war. Ich unterschrieb und fügte das Datum hinzu: 16. Dezember 1949.

Als ich erleichtert in meine Ecke zurückgekehrt war, nahm der Vernehmer das Blatt auf und las, was ich geschrieben hatte. Was immer geschehen würde, jetzt gab es wenigstens einen Hinweis auf mein wahres Ich, und eines Tages würde den jemand finden, und Kate und die Jungen würden die Wahrheit erfahren.

Der Vernehmer blickte mit einem spöttischen Lächeln auf. «Warum haben Sie dies geschrieben?» Er klang erstaunt. «Sie dachten wohl, Sie könnten mich durch dieses Propagandaschriftstück beeinflussen?... Ja, ich werde es zu den Unterlagen nehmen, aber ich kann Ihnen versichern, dass Ihr Trick nicht funktioniert.»

An diesem Abend kam es, kurz nachdem ich ins Bett gekrochen war, zu einer Reihe denkwürdiger Ereignisse, die eine tiefgreifende Veränderung meiner Lebensumstände bezeichneten. Die ersten Anzeichen waren höchst seltsam. Als ich lauschend auf dem Rücken in meinem Bett lag und auf die Aktivitäten oben wartete, wurde der Riegel meiner Ilir krachend aufgerissen. Mit dem Gesicht zur Wand wartete ich auf das Geräusch der auf den Boden geworfenen Kleidungsstücke und hörte stattdessen Schritte, die sich mir näherten. Ich wandte mich um, «Schu» und «der Gemeine» standen vor mir. «Schu» zeigte auf meinen Kopf und stellte eine unverständliche Frage. Ich zuckte die Achseln. Er bedeutete mir, ich solle den Kopf nach vorn beugen. Hatte er bemerkt, dass mir in den zurückliegenden Wochen die Haare ausgegangen waren? Er sah mich mit seinem wandernden Auge an, war verlegen. Er kratzte sich demonstrativ den Haarschopf. «Ja... ja? Pan Amerikanski gekratzt?»

Ich nickte. Ich hatte bemerkt, dass ich es tat.

«Und? Und?» Er machte eine irgendwie kraulende, dann beissende Bewegung mit den Händen und suchte in meinem Gesicht nach Zeichen des Verstehens.

«Ach, das? *Nie, nie*. Nichts dergleichen.» Ich schüttelte den Kopf und lachte. «Zu klein.»

Die beiden berieten sich flüsternd. «Schu» blickte einfältig drein, zeigte auf mein Gefängnishemd. «Hergeben.» Ich zog es aus. Er zeigte auf meine Achselhöhlen. Wieder eine Andeutung des Knabberns und Kratzens.

Ich konnte mir das Lachen nicht verkneifen. «Du lieber Himmel, nein, *niema*, nichts, wirklich!» Ich hob die Arme, und er versuchte, den Blick seiner wandernden Augen auf sie zu richten.

Erneut eine Besprechung. Er zeigte auf meine Gefängnisunterhosen. Ich löste das Band. Aber diesmal – war's nicht dort, wo es vielleicht juckte? Eine noch gründlichere Untersuchung. Wieder musste ich lachen. «Schu» richtete sich auf und sah gekränkt aus. «An die Wand, an die Wand!» – Sein Gesicht hatte den Ausdruck eines Tieres, das in wilde Aufregung versetzt worden ist. Die beiden stiefelten aus meiner Zelle, nahmen meine einzigen Kleidungsstücke mit. Ich blieb zurück, splitterfasernackt, Gesicht zur Wand.

Die Tür öffnete sich erneut. Ich bekam ein frisches, gebügeltes Unterhemd und frische Unterhosen überreicht. Ausserdem frische Bettwäsche, Laken und Kopfkissenbezug, und man trug mir auf, die alte abzuziehen. Ich machte mein Bett, schlüpfte hinein und fühlte mich ungeheuer sauber. Mein Kopfkragen aus Verzweiflung hatte also, wie alles hier, geradewegs zu einer Theorie geführt. Was hatte es verursacht? Läuse!

Es schien schon sehr spät zu sein, als ich das vertraute Klicken des Lichtschalters über mir und die schurrenden Geräusche hörte, als sich jemand an den Schreibtisch setzte. Wie üblich trat eine Pause von fünfzehn Minuten ein, in der er wohl sein Material durchsah. Dann die bekannte Abfolge: das Telefon, der Riegel meiner Tür, mein Anzug auf dem Fussboden. Ein paar Augenblicke später stand ich oben.

Die Tür ging auf. Wären nicht der buschige Schnurrbart, der starre Blick und das gerötete Gesicht gewesen, hätte ich meinen Vernehmer fast nicht wiedererkannt. Vor mir stand, makellos, ein Offizier mit glänzenden Stiefeln, die Brust mit Orden geschmückt. Er winkte, ich solle mich setzen. Die Bewegung hatte etwas Förmliches und Endgültiges. Ich sah auf seine Schulterstücke. Dieser so unmilitärische Mann mit seinen handgewebten Wollkrawatten und Tweedanzügen war also ein Oberst. Warum hatte er diese Nacht gewählt, um sich zu erkennen zu geben? Vielleicht, um mich wissen zu lassen, dass auf höchster Ebene über mein Schicksal entschieden worden war? Er brach das Schweigen.

«Es gibt noch ein paar wenige wichtige Fragen, auf die ich heute Nacht noch eingehen will.»

Kein Sparringskampf, keine Uneinigkeit. Es war das ruhige Ende einer stürmischen geistigen Auseinandersetzung, mehr als einen Monat lang Nacht für Nacht geführt, bei der jeder Winkel ausgeleuchtet worden war. Einmal meinte ich, ein Auto zu hören. Für einen Augenblick durchzuckte mich die Frage: Für mich? Aber als ich dann langsam auf Deutsch diktierte und seine Feder sich über das Papier bewegen sah, lief der Motor schneller, entfernte sich immer weiter, und das Geräusch verschwand in der Stille. Bald hatte ich es vergessen.

Es war eine kurze Sitzung, kaum länger als eine Stunde. Schon drängte mich «der Gemeine» wieder den Korridor entlang zur Treppe, trat mir fast auf die Hacken. Er war in ungewöhnlich gereizter Stimmung. Die rote Lampe brannte über der Tür, die diesen Teil des Gebäudes von seinem Mittelteil mit der Eingangshalle trennte: Ein Gefangener auf dem Weg in seine Zelle. Alle anderen Personen haben sich fernzuhalten! Ich bog um die Ecke. Vor jeder Tür hier oben hingen schwere Vorhänge. Ich griff nach dem Geländer und wäre fast die Treppe hinuntergestürzt, von dem «Gemeinen» mit seinem beständig auf Polnisch gezischten «Schneller! Schneller!» vorwärtsgetrieben.

«Schu» erwartete mich an der Zellentür, zog den Riegel zurück und schloss auf. Die grosse Tür flog auf. Ich ging auf die Schwelle zu und blieb abrupt stehen. Mein Blick war auf die gegenüberliegende Wand gerichtet. Dort sah ich den Rücken eines Mannes in langen Gefängnisunterhosen und Gefängnishemd, barfuss, schwarzhaarig, der mit den Händen über dem Kopf unbeweglich stand wie eine Schaufensterpuppe.

Ich wich zurück, sah «Schu» an. Er musste die falsche Tür geöffnet haben. Aber er fuchtelte aufgeregt mit den Armen. «Schu... schu!» Ich zögerte noch immer. Zwei Bettgestelle waren hineingezwängt worden. Das musste ein Irrtum sein. Ich blickte zum Türpfosten hoch. Nein, kein Irrtum. Meine Zelle. Wieder sah ich auf die unbewegliche Gestalt mit den hochgereckten Armen.

«Schu... schu!» Ich wurde mit einem kräftigen Schubs von hinten über die Schwelle befördert. «Schu... schu! An die Wand und Hände hoch!» Ich wand mich zwischen den Bettgestellen durch und drückte mich neben der steifen Erscheinung an die Wand, das Gesicht dem Fenstergitter zugekehrt und ohne zur Seite zu blicken.

Stanislaw

Die Tür schlug zu. In der Zelle herrschte nun vollkommene Stille. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie zwei erhobene Hände langsam, vorsichtig herabkamen – wie eine Schnecke oder Schildkröte, die zögernd aus ihrem Haus kommt, bereit, sich wieder zurückzuziehen. Ich hatte noch nie ein menschliches Wesen so dastehen sehen, mit den Händen über dem Kopf, und ich zögerte hinzuschauen. Es erschien mir indiskret, fast unanständig. Seine Hände waren schliesslich unten, wie auch die meinen, und ich wandte den Kopf und sah zu ihm hin. Unsicher begann nun auch der andere Kopf, sich zu drehen, wie in Zeitlupe. Als seien zwei Kameras direkt aufeinander gerichtet, starteten wir uns am Ende gegenseitig an.

Noch nie hatte ich solch ein Gesicht gesehen. Wieder beschlich mich unwillkürlich das Gefühl, wegschauen zu sollen, das Gefühl, dass es verboten und nicht richtig war hinzusehen. Ich wusste auch, dass mich dies bis zu meinem Lebensende verfolgen würde. In gewisser Weise war es ein junges Gesicht mit rabenschwarzem Haar und relativ feinen, scharf geschnittenen Zügen. Die Haut hatte die durchscheinende Blässe des Todes und war seltsam straff gespannt, auch das hatte ich noch nie gesehen. Sie schien viel zu eng und fest zu sein, um eine Veränderung des Gesichtsausdrucks zuzulassen. Eine Maske. Mit Augen, die zusammengeschrumpft schienen und in ihre Höhlen zurückgefallen, als seien sie zu klein für das Gesicht. Für gewöhnlich bieten ja die Augen einen Zugang zur menschlichen Persönlichkeit. Aber die, in die ich nun starrte, liessen nichts erkennen, ein angstvolles Suchen, wie die eines in die Enge getriebenen Tiers. Das menschliche Wesen, das Ich, hatte sich tief, ja, bis in die Unsichtbarkeit zurückgezogen. Jeder forschte im Gesicht des anderen, ohne das geringste Anzeichen eines Erkennens oder eines Eingestehens, dass wir es taten.

Mein Blick fiel auf sein weisses Gefängnisemid und die Unterhosen, auf

seine nackten Füße. Mir wurde bewusst, dass ich Schuhe und einen Anzug anhatte. Schnell machte ich mich daran, die Sachen auszuziehen und in einem Bündel an der Tür abzulegen. Erst jetzt bemerkte ich, dass die Zelle sehr viel kleiner geworden war. An der meinem Feldbett gegenüberliegenden Wand und kaum sechzig Zentimeter von ihm entfernt stand nun ein zweites, mit Strohsack und Decke darauf.

Mein Anzug lag kaum auf dem Fussboden, als es wieder an der Tür rasselte und die Gestalt auf der anderen Seite der Zelle sofort in ihre steife Unbeweglichkeit zurückkehrte, die Hände über dem Kopf in die Höhe gereckt. Ich kehrte auf meinen Platz daneben zurück, hielt aber meine Hände eisern unten. Hinter uns hörte ich auf dem Holzfussboden «Schus» Schritte. Mit seinen Propellerarmen wedelnd, schrie er mir zu: «Schneller... schneller... verstehen?» Polnisch, jetzt mit Deutsch durchsetzt. Jedesmal, wenn ich den Kopf umwandte und mit den Achseln zuckte, schrie er die unbewegliche Gestalt neben mir an. Der Mann behielt, ohne auch nur einmal zu zucken, seine Stellung bei. «Schu» stampfte aus der Zelle, schnaubend. Die Tür schloss sich wieder.

Ich kroch unter die Decke und liess nur ein kleines Guckloch im Schatten für die stille Beobachtung. Wieder sanken die Hände mit dem Zeitlupentempo herab, sah sich das Gesicht vorsichtig in meiner Richtung um. Langsam löste sich der Körper von der Wand und machte die zwei Schritte hinüber zum Bett, setzte sich auf die Kante, behielt mich dabei im Auge. Er hob die Decke an und kroch darunter, gerade vor sich hin starrend.

Ich hatte bis dahin nicht einen Gedanken gehabt, so absorbiert war ich von den Vorgängen gewesen. Als ich jetzt zu der unwirklichen Erscheinung dieses nicht mehr als eine Armlänge von mir entfernt liegenden Mannes hinüber spähte, begann ich, mich zu fürchten. Geschichten von Informanten fielen mir ein, die man zu Gefangenen in die Zelle sperrte. Ich konnte keinen anderen Grund erkennen, dass man diesen Fremden in die Enge meiner Zelle gezwängt hatte, gerade in dem Augenblick, als mein Verhör an einem toten Punkt angelangt war. Hatte man diese Geistererscheinung von einem Mann hier untergebracht, damit sie mein Vertrauen erringe? Oder damit man auf der Grundlage dessen, was wir über einander herausfanden, oben beim Verhör die Sache so drehen könnte, dass wir uns schon immer gekannt hatten. Wenn dieser Fremde gestehen würde, dass mein Gesicht ihm bekannt sei, und ein paar belanglose Tatsachen aus meinem Leben nannte, die er von mir erfahren hatte, dann wäre dies das Stück, das fehlte, um mir den Prozess zu machen. Und so kam es, dass ich trotz eines Vierteljahres in Einzelhaft an diesem Abend nicht erbaut war

über die Gesellschaft in meiner Zelle. Aus dem Schatten meiner Decke starrte ich unablässig hinüber und staunte, wie er unbeweglich auf dem Rücken lag, die Augen offen, ganz so, wie er vorhin da an der Wand gestanden hatte.

Wieder glitten die Riegel vor der Tür einer nach dem anderen zurück. Er sprang auf, als sei ein Stromstoss durch ihn hindurchgefahren, und stand schon mit erhobenen Armen unter dem Fenstergitter, bevor ich noch halb aus dem Bett war. Wieder «Schus» schwere Stiefel. Diesmal galt sein Unwille ihm ganz allein, obwohl ich nicht erkennen konnte, welchen Fehlverhaltens er sich bei dem kurzen Vorgang seines Zubettgehens schuldig gemacht haben könnte. Am Ende wandte «Schu» sich auch mir zu und wiederholte immer wieder «Schneller... schneller... Wand!» Also an die Wand. Dann marschierte er hinaus, und sobald die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, kroch ich unter meine Decke und nahm die Wache wieder auf.

Zu meiner Überraschung stand mein Zellengenosse noch immer an der Wand. Endlich drehte er sich langsam um und blickte zur Tür. Dann richtete er den Blick auf mich. Ich entdeckte darin eine neue Vorsicht. Was hatte ich getan? Er schien unsicher, wohin er sich bewegen solle. Er sah auf sein Bett, dann zur Tür, dann wieder zu mir herüber. Er machte zwei, drei Schritte, blieb stehen. Dann wieder in Richtung Tür, als versuche er etwas, stets den Blick auf die Tür gerichtet. Er drehte um und ging langsam zum Fenster zurück. Allmählich nahmen seine Bewegungen die Form eines zögernden Auf- und Abgehens in dem engen Raum zwischen unseren beiden Lagerstätten an. Warum ging er nicht ins Bett?

Ich schloss die Augen, gab vor zu schlafen, hörte aber immer das leise Rascheln, wenn er an meinem Kopf vorbeiging. Dann blieb er wieder stehen. Ich öffnete die Augen. Er stand vor seinem Feldbett, den Rücken mir zuwendend. Nach einer Weile drehte er sich um und liess sich langsam auf die Bettkante nieder, hielt sich auf den Beinen, als habe er Angst, das Feldbett könne unter ihm zusammenbrechen. Als er schliesslich richtig sass, blickte er wieder zur Tür. Er befand sich jetzt mir gegenüber. Ich sah die Hände, die neben ihm auf dem Strohsack ruhten. Er schob sich, sich hin und her bewegend, weiter auf dem Bett zurück und wartete wieder. Nach einer weiteren Pause und noch immer in sitzender Haltung hob er die Decke hoch, schwang herum und legte die Beine hoch. Es schien, als erwarte er, bei jeder neuen Bewegung von einem Blitzstrahl getroffen zu werden. Endlich legte er sich ganz langsam hin und schloss sofort die Augen. Ich starrte weiter zu ihm hinüber. Es war klar, dass

er genauso wenig schlief wie vorhin. Was konnte ein ausgewachsenes menschliches Wesen zu einem solchen Verhalten gebracht haben?

Am nächsten Tag bekam die Zelle Nr. 4 das Schauspiel geboten, wie sich zwei Männer schweigend umkreisten und sich dabei gegenseitig so viel Platz einräumten, wie es die einsachtzig mal dreisechzig ihrer Welt gestatteten – argwöhnisch einander aus viel zu grosser Nähe beobachtend. Schnell wurde mir klar, dass er mich mit mindestens so viel Misstrauen betrachtete wie ich ihn. An diesem ersten Morgen stand fest, dass wir, hätte uns jemand gefragt, was wir uns am meisten wünschten, wohl beide geantwortet hätten, man möge uns so schnell wie möglich von der Gegenwart des anderen befreien.

Das gegenseitige Ignorieren wurde uns durch die Gegebenheiten sehr erschwert. Wir mussten beide den kleinen Eimer benutzen, und einer von uns beiden musste ihn am Morgen zum Waschraum mitnehmen, ebenso am Abend. Ich beschloss, das an diesem ersten Morgen zu erledigen, ohne zu fragen, was aber zur Folge hatte, dass er mir am Abend mit einer Geste zu verstehen gab, jetzt sei er an der Reihe. Waren dies Akte einer friedlichen Koexistenz, auch wenn wir noch nicht ein einziges Wort gewechselt hatten? Für das Auf- und Abgehen in der Zelle gab es nur Platz für einen, der andere musste auf dem Fussende seines Bettes sitzen. Automatisch und wortlos gestanden wir einander wechselnde Rechte zu. Beim Mittagessen gab es den Unterschied zwischen unseren Mahlzeiten. Er betrachtete sich überrascht meine mageren rohen Mohrrüben und hartgekochten Eier, während ich ein wenig neidisch auf seine wohlgefüllten Schüsseln mit normalem Essen sah. Wir schüttelten beide den Kopf und lächelten uns zum ersten Mal zu. Und am Abend wieder, als wir uns die Decken über den Kopf zogen. Wir hatten in den ersten vierundzwanzig Stunden, die wir zusammen waren, noch nicht ein Wort gesprochen, aber doch deutliche Fortschritte gemacht, jeder darauf bedacht, das Mass des Auftauens des anderen nicht zu überschreiten oder etwa ein grösseres Interesse zu verraten als dieser. Da wir noch kein Wort gesprochen hatten, waren die Befürchtungen gross: ein Deutscher? Hatte «Schu» nicht beim ersten Mal sein Polnisch um das deutsche Wort «schneller» erweitert?

Am zweiten Morgen erneuert gelegentliches Lächeln, vor allem wenn der «Schichtwechsel» beim Umherwandern fällig war. Am Nachmittag desselben Tages geschah etwas Bedeutsames. Als wir gerade nahe beim Fenster waren, zupfte er mich am Arm und flüsterte auf Deutsch: «Welche Nationalität?»

Darauf war ich nicht vorbereitet und verspürte sofort instinktiv Angst. Die

Bestätigung, die ich brauchte, ja, ein Deutscher... ein Gestapo-Mann, Kriegsverbrecher... Was wollte er?

Ich antwortete: «Ich weiss nicht.»

Meine Antwort verstärkte den Ausdruck ängstlicher Erwartung in seinen Augen und die gespannte Atmosphäre in unserer Zelle. Er ging nun nervöser auf und ab, und immer, wenn er glaubte, ich merkte es nicht, warf er mir besorgte Blicke zu, als wolle er sich auf das Schlimmste vorbereiten. Ich war sehr verlegen. Was für eine Antwort auf den ersten Versuch, ein Gespräch zu beginnen! Den restlichen Tag sonderten wir uns streng voneinander ab.

Das war jedoch hoffnungslos und wir ahnten beide, dass wir auf verlorenem Posten standen. Der beengte Raum machte es unmöglich, einander zu ignorieren. Wir hatten beide lange Zeiten der Einsamkeit hinter uns und ein überwältigendes Bedürfnis nach menschlichem Kontakt. Dennoch beobachteten wir uns weiter verstohlen bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Nach meiner Bemerkung hatte auch er wahrscheinlich das Böseste gedacht, dass ich ein deutscher Gestapo-Mann sei, der wegen Kriegsverbrechen im Gefängnis sass. Wer sonst hätte sich wohl geweigert, seine Nationalität preiszugeben? Jetzt war es an mir, die Initiative zu ergreifen. Am nächsten Tag zeigte ich beim Mittagessen auf meine Schüsseln, lachte und sagte: «Diät.» Er fragte, warum. Ich erklärte ihm, dass ich ein Magenleiden habe. Das war alles.

Am Abend sagten wir «Gute Nacht». Ohne jede weitere Frage war Deutsch zu unserem Medium geworden. Am folgenden Tag wies er mich daraufhin, dass wir wahrscheinlich nicht miteinander sprechen dürften und dass wir dadurch Schwierigkeiten bekommen könnten. Ich fragte den Aufseher. Mit einem Achselzucken sagte er: «Na gut», und fügte hinzu: «Aber nur flüstern.»

Unsere ersten, kurzen Gespräche drehten sich um das Essen und die Alltagsroutine. Die Fragen waren nur scheinbar harmlos. «Was essen Sie normalerweise zum Frühstück, zum Mittagessen?» Oder: «Bekommt man da, wo Sie leben, alles leicht zu kaufen? Gibt es bei Ihnen zu Hause noch eine Rationierung?» Oder: «Gibt's viele Kriegsschäden in Ihrem Ort?» Und dann, immer direkter, die üblichen Fragen nach dem Familienstand, Kindern, Beruf. Er sei in der Industrie tätig, habe mit der Herstellung von Wein zu tun. In meinem Kopf entstand das Bild eines deutschen Weinhändlers. Ich sagte, ich sei im Bauwesen tätig. Beide Auskünfte waren Halbwahrheiten, die in die Irre führen sollten. Aber als dann ein Tag dem anderen folgte, kam immer mehr von unse-

rem wahren Ich zum Vorschein, trotz des Misstrauens, mit dem wir uns und der Menschheit im Allgemeinen begegneten. Mit der Identität ist es jedoch etwas ganz anderes. Wir vermieden beide mit Bedacht die Frage: «Wie heissen Sie?»

Während ich zu meiner grossen Erleichterung bald zu dem Schluss kam, dass mein Gefährte nicht Deutscher, sondern Pole war, liess ich mir doch bis kurz vor Weihnachten Zeit damit, ihn mit der Offenbarung zu beruhigen, dass ich viertausend Meilen entfernt jenseits des Ozeans im Herzen Amerikas zu Hause war und nicht jenseits der Grenze in irgendeiner deutschen Stadt. Ich hatte sowieso an Glaubwürdigkeit verloren, da ich über Einzelheiten des Lebens in Deutschland nicht Bescheid wusste. Deshalb hatte er gemeint, ich sei Holländer oder Däne, bis er da noch grössere Lücken in meinem Wissen entdeckte. Nur mit der Schweiz schien es zu klappen, weshalb er bis zu meinem freiwilligen Einlenken der Ansicht war, ich sei Schweizer.

Allmählich stellte sich der Weinhändler als sehr kultivierter Mann heraus, als das genaue Gegenteil des Bildes, das er anfangs gegeben hatte. Als wir eine Einzelheit unseres normalen Lebens nach der anderen preisgaben, entdeckten wir sogar, dass wir eine Fülle gemeinsamer Interessen hatten. Und so wurden mit jedem Tag die Zeiten der Stille in unserer Zelle kürzer und die flüsternden Laute nahmen zu, ohne dass wir noch gewusst hätten, wie eigentlich unsere normalen Stimmen klangen. Und mit jedem Tag wurden wir aktiver. Die Stunden des Wachens schrumpften zusammen, als wir immer mehr von der Leere tilgten. Dennoch gingen wir nur ganz allgemein auf unser Leben ein und sparten mit Bedacht die Umstände aus, die es so plötzlich auseinandergesprengt hatten.

Für ihn war der Umstand, dass er in eine Wohngemeinschaft mit einem Amerikaner hineingeraten war, eine Gelegenheit, gleichsam eine Nahaufnahme von einem Teil der Welt zu erhalten, den er nie gesehen hatte, und eine Kultur kennenzulernen, mit der er nie direkte Bekanntschaft hatte machen können. Immer wieder wurde das Schweigen in unserer Zelle durch seinen einleitenden Satz unterbrochen: «Und in Amerika, sagen Sie...» Scharf beobachtend, drang er in einen Aspekt des amerikanischen Lebens nach dem anderen ein, prüfte und fragte bei allem, was ich berichtete, mehrfach nach. Mit der Zeit schünte es mir, als hätte ich seine Augen und seine Ohren und ich versuchte, die Gegenwart meines Landes so lebendig werden zu lassen, als habe er tatsächlich einmal dort gelebt. Was mich betraf, so war er seinerseits ein unerschöpflicher Quell des Wissens über die polnische Geschichte, die Kultur, die Sitten und Gebräuche. Er hatte eine Art der lebhaften Schilderung und detailreichen Erin-

nerung, die mich zeitweise die Trostlosigkeit unserer Umgebung vergessen liess und gebannt sass ich da, versunken in das Bild des Lebens in einem unbekanntem polnischen Dorf im Frieden oder in Warschau während des Krieges, als es von den Deutschen besetzt war.

Es war der 16. Dezember gewesen, als mir erstmals diese Gestalt eines Mannes mit über den Kopf erhobenen Händen an der Fensterwand meiner Zelle erschienen war. Ein paar Tage später wurde ich wieder nach oben gerufen, diesmal in einen Raum am anderen Ende des Korridors. Ein Offizier in Uniform stand dicht bei der Tür. Auf Stühlen sassen der Arzt mit dem grossen, kahlen Kopf und der schwarzen Hornbrille und «Zigarette». Der Arzt befragte mich zu meinen Beschwerden und der Diät und untersuchte mich auf einer Liege. Ich sagte, ich fühle mich jetzt besser, und er fragte mich, ob ich Gesellschaft habe oder allein sei. Als wolle er mir mit dieser Frage zu verstehen geben, dass dies eine Veränderung war, die ich zu würdigen wissen sollte. Ich spürte auch, dass «Zigarette», ungeachtet seiner sonstigen Aufgaben, sehr eng mit meinem Fall verbunden war. Seit unserer ersten Begegnung auf dem Flugplatz war das schon das vierte Mal, dass er als mehr oder weniger stummer Beobachter in Erscheinung trat. Als ich ihn später meinem Zellengenossen beschrieb, meinte er den Mann zu kennen, achtete aber darauf, seine Meinung über ihn für sich zu behalten.

Als Ergebnis der Einquartierung eines zweiten Bewohners in der Zelle Nr. 4 wurde eines bis zu einem kritischen Punkt schlechter – die Luft. Zwei Männer, die in einem so engen Raum eingesperrt sind, mit dicht verschlossenem Doppelfenster und einer Ilir, die nur geöffnet wurde, um Essen oder Kleidung hereinzugeben oder wenn wir zum Waschraum geführt wurden, haben über kurz oder lang mit einem Mangel an Luft zu kämpfen. Solange ich noch verhört wurde, hatte sich dieser Entzug vielleicht noch als eine der vielen Formen psychologischen Drucks ansehen lassen. Der Mangel an Atemluft wirkt sich ja mit Sicherheit auf den Durchhaltewillen aus. Aber zu dieser Zeit waren allem Anschein nach für keinen von uns Verhöre vorgesehen, weshalb eigentlich auch kein Druck erforderlich war. Höchstwahrscheinlich ging es um die Sicherheit, stand die Angst dahinter, ein offenes Fenster könne uns, selbst bei Nacht, in die Lage versetzen, anhand vielsagender Geräusche herauszufinden, wo wir uns befanden. Oder die Sorge, wir könnten erkranken? Oder schlicht und einfach die Bürokratie.

Schlimmer war die Hitze und die Wirkung, die sie auf die Gerüche des Eimers hatte, ferner die Tatsache, dass mein Nachbar dem Rauchen verfallen war und Anspruch auf eine Tagesration von zehn Zigaretten hatte. Am Nach-

mittag war die Zelle völlig verräuchert. Dabei war das keine Gedankenlosigkeit seinerseits. Ich wusste, dass das Rauchen für ihn ein letztes Stück Menschsein war, an das er sich klammern konnte. Das einzige Zugeständnis, das wir in diesen ersten Wochen erhielten, bestand darin, dass die Tür morgens und abends, wenn wir nacheinander den Korridor hinunter zum Waschraum geführt wurden, weit offenbleiben konnte. Tatsächlich war es allein dies, was uns in die Lage versetzte, durchzuhalten. Trotz der zwei Waschbecken und Toiletten wurden wir immer nur einzeln hingebacht, da es offensichtlich zu gefährlich erschien, uns zusammen aus der Zelle zu lassen.

Während dieser ersten gemeinsamen Wochen liess meine Beobachtung der Innenwelt des Kellerkorridors und der Aussenwelt vor dem Fenster stark nach, dennoch entging mir nicht, dass noch zwei weitere Male der Motor eines Lastwagens zu hören gewesen war. Die Abfolge des Öffnens von Zellentüren hatte uns dann bestätigt, dass nun zwei weitere belegt waren. Als sich das Jahr seinem Ende näherte, waren also vier der acht Zellen bewohnt. Immer wieder musste ich über ein Gefängnisssystem staunen, bei dem man sich den Einsatz einer kompletten Mannschaft von Aufsehern und Türhütern und dazu Wasser, Heizung und Licht für ganze acht Zellen leistete. Es blieb mir auch nicht verborgen, dass die anderen Zelleninsassen im Unterschied zu uns viel Zeit oben bei Verhören zubrachten, und ich konnte jetzt wieder häufig die hohe, aufgeregte Stimme des jungen Mannes hören, der an meinem ersten Morgen hier so ausgiebig geweint hatte.

Der 24. Dezember kam. Anfangs zogen wir uns beide tief in uns selbst zurück, nicht mehr fähig, die Erinnerung an andere, glücklichere Weihnachtsabende, die sich in langer Kette durch unser Leben zogen, auszublenden. Und trotz aller Vorsätze, hart zu bleiben, öffneten sich die Schleusen für Gedanken an unsere Familien, Gedanken, die wir um des Überlebens willen so lange zurückgedrängt hatten. Als der Nachmittag fortschritt, hörte sogar das Umherwandern auf. Wir sassen auf unseren Betten, er am Fussende des seinen bei der Tür, ich auf meinem Platz am Fenster. Es wurde unerträglich.

«Erzählen Sie mir etwas über den Weihnachtsabend in Amerika.»

Er rutschte zum Kopfende seines Bettes, sass mir nun gegenüber.

«Also gut...» – und ich fing mit meinem letzten in Freiheit verbrachten Weihnachten an, erzählte vom Konzert in der Universität, von der Vorbereitung von Überraschungen für die Jungen, von den langen Strümpfen, die wir ihnen, zum Bersten gefüllt, ans Fussende ihrer Betten hängten, von dem Feuer-

wehrauto, das Alan beim Erwachen am Weihnachtstag fand, und dem Fahrrad, das mitten in Hughies Zimmer stand. Dann kam ich auf andere Weihnachtsfeste zu sprechen, auf Neuengland und die tiefen Zimmerdecken unseres alten Bauernhauses aus der Zeit vor der Revolution, auf die grossen Feuer im Kamin, die das einzige Licht spendeten, während draussen der Schnee durch die Dunkelheit wirbelte. Noch weiter zurück Cambridge, das Singen vor den Haustüren und Beacon Hill mit seinen Glockenspielern und offenen Häusern. Dann die Weihnachtsfeste der frühen Kindheit. Zürich und die schneebedeckten Berge. Die Überraschung für meinen Vater, wir vier Kinder spielten ihm alte deutsche Weihnachtslieder vor, meine Schwestern Elsie und Letty spielten auf dem Klavier, Noel das Cembalo, ich spielte die Geige. Und Mutters Stolz, als sie Vaters Hand hielt! Wie klar die Erinnerung an Augenblicke wie diese ist! Wie sehr die meine geprägt war von unserem gemeinsamen europäischen Erbe. Ich sah, wie mein Zellengenosse den Bildern, die aus meiner Vergangenheit hervorströmten, folgte, und bemerkte zum ersten Mal, dass etwas durch seine maskierten Augen brach, etwas Menschliches, Mitfühlendes.

Ich sagte: «Jetzt sind Sie an der Reihe. Erzählen Sie mir vom polnischen Weihnachten, davon, wie Sie sich vorstellen, dass es sein sollte.»

Er fing mit dem Weihnachtsessen an, woraus es bestand, wie es zubereitet wurde, ging auf die vielen kleinen Rituale ein, die damit verbunden sind und die man in den protestantischen Ländern nicht mehr kennt, auf das Heu etwa, das unter dem Tischtuch ausgebreitet wird und das die Krippe symbolisiert. Er sprach dann vom Weihnachtsbaum und seinem Schmuck, von der Familie mit drei Generationen, die sich um ihn versammelte, von der Mitternachtsmesse in der Warschauer Kathedrale. Dann wechselte er zu einer dörflichen Szene über, zu der Bauernkate, dem Hof und schliesslich der Dorfkirche bei Mitternacht.

Der Schlüssel wurde umgedreht, die Riegel nacheinander zurückgezogen. Wir gingen beide zur Wand. Als sich die Tür wieder geschlossen hatte, drehten wir uns um. Das Weihnachtsessen, für jeden ein Becher und Brot. Festtage gab es nicht für uns, ausser unserer Erinnerung nichts, das darauf hingedeutet hätte, dass dies ein besonderer Tag war. Wir bückten uns schweigend und trugen unsere Becher zum Kopfende der Betten.

«Einen Augenblick.» Ich griff unter das Laken und tastete nach dem Schlitz im Strohsack, zog ein wenig Stroh heraus, ein paar ausgedroschene Ähren. Ich verteilte ein bisschen auf der Decke neben ihm und legte ein paar Ähren dazwischen.

«Geben Sie mir Ihr Taschentuch.»

Ich breitete es über das Stroh und stellte seinen Becher darauf. Dann richtete ich einen ähnlichen Tisch nach polnischer Art für meinen eigenen Becher. Wir blickten schweigend auf die Becher. Mein Zellengenosse reichte mir die Hand. «Frohe Weihnachten 1949. Sie haben es eben mit der Freude des Lebens gefüllt, selbst...»

Er sah mich mit unbewegtem Gesicht an. «Ich heisse Stanislaw.»

Zum ersten Mal erkannte ich, welch ein grosser Vorrat an Mut in diesen eingesunkenen, forschenden Augen lag. Ich würde ihn nicht enttäuschen.

«Ich heisse Hermann... Frohe Weihnachten!»

Wir schwiegen. Dann sagte ich: «Ich hoffe, du hast im nächsten Jahr wieder richtiges Heu und keinen Amerikaner, mit dem du es teilen musst.» Und ich versuchte zu lachen.

Er erwiderte: «Nur eins... und das ist, ich meine, ich weiss, dass dir und mir, wo immer wir auch sein mögen, die zukünftigen Weihnachtsfeste mehr bedeuten werden als je zuvor in unserem Leben und dass wir diesen Augenblick nie vergessen werden.»

Wir blickten auf das Kopfende unseres Feldbetts und wandten uns dann unseren Bechern und Brotrationen zu. In unendlich vielen, weit über die Erde verstreuten Städten und Dörfern wurden jetzt die Kerzen angezündet, und auch wir hatten es in unserer Kellereinsamkeit geschafft, die Trostlosigkeit zu vertreiben und das Gefühl einer Teilhabe an diesem frohen Augenblick zu gewinnen.

Die Universität in der Zelle

Dieses Weihnachtsfest war ein Wendepunkt. Aus einem unbehaglichen Zusammenleben, ohne Möglichkeit, einander aus dem Wege zu gehen, machten wir eine aktive Kooperation zur Erhaltung unserer geistigen Gesundheit. Dabei liessen wir Vorsicht walten, das war uns in den vielen Monaten der Schulung zur zweiten Natur geworden. Unser eigenes, privates Leben war ein sorgsam gewahrtes Tabu.

Unter Existenzbedingungen wie den unseren bekommt die Notwendigkeit, die Zeit zu überbrücken, eine ungeheure Bedeutung. Findet sich nichts, womit man sich beschäftigen kann, kann leicht auch der stärkste Wille brechen. Das ist ein Grund dafür, dass die Bespitzelung in den Gefängnissen schon immer gut funktioniert hat. Früher oder später muss man sich jemandem anvertrauen, muss über die Dinge reden, die unablässig im Kopf herumgehen. Früher oder später wird der unbekannte Fremde, der zum Gefährten im Elend geworden ist, zum Teilhaber der eigenen Gedanken. Wir waren uns der Gefahr bewusst, dass aus beiläufig Dahingesagtem leicht vielsagendes Erinnern werden konnte. Es war jedoch klar, dass wir jeder einen sehr verschiedenen Hintergrund hatten, dass unsere jeweiligen Wissensgebiete dem anderen neu waren und nicht in unmittelbarem Zusammenhang zu unserem Leben und den Umständen standen, die uns, jeden für sich, in diesen Keller gebracht hatten.

Der schwierigste Teil des Tages war die endlose Zeit zwischen dem Frühstück um sieben und dem Mittagessen um ein Uhr. Am Nachmittag, wenn die Schatten der Gitterstäbe auf der «Sonnenuhr» unseres Fensters länger wurden, wog die Zeit schon weniger schwer. Es waren nur knapp fünf Stunden bis zum Abendessen, und dann war der letzte Haltepunkt des Tages schnell erreicht, das Bett und die Entlassung in den Schlaf. Wir beschlossen deshalb, jeden Vormittag mit Vorlesungen zu füllen, jede von etwa einstündiger Dauer und gefolgt von einer zweiten Stunde für Rückfragen und Diskussionen. Das ergab dann

vier sinnvoll verbrachte Stunden. Zusätzlich war die Zeit für die Vorbereitung zu veranschlagen, wozu der vorhergehende Nachmittag dienen sollte, das war noch ein ausgefülltes Loch. Das Thema der Vorlesungen sollte nicht vorher bekanntgegeben werden, sondern eine Überraschung sein, der man erwartungsvoll entgegensehen konnte.

Und so nahm unsere Universität in der Zelle die Arbeit auf und wurde vom ersten Tage an zum Mittelpunkt unserer Erfahrungswelt. Trotz des zugestrichenen Glases und der verschlossenen Tür gelang es uns, neue Fenster auf unser Leben zu öffnen. Die Universität rettete nicht nur unsere geistige Gesundheit, sondern sie erschloss uns ganz neue Wissensgebiete. Wir hatten eine unerschöpfliche Quelle gefunden, die es nur noch anzupapfen galt. Es bedurfte keines von aussen kommenden Materials, keiner Bücher und visuellen Hilfsmittel. Das völlige Fehlen der Ablenkungen des normalen Lebens erzeugte eine intensivierte Wahrnehmungsfähigkeit, sowohl beim Sprecher als auch beim Hörer.

Die ersten Vorlesungen am Morgen des 26. Dezember waren allerdings weder sehr interessant noch typisch für das, was folgen sollte. In gewisser Weise waren sie von demselben Zögern bestimmt wie die erste Frage «Welche Nationalität» und die schulterzuckende Antwort «Ich weiss nicht». Die Themen waren soweit an der Peripherie des Persönlichen angesiedelt wie nur möglich, seines lautete: «Die Aufzucht von Füchsen», ich dagegen kam mit «Industrialisierte Bauverfahren». Mit grosser fachlicher Kompetenz abgehandelt, zeigte dennoch keine der Vorlesungen etwas von der Persönlichkeit des Vortragenden. In den folgenden Tagen kamen wir von der Herstellung von Pflanzenöl, den Grundsätzen der Statik, dem Fruchtwechsel in der Landwirtschaft, der Illustration von Büchern über die Klimakontrolle und das äussere Umfeld beim Bauen zur Geschichte der französischen Malerei (mein Thema) und des chinesischen Porzellans (sein Thema). Ich entwickelte eine Vorlesungsreihe zur Geschichte der Architektur, der er mit Kultur und Brauchtum der Slawen folgte. Auf die Weise gelangten wir zur Geschichte der Vereinigten Staaten und Polens.

Als eine Vorlesung der anderen folgte und die Wochen sich langsam füllten, bewegten wir uns Schritt für Schritt weg von der Peripherie. Langsam trat die Persönlichkeit hervor, je mehr wir uns gezwungen sahen, tiefer zu graben und damit immer mehr von uns selbst und unserer Einstellung zum Leben preiszugeben. Die Darstellung eines Themas hielt uns immer stärker in Bann, immer sprachloser lauschten wir den geflüsterten Ersatz Wirklichkeiten. Die

Vormittage vergingen fast unbemerkt. Manchmal war es nur das Rasseln der Riegel und das Geräusch der hereingeschobenen Essenschüsseln, die uns zurückholten.

Auf diese Weise überquerten wir auch die Wasserscheide des Jahrhunderts und liessen das Jahr 1949 hinter uns zurück. Es galt, den Neujahrsabend zu überstehen. Obwohl ich es mir verboten hatte, wanderten meine Gedanken doch zu Kate und den Buben. Sie wanderten zu der verbotenen Erinnerung an das vorige Jahr, an das offene Haus in Cleveland und das Nahen der Mitternacht, daran, dass ich nach oben gegangen war, um – wie versprochen – Hughie zu wecken. Der höllische Lärm, der vom Times Square durch das Radio zu uns gedrungen war, dann das Einsetzen des Glockenschlags, Hughie, der nur halbwach zwischen unseren Gästen sass, seinen Kalender und den Wecker festumklammernd, den Blick unverwandt auf beiden Zeigern, die genau übereinanderstanden.

«Wir müssen das neue Jahr begrüssen», kam es geflüstert von dem um eine Armeslänge entfernten Kopfkissen, als hätte Stanislaw meine Gedanken erraten.

«Aber wie sollen wir die Zeit feststellen? Nur wenn du bis zum Wachwechsel wach bleibst, kannst du sicher sein, dass du ihn nicht verpasst hast...» Das Vergessen im Schlaf war zu kostbar. Stunde um Stunde wartend dazuliegen, das würde nur endloses Grübeln über Dinge mit sich bringen, die tabu waren. «Nein, ich schenk's mir dies Jahr», sagte ich mit Festigkeit. Ich wollte vergessen, wollte für diesen Augenblick gestorben sein. Ich steckte den Kopf unter das Kissen und zog die Decke darüber.

Einmal wachte ich in dieser Nacht kurz auf. Mein Kissen war auf den Fussboden gerutscht. Ich blickte zum Nachbarbett hinüber. Stanislaws Augen öffneten sich, als ich mich bewegte. Ich flüsterte: «Na, ist's passiert?»

Er reichte mir die Hand herüber und antwortete: «Ein gutes neues Jahr. Ich habe die Pfeife einer Fabrik gehört. Wir haben 1950 erreicht.»

An diesem Morgen war mir, als ich mit dem Eimer den Waschraum betreten und von «Fatty» Zahnbürste und Handtuch ausgehändigt bekommen hatte, als sähe ich da so etwas wie ein Lächeln. Spontan streckte ich die Hand aus: «Ein gutes neues Jahr 1950!» Aber es wurde nichts daraus. Im letzten Augenblick zog er die Hand zurück, errötete, stotterte verwirrt und ärgerlich auf Deutsch: «Was machst du denn? Schneller, schneller!» Ich hätte ihn beinahe dazu gebracht, sich auf etwas einzulassen, was es hier unten nicht gab.

Eines Nachmittags, während ich auf meinem Bett sass und Stanislaw in der Zelle umherging, musste ich plötzlich lachen. «Sieh dir das an!» sagte ich und

zeigte auf die am höchsten liegende Ecke meines Kopfkissens. Dort hockte ein länglicher brauner Käfer mit zwei schon komisch langen Fühlern, die er hin und her bewegte, während er seine Stellung wiederholt veränderte, um sich auf einen Start vorzubereiten. Und tatsächlich öffnete er gleich darauf die Flügel, erhob sich mit tiefem Brummen in die Luft und flog gegen die Wand, so dass es zu einer Bruchlandung auf dem Fussboden kam, wo er auf dem Rücken liegen blieb. Ich ging zu ihm und hielt ihm einen Finger hin. So aus der Nähe sah er noch komischer aus. Sein Kopf glich dem eines Kleppers mit breitem, zahnlosem, hängendem Maul, in ständiger Bewegung, als spräche er mit sich selbst. An der Stelle der Ohren sassen die Fühler, die viel zu gross waren und tastend umherfuhren wie die Strahlen von Suchscheinwerfern am Himmel. Von seinem ganzen Verhalten ging ein komisches Selbstmitleid aus, das an Ia, den Eselfreund von Pu dem Bär und Christopher Robin, erinnerte.

«Kein Wunder!» Stanislaw grientete. «Schönes Zuhause. Muss ein Genieblitz gewesen sein. So etwas bringt nur ein Esel fertig oder ein Käfer. Stell dir das vor, freiwillig!» Und wir lachten, bis uns die Tränen hinunterliefen, während wir dieses ulkige Geschöpf betrachteten, das sich uns als dritter Bewohner von Zelle Nr. 4 angeschlossen hatte.

«Und was zum Teufel macht er im Januar hier?» wollte Stanislaw wissen. «Kennt nicht mal den Unterschied zwischen einer Heizung und einem heissen Augusttag!»

Auch wenn es nur ein Käfer war (und fortan verband sich in unseren Köpfen die Vorstellung der Stummheit unauflöslich mit der eines Käfers), war er doch zu uns gestossen, weshalb wir ihm einen Platz als Partner in unserer Gesellschaft einräumten. Abends setzten wir ihn an der Scheuerleiste unter meinem Feldbett in den Schatten, wo ihn seine natürliche Begriffsstutzigkeit glauben liess, es sei Nacht. Am Morgen kam er hervor und kroch langsam an den diagonalen Streben des Bettes nach oben, um schliesslich auf der Bettdecke zu erscheinen. Immer strebte er dem höchsten Punkt zu, und das war ich, der auf dem Bett hockte und in unser Vormittagsprogramm vertieft war. Es folgten die kunstvollen, den Abflug vorbereitenden Drehungen, denen der Start, ein kurzer Flug im Bogen durch die Luft und der unvermeidliche Absturz folgten. Als Nahrung akzeptierte er allmählich winzige Stückchen roher Mohrrüben, und seine grossen Schwierigkeiten bei ihrem Verzehr wurden durch die Vitamine in dem Gemüsesaft aufgewogen, die ihn bei Kräften hielten. Er wurde zu einem festen Bestandteil unseres alltäglichen Lebens, und die einzige Veränderung, die sich ergab, war die, dass er seine Nächte auf dem Maschendrahtgitter am

Fenster verbrachte, weil wir verhindern wollten, dass er irgendwie auf dem Boden herumkrabbelte und wir auf ihn traten.

Inzwischen wurde der Mangel an frischer Luft zu einer unerträglich werdenden Belastung. Wir wussten, dass wir das am Ende mit der Gesundheit bezahlen würden. Und deshalb agitierten wir weiter und versuchten zugleich, den Aufenthalt im Waschraum – und sei es nur um Augenblicke – in die Länge zu ziehen, damit unsere Tür noch ein wenig länger offenblieb. Einmal wurde Stanislaw nach oben gerufen, und sein Appell, oder seine Erscheinung, führten tatsächlich zu einer ersten Verbesserung. An diesem Abend, als wir schon in den Betten lagen, machte plötzlich jemand das Fenster weit auf, und die eiskalte Januarluft strömte über uns hin. Noch nie in meinem Leben hatte ich das Gehaltvolle der Luft, einfacher Luft, so intensiv wahrgenommen wie in diesem Augenblick. Während ich da so unter meiner Decke begraben lag und nur noch die Nasenspitze herausschaute, stellte ich mir vor, ich läge auf dem Balkon eines Schweizer Bergsanatoriums, eine ferne Kindheitserinnerung. Eine Ahnung von Schnee war in der Luft, von weitem, offenem Land. Draussen war es stockdunkel, aber ich spürte die Nähe der Winternacht. An diesem Abend begann ein neuer Routineablauf, wie wir bald mitbekamen, wurde das Fenster vom Aufseher geöffnet, wenn er zum Abendessen ging, und eine halbe Stunde später bei seiner Rückkehr wieder geschlossen. Auch wenn dies nicht verhindern konnte, dass die Luft in der Zelle bis zum folgenden Nachmittag wieder völlig verbraucht war, stellte es doch eine gewaltige Verbesserung dar.

Indirekt wurde dies jedoch auch zur Ursache einer kleinen Tragödie. Als sich das Fenster am ersten Abend wieder schloss, bemerkte Stanislaw unseren Freund, den Käfer, der mit weit von sich gestreckten Beinen auf dem Rücken lag. Wir hatten ihn ganz vergessen, und die eisige Luft war durch das Gitter hindurch auch über ihn hin gegangen. Ich stand auf und ging zum Eimer, um den Aufseher, sollte er hereinschauen, zu täuschen. Als ich dann wieder ins Bett kroch, schob ich den Käfer mit einem kleinen Schubs meines grossen Zehs auf das unterste Heizungsrohr zu, wobei ich ihn auch auf die Seite drehte. Es schien, als bewegte er sich ein klein wenig.

Am nächsten Morgen lag er immer noch dort, er lebte, ruderte ganz langsam mit den Beinen. Im Laufe des Tages erholte er sich, aber aller Schwung war dahin. Die folgenden Tage pflegte ich ihn sehr hingebungsvoll, aber auch wenn er wieder herumzukrabbeln begann, mit dem Klettern und Fliegen war es vorbei, und seine Fühler schleiften mit den Enden am Boden. Er wurde immer

schwächer, eine Lähmung schien sich langsam auszubreiten. Zudem verlor er alle Vernunft, die er einmal besessen haben mochte, und unternahm auf dem Fussboden ausgedehnte Ausflüge, der Gefahr für Leib und Leben nicht achtend. Und so ereilte ihn bei einer dieser unvernünftigen Wanderungen sein Schicksal, fand die Unklugheit, die ihn mitten im Winter in der Zelle Nr. 4 hatte Wohnung nehmen lassen, ihr Ende. Er wurde tatsächlich von einem Schuh zer-treten.

Als der Januar in den Februar überging, begann ein zaghafter Optimismus mich zu erfassen. Es war klar, dass mein Verhör abgeschlossen worden war – und damit war auch das Ende meines einsamen Daseins in einem Vakuum gekommen. Die ungeheure Entspannung, die die Anwesenheit eines anderen menschlichen Wesens mit sich gebracht hatte, das mir zum Freund wurde und dabei half, Stunden der Leere und des Selbstmitleids mit intensiver geistiger Aktivität zu füllen, war von dem Gefühl begleitet, dass alles sich wieder normalisierte. Ich begann sogar, dem phantastischen Gedanken nachzuhängen, dass ich vielleicht doch noch in die Lage versetzt werden würde, meine Arbeit in Cleveland bald wieder aufzunehmen. Ja, ich überprüfte mein Bauprojekt noch einmal und entdeckte Schwächen, die ich noch korrigieren würde. Ich dachte über das Architekturstudium nach und über die Entwicklung des Instituts für Architektur an der Universität, deren Rektor ich war. Ich wagte auch wieder, an Kate und die Jungen zu denken.

Und so ergab es sich ganz von selbst, dass ich bei unseren Kellergesprächen immer häufiger auf Aspekte des Lebens zu Hause in Amerika einging. Wir hatten inzwischen eine weitere Vorlesungsreihe abgeschlossen – Stanislaw hatte über die französische Literatur gesprochen, in der er sich sehr gut auskannte, und ich mit einiger Schüchternheit über die englische und amerikanische. Es war klar, dass uns die Themen, in denen unser Wissen für einen einstündigen Vortrag und die Herausforderung einer anschließenden Diskussion ausreichte, auszugehen begannen. Wir näherten uns unweigerlich immer mehr den reichen, noch unangezapften Quellen unserer eigenen Lebenserfahrungen. Es war also eigentlich nicht verwunderlich, dass ich eines Tages dazu überging, Valley Farm zu beschreiben und zu seinen Anfängen in der Zeit vor der Revolution zurückzugehen. Ich erzählte vom Squire James Parker, der dort einst seine Siedlerhütte bezogen, den Wald gerodet hatte und zum wohlhabenden Farmer mit einem zweigeschossigen Wohnhaus aufgestiegen war. Ich füllte die Lücken mit Hilfe meiner Imagination aus, geleitet durch die Erinnerung an die Tagebücher, die Parker und danach sein Sohn geschrieben hatten, Bücher, die nicht

nur ein anschauliches Bild des Lebens auf einer Farm im Neuengland des 18. und 19. Jahrhunderts gaben, sondern auch lebendige Anmerkungen über die Nachbarn und die Zeit enthalten.

Stanislaw hörte gespannt zu. Oft noch Stunden später setzte er mir mit Fragen zu und zeigte mir, wie sehr sein Denken von dem Bild gefesselt war, das ich von den Menschen in einem so weit entfernten Lande gemalt hatte, ein Bild, das er nur mit meinen Augen und mit meiner Phantasie sehen konnte. Von nun an schienen die Parkers von Valley Farm, die ich gar nicht kannte und deren verfallene Farm ich vor etwa achtzehn Jahren gekauft hatte, unsere Zelle zu bevölkern.

Eines Morgens sagte Stanislaw: «Was für ein Romanthema! Eine Familiengeschichte aus Neuengland. Lass uns zusammen etwas über deine angelsächsischen und puritanischen Neuengländer schreiben.»

Ich lachte. «Du mit deiner Weinwirtschaft und ich mit meinen Gebäuden... Ich sehe das Endprodukt einer solchen Zusammenarbeit schon so richtig vor mir. Armer Squire James, wir wollen ihn doch lieber nicht damit in seinem Grabe beunruhigen.» Ich wusste inzwischen, dass das Schreiben nicht gar so weit jenseits der Interessen von Stanislaw lag, wie er gern glauben machen wollte. Gesprächsfetzen hatten mich zu dem Schluss kommen lassen, dass er vor dem Krieg wohl Journalist und so etwas wie ein Redakteur gewesen war.

Inzwischen hatten wir beide ein unverwechselbares Bild voneinander, und manchmal machte es mich nachdenklich, wie das Schicksal zwei so ganz verschiedene Wesen aneinandergelockt hatte. Stets gingen wir von gegensätzlichen Voraussetzungen aus. Ich war für ihn das Undenkbare, so etwas wie ein Sozialist und Verteidiger des alten «Erbfeindes». Er dagegen erschien mir als Freund des Krieges, Vertreter einer überlebten Klasse mit ihren konservativen und rassistischen Untertönen, die in den dreissiger Jahren der Bildung einer gemeinsamen Front gegen die Bedrohung durch den deutschen Nationalsozialismus im Wege gestanden hatte. In unserer Isolation kamen wir jedoch dahin, unsere Ansichten einer ruhigen Überprüfung zu unterziehen. Eine Art fortgesetzter sokratischer Dialog liess uns im Laufe der nächsten Monate Dinge wahrnehmen, die uns zu einer neuen Gemeinsamkeit des Denkens verhalfen, eine Gemeinsamkeit, die wir zuvor niemals akzeptiert haben würden.

Den Hintergrund der Alltagsroutine bildete ein unablässiges Achtgeben auf die Geräusche um uns her, drinnen wie draussen. Wie bei Menschen, die das Augenlicht verloren haben, entwickelte unser Gehör eine Schärfe, die im normalen Leben ganz unvorstellbar ist. Wir glaubten sogar die Ankunft eines Lie-

ferwagens zu registrieren, bevor überhaupt ein Motorengeräusch zu hören gewesen war, allein auf Grund einer Veränderung der üblichen «Geräuschmuster», durch schnellere Schritte oder eine in der Luft liegende Erwartung. Wir wussten auch sofort, ob der Lieferwagen jemanden brachte oder abholte. Wenn er leer ankam, führte das automatisch zu Verkrampfung – war er für einen von uns bestimmt? Der Keller hatte sich allmählich gefüllt, und jetzt waren alle acht Zellen besetzt. In wenigstens noch zwei anderen hatten wir an der Art des Öffnens und Schliessens der Türen «Häftlingspaare» entdeckt. Es gab jetzt nachts einen erheblich regeren Verkehr auf der Treppe, aber nie richtige «Karnickeljagden», d.h. im Allgemeinen nichts Schlimmeres als das «Schneller, schneller!» des «Gemeinen» und gelegentlich einen Gefangenen, der scheinbar aus freien Stücken den Weg zum Waschraum im Laufschrift zurücklegte.

Ziemlich bald schon erkannten wir jeden Gefangenen an seinem Gang, wussten auch, in welche Zelle er gehörte. Wir wussten, dass einer der Männer ein Holzbein hatte. Wir stellten auch fest, dass ihm dieses Holzbein allabendlich zusammen mit der Kleidung fortgenommen wurde. Ein Gefangener ging samstags im Waschraum nicht unter die Dusche, wie der Rest von uns, sondern stattdessen wurde die grosse Emailleschüssel in die Zelle gebracht. Es hatte auch den Anschein, als bekäme er nicht die wöchentliche Rasur.

Wir lernten, das Gehuste zu identifizieren, und versuchten, uns ein Bild von der dazugehörenden Person zu machen. Diese Beobachtungen führten zu einer erstaunlichen Entdeckung. Eines Abends war ich sicher, das Husten einer Frau gehört zu haben! Und als wir die Tür sich schliessen hörten, kamen wir zu dem Ergebnis, dass es die Zelle Nr. 3 neben uns war, also die, die auch der Jugendliche bewohnte. Und plötzlich dämmerte es mir: Die Person, die in den ersten Tagen die Einsamkeit dieses Kellers mit mir geteilt hatte, war eine Frau. Aber konnte das möglich sein? Eine Frau mitten in einem Männergefängnis mit ausschliesslich männlichen Aufsehern, und noch dazu mit solchen vom Schlage des «Gemeinen» oder «Schus»? Und ohne einen Augenblick der Ungestörtheit, ständig durch den Spion in der Tür beobachtet? Wie unerträglich bedrückend und demütigend hatte ich jede einzelne Stunde in diesem Keller empfunden. Wie musste das für eine Frau sein, die man zudem noch jeden Kontakts zu Geschlechtsgenossinnen beraubt hatte. Wie gut konnte ich nun das gequälte Weinen verstehen, das ich im Dezember an meinem ersten Tag hier unten gehört hatte!

Seit ich einen polnischen Zellengenossen hatte, der ihre Sprache verstand,

neigten die Aufseher dazu, mich zu ignorieren. Wenn es irgendetwas zu sagen gab, wandten sie sich an Stanislaw. «Schu» hatte eine ganz eigene Art, mit seinem schwankenden, bärenartigen Gang in die Zelle gestapft zu kommen und zu brummen: «Sagen Sie Ihrem amerikanischen Hurensohn...»

Er und «der Gemeinde» fanden uns beide ganz amüsant. Sie kamen manchmal, wenn die Tür offenstand, herbeigeschlendert. «Schu» stellte dann meinem Mitbewohner alberne Fragen wie etwa: «Wie gefällt Ihrem amerikanischen Hurensohn unsere Landluft bei Nacht?» Wenn Stanislaw die Hacken zusammenknallte und förmlich antwortete: «Ja, sehr!», erwiderte «Schu»: «Ich hab nicht Sie gefragt! Was meint er?»

Die Frage wurde mir also übersetzt, wobei sich Stanislaw bemühte, nicht zu grinsen. Wenn es soweit war, dass ich antworten konnte, grinste ich, und am Ende grinsten wir alle vier. Dann riss «Schu» sich hoch, wedelte mit den Armen und polterte los: «Komisch, was? Was ist da so komisch? Disziplin! An die Wand! Schu... schu...» Und dann stolperten sie wieder hinaus. Über die Schulter sah ich, wie beide sich freuten wie nach einem gelungenen Streich. «Schu» war unberechenbar, deshalb konnten wir nie wissen, wann alles Spiel und wann Ernst war, obwohl das im Grunde nichts machte, hatte ein Irrtum doch so oder so unangenehme Folgen.

Ein neuer Aufseher kam. Nach ein paar Tagen taufen wir ihn «den Dummen». Er trug eine gefütterte russische Jacke, eine wegen seiner fliehenden Stirn tief ins Gesicht gezogene Kappe und Gummistiefel, die ihm bis über die Knie reichten. Er war viel zu entgegenkommend und apathisch, um je etwas so Kühnes wie Feindseligkeit zu empfinden. Stattdessen hatte er die Angewohnheit, beim Blick durch die Spione stets aufschlussreiche Dinge im Verhalten zu entdecken, und mehr als einmal schlug er Alarm, bloss weil er einen Häftling in verdächtiger Weise auf einen bestimmten Fleck in seiner Zelle hatte blicken sehen oder weil einer zu lange auf dem Eimer hocken geblieben war. Die halbrund gewölbte Öffnung der gläsernen Spione machte es möglich, sogar noch die Eimer und ihre Benutzer zu beobachten, obwohl der Eimer dicht an der Wand neben der Tür stand.

Statt dreier Aufseher gab es jetzt sechs, wobei jeweils zwei von ihnen sechs Stunden Dienst und jeden dritten Tag freihatten. Bei ihren Runden durch den mit einem Läufer ausgelegten Korridor (sie trugen ausserdem noch Hausschuhe, damit wir sie nicht durch die Türen hindurch hören konnten) bestand ihre Aufgabe neben der Beobachtung der Gefangenen noch darin, das Essen zu bringen, das aus einer Küche in einem anderen Gebäude kam. Ferner mussten

sie den Gefangenen die Kleider austeilen und diese auch wieder einsammeln, die morgendlichen und abendlichen Gänge zum Waschraum überwachen, die komplizierten Bewegungen zum nächtlichen Verhör und zurück steuern und den Keller sauberhalten. Dennoch gab es dazwischen immer wieder lange Zeiten, in denen sie nichts zu tun hatten. Spielen und Lesen waren offensichtlich verboten, aber man tat es heimlich doch, vor allem Schach spielen. Unsere Zelle lag in strategisch günstiger Position, nämlich dem Raum der Aufseher genau gegenüber, etwa in der Mitte des Gebäudes und nahe bei der Treppe. Deshalb konnten wir auch dauernd Informationsfetzen aufschnappen, wenn die Aufseher flüsternd miteinander plauderten oder wenn sie durch das Hausteleson sprachen, das sie mit dem Raum des Portiers oben verband. Für gewöhnlich war die Antwort der Aufseher ein einfaches «*Slucham... Dobra.*» Aber immer wieder mal kam es zu aufschlussreichen Versprechern. Wir erfuhren oft, um welchen Gefangenen es gerade ging, bediente man sich zu ihrer Identifizierung doch ganz einfach der Zellnummer. Wenn zwei in einer Zelle hausten, wurde der Zahl ein «a» oder «b» angehängt. Ich war also 4a. So liess sich feststellen, wer in Einzelhaft sass und wer einen Zellengenossen hatte. Verräterisch waren auch die das Geschlecht verratenden Endungen der Zahlwörter. Einmal bestätigte uns einer der Aufseher durch die deutliche Wiederholung der Häftlingsnummer, dass es sich bei dem gepeinigten Genossen nebenan in Nr. 3 tatsächlich um eine Frau handelte.

Wie wir Gefangenen sollten sich die Aufseher nur flüsternd unterhalten. Aber sie waren auch nur Menschen, und oft verstand Stanislaw das in der Aufregung des Berichtens flüsternd Gestotterte. Er übersetzte es mir dann ins Deutsche. Ein Lieblingsthema waren natürlich die Frauen. Wie überall auf der Welt gab es diejenigen, die sich als Autorität auf diesem Gebiet ansahen und bis in die pikantesten Einzelheiten von ihren Eroberungen berichteten, und die Grünschnäbel, deren Fehlkalkulationen uns fast die Tränen in die Augen trieben. Einer der Aufseher las fast an jedem Abend, an dem er Dienst hatte, lange Liebesbriefe vor, die er erhalten hatte, und erarbeitete dann mit Mühe und der Hilfe seiner Kollegen ein Antwortschreiben. Eigentlich hätten unsere Bewacher wohl ihre politischen Schulungsunterlagen und marxistischen Schriften studieren sollen, aber es hatte ganz den Anschein, als widmeten sie dem allen nur so wenig Zeit und Gedanken wie möglich. Trotz aller Indoktrination waren die Gefangenen den meisten ziemlich gleichgültig. Sie taten, was ihnen aufgetragen wurde, und zeigten wenig versteckte Neugier oder Feindseligkeit, obwohl man uns doch mit Sicherheit als die ersten der Erzkriminellen geschildert hatte.

Wie die wenigsten Menschen konnten die Aufseher, wenn sich die Gelegenheit dazu ergab, einem guten Jux nicht widerstehen. Einige der Gefangenen hatten – wie etwa mein Zellengenosse – die Erlaubnis zu rauchen, ging man doch davon aus, dass auch eine Sucht den Menschen manipulierbar macht. Jeden Morgen wurde Stanislaw eine Schachtel mit zehn Zigaretten und eine Streichholzschachtel mit zehn Zündhölzern auf das Fussende seines Bettes gelegt. Am Abend musste er die Schachteln und die zehn abgebrannten Zündhölzer zusammen mit seinen Kleidern abgeben. Ich selbst bat nie um Zigaretten, da ich fürchtete, es könne zu einer Zuckerbrot-und-Peitsche-Abhängigkeit führen. Dass es noch andere Gefangene gab, denen dies Privileg zugestanden worden war, war zu vermuten, aber wir hatten noch keine endgültige Bestätigung dafür. Zumindest nicht bis zu dem Tag, an dem wir das unerwarteterweise von einem Spassvogel unter den Aufsehern erfuhren, der es auf «Fatty» abgesehen hatte. Nebenbei konnten wir bei dieser Gelegenheit auch die Genauigkeit unseres Fenstergitter-Kalenders überprüfen und das exakte Datum feststellen.

Als Stanislaw an diesem Morgen aus dem Waschraum zurückkam, eröffnete ihm «Schu», in Zukunft würden keine Streichhölzer mehr ausgeteilt. Wenn er rauchen wolle, solle er an die Tür klopfen, ein Aufseher würde ihm dann Feuer geben. Ein Gefangener musste sein Rauchprivileg missbraucht und versucht haben, sich selbst anzuzünden. Stanislaw war höchst beunruhigt. Das Letzte, was er haben wollte, war ein wiederholter Kontakt mit den Aufsehern und zehnmal am Tag mehr die Erniedrigung, mit erhobenen Händen an der Wand stehen zu müssen. Genausowenig konnte er die Alternative akzeptieren, seinen Schatz kettenrauchend in einem Durchgang aufzabrauchen. Zum ersten Mal bekam er Feuer, als das Frühstücksgeschirr abgeholt wurde. Um zehn Uhr war Wachwechsel, und er lauschte angespannt, um festzustellen, wer Dienst hatte. «Fatty» war mit der Oberaufsicht betraut, wie sein aufgeblähtes Gebaren und atemloses Flüstern zeigten. Kaum eingetroffen, eilte er bereits zum anderen Ende des Korridors, eben keuchend zurück, sollte er schon eine andere Tür aufsperrn. An diesem Vormittag mühte er sich pausenlos, überall gleichzeitig zu sein.

Stanislaw explodierte. «Da hast du's! Das ist doch der Gipfel der Blödheit! Sie machen nicht nur die Gefangenen verrückt, sondern auch die Aufseher. Rechne das mal aus: Wenn hier nur die Hälfte der Gefangenen raucht, sagen wir sechs, das macht pro Tag sechzig Türöffnungen zusätzlich. Also wirklich!»

Er hatte schon zwei Zigarettenpausen verstreichen lassen, und es war klar,

was das für einen gewohnheitsmässigen Raucher bedeutet. Ich versuchte Mitleid zu empfinden, konnte aber bei dem Gedanken an «Fattys» Dilemma im Korridor Schadenfreude nicht unterdrücken. «Warum klopfst du nicht auch, wie die anderen?»

«Meinst du, dass das geht? Nur dies eine Mal?»

Ich sehnte mich nach dem Anblick von «Fattys» Gesicht. «Ich klopfe für dich.» Stanislaw blickte besorgt drein, in Konflikte gestürzt, tat aber nichts, um mich aufzuhalten. Bald drehte sich der Schlüssel im Schloss, die Riegel glitten geräuschvoll zurück. Wir standen unbeweglich an der Wand.

«Hallo... hallo... hier!» kam es keuchend und resigniert von der Tür. Wir drehten uns um, und Stanislaw ging zu «Fatty», der mit rotem Gesicht und elend ein brennendes Streichholz hochhielt und versuchte, einen Anschein von Ordnung aufrechtzuerhalten. Das Streichholz ging aus. Er riss ein neues an. Es wollte nicht brennen. Die Seite der Streichholzschachtel war schon ganz durchgerieben. Er versuchte es erneut, wieder brach das Streichholz ab. Schliesslich gelang es ihm. Stanislaw steckte sich die Zigarette an, schlug militärisch die Hacken zusammen und kehrte zur Wand zurück. Kopfschüttelnd eilte «Fatty» aus der Zelle und schon ertönte an anderer Stelle neues Klopfen.

Nach «Fattys» Dienstschluss um vier herrschte draussen im Wachraum langanhaltende Fröhlichkeit. Am nächsten Morgen lag beim Aufstehen die Streichholzschachtel wie üblich neben den Zigaretten, als habe es den vergangenen Tag nie gegeben. Aber ein Blick in «Fattys» einfältiges Gesicht sagte alles. War es nicht etwa Ende März? Aber natürlich – gestern war der 1. April gewesen! Ich sah «Fatty» an, der, als ich an ihm vorüberging, zitterte.

«Schlimmer Tag, gestern...» wagte ich zu sagen.

Er errötete, wedelte dann freundlich mit der Hand – «Los, los, schneller!» – und schloss die Tür.

Etwa um diese Zeit kamen täglich Handwerker, um irgendwo zu hämmern. Wir stellten fest, dass sie im Inneren der Zellen tätig waren, bei der entferntesten angefangen hatten, dann zu Nr. 2 gelangten. Die Bewohner der jeweiligen Zelle wurden über Nacht in der sechsten Zelle am anderen Ende einquartiert und erst am folgenden Morgen zurückverlegt. Wir bemerkten auch enge Rohre, die im Korridor lagen – und die ich schnell als elektrische Rohrkabel identifizierte. Das Geklopfe erreichte schon Zelle Nr. 3. Am nächsten Tag würden wir an die Reihe kommen. Ich schloss aus den Geräuschen, dass sie eine Rinne und eine grössere Vertiefung weiter oben in der Nähe der Decke in die Ziegelwand

schlugen. Was konnte das sein? Die Heizungsrohre hatten nichts damit zu tun und waren ja sowieso auch viel grösser. Das Einzige waren die Lampen, aber unsere schien völlig in Ordnung zu sein.

Und tatsächlich waren am nächsten Morgen wir dran. Wie immer ohne jede Erklärung, erhielten wir die Anweisung, nacheinander unsere Feldbetten in die sechste Zelle zu tragen, dann unseren Eimer. Wir genossen das Gefühl, mehr Platz zu haben. Unsere Betten sahen in der sie umgebenden Leere fast verloren aus. Am folgenden Morgen mussten wir alles wieder zurücktragen. Natürlich machten wir uns sofort an eine gründliche Untersuchung der Zelle. Aber zu unserer Überraschung sah alles ganz so aus wie immer. Keine weggeflogenen Steinstückchen, kein Staub auf dem Fussboden, die Wand unverändert. Doch bei näherem Hinsehen nicht ganz. Ich ging auf und ab und gab vor, langsam das Interesse zu verlieren, denn ich war sicher, dass uns ein ungesehenes Auge fortgesetzt beobachtete. Ich fand ein viereckiges Loch unmittelbar unter dem schräg angebrachten, hölzernen Lampenkasten in der Wand unter der Decke, eine horizontal und dann vertikal verlaufende Rinne von diesem Punkt aus um die Lampe herum zur Decke, in den Stein geschnitten und danach säuberlich wieder verputzt und übergestrichen, alles so, dass nichts zu sehen war, das geschulte Auge ausgenommen.

Hätten nicht vor ein paar Tagen die Kabelrohre im Korridor gelegen, hätte vielleicht auch ich mich nicht so sehr auf diesen Bereich der Wand konzentriert. Ich versuchte mir den Schaltplan der Zellenbeleuchtung vorzustellen und war überzeugt, dass die Veränderung nichts mit diesen Leitungen zu tun hatte. Was für ein elektrisches System konnte es sonst noch sein? Dann die Erleuchtung: Wenn ich das unschuldig aussehende Bodenbrett des Lampenkastens anheben könnte, würde ich wohl ein brandneues Mikrofon vor mir haben. Absurd? Aber das Bodenbrett des Lampenkastens zeigte Spuren, die verrietten, dass erst kürzlich daran herumhantiert worden war.

Ich versuchte, meine Erregung nicht zu zeigen, und es gelang mir, Stanislaw meine Theorie mitzuteilen. Er dachte einen Augenblick nach und nickte dann zustimmend. In den folgenden Tagen hielt ich die Ohren gespitzt – und natürlich waren oben elektrische Installationsarbeiten im Gange. Schliesslich wurde ich etwa eine Woche später wegen einer Frage, die sich im Zusammenhang mit meinem Verhör ergeben hatte, nach oben gerufen. Ich wurde in einen Raum auf der Waschraum-Seite des Gebäudes geführt. Jemand war unachtsam gewesen. Am Fenster stand eine Tischverstärker-Einheit mit Lautsprecher und

einer Reihe von Schaltern, aus der farbkodierte Drähte heraushingen. Ich bekam das alles nur ganz kurz zu sehen, da der Aufseher sofort eine daneben liegende Abdeckung darüberzog. Es reichte mir aber, um zu erkennen, dass es sich weder um ein Radio noch um ein Grammophon handelte. Als ich dann den Raum wieder verliess, war das vielsagende Objekt inzwischen fortgeschafft worden, und irgendjemand hatte wahrscheinlich ordentlich was aufs Dach bekommen.

Ich lächelte in mich hinein. Der Irrglaube an die Geheimhaltung in einer Welt menschlichen Fehlverhaltens und menschlicher Schwäche! Dann ein weiterer Gedanke und ein noch breiteres Grinsen: Solange unsere Widersacher nichts von unserem Wissen wussten, konnten umgekehrt wir ihnen zu gegebener Zeit eins auswischen. Wir taufte das neue Wesen in unserer Zelle «Iwan». Unnötig zu sagen, dass wir gehörig Respekt vor ihm hatten – aber auch einen potentiellen Verbündeten.

Wir lernten zu durchschauen, dass alles, was unten im Keller geschah, von oben aus gesteuert und Bestandteil einer wohlberechneten Politik war. Nichts, wie trivial es auch erscheinen mochte, war Zufall. Die Aufseher waren Automaten im Dienst einer Wechselbad-Strategie. Da aber die Trägheit wesentlich zur menschlichen Natur gehört, verdarben sie die Fiktion einer selektiv schlechten Behandlung dadurch, dass sie einfach von Tür zu Tür gingen, ohne sich auch nur im Geringsten um eine einleuchtende Entschuldigung zu bemühen.

Bei einer solchen Gelegenheit wurde mir jedoch die Angewohnheit, die Arme nicht über den Kopf zu erheben, wenn ich mit dem Gesicht an der Wand stand, zum Verhängnis. Im Rahmen einer Abkanzelungs-Kampagne kam «Schu» in unsere Zelle gestürmt und wetterte über meinen Mangel an Disziplin. Ich gab vor, nicht zu verstehen und nicht sehen zu können, was da nicht stimmen sollte. Die Lage wurde immer prekärer. Zum Kompromiss bereit, erhob ich die geschlossenen Hände langsam bis in Schulterhöhe. «Schu» war inzwischen jedoch soweit, dass er Blut sehen wollte, und der zweite Aufseher stand schon drohend neben ihm. Ohne den Kopf zu drehen, flüsterte Stanislaw mir zu: «Um Himmels willen, Hermann, hör damit auf!» Ich gab nach, und zum ersten Mal reckten sich in Zelle Nr. 4 vier Arme zur Decke hoch. Monatslang litt ich nun täglich unter dieser Demütigung, aber Stanislaw hatte recht gehabt. Dieser Streitpunkt war wahrlich nicht wichtig genug, um andere Gewinne, die wir in diesem Frühjahr verbuchen konnten, wieder zu verlieren.

Und Gewinne gab es in der Tat. So wurden mit dem Ende des Winterwetters neue Lüftungszeiten eingeführt. Statt jeden Abend bloss fünfzehn Minuten weit geöffnet zu werden, wurde unser Fenster nun zwar nur noch einen Spalt

breit aufgemacht, blieb es dafür aber bis zum Wachwechsel um vier Uhr in der Frühe, also bis kurz vor dem Wecken. Das bedeutete, dass die ganze Nacht frische Luft zu uns hereinströmte, was die Zeit mit geschlossenem Fenster erträglicher machte.

Ein leichteres Versäumnis verhalf uns zu einem ersten, begrenzten Ausblick auf die Welt draussen. Eines Morgens gegen Ende April wachte ich auf und sah, dass es draussen schon hell wurde und dass vergessen worden war, das Fenster zu schliessen. Ich kroch aus dem Bett und eilte zum Eimer neben der Tür. Im Wachraum auf der anderen Seite des Korridors regte sich nichts, nur schweres Atmen war zu hören. Ich schlich auf Zehenspitzen zum Fenster, die beiden Flügel hatten sich leicht gegeneinander verschoben, und eine etwa einen Zentimeter grosse Öffnung war entstanden: Ich sah ein paar hohe Bäume, eine Hecke und Büsche. Der Fussboden unserer Zelle lag nur ungefähr einen Meter unter der Erde. Knospende Zweige, die Stille des frühen Morgens, das Grün des Grases, das nahe Gezwitscher der erwachenden Vögel – diese Welt, die nun schon fast neun Monate unsichtbar und unspürbar geblieben war, war so betörend schön wie das Erwachen aus einem bösen Traum.

Ich wollte, dass auch Stanislaw das erlebte, und zupfte ihn am Ärmel. Er sah mich erschrocken an. Ich zeigte auf das Fenster und ging zum Eimer, um zu horchen, während er einen schnellen Blick hinauswarf und sich dann wieder auf sein Feldbett legte. Als ich zu dem meinen zurückgekehrt war, flüsterte er: «Was glaubst du, wie weit es bis zur Mauer ist?»

Ich war überrascht. Ich hatte keine Mauer bemerkt. Ein weiterer schneller Blick, und ich tauchte unter meine Decke zurück. Da war tatsächlich, etwa dreissig Meter entfernt, der Umriss einer Mauer aus rötlichen Backsteinen, parallel zu unserem Gebäude, von Ost nach West. Und oben auf der Krone überall gezackte Glasscherben. Es war schwer, die Höhe der Mauer abzuschätzen, da der Boden dort ein wenig tiefer zu liegen schien. Und dahinter Baumwipfel. Mein erster Blick hatte nur das Wunder der alltäglichen Welt registriert, und ich hatte durch das Hindernis, das uns von ihr trennte, hindurchgeschaut, als sei es gar nicht vorhanden. Wir befanden uns also auf einer Art Feld mit Bäumen, mit einer Gefängnismauer und Bäumen dahinter.

Als die Nächte kürzer wurden, liess uns das leicht geöffnete Fenster mit den Geräuschen draussen in Verbindung kommen, mit denen der Morgen- und Abenddämmerung – und merkwürdigerweise erinnerten sie an jene, die ich vor sechs Monaten in der Einsamkeit des anderen Kellers hatte hören können. Selbst am Tage, wo doch eigentlich das geschlossene Fenster ein undurch-

dringliches Hemmnis hätte sein sollen, drang jetzt häufig das Geräusch eines Aussenbordmotors zu uns herein. Dann eines Tages das zweimalige schrille luten eines Dampfbootes. Wir sahen uns an und grinsten. «Wenn er das noch einmal macht, haben wir bald einen Dampfbootkapitän hier bei uns in der Zelle sitzen. Weitergabe wichtiger Informationen an den Feind!»

Hatten diese zwei Pfeiftöne nicht tatsächlich alle Bemühungen zunichte gemacht, uns zu desorientieren? Sofort musste doch in allen Zellen das Bild der Weichsel aufgetaucht sein, wie sie sich langsam durch das flache Land unterhalb des Hochufers von Warschau dahinwindet. Wir befanden uns also irgendwo nahe am marschigen Ostufer des Flusses. Hatten uns das nicht schon jeden Abend die Frösche erzählt, das plötzliche Geschnatter von Enten, das sich unter die abendlichen Geräusche gemischt hatte? Einmal soweit gekommen, ordneten sich alle anderen Hinweise wie Eisenbahnzüge, Lastwagen, Pferdegetrappel, das regelmässig über unser Gebäude fliegende Flugzeug und auch der Aussenbordmotor ein. Wir befanden uns nicht nur an der Weichsel, sondern am Ostufer eines Flussbogens südlich der Hauptstadt. Auf der einen Seite war ganz in der Nähe der Fluss, auf der anderen – etwas weiter entfernt – die Hauptstrasse von Warschau nach Lublin und die Vorortbahn auf dem Ostufer. Da war auch noch ein sehr verräterisches Pfeifen, das bei Ostwind in den frühen Morgenstunden zu uns drang. Es war das hohe, dünne Piepsen einer alten, dampfgetriebenen Schmalspurbahn, die landwirtschaftliche Produkte in die Stadt beförderte, ein altes Wahrzeichen der Hauptstadt, das in den ersten Monaten des Jahres 1945 – nach der Befreiung Warschaus – in hoher Gunst stand, die einzige Verbindung zwischen der zerstörten Stadt und den erhalten gebliebenen Vorstädten im Waldgürtel südöstlich.

Eine Verbesserung ganz anderer Art – sie wollte uns fürstlich erscheinen – bestand darin, dass eines Morgens jedem von uns zwei weisse, quadratische Bogen Papier von der Grösse eines kleinen Taschentuchs überreicht wurden. Man wies uns an, sie bis zur Benutzung in das Fenstergitter zu klemmen, und machte uns warnend darauf aufmerksam, dass wir zur Verantwortung gezogen würden, wenn sie nicht im Eimer landeten. Nach meinen acht Monaten und Stanislaws noch viel längerer Zeit ohne die Segnung des Toilettenpapiers waren wir angesichts dieser plötzlichen Fürsorglichkeit tagelang in Hochstimmung. Sie führte zu langen Diskussionen über Motive und mögliche Vorbedeutungen, und jeden Tag wieder löste der Erhalt zweier neuer Blätter die grösste Befriedigung aus. Ein paarmal unterzogen die Aufseher unseren Eimer beim

Leeren einer flüchtigen Überprüfung, aber da sie Menschen und bequem waren, nahmen sie es schon bald nicht mehr so genau.

Schliesslich aber kam die ganz grosse Verbesserung, als nämlich «Schu» eines Tages grinsend unsere Zelle betrat und fragte, ob sie nicht ein bisschen eng für uns sei. Wir pflichteten ihm so ernst wie möglich bei. «Ja, vielleicht ein bisschen.»

«Also gut, dann mal schnell...» – und er zeigte auf mein Feldbett. «Nehmt es auf, jeder an einer Seite... schu... schu...», sagte er und fuchtelte mit den Händen. «Der Dumme» stand draussen und sah mitleidig auf mein Bett hinab. Alle sahen es immer so an, auch Stanislaw. Immer wenn ich sagte, ich wolle jetzt zu Bett gehen, korrigierte er mich: «Du meinst in dein Nest.» Das war der Art und Weise zu verdanken, wie ich mein Bett zu machen pflegte. In Polen wirft man die Betttücher und Decken lose darüber und steckt nur die Laken fest. Bei Nacht wickelt man Laken und Decken um sich, so dass sie eher Bestandteil des Schläfers als des Bettes sind.

Ich dagegen schlug immer alles, Bettuch, Decken, Laken, an den Seiten und unten fest um den Strohsack und schob mich dann von oben da hinein. Ich muss zugeben, dass ich mich immer etwas beengt fühlte, wenn ich mich bewegen wollte, und ich blickte neidvoll zu meinem Nachbarn hinüber, der dort unbehindert auf seinem Laken ausgestreckt lag. Soviel zu Sicherheit gewährleisten den Gewohnheiten! «Das ist kein Nest!» war meine gereizte Antwort.

Als wir nun mein eingeschnürtes Feldbett den Korridor entlangtrugen, wandte sich mein Interesse sehr schnell der Frage zu, wohin wir – Richtung Waschraum – unterwegs waren. Und siehe, unsere neue Heimstatt sollte die Zelle Nr. 2 sein! Nach etwa 160 Tagen in der Enge eines Raumes von einsachtzig mal dreisechzig war dies eine bedeutsame Veränderung. Die neue Zelle war über einen Meter breiter! Endlich konnten wir beide gleichzeitig zwischen Tür und Fenster auf und ab gehen. Wie zwei Zootiere in einem neuen Käfig untersuchten wir sofort jeden Zentimeter – den Fussboden und seine Phantasiebilder evozierenden Flecken und die Holzmaserung, Hinweise darauf, wo der Vorbewohner gesessen, auf welcher Seite des Bettes er seine Mahlzeiten zu sich genommen hatte, wie er hin und her gegangen war. Stanislaw untersuchte die Ritzen zwischen den Dielen und förderte eine lange Haarsträhne zutage. Ein weiblicher Gefangener vielleicht? Wir wandten uns der Eimer-Ecke zu und waren uns einig: ein Mann!

Sofort gab es da am Ende des Korridors eine ganze neue Welt von Geräu-

schen, die es zu erforschen galt. Bisher hatte unser Hauptinteresse dem Aufenthaltsraum der Aufseher gegenüber und der Wand gegolten, auf deren anderer Seite Leute das Gebäude betraten und wieder verliessen. Jetzt aber war es der Waschraum, nur eine Tür weiter auf der anderen Seite des Korridors. Wir konnten den genauen Ablauf der Vorgänge dort verfolgen – von dem Augenblick, in dem ein Gefangener seine Zelle verliess, bis zu seiner Rückkehr. Und welches Mass an Individualität offenbarte jede einzelne Phase der Waschraumoperation! Schon die Art und Weise, wie der Eimer geleert, gereinigt und wieder mit frischem Wasser gefüllt wurde, einige leerten ihn und spülten dann sofort, andere scheuerten den Eimer mit der dafür vorgesehenen Bürste und spülten erst dann. Wieder andere wagten es sogar, sich die Gelegenheit zunutze zu machen und sich der Toilette zu direkter Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu bedienen.

Und das Eimerschrubben selbst, wieviel sagte es über die Persönlichkeit des Schrubbenden aus! Einige gingen gleich zum Waschbecken, liessen in ruhigem Strahl Wasser zum Ausspülen in den Eimer laufen, gingen dann zur Toilette, setzten den Eimer ab, wischten mit der Bürste einmal flüchtig im Kreis, um den zuschauenden Aufseher an der Tür zufriedenzustellen, leerten daraufhin den Eimer und kehrten zum Waschbecken zurück, um ihn halbvoll zu füllen. Ein sicheres Anzeichen dafür, dass dem betreffenden Spüler inzwischen alles egal war. Andere wieder säuberten jeden Millimeter des Eimers systematisch und spülten ihn mehrfach aus, bevor sie ihn dann wieder füllten. Offensichtlich war so jemand ein schwerfälliger, ernster Mensch, der sich in dieser tierischen Existenz einen Sinn für das Schickliche bewahrt hatte. Dann waren da die Künstler, deren schrubbende Bewegungen einen kavalierrmässigen Schwung hatten. Oder die Trotzigten. Oder jene, die die Bürste kolbenartig in den Eimer stiessen. Allmählich lernten wir sie alle kennen und wussten auch, woher sie kamen. Wir waren sofort in Unruhe, wenn einer ausblieb.

Dann die zweite Phase des Reinigungsunternehmens. Da gab es die, die sich die Zähne putzten, bevor sie sich wuschen, und die, die es umgekehrt machten. Und schliesslich das Waschen selbst, welche Offenbarung! Einige tauchten den Kopf unter Wasser und planschten, sprudelten und prusteten wie Wale. Es war erstaunlich, wieviel Befriedigung diese lärmende Freizeitbeschäftigung Männern verschaffen konnte, die unter den gegebenen Umständen die eindeutige Behauptung eines unveräusserlichen Rechts darstellte. Natürlich gab es auch die, denen zuzuhören weitaus unangenehmer war, da sie ihre Waschung demonstrativ mit Husten, Spucken und Naseschneuzen begannen. Beim Waschen selbst gab es ebenfalls Unterschiede. Da waren die, die kaum mit dem

Wasser in Berührung zu kommen schienen und die wohl der Wunsch trieb, möglichst schnell wieder in die Zelle zurückzukommen, aber auch die, die die Geduld der Aufseher auf die Probe stellten, indem sie doppelt solange brauchten wie alle anderen.

Es gab noch einen interessanten Aspekt: Einige der Gefangenen wurden völlig unabhängig von der Zeit, die sie benötigten, ständig angetrieben, entgegen kaum je einem «Schu!» oder «Schneller!», wenn der Eimer noch gar nicht geleert war. Im Gegensatz dazu besass vor allem ein Mann die Unverfrorenheit, sich in einer der Toilettenkabinen niederzulassen und still dort zu verharren, als müsse er erst die Morgenzeitung lesen. Es gab da also eine ganze Hierarchie, und die Aufseher waren selbst in diesen kleinen Dingen nur Instrument der von oben verfügten Politik.

Wir waren auch wieder in der Lage, genau festzustellen, welche Zellen mit einzelnen Häftlingen und welche doppelt belegt waren. War nur ein Gefangener da, wurde die Zellentür offen gelassen, bis er aus dem Waschraum zurück war. Ging einer von zweien, so wurde die Tür hinter ihm wieder zugemacht. Einmal pro Woche bot sich überdies eine Zusatzgelegenheit zur Informationsbeschaffung, beim samstäglichem Rasieren und Duschen. Nach der normalen Eimerleerungsoperation wurden alle Gefangenen rasiert, wozu sie sich auf einen Stuhl setzten. Danach ging es weiter zum Duschen, das von den Aufsehern genau überwacht wurde, die auch die Wasserhähne bedienten und entschieden, wie lange einer unter der Dusche bleiben durfte. Da kam es dann unweigerlich zu Ausrufen wie «Nicht scharf genug!» oder «Zu kalt!» oder «Gut, genau richtig!» Und, abhängig von der Stimmung des Aufsehers und vom Status des Gefangenen, auch mal einen Scherz angesichts etwa eines grotesken Missverhältnisses in der Grösse der gelieferten frischen Unterwäsche oder eines vom Aufseher mit dem Sicherheitsrasierer beigebrachten, besonders unglücklichen Schnitts.

Meine Angewohnheit, jede heisse Dusche mit einer kalten zu beenden, rief immer wieder Amusement und Staunen der diensthabenden Aufseher hervor. Das gehörte in dieselbe Kategorie wie mein Bettenbauen. Oft steckte auch der zweite Aufseher den Kopf zur Tür herein, um sich das Schauspiel nicht entgehen zu lassen, wie ich mich freiwillig dieser Prozedur unterzog. Ich erinnere mich noch daran, wie «Schu» einmal ungläubig den Kopf schüttelte und zu dem anderen Aufseher sagte: «Dieser amerikanische Hurensohn... Pest und Schwefel... Pest und Schwefel!»

Das war durchaus verständlich. Wie war das mit der dunklen, gegenüberliegenden Zelle in dem anderen Keller gewesen? Hatte ich da nicht gehört, wie

drinnen eimerweise Wasser über jemandem ausgeschüttet wurde, vielleicht Teil eines teuflischen Zermürbungsverfahrens? Das Luft-Schnappen, das den Wassergüssen folgte, machte deutlich, welche Temperatur es hatte. Hier schien es keine solche dunkle Zelle zu geben, und es gab auch keine Anzeichen für eine Misshandlung von Gefangenen. Allerdings bekamen wir ein paar Nächte nach unserem Umzug die Ankunft eines Neuen mit, dem klar gemacht wurde, dass er hier unten nicht auf Rosen gebettet sein würde. Den «Gemeinen» auf den Fersen, wurde er in die leere Zelle uns gegenüber und wenig später in den Waschraum getrieben, dessen Tür sich hinter ihm schloss. Brüllend wurde ihm befohlen, sich auszuziehen und unter die Dusche zu stellen. Jedesmal, wenn er herauskommen wollte, wurde er wieder mit Flüchen zurückgezwungen. Die Tatsache, dass der Heisswasserofen nicht geheizt worden war, verbunden mit dem fehlenden Interesse des Mannes an der Frage der Sauberkeit sowie dem Vergnügen des «Gemeinen» an dem Spielchen, machte klar, warum ein Gefangener, der seine Freude an dem eiskalten Wasser des artesischen Brunnens hatte, fast einer Bedrohung der Ordnung gleichkam. Das war etwas, was nicht gegen mich eingesetzt werden konnte!

Ein anderer, sehr ergiebiger Aspekt war das in bestimmten Zeitabständen samstags stattfindende Haarschneiden. Unser Spiel bestand darin, anhand der auf dem Boden zurückbleibenden Haarahäufchen zu erraten, welches zu wem gehörte. Da gab es schneeweisses Haar, sehr viel schwarzes und verschiedene Brauntöne. Der Haarschnitt vor mir, der zweite Mann von Nr. 1, war sehr schnell erledigt, die Haare weiss, sicher ein älterer, fast kahlköpfiger Mann, was zu der Bedächtigkeit seiner Bewegungen und zu seinem etwas ungleichmässigen Gang stimmte.

Unser Hauptinteresse galt der Zelle Nr. 3 mit dem ersten Gefangenen, der nach mir in den Keller gekommen war. Wir hörten immer wieder das Husten und einmal auch die Stimme im Waschraum. Wir waren zu dem Schluss gelangt, dass es eine Frau war, eine Frau in den Dreissigern. Das aber war nur der Anfang einer Kette von weiteren Beobachtungen, die uns einige Tage lang Kopfzerbrechen bereitete, bis wir endlich die Lösung hatten. Wie bei allen Gefangenen in Einzelhaft blieb auch ihre Tür offen, wenn sie zum Waschraum ging. Dort aber dauerte die Prozedur mit dem Eimer ungewöhnlich lange, ja, sie schien den Eimer zweimal zu reinigen, betätigte auch die Toilettenspülung zweimal. Die einzig mögliche Antwort war, dass sie in ihrer Zelle nicht nur einen, sondern zwei Eimer hatte. Aber das gleiche geschah, wenn sie sich wusch und die Zähne putzte. Manchmal schien sie sogar beides zugleich zu erledigen.

Dann kam der Samstag. Wir horchten aufmerksam. Sie wurde ja nicht rasiert, ging aber auch, wie wir feststellen konnten, nicht unter die Dusche, sondern erledigte nur die Eimerreinigung und kehrte dann in ihre Zelle zurück. Nach dem Frühstück wurden ihr jedoch die grosse Emailleschüssel und zwei Eimer in die Zelle gebracht. Eine Weile später holten die Aufseher alles wieder ab, und der Vorgang wiederholte sich. Es war die polnische Grammatik, die das Rätsel schliesslich lösen half, als ein Aufseher einmal an der Waschraumtür barsch zu der Gefangenen sagte: «Es ist Ihnen nicht erlaubt, das zu tun.» Die Wortendungen waren nicht nur weiblich, sondern hatten auch die Pluralform. Auf der anderen Seite unserer Wand waren zwei Frauen!

Und bald machten wir noch eine weitere Entdeckung. Eine der beiden hatte Verdauungsbeschwerden und fast an jedem zweiten Tag kurz nach dem Mittagessen Brechanfälle. In den kommenden Wochen schien uns jeder Tag ein guter, an dem wir dieses Erbrechen nicht mitbekamen. Das Leiden, das es bezeugte, wurde in gewisser Weise zu dem unsrigen, denn wir fühlten uns jedesmal angesichts unserer Ohnmacht und der Unmöglichkeit zu helfen ganz elend.

Die Zeit verging in jenem Frühjahr sehr schnell. Vielleicht lag das an der Entfernung, die wir schon zurückgelegt hatten. Das Wichtigste war, nicht die Geduld zu verlieren. Dies alles würde so plötzlich aufhören wie es angefangen hatte. Es gab jedoch fast täglich Momente, in denen die Fassade der Zuversicht zu zerfallen drohte, immer dann, wenn die unterdrückte Wirklichkeit der Welt, der ich nicht mehr angehörte, aufbrach. Dann war es jedoch mehr eine Auflehnung gegen die Lebensumstände als eine Wiederkehr jener hoffnungslos kreisenden Verzweigung, die mich in den ersten Monaten heimgesucht hatte.

Mehr noch war es das langsame Entstehen einer inneren Phantasiewelt, das für die Art und Weise verantwortlich war, in der die Tage vergingen. Als wir nach Weihnachten den Vorlesungsbetrieb aufgenommen hatten, schien unser gemeinsames Wissen noch einen solchen Überfluss an Material herzugeben, dass wir niemals geglaubt hätten, wir könnten diesen Vorrat je aufbrauchen. Aber bei sieben Tagen pro Woche hatten wir beide bis Ende Januar schon je dreissig Vorträge gehalten. Als es März wurde, waren es schon je sechzig – und jeden Nachmittag lief ich auf und ab und versuchte aus irgendeinem meiner Themen noch etwas mehr herauszuquetschen. Was, wenn der Vormittag kam, an dem wir nichts mehr zu flüstern hatten, wenn es wieder still wurde in der Zelle? Wie verschwenderisch waren wir am Anfang mit unseren Ressourcen

umgegangen – in einer einzigen Sitzung die Kunst der Antike! Die gesamte polnische Geschichte an zwei Vormittagen! Trotz inzwischen strenger Rationierung waren wir schon dabei, die Reste zusammenzukratzen: der Sport in Amerika, die Liebe in Polen, meine ersten fünf Frauen, seine ersten zehn (wie beneidete ich ihn darum, dass er es auf zehn gebracht hatte, wobei impliziert war, dass da noch mehr kommen würden). Je mehr unser Vorrat dahinschwand, desto schamloser machte sich die Phantasie breit, vor allem wenn es um die Frauen ging. Trotz aller Entschlossenheit, unser Privatleben ausgeklammert zu lassen, bewegten wir uns immer weiter darauf zu. Bei unserem Tempo schien es keine Möglichkeit mehr zu geben, diese Bewegung noch zu stoppen, selbst wenn wir es gewollt hätten und obwohl «Iwan» möglicherweise zuhörte.

Und immer wieder bewunderte ich die Fähigkeit von Stanislaw, in der reinen Phantasie zu leben. Wenn wir nicht miteinander sprachen, konnte ich oft spüren, wie er plötzlich ganz in Anspruch genommen, weit weg war, als habe er alles um sich herum vergessen. Als wir uns kennenlernten, hatte er schon ein Jahr dieser Kellerexistenz hinter sich. In Zeiten unerträglichen Leidens war es seine Überlebensmethode gewesen, sich durch Rückzug in eine imaginäre Realität gegen alles abzuschliessen. Seine grosse Leidenschaft gehörte dem guten Essen, und so durchlebte er Stunden der genauesten Vorbereitung festlicher Dinners. Dann setzte er sich zu Tisch, ass und unterhielt sich mit Freunden, wobei er sogar den Geschmack der vorgestellten Gerichte auf der Zunge hatte. Allmählich war er weitergegangen und hatte begonnen, sich zusammenhängende Geschichten auszudenken, bei denen er als Beobachter fungierte. Im Laufe der Monate hatte sich sein ganzes Bewusstsein mit einer epischen Trilogie gefüllt, deren Gegenstand Polen in der Zeit des Krieges und der Besetzung war. Diese Geschichte war ohne festen Plan immer weiter gediehen – unvorhergesehene Ereignisse hatten die Lebensläufe seiner Charaktere bestimmt, an deren Dasein er teilhatte. Und das hatte er tatsächlich, war doch alles ein freies Replay der turbulenten Ereignisse, an denen er als Mitspieler aktiv beteiligt gewesen war, und das ohne die Trennung von Fiktion und Wirklichkeit. Wenn sich die Tür geöffnet hatte und die Schüsseln mit dem Essen auf den Boden gesetzt wurden, war er ungehalten über die Störung gewesen und hatte die Mahlzeiten schnell hinuntergeschlungen, um wieder in seine private Wirklichkeit zurückkehren zu können. Er gestand, dass er, als er im Dezember zu mir in die Zelle gesteckt worden war, auch über diese Störung verärgert war und sich nach der Einsamkeit zurückgesehnt hatte, die die Schleusen seiner Phantasie öffnete. Ich fragte

mich, ob er wohl, hätte es diese Veränderung nicht gegeben, ganz in seiner Phantasieexistenz aufgegangen wäre.

So schlug ich schliesslich vor, er solle doch sein Epos wiedererzählen, wie er es durchlebt hatte, und dabei jeden Tag zu einer Art Kapitel machen. Anfangs weigerte er sich und deutete auf «Iwan», das Ohr in unserer Lampe. Aber ich wusste, ich hatte die Zeit auf meiner Seite. Und so fing er denn wirklich im frühen März mit seiner Geschichte an und verstand, es, mich jeden Vormittag so zu fesseln, wie ich das bei einem Buch nie erlebt habe. Ich war plötzlich in der Lage, mich mit einer Welt des Leidens zu identifizieren, die sich doch von dem, was ich selbst erlebt hatte, so gewaltig unterschied. Den Hintergrund bildeten die menschlichen und materiellen Verheerungen, von denen Polen während der Kriegsjahre heimgesucht worden war. Da war das belagerte Warschau, dann das erst russisch, dann deutsch besetzte Wilna. Stanislaw im Versteck in den polnischen Wäldern, später, in Warschau, nach dem Grauen des Ghettoaufstandes, ein Bewohner der Hölle, die nach dem Aufstand von 1944 in der Stadt losgebrochen war, bei Kriegsende schliesslich in Wroclaw (Breslau). Wir gaben der Geschichte den Titel «Die drei W», nach den Hauptschauplätzen Warschau, Wilna und Wroclaw. Die Erzählung folgte vier oder fünf Hauptfiguren, mit deren Augen alle Ereignisse gesehen wurden. Es war klar, dass das, was ich da miterlebte, in tiefstem Sinne autobiographisch, Stanislaw in jeder Szene gegenwärtig war. Stück um Stück schob das Erzählte die falsche Fassade beiseite, hinter der er sich in den ersten Tagen unseres Zusammenlebens zu verstecken gesucht hatte. Wenn ich am Abend auf dem Rücken ausgestreckt auf meinem Bett lag, durchlebte ich alle Szenen noch einmal so, als sei ich selbst daran beteiligt gewesen.

Seine Phantasiewelt hatte etwas Ansteckendes. Auch wenn ich selbst keine Geschichten erzählen konnte, tauchte ich immer tiefer in die Erfahrungen meines eigenen Lebens hinab, die sich mir dabei in ganz neuem Licht zeigten. Ich hielt mich an ihnen fest und begann, sie mit einer Lebendigkeit wiederzugeben, die mich selbst überraschte. Irgendwie hatte ich eine neue Lagerstätte in meinem Gedächtnis aufgetan, von deren Vorhandensein ich kaum gewusst hatte.

Als sich die Erzählung Stanislaws ihrem Ende näherte, machte ich mir Gedanken darüber, was an ihre Stelle treten könnte. Wenn wir versuchten, zusammen eine Geschichte zu erarbeiten, würde er dann auch in der Lage sein, sie so in seiner Phantasie zu durchleben? Er regte an, ich solle mir etwas ausdenken, und dann wolle er sehen, ob es gehe oder nicht. Ich wusste, dass die Geschichte

in einer Welt spielen musste, die ihm vertraut war. Das schloss Amerika aus – aber was konnte ich angesichts meiner beschränkten Kenntnis dieser Welt dann anbieten? Eines Nachts fiel mir ein Bericht ein, den ich zu Hause in der Zeitung gelesen hatte und der sich mit der schwierigen Aufgabe befasste, verschollene Kinder aufzuspüren, die die Deutschen während der Besatzungszeit mitgenommen hatten, weil ihre Eltern tot oder ins Konzentrationslager geschickt worden waren. Daraus liesse sich, so dachte ich, eine Geschichte machen, die ganz aus der Perspektive eines solchen Kindes erzählt werden könnte.

Die Geschichte, deren Entwurf in langen Stunden des Wachens in meinem Kopf entstand, war die eines polnischen Jungen, der zu Beginn des Krieges im Alter von vier oder fünf Jahren von seinen Eltern getrennt worden war, die man eines Nachts verhaftet und in ein KZ verschleppt hatte. Die Nazis geben den Jungen für eine Adoption durch eine deutsche Familie in Breslau frei. Er verbringt dort seine Jugend als Willi Neubauer, wird Mitglied der Hitlerjugend. 1945 verlagert sich die Front immer weiter nach Westen. Breslau wird von den Sowjets eingeschlossen und belagert und zerfällt in Trümmer. Willis Adoptivvater kommt bei einem Luftangriff um. Schliesslich kapituliert die Stadt. Willi durchlebt die Qual, Deutscher zu sein – zuerst während der russischen Besetzung, dann nach Übergabe der Stadt an die Polen. Seine Adoptivmutter und er schliessen sich dem Strom der jetzt Vertriebenen an. Als der Krieg zu Ende ist, entdecken Willis leibliche Eltern durch Zufall die Spur Jans, ihres seit Langem vermissten Kindes. Willi, der nichts von seiner polnischen Herkunft weiss, wird von einem amerikanischen Suchteam zwangsweise repatriert und verliert so die letzte, echte Bindung seines Lebens, die Bindung an die Frau, die seine Mutter geworden ist. Die leiblichen Eltern des Jungen lassen sich in Wroclaw nieder, bis vor kurzem noch das deutsche Breslau, und wissen nicht, dass ihr so lange verschollener Sohn einmal dort als Deutscher gelebt hat. Jan (Willi) gerät so in einen doppelten Konflikt – in den durch seine «doppelten» Eltern und in den zwischen dem deutschen Breslau seiner Vergangenheit und dem polnischen Wroclaw seiner Gegenwart. Die Geschichte endet mit der Begegnung der deutschen Mutter und des polnischen Vaters nach dem Tod des Jungen, der mit den Nachwirkungen des erbarmungslosen Krieges in seinem eigenen kurzen Leben nicht hat fertig werden können.

Ich wusste ja inzwischen, dass Stanislaw bei Kriegsende nach Wroclaw gezogen war und den Ort bestens kannte. Ich selbst hatte die zerstörte Stadt vor zwei Jahren besuchen können. In den folgenden Wochen war es diese Geschichte, die zuerst in der Phantasie von Stanislaw und dann in seinen geflüster-

ten Geschichten auch für mich zum Leben erwachte. Wir waren Willi. Jeden Abend, wenn wir auf unseren Betten lagen, skizzierten wir das Stück des nächsten Tages vor. Wir versuchten ihm zu helfen, ihn und auch seine beiden unglücklichen Elternpaare zu verstehen. Wir bemühten uns, alles mit seinen Augen zu sehen, es so zu erleben, wie er es erlebt haben würde. Mit unvergesslichem Zartgefühl und grossem Einfühlungsvermögen beschrieb Stanislaw die Vorstösse des Jungen zu den Freuden einer ganz normalen Kindheit und seine Schmerzen am Ende. Und als Willi, wie wir ja wussten, sterben musste, senkte sich eine gedrückte Stimmung über unsere Zelle, die wieder zu vertreiben es Tage brauchte. Für Stanislaw war Willi ein Sohn, für mich war er der meine, und für uns beide waren es die Erinnerungen an die Kindheit und eine bittere Sicht auf die Welt, erwachsen aus unseren eigenen, gegenwärtigen Leiden. Willis Verschwinden aus unserem Zellendasein nach all diesen Wochen, die wir allein ihm gewidmet hatten, hinterliess in uns beiden eine gähnende Leere.

«Schlag ein neues Thema vor. Aber diesmal etwas Heiteres», sagte Stanislaw.

«Wie wär's mit einer Geschichte über das Leben in einem polnischen Dorf? Kein Held, keine Hauptfigur. Einfach seine Bewohner, wie sie in das Leben des Orts, über den die Konflikte der Welt als blosse Echosignale dahingleiten, eintreten und wieder daraus verschwinden.» Dieser Vorschlag war nicht uneigennützig, war er doch auf die Szenerie zugeschnitten, die, wie ich fühlte, dem Herzen meines Mitbewohners am nächsten war. Mir war ja inzwischen klar geworden, wie genau er über das polnische Landleben Bescheid wusste.

Und so lebte ich in den nun folgenden Wochen in «Wola» und nahm teil am Auf und Ab seiner Geschichte der letzten fünfzig Jahre. Ich lernte die meisten seiner Häuser und ihre Bewohner kennen, von der ärmsten Kuhhirtenhütte bis zum heruntergekommenen einstigen Gutshaus.

Wir sprachen jetzt immer häufiger über die Menschen und ihre so verschiedenen Lebensformen. Ich wählte zumeist Personen, die ich einmal gekannt hatte, und versuchte – das war mein Beitrag zu unseren Vormittagen – sie ihm sehr detailliert vorzustellen. Am Nachmittag gingen wir dann oft nebeneinander auf und ab, kamen vom Einzelnen zum Allgemeinen, stellten uns die uralten Fragen: Welches sind die Beweggründe des menschlichen Handelns? Was liegt hinter der endlosen Geschichte der Zerstörung, nicht nur jener, zu deren Opfer sich der Mensch selbst macht, sondern auch der der Natur, wie passt das zu seiner Fähigkeit, die Schönheit der Schöpfung zu erkennen und sich an ihr zu freuen?

Unsere so weit voneinander entfernten Erfahrungswelten waren so verschieden wie die Traditionen unserer beiden Kulturen. Stanislaw war katholisch, konservativ, antikommunistisch, geprägt von der lateinischen Kultur und von lebhaftem slawischem Temperament. Stütze seines Lebens war der Glaube, von einem an Aberglaube grenzenden Mystizismus durchzogen. Den Katastrophen, deren Opfer er, wie sein Land, geworden war, begegnete er mit einem ausgeprägten Sinn für Freude und für die Kraft des Augenblicks.

Ich selbst war aufgewachsen in der Quäker-Welt des Dienens, der Vorherrschaft des Willens über das Vergnügen, der Vernunft über den Glauben, des Vertrauens in den Fortschritt und an das Gute im Menschen, der Vision einer Welt ohne Gewalt und mit gleichen Chancen für alle. Herangewachsen in bürgerlicher Sicherheit, zur Selbstbeherrschung und Kontrolle der Gefühle erzogen, die man nicht hervorbrechen lassen konnte, um sich von ihnen zu befreien.

Im normalen Leben hätten sich unsere Wege nie gekreuzt, und wenn, dann wären wir einander mit Ablehnung begegnet. Hier zwang der eine den anderen zu einem Lernprozess, zum Hinterfragen auch der Vorurteile, die wir beide in diesen Keller mitgebracht hatten.

Bald entwickelten wir eine weitere Geschichte: Menschen in einer Sackgasse in einem der Warschauer Neubaugebiete der Vorkriegszeit, die dort allmählich hinzogen und zu Nachbarn wurden. Eine bunt gemischte Gesellschaft, die unter dem Eindruck der Zeit und der Ereignisse immer weiter zusammenwachsen sollte, der Krieg der Katalysator. Wir wollten darstellen, wie die Ereignisse in den einzelnen Familien sich ganz verschieden auswirkten. Der Titel sollte *Duck Lane, Entengasse*, lauten. Auch hier keine Helden.

Wir begannen mit der Arbeit. Sie sollte uns bis in den Juni hinein beschäftigt halten. Jeden Vormittag nahmen wir uns ein neues Kapitel vor, und ich lernte die Bewohner der Entengasse so gut kennen, wie mir dies nie möglich gewesen wäre, wenn ich die Gasse auf eigene Faust durchstreift hätte. Mit den Augen und der Imagination von Stanislaw erkannte ich dieses Land und begann, mich ihm nahe zu fühlen, obwohl ich doch sein Opfer war. Und Stanislaw erging es mit meinem Amerika ebenso. In diesem weit entfernten Keller nahm für ihn ein Land Gestalt an, das er noch nie betreten hatte. Allmählich wurde es auch für ihn zu einem Teil seines eigenen Lebens.

Am Ende eines jeden Tages hatten wir das Gefühl, gelebt zu haben, und umrissen, auf unseren Betten liegend, die Arbeit des nächsten Tages. Denn es

gab immer einen neuen Tag. Wir lebten in der Gegenwart unserer Schöpfung und waren für den Augenblick glücklich. Was stand Jadwiga bevor, jetzt, da sie auch in die Entengasse gezogen war? Fast alle Anwohner hatten sich inzwischen dort eingelebt. Stanislaw drehte sich zu mir und flüsterte: «Warte nur ab, ich habe eine wundervolle Lösung für morgen. Sie wird alle Anwohner mit einem einzigen, starken Ruck zusammenbringen. Warte nur ab...»

Irgendetwas liess ihn verstummen. Wir lauschten. Unser Fenster war noch geschlossen, aber wir konnten das Geräusch eines näherkommenden Motors hören. Der Wagen fuhr vor und hielt an. Der Motor wurde abgestellt. Einen Augenblick lang Stille. Hatte er jemanden gebracht? Nein. Der Schlag wurde geöffnet. Es war ruhig draussen. Der Schalter im Flur wurde betätigt. Ein Schlüsselbund klapperte. Jemand sollte den Keller verlassen. Vielleicht der Mann mit dem Holzbein oder eine der Frauen von Nr. 3? Der Schlüssel drehte sich in unserem Schloss. Wir standen mit über den Kopf erhobenen Händen an der Wand, hörten das dumpfe Geräusch eines auf dem Fussboden landenden Anzugbündels? Stanislaws Anzug. Ich stand benommen, beobachtete, wie er zur Tür ging. Ja, es war sein Anzug. Ohne ein Wort zu sagen, fuhr er hinein. Sein Gesicht war bleich und er warf nicht einen Blick dorthin, wo ich immer noch stand. Die Gesichtshaut plötzlich wieder gespannt, die Augen klein und tief in den Höhlen, blicklos, die Monate des Zusammenseins, das morgige Kapitel der «Entengasse» waren ausgelöscht.

Die Tür öffnete sich. «Schu» schnippte mit den Fingern. Die Tür schloss sich. Ich blieb stehen, wo ich stand. Ich hörte Riegel, die Kellertür zur Eingangshalle, den Schlüssel der Tür nach draussen, ein kurzes Zuschlagen des Wagenschlags. Der Motor sprang an. Schnell verlor sich sein Geräusch in der Ferne. Stille.

Ich starrte auf das Feldbett neben dem meinen. Die Decke war zurückgeworfen. Ich kroch unter meine eigene Decke. Für das Morgen, das nicht sein würde. Alles war fort. Plötzlich, wie der Tod. Die einzige Spur dieser fünf Monate – ein leeres Feldbett drüben an der anderen Wand.

Die Last der Zeit

Sommer 1950. Mein erstes Jahr in Nirgendwo rundet sich mit dem Morgen, an dem ich erwachte und auf das leere Feldbett starrte, an dem sich nichts verändert hatte, seit Stanislaw aufgesprungen und zur Wand gelaufen war. Ich hatte lange wachgelegen und auf das Geräusch eines Autos gewartet, das von irgendeiner nächtlichen Gegenüberstellung zurückkehrte.

Jetzt war es Morgen und damit auch klar, dass es um mehr ging. Zeuge bei einem Prozess? In diesem Falle könnte er am Abend wieder da sein, vielleicht aber auch erst nach zwei Tagen. Ich machte sein Bett, wie ich es ihn so oft hatte machen sehen.

Der Tag verging. Ein zweiter. Noch immer kein Lebenszeichen von ihm. Während ich mich mit der Vorbereitung einiger neuer Vorlesungen beschäftigte und über das nächste Kapitel der *Duck Lane* nachdachte, ging mir immer wieder die Frage durch den Kopf: Wenn er nicht wieder zurückkehrt? Ich sah zu seinem gemachten Bett hinüber und erhoffte mir davon Beruhigung. Man hatte es nicht aus der Zelle geholt, um mehr Platz für mich zu schaffen. Aber was würde am Samstag geschehen? Der Tag kam. Ich zog Laken und Kopfkissen ab, übergab es zusammen mit meinem Bettzeug und erhielt einmal Bettwäsche zurück. Später erschienen zwei Aufseher und trugen den letzten Beweis unserer gemeinsamen Existenz hinaus. Das Feldbett war fort.

Ich hatte das Gefühl, durch einen brutalen chirurgischen Eingriff verstümmelt worden zu sein.

Aber dann machte ich mich daran, den Vorfall zu analysieren. Wenn Stanislaw endgültig weg war, dann bedeutete das, dass man ihn nicht nur zu einer Gegenüberstellung oder als Zeugen geholt hatte. Es gab nur eine Antwort. Er hatte seine Freiheit wiedergewonnen, war entlassen worden. Obwohl er darauf bedacht gewesen war, die Art seiner Schwierigkeiten für sich zu behalten, hatte

ich mir im Laufe der Monate doch genug zusammenreimen können, um zu wissen, dass er nicht schuldiger war als ich selbst.

Mit jedem Tag wuchs meine Überzeugung, dass er freigekommen war, wiedervereint mit Frau und Sohn, die er seit jenem unseligen Tag im Jahr 1948, an dem er aus seinem Büro in Wroclaw abgeholt worden war, nicht wiedergesehen hatte. Jetzt erlebte er die Üppigkeit des Junis, alles, was wir uns zusammen ausgemalt hatten, und das machte mich glücklich. Ich sass da und stellte mir vor, wie er allmählich den Reichtum des Lebens wiederentdeckte, zur Feierabendzeit mit der Strassenbahn die Marszalkowska hinunterfahren würde, um wieder Gefühl für Menschen zu gewinnen, durch den Lazienki Park bummeln würde, den er nur aus Kindertagen kannte, und seine Familie an den Händen halten.

Es gab noch einen zweiten Grund für meine Heiterkeit. Hatten sie ihn entlassen, konnte das ja nur bedeuten, dass auch meine Freiheit nicht fern war. Schliesslich wussten sie, dass durch ihn, was meinen Aufenthaltsort anbetraf, immer die Gefahr eines «Lecks» bestand, dass Informationen am Ende immer bis zu Kate und den amerikanischen Behörden durchsickern konnten. Die Freiheit des einen war unlösbar mit der des anderen verbunden.

Unmöglich, die Gedanken, die zu Kate wandern wollten, aufzuhalten. Sobald es mir meine Gesundheit erlaubte, würden wir mit den Jungen nach Valley Farm zurückkehren, um die Zukunft neu zu planen. Es war klar, dass man meine Arbeit in Cleveland und das Amt des Rektors inzwischen einem anderen übertragen hatte, ich musste mit meiner Karriere von vorn anfangen. Aber was zählte das verglichen damit, wieder am Leben teilzuhaben?

Obwohl ich nichts mehr zu tun hatte, verging die Zeit zuerst sehr schnell, weil ich mir beständig mein neues Leben ausmalte und die Monate mit Stanislaw rekapitulierte. Ich übte mich in französischer Grammatik, deren Kenntnis ich mit seiner Hilfe hatte auffrischen können, begann die Bücher, die wir uns gegenseitig erzählt hatten, neu zu durchleben, seinen Kriegsroman *Die drei W*, unser gemeinsames Werk *Willi* und unser *Verzaubertes Dorf*, immer nur ein paar Kapitel pro Tag.

Zugleich wandte ich mein Interesse langsam einer ganz neuen Aktivität in meiner Zelle zu. Eines Morgens fand ich eine hübsche Spinne, die mitten in einem sehr schön gebauten Netz sass, das sie zwischen den Gitterstäben und dem Fensterrahmen aufgehängt hatte. Sie war ganz früh am Morgen hereingekommen, bevor das Fenster wieder geschlossen worden war. Jetzt war dieser Ort gar nicht mehr sinnvoll. Aber es gab in der Zelle etliche Fliegen, und ich

ging eine nach der anderen und entliess sie in das Fensterviereck. Und so ereilte alle ihr Missgeschick, sie zappelten im Netz, wurden von der Spinne mit grossem Geschick eingerollt, verpackt und verstaut. Die Fliegensaison hatte ihren Höhepunkt erreicht, und immer neue fanden ihren Weg in meine Zelle. Die Spinne wurde auf Grund des von mir bereitgestellten überreichlichen Nahrungsangebots zum nervlichen Wrack. Als sich unsere Partnerschaft vertiefte, ging ich dazu über, sie wegen des farbigen Lothringerkreuzes auf ihrem dreieckigen Rücken Lorraine zu nennen.

Anfangs reparierte Lorraine noch allmorgendlich ihr überstrapaziertes Netz, oder sie riss es ab, wenn es gar zu übel zugerichtet worden war, und baute mit grosser Könnerschaft ein neues. Ich sah ihr fasziniert dabei zu, war das Werk vollendet und hatte sie es auf Fehler hin überprüft, indem sie sich in seine Mitte hockte und es ruckartig in Bewegung versetzte, wobei sie ihre Stellung immer wieder veränderte, um die Beine auf immer andere Haltefäden setzen zu können, spann sie einen Kommunikationsfaden hinauf zu ihrem Versteck in einer kleinen Spalte zwischen dem oberen Rand des Fensters und der Wand. Dort verborgen, liess sie ein Bein auf diesem Faden ruhen, dessen anderes Ende sie genau im Mittelpunkt des Netzes festgemacht hatte. Wenn nun eine Fliege irgendwo auf das runde Netz traf, wurde die Erschütterung über die Diagonalen an das Zentrum und von dort über den Kommunikationsfaden an das Ende von Lorraines Bein übertragen. Sie liess sich dann wie ein Stein zum Mittelpunkt des Netzes hinabfallen und ruckte schnell ein- oder zweimal, um festzustellen, welche Fäden normal und welche auf Grund des Gewichts der Fliege langsamer schwangen. Fast noch schneller, als mein Blick ihr folgen konnte, war sie bei ihrer Beute, schnappte sie sich und begann, sie einzuspinnen, Flügel und Beine mit einem ganzen Bündel von Fäden zusammenzuschnüren. Wenn die Fliege sicher verpackt war, schnitt Lorraine sie aus dem Netz heraus. Sie schob sie sich wie eine Einkaufstasche über eines ihrer Hinterbeine und zog sich dann am Kommunikationsfaden hinauf in ihr Versteck, wo sie die noch lebende Last an ein vorstehendes Stückchen Beton hängte, um sie weiterzuverarbeiten, sobald ihr der Sinn danach stand.

Bald hatte Lorraine begriffen, dass selbst dann noch Fliegen auftauchten, wenn das Netz nicht in der allerbesten Ordnung war. Warum also die Mühe, immer wieder neue zu bauen? Im gleichen Masse, wie der Haufen von Fliegenköpfen, Flügeln und Beinen unten auf dem Fensterbrett grösser wurde, vernachlässigte sie ihre Haushaltsführung. Am Ende sah ich mich gezwungen, ihr die

halbbetäubten Fliegen auf der Spitze eines Strohhalmes zu überreichen, um ihren Vorrat immer wieder aufzufüllen und um die Fliegenpopulation in meiner Zelle zu reduzieren. Lorraine war tatsächlich so demoralisiert, dass sie die Beute nur noch halb aussaugte. Statt alle Reste ihrer Mahlzeiten herauszuschneiden und ihr Netz zu säubern, liess sie alles hängen, wo es eben hing. Das führte dazu, dass – selbst, wenn sie über ein einigermaßen gutes Netz verfügte – das gesamte Schwingungssystem allmählich blockiert wurde und sie sich deshalb irrtümlicherweise auf halb verzehrte Leichen stürzte, während ihr die lebende Fliege auf der anderen Seite des Netzes entwichte.

Die Zahl der vergehenden Wochen machte es mir immer schwerer, auch nur den Anschein von Optimismus aufrechtzuerhalten. Ich verlangte einen Offizier zu sprechen. Man sagte mir, mein Gesuch werde weitergeleitet. Eine weitere Woche verging. Ich wiederholte mein Anliegen, ein zweites, ein drittes Mal. Schliesslich erschien «Schu» mit dem vernichtenden Bescheid: «Der Offizier wird in sechs Wochen mit Ihnen sprechen.» Sechs Wochen in dieser Ungewissheit, in diesem Vakuum – und nicht einmal die Garantie, dass ein Ende abzusehen war!

Ich konnte mich auf nichts konzentrieren. Das um sich selbst kreisende Denken der ersten Monate hatte mich wieder im Griff, Stunde um Stunde, Tag um Tag. Ich versuchte auszubrechen. Ich machte mir einen «abnehmenden» Kalender – 37 Tage, 36,35 – eine Art militärischer Zermürbungsoperation – 34 Tage, 33 – und am Ende der Tag o, die Stunde o, in der ich endlich nach oben käme, das war das einzige, das mich in Bewegung hielt.

Der Juli brach an. Der Tag 0 rückte näher. Am Morgen des Tages 0 rief ich «Schu» herein: «Bitte, sechs Wochen sind jetzt um, und der Offizier will mit mir sprechen.» «Schus» Blick war unsted. «Ich werde Ihren Wunsch melden.»

Dann kam der Tag o plus zwei. Ich fragte «Schu» erneut. Diesmal brauste er auf, fuchtelte mit den Armen: «Ich hab's dem Offizier gesagt. Sie werden ihn nicht heute sprechen, nicht morgen, auch nicht nächste Woche, nächsten Monat oder nächstes Jahr. Sie werden ihn nie sprechen. Verstehen Sie? Nie, nie!»

Der Countdown war also nur eine Illusion gewesen. Ich fühlte mich krank, bekam Schwindelanfälle. Ich verlor den Appetit. Ungefähr zu dieser Zeit machte der Arzt seine Runde, und alle Gefangenen wurden nacheinander zu ihm nach oben gebracht. Als ich an der Reihe war, antwortete ich auf seine Fragen mit einem Schwall von Verwünschungen. Ich sagte, ich würde etwas

Drastisches unternehmen, wenn sie nicht dem untätigen Dasein und ohne dass ich wüsste, was aus mir werden würde, ein Ende machten.

Ich wurde kommentarlos nach unten zurückgeschickt. Wieder in meiner Zelle, lief ich weiter auf und ab, um die Wirklichkeit mit Hilfe der Erschöpfung auszuschalten. Der 8. August stand bevor, Kates Geburtstag. Ich wollte ihn damit begehen, dass ich alles zerschlug, was mir unter die Finger kam. Ich wollte die Lampenfassung aus ihrer Halterung reißen und auf dem «Iwan» herumtrampeln. Ich wollte den Eimer samt Inhalt auf den Flur schleudern. Sollten sie mich strafen! Ich würde doppelt hart zurückschlagen. Ich hatte nichts zu verlieren.

Der Morgen des 8. August brach an. Das Frühstück kam, der leere Becher wurde wieder eingesammelt. Zitternd, mit dem Gesicht zur Wand, war mir, als würde gleichzeitig irgendetwas auf dem Boden abgelegt. Sobald die Tür wieder zu war, drehte ich mich um und sah nach. Auf der Schwelle lag – ganz so, als wäre es versehentlich dort liegengeblieben – ein Buch. Das erste Buch, das ich seit einem Jahr in Händen hielt! Ich drehte es hin und her. Ich roch daran. Ich blätterte darin. Es war in deutscher Sprache geschrieben, ein gebrauchtes Buch, das den Titel trug: *Wetterzonen der Weltpolitik*. Es enthielt viele Karten und Bilder und schien eine politische, wirtschaftliche und geographische Analyse der weltpolitischen Brennpunkte kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zu sein – behandelt wurden der Mittelmeerraum, Ägypten, Südafrika, Persien, Afghanistan, der Weg nach Indien, Indien selbst, Russland, China, Japan und Südamerika. Das seltsame war, dass es sich nicht um eine kommunistische, sondern um eine nationalsozialistische, geopolitisch ausgerichtete Untersuchung handelte, die von einem gewissen Haushofer stammte und ganz im Geiste des antikomunistischen Pakts der Vorkriegszeit abgefasst war. Zuerst packte mich die Wut. Aber dann sagte ich mir, dass es vielleicht das einzige Buch in deutscher Sprache war, das sie hatten auftreiben können.

Ich setzte mich auf das Kopfende meines Bettes, zog die Füße unter und legte das Buch auf die Knie. Was für eine Erfahrung, dazusitzen und wirkliche Wörter zu lesen, wirkliche Bilder zu betrachten! Bis zum Mittagessen hatte ich die ersten fünfzig Seiten verschlungen. Hinter der ideologischen Fassade steckte eine Fülle von ernstzunehmenden historischen, sozialen und ökonomischen Daten, die der Autor in einen geopolitischen Zusammenhang gestellt hatte, eine Betrachtungsweise, die mir neu war. Ich beschloss, am Nachmittag auszuwerten, was ich am Vormittag gelesen hatte, und das Ergebnis als Ausgangspunkt für alle weiteren Erkenntnisse zu benutzen, die sich sonst noch er-

geben mochten. Mein ursprünglicher Plan für diesen Tag war vergessen. Wäre das Buch nur ein paar Stunden später gekommen, hätten die Dinge bereits einen ganz anderen und unvorhersehbaren Verlauf genommen.

Eigentlich war das Buch ja auch nur eine Beruhigungsspritze, eine vorübergehende Flucht vor den Problemen, die nach der Lektüre alle wieder da sein würden. Während der ersten Tage war ich vollkommen durch das Lesen absorbiert. Als ich das Buch durchgelesen hatte, fing ich wieder von vorne an, fand es nun aber schon wieder schwer, mich zu konzentrieren. Schliesslich gab ich es zurück. Wahrscheinlich würden sie mir ein anderes geben. Einige Tage vergingen, und ich lief erneut hektisch in meiner Zelle auf und ab, kam einem neuen Anfall näher. Da hörte ich eines Tages wieder, wie etwas auf dem Fussboden abgelegt wurde. Da lag der vertraute Band aus meinem Koffer von 1949, Norman Mailers *Die Nackten und die Toten*. Ich drückte das Buch an mich, meine Augen überflogen die englischen Wörter, die englischen Sätze. Seit einem Jahr hatte ich meine Muttersprache nicht mehr gehört, und sie wollte mir schon wie eine blosser Erinnerung vorkommen, wie eine Geheimsprache, die nur in meinem Inneren existierte. Ich las den Text auf der Rückseite des Schutzumschlages. Wie typisch amerikanisch und vertraut das klang! Ich studierte die Aufmachung des Schutzumschlages und die Klappentexte. Schliesslich begann ich zu lesen.

Aber ich wusste, dass es mehr brauchen würde als selbst Norman Mailer, um den drohenden Sturm aufzuhalten. Ich wusste schon lange, dass der 22. August, mein erster Jahrestag hier unten, die äusserste Grenze der Hoffnungslosigkeit markierte und dass der Tag schnell näherkam. Und Kate – auch sie würde zu dem Schluss kommen müssen, dass nun alles endgültig vorbei war. Nach einjährigem Suchen und Hoffen, was konnte sie da noch erwarten? Mein Verschwinden würde sich in Tausende von aufeinanderfolgende Ereignisse aufgelöst haben. Es würde eingetreten sein, worauf diejenigen, die mich hier gefangenhielten, zählten. Ich würde in Vergessenheit geraten sein. Das Leben würde ohne mich weitergehen, so, als wäre ich tot.

Der 22. August kam. Ich war so angespannt, dass ich das Frühstück nicht bei mir behalten konnte. Nach dem Mittagessen dasselbe. Ich rührte das Abendessen und das Frühstück am nächsten Morgen kaum an. «Schu» kam herein-spaziert, blickte besorgt und fragte, ob ich einen Arzt brauche. Ich antwortete: «Nein. Es ist nicht der Arzt. Es ist dies alles hier.» Ich machte eine ausladende Handbewegung. Seine umherwandernden Augen sprangen vor Verwirrung fast aus ihren Höhlen. «Sie wollen keinen Doktor? Vielleicht hier, Doktor für hier»,

sagte er, wobei er sich an die Stirn klopfte, wartete dann aber keine Antwort ab, sondern schlenderte wieder hinaus, kopfschüttelnd und ohne sein übliches «Cholera».

Ich empfand umfassende Gleichgültigkeit. Ungefähr am dritten Tag nach «Schus» Besuch drehte sich am Vormittag der Schlüssel im Schloss meiner Tür um. Mit dem Gesicht zur Wand stehend, hörte ich zwei Personen in die Zelle kommen. Die Hände noch über dem Kopf, drehte ich mich um und sah «Zigarette» vor mir stehen, der einen Regenmantel über der Schulter hängen hatte, und hinter ihm den Offizier, den ich mit dem Arzt zusammen gesehen hatte – wahrscheinlich der Mann, der für dieses Gebäude zuständig war.

«Zigarette» erkundigte sich auf Deutsch, warum ich nicht ordentlich esse. Ich sagte, ich sei zu angespannt und hätte Schwierigkeiten, das Essen bei mir zu behalten. Ich sagte, es könne so nicht weitergehen, dass sich niemand bereitfinde, mit mir zu sprechen. Er antwortete, er werde das am folgenden Tag oder so arrangieren. Dann verliess er die Zelle. Sie waren also bereit, mich nach oben kommen und mit einem Offizier reden zu lassen. Das konnte nur die Besorgnis über meinen Zustand sein, über die Tatsache, dass ich so gut wie ganz zu essen aufgehört hatte.

Je länger ich darüber nachdachte, desto neugieriger machte mich diese Fürsprache von oben. Eines bewies sie: Es bestand zwar keine Absicht, mich freizulassen, aber ebenso sicher war, dass sie mich im Augenblick nicht physisch loswerden wollten, dass sie darum bemüht waren, mich am Leben zu erhalten. Das zu wissen, war schon etwas wert.

Den ganzen nächsten Tag wartete ich darauf, jeden Augenblick nach oben gerufen zu werden. Ich legte mir sorgfältig zurecht, was ich sagen wollte. Ich wollte die Ereignisse des vergangenen Jahres Revue passieren lassen und sagen, sie hätten Zeit genug gehabt, alles gründlichst zu untersuchen. Deshalb, so wollte ich fordern, sollten sie mir jetzt entweder sofort den Prozess machen oder mich entlassen. Ich wollte auf die Menschenrechte eingehen, darauf verweisen, dass ich als Ausländer Anspruch auf ein ordentliches Verfahren zu meinem Schutz hatte.

Ich beschloss, so lange keine Nahrung mehr zu mir zu nehmen, bis «Zigarette» seine Zusage einlösen würde. An diesem Nachmittag hörte ich, wie gehämmert und gesägt wurde, und am späten Nachmittag wurden sogar die Schemen von ein paar Arbeitern sichtbar, die etwas aufbauten, was sofort das Tageslicht in meiner Zelle verminderte. Bald gingen die Arbeiter wieder, aber der Aufbau da draussen blieb. Ich war wütend. Sie nahmen mir das Sonnenlicht, dessen Leuchten auf den mit Farbe bepinselten Scheiben die Zelle wenigstens

ein bisschen heiterer machte. Es wurde Abend. Ich ging niedergeschlagen ins Bett.

Etwa eine Stunde später wurde es auf dem Korridor lebendig. Meine Tür flog auf, und etwas Grosses wurde hereingewuchtet. Ich musste mich einfach umdrehen und hinschauen. Zwei Aufseher brachten ein Feldbett mit Strohsack herein und stellten es meinem Bett gegenüber an der Wand ab. Darauf lag eine Decke, ein sauberes Laken und ein Kopfkissenbezug.

Zuerst war ich erschrocken, dann beunruhigt. Ich bekam also wieder Gesellschaft. Das war nicht gerade ein gutes Zeichen. Man macht sich doch wohl kaum die Mühe, zwei Leute zusammenzulegen, wenn man vorhat, sie zu entlassen. Das hatten mich die in diesem Keller üblichen Verfahrensweisen schon gelehrt. Ich lauschte auf verräterische Geräusche. Wie seltsam – in einer Stunde oder schon in zehn Minuten würde dort in dem anderen Feldbett ein mir unbekannter Mann liegen! Ein schreckenerregender Gedanke. Ich fühlte mich zu müde und zu schwach, um der erneuten Anpassung und den Schwierigkeiten, die das mit sich bringen würde, zu begegnen.

Während ich so dalag, griff draussen im Dunkeln jemand zu meinem Fenster herunter und öffnete es. Aber diesmal nicht nur ein paar Zentimeter, sondern beide Flügel wurden bis zur Wand aufgestossen, und die warme Luft der Augustnacht strömte über mich hin. Ich stützte mich auf einen Ellbogen und starrte in die Dunkelheit. Das Licht meiner Zelle fiel auf eine üppige Fülle von Grashalmen und Blättern zwischen meinem Fenster und einer Bretterwand, die Teil eines dreiseitigen Lichtschachts war, welcher die Tiefe der geöffneten Fensterflügel hatte und ungefähr dreissig Zentimeter höher war als diese. Ich konnte oben in der Öffnung ein grosses Stück Himmel mit vielen Sternen sehen. Das war also das schattenwerfende Etwas, das am Nachmittag vor meinem Fenster aufgebaut worden war. Wenn es bedeutete, dass das Fenster die ganze Nacht über so weit geöffnet bleiben konnte, dann war es das wohl wert.

In der Ferne hörte ich ein Motorengeräusch. Es hupte. Ein Eisentor klappte. Das Geräusch kam schnell näher. Es war das erste Mal, dass ich durch das geöffnete Fenster hören konnte, wie sich ein Kleintransporter näherte. Er wendete ganz in der Nähe und hielt an. Man half jemandem heraus, der dann über das Pflaster schlurfte, offensichtlich mit verbundenen Augen. Die Aussentür des Gebäudes öffnete sich quietschend. Jetzt war das Schlurfen auf der Kellertreppe, dann im Korridor. Instinktiv verkroch ich mich tiefer in meinem Bett

und zog die Decke hoch. Wenn die Tür aufging, musste ich nicht mehr aus dem Bett springen, weshalb ich den Eintritt des Fremden beobachten können würde.

Die Riegel wurden zurückgezogen. Schon kam er herein, gross und hager, die Augen klein und eingesunken und gegen die Aussenwelt verbarrikadiert. Seine Haut war straff und totenbleich. Er verhielt den Schritt und starrte mich an. Warum starrte er mich so an?... Mein Gott, warum denn?... Seine Lippen umspielte jetzt ein unsicheres Lächeln. Und plötzlich kam mir die Erleuchtung. Ich versuchte zurückzulächeln, aber es wollte mir nicht gelingen. Ein Schmerz durchzuckte mich, als ich mich zur Wand drehte und mich weinend zusammenkrümmte. Ich weinte und wusste nicht, ob aus Freude oder aus Kummer über all das neue Leid, das mich daran gehindert hatte, dieses Gesicht sofort wiederzuerkennen.

Das zweite Jahr beginnt

Stanislaw hatte seine Kleidung an der Tür abgelegt und war unter die Decke gekrochen. Plötzlich lachten wir beide unbeherrscht, und die Tränen liefen uns über das Gesicht.

Dann wurde er ernst. «Sie haben mich ganz schön erschreckt», flüsterte er. «Ich habe Sie nämlich erst da unter der Decke überhaupt nicht erkannt. Es war mir gar nicht in den Sinn gekommen, Sie könnten noch hier sein. Ich war sicher, Sie wären spätestens seit Juni dabei, die Zäune auf Ihrer Valley Farm zu reparieren. Was machen Sie noch hier?»

Die Ilir ging auf, und «Schu» nahm Stanislaws Anzug an sich. Wahrscheinlich hatte er unser Verhalten durch den Spion beobachtet, denn er kam jetzt mit einem breiten Grinsen ganz zu uns herein. «Wie steht's... alles in Ordnung? Sagen Sie Ihrem amerikanischen Hurensohn, wir hätten gewusst, dass es Ihnen hier bei uns am besten gefallen würde.» Er starrte mit einem Ausdruck auf uns herab, der an so etwas wie bärenhafte Väterlichkeit grenzte, drehte sich dann abrupt um und ging hinaus.

«Und Sie? Wo waren Sie?» Ich warf einen besorgten Blick auf Stanislaws ausgemergeltes Gesicht.

«Wo Sie schon mal waren, und ich auch. Im Haus nebenan. Seit ich von Ihnen weg bin.»

«Im Haus nebenan? Sie meinen, in dem alten Keller? Ist das so nah?»

«Aber ja doch. Es gehört alles zu einem Gebäudekomplex. Ich habe alle Geräusche überprüft. Ich erzähle Ihnen morgen davon...» Er verstummte kurz und setzte dann hinzu: «Und was ist Ihnen widerfahren? Sie sehen so blass und krank aus.»

Als wir am folgenden Morgen aufwachten, war es schon hell. Echtes Tageslicht, das über die Bretter hinweg durch unser weit geöffnetes Fenster hereindrang. Ich stützte mich auf und sah auf das kleine, etwa sechzig mal neunzig Zentimeter grosse Stückchen grüne Erde. Es war berauschend – da wuchsen

lange Gräser, ein paar Butterblumen, einige dürre kleine Büschlein mit winzigen Blüten – eine ganze Welt en miniature. Hatten sie das Fenster vergessen, oder durfte es vielleicht den ganzen Tag offen bleiben?

Wir standen auf. Draussen gingen Leute vorbei, und manchmal konnten wir über den Brettern den oberen Teil eines Kopfes sehen, da der Gehweg nahe vorbeiführte. Beim Bettenmachen tauschten wir weitere Informationen aus. Als das Frühstück gebracht wurde, verspürte ich zum ersten Mal seit Wochen wieder Appetit.

Hatte ich mich aber nicht inzwischen zu einem bestimmten Vorgehen entschlossen? Hatte ich nicht trotz dieser glücklichen Wendung Anspruch auf das, worum ich mich den ganzen Sommer über bemüht hatte? Sie sollten mich nicht um mein Gespräch mit einem Offizier betrügen! Ich musste es wissen. Die Tatsache, dass ich in der vergangenen Woche nicht ordentlich gegessen hatte, hatte ihnen deutliche Sorgen bereitet. Wenn ich standhaft blieb, war das vielleicht der Weg, zum Ziel zu kommen. Schon am folgenden Morgen trug meine Taktik Früchte. Ich wurde nach oben gebracht und sah mich zu meiner Überraschung einmal mehr «Zigarette» gegenüber, der, braungebrannt und in einem prächtigen Sommeranzug, neben dem Fenster mit den Musselgardinen stand. Am Schreibtisch sass der kürbisköpfige Arzt.

Meine Chance war also doch noch gekommen. Ich schilderte in allen Einzelheiten meine missliche Lage. Als ich halb damit fertig war, unterbrach mich «Zigarette» – so könne ich nicht weitermachen, dazu fehle die Zeit. Worüber, kurz und bündig, hätte ich zu klagen?

Ich geriet vollkommen durcheinander. Die Zusammenkünfte mit anderen Menschen waren so selten geworden, stellten etwas so Aussergewöhnliches und Bedeutungsvolles dar, dass mich jedesmal eine geistige Lähmung überkam, die mich unfähig machte, mit etwas anderem fertig zu werden als mit dem, was ich hatte sagen wollen. Ich bat um Informationen über Kate und die Kinder. Abgelehnt. Ich bat um genaue Informationen über Noels angebliche Verbrechen. Abgelehnt. Ich bat um eine Ja-Nein-Antwort auf die Frage, ob man mich vor Gericht stellen werde. Abgelehnt. Ich zeigte auf die Baumwipfel vor dem Fenster und sagte, ich sei ein ganzes Jahr nicht mehr draussen gewesen. Ob er verstehe, was das bedeute?

Er zuckte die Achseln. «Wir haben Zeit, Mr. Field. Unendlich viel Zeit. Wir können warten, bis Sie bereit sind, die Wahrheit zu sagen. Es hängt einzig und allein von Ihnen ab, ob und wann Sie jemals wieder Bäume zu Gesicht bekommen.» Dieselbe Formel wie vor einem Jahr, genau dieselbe, und in der

Zwischenzeit kein einziger Fortschritt! Doch, ein kleines Zugeständnis, als ich mich erhob, um wieder nach unten zu gehen. «Zigarette» verkündete nämlich, dass der Offizier, der meine Vernehmung geleitet hatte, abwesend sei, in ein paar Wochen aber zurückkehren und dann mit mir sprechen werde.

Ich kehrte nach unten zurück. Stanislaw versuchte, mich zu trösten. «Was haben Sie denn erwartet? Es ist schon viel, dass Sie wieder mit Ihrem Offizier zusammenkommen können. Das bedeutet doch, dass er seine Ermittlungen abgeschlossen hat.» Dann gestand er mir, dass er, was ihn selber angehe, zum ersten Mal seit anderthalb Jahren tatsächlich Hoffnung hege.

In jener Nacht im Mai, als er so plötzlich aus der Zelle gerissen worden war, hatte man ihn nach Warschau hinein gebracht. Dort war er einem anderen Häftling gegenübergestellt worden, der, unter Druck gesetzt, Terrorakte gegen die kommunistische Untergrundbewegung erfunden hatte, die er gemeinsam mit ihm, Stanislaw, verübt haben wollte. Die Rolle, die Stanislaw während der Kriegsjahre in der polnischen nicht-kommunistischen Untergrundbewegung, das heisst in der Heimatarmee oder AK gespielt hatte, war vom gegenwärtigen Regime neu bewertet worden und stellte sich inzwischen als eine Art geheimer Kollaboration mit Hitlers Gestapo dar, deren Ziel die Vernichtung der *Armea Ludowa*, der kommunistischen Partisanen, die zumeist aus den Wäldern heraus gegen die deutschen Verbindungslinien zur russischen Front operierten, gewesen war.

Bis zu dieser Gegenüberstellung mit seinem Hauptdenunzianten hatte Stanislaw nichts über die Informationsquelle der anderen Seite gewusst. Mit seinem Gegner konfrontiert, war er in jener Nacht in der Lage gewesen, zweifelsfrei nachzuweisen, dass es die besagten Aktionen nie gegeben hatte. Die verhörenden Leute waren explodiert und «grob» geworden, hatten schliesslich aber aufgegeben. Noch in derselben Nacht hatte man ihn in den fürchterlichen Keller zurückverfrachtet, in dem er die ersten drei Monate in einer feuchten Zelle zugebracht hatte. Die Gewalttätigkeiten und Kaninchenjagden gab es jedoch nicht mehr, und eine der fensterlosen Strafzellen war zu einer Dusche für den samstäglichen Gebrauch umgebaut worden. Seine Zurückverlegung hierher liess ihn sicher sein, dass in seinem Falle eine endgültige Entscheidung nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

An diesem ersten gemeinsamen Morgen beschlossen wir, zur Feier unserer Wiedervereinigung zu dem vertrauteren du überzugehen. Und wir beliessen es nicht dabei, sondern offenbarten auch unsere bis dahin geheimgehaltenen Nachnamen. Mein Zellengenosse war nun also nicht mehr nur Stanislaw, son-

dem Stanislaw Mierzewski. Er war für mich der erste Mensch in mehr als einem Jahr, der eine wirkliche Identität hatte.

Wieder stürzten wir uns nun in fieberhafte geistige Aktivitäten, liess uns doch all das, was sich in diesen im einsamen Nichts verbrachten Monaten angestaut hatte, förmlich platzen. «Weisst du, ich habe da drüben fast den gesamten Schluss der *Duck Lane* ausgearbeitet», berichtete Stanislaw. «Ich glaube, die Geschichte ist jetzt sehr gut.» Und so entfaltete er jeden Vormittag ein neues Stück vor mir, woraufhin wir es gemeinsam überarbeiteten. Ich meinerseits gab alles zum Besten, was ich dem deutschen Buch an Wissenswertem entnommen hatte, wobei ich meinen Bericht mit den Gedanken anreicherte, die ich mir dazu gemacht hatte, was so etwas wie eine Serie von *area studies* ergab. Und er war begeistert, als er mein Exemplar von *Die Nackten und die Toten* sah. Ich begann, ihm Kapitel für Kapitel zu übersetzen.

Unter dem Eindruck der Rückblenden, die das jeweilige Herkommen der kämpfenden Soldaten beleuchten, ergaben sich viele neue Fragen über das Leben in Amerika. Mailer folgend, wollten nun auch wir in die Hauptgeschichte der *Entengasse* eine Reihe biographischer Rückblenden einbauen, um dem Werk so eine andere Dimension zu geben. Wir fingen also mit der *Entengasse* noch einmal von vorne an.

Jetzt, wo wir füreinander eine Identität hatten, erzählten wir uns auch mehr voneinander. Ich erfuhr, dass seine Familie dem kleinen Landadel im posischen Gebiet Westpolens entstammte. Als Kind hatte er ein irisches Kindermädchen gehabt. Dem war dann eine für die alten polnischen Familien jener Zeit typische, sehr intensive Beschäftigung mit der Kultur Frankreichs gefolgt, der er das Interesse an der französischen Literatur verdankte. Um die Familientradition fortzusetzen, hatte er schliesslich Agrarwissenschaft studiert. Als er 28 war, hatte er die Lust daran verloren und beschlossen, Journalist zu werden. Ohne einen Pfennig Geld hatte er wieder bei Null angefangen, um ein Jahrzehnt später den Posten des Wirtschaftsredakteurs von *Sczas*, in der Vorkriegszeit das polnische Pendant der Londoner *Times*, zu bekleiden. Bei Ausbruch des Krieges war er 35 Jahre alt gewesen, sechs Jahre älter als ich.

Sofort kam mir der Gedanke, dass er eine Vorlesung über die Grundlagen der modernen Agronomie halten könnte. In den folgenden Wochen erfuhr ich also eine Menge über Böden, den Prozess des Pflanzenwuchses, über Dünger, das Verfahren des Fruchtwechsels, über diversifizierte, miteinander verflochtene Anbaumethoden. Nach jedem Abschnitt musste ich mich einer Prüfung unterziehen.

Vor mir öffnete sich eine neue Welt. Bei Nacht entwickelte ich alle möglichen Pläne für meine heruntergekommene Ex-Farm. Als hätte er meine Gedanken erraten, verkündete Stanislaw eines Morgens, die letzte Prüfung sei erst bestanden, wenn ich mich bei einem Pilotprojekt bewährt hätte. Valley Farm sei dafür durchaus geeignet. Der erste Schritt bestand darin, ihn mit einer geistigen Karte unserer zweihundert amerikanischen Morgen zu versehen – und mit der Zeit sprach er von diesem oder jenem Acker so, als hätte er sich seinen Boden tatsächlich durch die Finger rieseln lassen. Er war ein strenger Lehrmeister bei dem Bemühen, unserem vernachlässigten neuenglischen Ackerboden nach den Grundsätzen der modernen europäischen Agrarwissenschaft neues Leben einzuhauchen. Er erweiterte meine eher schützende Beziehung zur natürlichen Umwelt um einen Sinn für produktiven Aktivismus, nicht um die Natur auszubeuten, sondern um an ihr auf der Basis ihrer Erhaltung teilzuhaben.

In dieser Zeit beobachtete ich mit geschärftem Interesse die seltsame Ansammlung voll Pflanzen, die in dem viereckigen Stückchen sandigen Bodens vor unserem Fenster, auf das Tag für Tag die Sonne herabschien, Wurzeln geschlagen hatten. Wenn wir doch bloss herankommen könnten, um sie zu pflegen! Ich sammelte den Staub, der sich in den Ritzen unserer Dielenbretter abgelagert hatte, vermischte ihn mit ein bisschen von der Wand abgeschabtem Kalk, fügte ein wenig Mäusekot als Dünger hinzu und stopfte kleine nasse Klümpchen dieses Gemischs in die Spalten am Fusse unseres Fenstergitters. Wie die Mahlzeiten erkennen liessen, war Tomatenzeit. Wir verfügten deshalb über reichlich Samen aus dieser Quelle, und ich fügte dem noch ein paar Roggenkörner aus meiner Matratze hinzu. Mit einer leeren Eierschale als Gefäss bewässerte ich jeden Morgen den Fuss der Fensteröffnung. Zu unserer grössten Freude erhoben kleine Keime das Haupt, und dann wuchsen dünne Halme langsam an den Gitterstäben in die Höhe. Wir hatten so einen eigenen Garten aus grünem Flechtwerk angelegt, hatten ein Bindeglied zu der anderen Welt, der Welt der Erinnerung, erschaffen.

Wir waren selbst wie neu belebt. Zwar war uns jenseits unserer sechzig mal neunzig Zentimeter grossen Aussenwelt nichts anderes sichtbar als ein Stück herbstlichen Himmels mit dahinziehenden Wolken, dafür aber drangen die Geräusche Tag und Nacht ungehindert zu uns herein. Der Wind trug uns die Stimmen von Kindern zu, die draussen spielten. An heissen Tagen kreischten irgendwo Menschen, die badeten. Am Abend konnten wir hin und wieder ein Akkordeon hören, manchmal auch ein Schiff, das mit Ausflüglern an Bord vorbeifuhr, ein Radio oder Grammophon auch, das quietschend laute Tanzmusik

aus einem Lautsprecher erklingen liess, das Rattern eines Baggers auf dem Fluss. Und als der Herbst fortschritt das Gewimmer von Dreschmaschinen, übertönt vom Getucker eines dieselgetriebenen Traktors. Uns wurde so etwas wie Glück zuteil – ein existentielles Glück, das nur solange Bestand hatte, solange unser Wille alles auszublenden vermochte, was jenseits der Gegenwart lag.

Unser Interesse an den Vorgängen im Keller liess nach. Wir nahmen kaum noch die verschiedenen vielsagenden Geräusche auf, die durch die Tir zu uns drangen, verloren die Übersicht darüber, wer nach oben ging. Das Fenster lieferte uns jedoch trotz unseres geschäftigen Daseins neue Informationen. Manchmal fingen wir nämlich Bruchstücke von Unterhaltungen auf, die durch die offene Luke zu uns hereingeweht wurden. Wir bekamen bestätigt, dass bei den Verhören keineswegs die Gegenwart im Mittelpunkt des Interesses stand, sondern dass es die Kriegsjahre waren und dabei vor allem die polnische Heimatarmee und ihr Kampf im Untergrund. Langsam ergab sich auch ein neues Bild unseres Kellers: Er füllte sich mit Polen, die sich – ähnlich wie es mir ergangen war – plötzlich als Opfer einer geradezu phantastischen Verdrehung der Tatsachen wiederfanden, mit der man versuchte, aus ihrem Kampf gegen die Nazis das gerade Gegenteil zu machen. Das alles unter beklemmenden Umständen – man verfolgte Menschen auf Grund gegenwärtiger politischer Diktate im Zusammenhang mit Handlungen, die sie unter gänzlich anderen, in keinerlei Beziehung zur Gegenwart stehenden Bedingungen begangen hatten.

Anfang Oktober wurde ich eines Tages nach oben gebracht und traf dort auf meinen früheren Vernehmungsoffizier, den untersetzten Oberst mit dem Stoppelbart. Er sass hinter dem Schreibtisch, und neben ihm lag ein dicker Aktenordner. Der Oberst schien sich unbehaglich zu fühlen und sagte sofort, er müsse mir ein paar Fragen stellen, so als wollte er mir auf diese Weise den Wind aus den Segeln nehmen. Er forderte mich auf, ihm zu schildern, welche Kontakte ich während der letzten Kriegsjahre im Rahmen meiner Mitarbeit in dem von der New Yorker Sektion des *American Institute of Architects* geförderten amerikanisch-russischen Architekten-Ausschuss zu russischen Berufskollegen gehabt hatte. Wir waren ja damals Verbündete gewesen, und unser Ausschuss hatte sich zum Ziel gesetzt, bei der Entwicklung von Notunterkünften für die vom Krieg so hart betroffene sowjetische Bevölkerung zu helfen. Einmal mehr erzählte ich ihm alles, woran ich mich noch erinnern konnte. Als ich damit fertig war, wollte ich meine Kümmernisse zur Sprache bringen. Ganz offensichtlich hatte er diesen Augenblick verzögern wollen, musste nun aber doch nachgeben.

Ich erwähnte meine beiden Aussagen zu meiner Arbeit in Krakau und zu meinen Bemühungen während des Krieges, von England aus einigen der Leute zu helfen, die nach der Evakuierung nicht weitergekommen waren – Aussagen, die in einem erschreckenden Verfahren schrittweise entstellt und zu einer Verbindung mit dem britischen und amerikanischen Geheimdienst umgedeutet worden waren. Ich sagte, mir sei sehr daran gelegen, dass er wisse, was für Idioten das seien, die keinerlei Bedeutung hätten und die ich in Abrede stellen würde, sollten sie je bei einem Prozess zur Sprache gebracht werden. Er war unangenehm berührt und erledigte die Angelegenheit dadurch, dass er mir zustimmte und einräumte, die Aussagen besäßen keinen grossen Wert. Ich ging daraufhin auf weitere Punkte ein: Ich forderte, dass man mir entweder innerhalb einer festgesetzten Frist den Prozess machen oder mich entlassen solle. Ferner solle man mir konkrete Beweise für die Schuld meines Bruders liefern und mich über den Aufenthaltsort und das Befinden meiner Frau und meiner Kinder informieren. Er notierte sich alles und sagte, er werde meine Wünsche weiterleiten. Es war keine Feindseligkeit zu erkennen. Wie unterschied er sich darin doch von «Zigarette» und den anderen, denen ich im Laufe der Monate begegnet war! Ich fügte hinzu, dass ich weitere Bücher und eine Zeitung haben wolle. Dem wich er aus, indem er sagte, er wisse nicht, ob der andere Gefangene in meiner Zelle ein Anrecht auf so etwas habe. Es wurde deutlich, dass der Oberst ganz und gar keinen Gefallen an dieser Unterredung fand und sich in die Defensive gedrängt fühlte.

Wieder unten, riet mir Stanislaw, Ruhe zu bewahren und nichts Übereiltes zu tun. Wir hatten inzwischen eine neue Phase erreicht. Nach Abschluss seines Berichts über die *Duck Lane* und meiner Übersetzung von *Die Nackten und die Toten* brauchten wir etwas, womit wir die Lücke füllen konnten. Deshalb hatte ich um Bücher gebeten. Gut, meinte Stanislaw, wenn sie uns keine geben wollten, würden wir unsere eigenen schreiben. Und warum auch nicht? Zu einem früheren Zeitpunkt hatte er einmal vorgeschlagen, auch ich könnte ihm doch eine fiktive Geschichte erzählen, so wie er mir Geschichten erzählt hatte. Ich hatte abgewinkt. Eine Phantasie wie die seine sei eine seltene Gabe. Ich hätte noch nie dergleichen gehört. Er wandte ein, früher habe er das nicht gekonnt, es sei die Gefangenschaft gewesen, die diese Fähigkeit in ihm zum Vorschein gebracht und die ihm dann in den Monaten der Einsamkeit das Leben gerettet habe.

Ich entgegnete, es sei hoffnungslos, einen visuell orientierten Verstand wie den meinen dazu bringen zu wollen, mit Wörtern Bilder zu malen. Worauf er nur erwiderte: «Du bist schlicht zu faul, das ist alles.»

Er schlug nun vor, dass wir gemeinsam ein Buch verfassen und uns dabei kapitelweise abwechseln sollten. Das würde die Sache für mich einfacher machen. «Ich fange morgen an. Wir legen uns vorher nicht wie bei den anderen Büchern einen allgemeinen Plan zurecht. Es wird für uns beide spannender, wenn wir keine Ahnung haben, wohin der andere die Geschichte bringt. Ich erzähle morgen das erste Kapitel, und du kannst die Charaktere auf dem Weg, den du dir vorstellst, weiterführen, ohne zu wissen, was ich ursprünglich mit ihnen vorhatte. Danach bin dann ich wieder dran, die Geschichte fortzusetzen, wo du stehengeblieben bist.»

Die ersten beiden Personen waren Polen, die schon in der *Duck Lane* vorgekommen waren. Sie waren 1945 mit einem Lastwagen von einem Lager in Deutschland nach Paris unterwegs. Und wie ebenfalls zu erwarten, handelte es sich bei den nächsten beiden um Amerikaner, um einen Sergeant und einen Captain, die beim Hauptquartier der US-Armee in Paris arbeiteten. Wichtigster Schauplatz war das «Hotel de Rue des Saints Pères» in einer Seitengasse des Boulevard St. Germain, mit dem mich von Familienaufhalten her viele Kindheitserinnerungen verbanden. Kapitel um Kapitel entfaltete sich nun ein weitverzweigtes Geflecht von Intrigen und nächtlichem Leben in Paris (dies Stanislaws belebender Beitrag), angereichert um biographische Rückblenden à la Mailer, die uns nach Warschau, Neuengland, South Carolina und Dublin führten. Jeder Tag schuf neue Erwartungen, bescherte uns die Spannung, die aus jeder neuen Wendung der Ereignisse resultierte.

Nach achtundzwanzig atemberaubenden Kapiteln kam das Ende, und wir hatten beide das Gefühl, Beachtliches für unser Geld geleistet zu haben. Die Geschichte schien uns schon wegen des Pariser Nachtlebens in idealer Weise als Fortsetzungsroman für ein Boulevardblatt geeignet.

Stanislaw triumphierte: «Na bitte... Er ist zum Phantasieren nicht fähig!»

Vielleicht war ich es, aber die allnächtliche Plackerei, als ich einer Phantasie nachgejagt war, die sich mir ständig zu entziehen schien, während Stanislaw auf dem Feldbett gegenüber Nacht für Nacht in vollkommener Zufriedenheit vor sich hin schnarchte, hatte mich einfach zum nervlichen Wrack gemacht. Nach nur eintägiger Pause brachen wir jedoch zu unserem zweiten Abenteuer auf. Stanislaw war damit einverstanden, dass die neue Geschichte in Cambridge, Massachusetts, spielte, angesichts der Tatsache, dass er diesem Ort niemals nähergekommen war als Berlin, eine wirklich noble Geste. Es sollte eine psychologische Studie über eine Frau und ihre Tochter werden, die beide denselben Mann liebten. Das war der einzige Anhaltspunkt, den wir bei unse-

rem Start hatten, und in Anbetracht unseres so unterschiedlichen Hintergrunds – hier Quäker, dort Katholik, hier englisch, dort romanisch-slawisch – und Temperaments war eine sehr vielschichtige und anregende Darstellung der Charaktere und ihres Verhaltens garantiert. Und tatsächlich gerieten wir mit jedem Kapitel tiefer in die Geschichte hinein. Wenn ich so Stunde um Stunde daran arbeitete, war ich oft glücklich und vergass die Zeit, vergass alles ausser der Tragödie, die sich unablässig auf ihren noch unbekanntem Höhepunkt zubewegte. Noch Stunden, nachdem sie zu Ende und der Vorhang gefallen war, weilten wir in dem Haus an unserem Shady Hill Square in Cambridge.

Im normalen Leben hätte ich alles versucht, einer solchen Mühsal zu entgehen. Ein Gefängniskeller war jedoch etwas ganz anderes, und selbst ein Holzklotz hätte hier unten irgendwann angefangen, sich Geschichten auszu-denken. Nur ein Schritt vor dem Tor und wieder in Freiheit – und schon hätte die Fata Morgana sich wieder aufgelöst. Ich war bereit zuzugestehen, dass die oberflächliche Überaktivität des alltäglichen Lebens zu einer bodenlosen geistigen Trägheit führt. Ich erkannte, dass hier ein ständiges Tieferschürfen im Gange war, um dem Vakuum entgegenzuwirken, ein Sondieren und immer weiteres Eindringen, das mich so erstaunt hatte, als ich Stanislaw zum ersten Mal begegnet war. Schrittweise hatten er und die Notwendigkeit, die Gefängniswirklichkeit zu verdrängen, auch mir zu dieser Fähigkeit verholten.

Wir begannen einen dritten gemeinsamen Roman mit dem Titel *Dr. med. Gilbert Little*. Er spielte in New York und in einer kleinen Bergbaustadt in Pennsylvania, wiederum ein Zugeständnis Stanislaws. Als wir den Roman fertig hatten, war es fast Weihnachten, Weihnachten 1950, das zweite gemeinsame. Wie verzweifelt wären wir vor einem Jahr gewesen, hätten wir voraussehen können, dass wir ein zweites Mal Stroh auf dem Feldbett des anderen ausbreiten würden. Und wie dankbar waren wir, als es dann soweit war, dass wir in einer Zelle beisammen sein konnten.

Inzwischen hatte die Dimension der Zeit eine Veränderung erfahren. Ich akzeptierte allmählich die Tatsache, dass die Uhren nicht zurückgestellt werden, dass das Leben nicht einfach dort weitergehen konnte, wo es gleichsam operationsmässig abgetrennt worden war. Was immer die Zukunft bereithalten mochte, sie würde wohl nie eine Fortsetzung der Vergangenheit sein. Ich fing an, eine ganze Reihe von Ansichten in Frage zu stellen, denen ich die Jahre hindurch angehangen hatte, begann Probleme anzugehen, die ich in meinem persönlichen Leben und bei meiner Einstellung zu den elementaren, unser Da-

sein gestaltenden Kräften nie klar ins Auge gefasst hatte. Ich setzte bei einer Neubewertung der politischen und sozialen Konfrontation zwischen meiner und der kommunistischen Gesellschaft an, eine Konfrontation, in die ich hineingezogen worden war. Würde ich heute noch genauso urteilen wie 1934, 1939 oder 1945, ja selbst noch wie im Jahr 1949? Als befände ich mich auf einem anderen Planeten, von dem es keine Rückkehr mehr gab, konnte ich jetzt meine frühere Welt aus grosser Distanz betrachten.

Mitte November ereignete sich etwas Bedeutsames. Den ganzen Herbst über war der Keller mit acht bis zwölf Gefangenen belegt und voll in Betrieb gewesen. Die Zahl der Zu- und Abgänge hatte sich in Grenzen gehalten. Eines Sonntagmorgens wurde unser Fenster plötzlich geschlossen, und bald war draussen das vertraute Geräusch eines Wagens zu hören, der in Position manövriert wurde – einmal, zweimal und noch einmal, während sich Zellentüren öffneten und schlossen und auf dem Korridor Füsse entlangschlurften. Dieser Vorgang wiederholte sich ungefähr alle zwanzig Minuten. Wir versuchten, uns wieder unserer Erzählung zuzuwenden, konnten uns aber nicht konzentrieren. Irgendetwas lag in der Luft, eine endgültige Veränderung. Sie fand ihren Niederschlag in der ungewöhnlichen Betriebsamkeit und Aufregtheit der Aufseher, von denen zwei mit dem Transporter hin und her fuhren, als handelte es sich um einen Ferienaustausch. Jetzt war der Mann in der dritten Zelle – genau neben der unseren – dran. Wir waren jetzt vor Erwartung ganz angespannt. Der Keller wurde also geräumt, Zelle für Zelle. Das war kein Abtransport einzelner Gefangener zum Prozess, sondern eine grossangelegte Verlegung aller Gefangenen von einem Gefängnis in ein anderes.

Wieder der Kleintransporter. Ich zog meine Jacke zurecht – jetzt waren zweifellos wir an der Reihe. Der Schlüssel wurde jedoch in das Schloss von Zelle 1 geschoben. Allein, nur wir beide? Wir warteten schweigend, verspürten eine zunehmende Heiterkeit. Etwas Besonderes war geschehen, wir waren zurückgelassen worden. Mit uns hatte man etwas anderes vor. Es lag auf der Hand, dass ein Gefängnisgebäude nicht wegen nur zweier Insassen in Betrieb gehalten wurde. Unser Aufenthalt hier konnte also nur noch ein vorübergehender sein.

Erst allmählich merkten wir, dass mit den Gefangenen auch alle unsere Aufseher verschwunden waren. Bei jedem Wachwechsel tauchten neue Gesichter auf. «Schu» und «der Gemeine» gehörten der Vergangenheit an. Auch das sahen wir als gutes Omen an. Da gab es jetzt einen lässigen, schwarzhaarigen Kerl und ein Gegenstück dazu, «Blondie», einen hellhaarigen, bäurischen Menschen, der uns mit unverhohlener Neugier betrachtete. Dann gab es einen

recht wohlherzogenen städtischen jungen Mann, der, sobald er die Tür aufmachte, nicht anders konnte, als in das Verhalten eines sehr entgegenkommenden Kellners zu verfallen. Er wurde für uns «der Zurückhaltende». Von dem alten Team war nur «der Korrekte» geblieben, um, wie es aussah, die neuen Leute einzuarbeiten, von denen die meisten Grünschnäbel waren. Dieser neue Trupp von Aufsehern begegnete uns ohne die geringsten Anzeichen von Feindseligkeit oder Furcht. Es waren schlicht und einfach junge Männer, die von dem Leben da draussen in seiner ganzen Fülle übersprudelten und für die die Stunden hier unten lediglich Routine waren, die es mit einem Minimum an Aufregung und Mühe zu bewältigen galt.

Zwei Tage später wurden wir zu unserer Enttäuschung in die Enge unserer alten Zelle Nr. 4 zurückverlegt. Warum das, wo doch um uns herum so viel Platz war? Die einzige Erklärung, die wir finden konnten, war die, dass wir uns nun wieder genau gegenüber vom Aufenthaltsraum der Aufseher befanden und damit leichter im Auge zu behalten waren.

Und so lastete, als das Jahr 1951 herannahte, die Gefangenschaft trotz der entschiedenen Verschlechterung unserer Wohnverhältnisse weniger schwer auf uns. Unsere Isolation hatte etwas Besonderes, gleichsam Fürstliches an sich. Drei Aufseher unten, drei Pförtner oben, und alle nur dazu da, um uns zu versorgen. Ein Verhältnis von drei zu eins, wie es einem Kurhotel wohl angemessen war. Und obendrein das In-Gang-Halten eines ganzen Gebäudes, Heizung, heisses Wasser, Duschen an den Samstagen, die Versorgung mit Mahlzeiten, die von einer irgendwo draussen gelegenen Küche angeliefert wurden, nur um unseretwillen. Das alles hatte etwas von einem fast schon komisch wirkenden Durcheinander an sich, was sich auch in einer sich um uns her breitmachenden schläfrigen Atmosphäre friedlicher Koexistenz niederschlug. Wie konnte denn auch unter den obwaltenden Umständen irgendeine Form von strafender Disziplin aufrechterhalten werden?

Wenn es still war im Gebäude und keine Offiziere anwesend waren, dann geschah es immer öfter, dass entweder der Pförtner zu seinem Kollegen herunterkam oder dass der Aufseher nach oben verschwand, auf Zehenspitzen, damit wir nicht mitbekamen, dass wir vollkommen allein im Keller waren. Es gab ja die Regelung, dass immer, wenn unsere Tür zum Hereinreichen der Mahlzeiten oder für den Gang zum Waschraum geöffnet werden musste, zwei Aufseher zur Überwachung der Vorgänge anwesend zu sein hatten. Auch das geriet in Vergessenheit. Normalerweise waren die Aufseher jetzt sehr viel interessierter an sich selbst als an uns.

Insbesondere «Blondie» und «der Zurückhaltende» veranstalteten gern Ringkämpfe und rollten dann wie zwei junge Bären den ganzen Korridor hinunter, uns im Waschraum allein lassend. Man gestattete uns jetzt nämlich, dort zusammen hinzugehen, wurde das doch offensichtlich für weniger gefährlich gehalten als früher.

Das neue Erscheinungsbild unserer Kellerumwelt spiegelte sich auch in einem veränderten Verhalten unsererseits wider. Nachdem wir festgestellt hatten, dass wir allein zurückgeblieben waren, gingen wir dazu über, uns mit gedämpfter Stimme zu unterhalten statt zu flüstern. Niemand nahm uns deswegen ins Gebet. Wir liessen nicht nur die Sache mit den über dem Kopf erhobenen Händen, sondern wagten sogar, zur Tür hinzuschauen, wenn sie geöffnet wurde. Und im Waschraum konnten wir uns Zeit lassen, täglich dehnten wir den Aufenthalt ein wenig mehr aus, bis uns absolut nichts mehr einfiel, was wir dort noch hätten treiben können. Selbst der hallende Ruf «Appell!», Signal für das Zubettgehen und den Beginn der Nachtruhe, war zu einem Pochen an unsere Tür geworden, das uns auf den Anbruch der Schlafenszeit aufmerksam machte.

Dennoch hatte ich das Gefühl, in immer tiefere Ausweglosigkeit hineinzutreiben. Lebenslange Unterbringung. Wenn es so war, blieb dann etwas anderes, als bis zum Ende zu kämpfen, wie immer dieses Ende aussehen mochte? Nach Weihnachten setzte ich das alte Mittel ein, Essen zurückzuschicken. Dann bat ich wieder um eine Unterredung mit dem Vernehmungsoffizier. Zwei Tage später wiederholte ich meine Forderung. Ich ass noch weniger, bat ein drittes Mal und liess die Mahlzeiten so gut wie unangetastet zurückgehen. Am Abend des sechsten Tages erschien der für das Haus zuständige Offizier in prächtiger Uniform und erklärte mir, der Oberst, nach dem ich verlangt hätte, werde mich morgen empfangen. Seine Augen sagten den Rest: Vernunft annehmen.

In der Nacht probte ich mein Vorgehen. Ich formulierte jede einzelne Forderung mit grosser Sorgfalt. Ich wollte darauf bestehen, dass jede schriftlich festgehalten wurde. Den Anfang sollte eine kurze Präambel machen, in der mein Fall und das Versäumnis der Behörden, mir die menschlichen Grundrechte zu gewähren, dargestellt waren. Dann wollte ich eine sofortige, bedingungslose Entlassung fordern oder auf einer der folgenden, zur Wahrung meiner Rechte unerlässlichen Massnahmen bestehen:

Konsularischer Zugang eines Angehörigen der amerikanischen Botschaft zu mir als unveräusserliches Recht eines ausländischen Staatsbürgers; die Gelegenheit, meinen Fall einem Vertreter der Menschenrechtskommission der

Vereinten Nationen vorzutragen; die Möglichkeit einer Kontaktaufnahme mit einem Vertreter der UNESCO, damit mein Fall an den Direktor weitergeleitet werden konnte, da ich als Architekt im Rahmen der UNESCO-Mission zur Förderung der internationalen kulturellen Beziehungen tätig gewesen und Opfer meiner diesbezüglichen Bemühungen geworden war.

Der Oberst wirkte besorgt und nervös. Die vergangene Woche mit unzureichender Ernährung hatte an mir gezehrt, der blosse Gang nach oben erschöpfte mich. Ich sagte sofort, ich hätte bestimmte, an die Adresse der Behörden gerichtete Anliegen, die ich schriftlich festgehalten wissen wolle. Er holte Papier hervor und liess mich diktieren.

Er war höchst beunruhigt und sagte, das seien sehr komplizierte Dinge, die zu entscheiden einige Zeit in Anspruch nehmen werde. Bis dahin solle ich versuchen, normal zu essen, und er wolle dafür sorgen, dass wir ein paar Bücher bekämen. Ich entgegnete, ich würde nicht wieder ausreichend Appetit entwickeln und normal essen können, solange nicht eine der drei Forderungen erfüllt worden sei. Er verliess den Raum, murmelte etwas von Telefonieren, war zwei Minuten später wieder zurück, marschierte vor mir auf und ab und warf mir wilde Blicke zu.

«Die Tatsache, dass Sie nach der amerikanischen Botschaft verlangen, ist der beste Beweis für Ihre feindselige Einstellung uns gegenüber. Die amerikanische Botschaft ist das Zentrum der faschistischen Intrigen gegen das neue Polen, und Sie erwarten von uns, dass wir uns um Sie bemühen, während Sie gleichzeitig mit denen zusammen ein falsches Spiel gegen uns spielen. Mr. Field, Sie entlarven sich selbst.»

Ich erwiderte, es läge bei ihnen, ich hätte ihnen ja noch zwei andere Möglichkeiten genannt. Darüber hinaus wären wir quitt, wenn sie mich entliessen. Ich würde kein öffentliches Aufhebens machen. Die amerikanische Botschaft repräsentiere für mich mein Land, und ihre einzige Funktion im Hinblick auf mich sei es, meine staatsbürgerlichen Rechte zu schützen, die die polnischen Behörden verletzt hätten. Noch einmal sagte der Offizier drohend, ich solle, wenn mir daran gelegen sei, dass die Sache geklärt werde, Vernunft annehmen. Er klingelte. Ich kehrte in den Keller zurück, ohne eine konkrete Zusage erhalten zu haben.

Trotzdem, ich war keinen Schritt zurückgewichen, und jetzt befanden sich meine Forderungen schwarz auf weiss in meiner Akte. Es konnte jederzeit auf sie verwiesen werden. Ich kam zu dem Schluss, dass auch die zweite Runde an mich gegangen war, und dies glaubte ich erst recht, als noch am selben Abend die Tür aufging und der Hausoffizier feierlich eintrat, den erschrockenen Auf-

seher neben sich, der unter einem Stapel Bücher, die er im Arm hielt, förmlich schwankte. Ich konnte mir ein Lächeln kaum verkneifen, als die beiden mit ihrer Gabe des guten Willens vor mir standen und mein Gesicht hoffnungsvoll nach Zeichen überraschter Begeisterung absuchten.

Ich aber kratzte mir nur den Kopf. Natürlich war ich in Wirklichkeit fast ausser mir vor Aufregung. Ich kämpfte mit den Tränen. Ich hätte den netten kleinen Offizier umarmen können, der vor Stolz platzte, während er einen Band nach dem anderen vom Stapel nahm und mir überreichte. Abgesehen von den beiden Büchern im vergangenen Sommer waren dies die ersten gedruckten Worte, die ich seit 1949 zu Gesicht bekam.

Ich sah zu Stanislaw hinüber, der sprachlos dastand und die Übergabe der Bücher beobachtete. Ich befragte alle Bände, besah mir die Titel. Es waren deutsche Bücher – eine sonderbare Sammlung verschiedenster, in Ostdeutschland und Russland publizierter Werke. Ich wählte eins aus, gab den Rest zurück und dankte den beiden ohne Begeisterung. Der Offizier und der Aufseher gingen geknickt hinaus.

Ausser einem winzigen Häppchen ass ich auch weiter nichts. Sie hatten damit gerechnet, dass ich, von den Büchern überwältigt, damit aufhören würde. Da hatten sie sich aber verrechnet! Es musste jetzt eigentlich etwas geschehen. Und das tat es auch. Zwei Tage später, als ich, inzwischen sehr geschwächt, nach oben gebracht und in das Eckbüro mit dem Perserteppich und dem Schreibtisch auf der anderen Seite des Raumes gewiesen wurde. Diesmal war es niemand anderes als «Zigarette».

«Warum essen Sie nicht?»

«Appetitlosigkeit.» Ich erinnerte ihn daran, dass ich einige dem Schutz meiner Menschenrechte dienende Anträge gestellt hatte und erwartete, dass die Behörden etwas in dieser Richtung unternahmen.

«Zigarette» sah mich spöttisch an und sagte mit einstudierter Bedächtigkeit: «Die Antwort lautet folgendermassen: Wenn Sie weiterhin auf einer Kontaktaufnahme mit der amerikanischen Botschaft bestehen, werden Sie die Welt da draussen nie wiedersehen.» Er nickte zum Fenster hin. «Wenn Sie jedoch von diesen Albernheiten Abstand nehmen, dann kann ich Ihnen einige Zusagen machen... Also, es liegt bei Ihnen...»

Ich erklärte, ich hätte bereits anderthalb Jahre gewartet und keine andere Wahl, als auf meinen Rechten zu bestehen.

Er lächelte, Mitleid vortäuschend. «Sie vergessen, dass Sie vollkommen in unserer Gewalt sind. Sie werden sich selbst die Schuld geben müssen und Sie

werden fortan nicht mehr die Gesellschaft eines anderen Häftlings haben. Aber bitte.» Er klingelte nach dem Aufseher, der mich zurückbringen sollte.

Ein dumpfes Gefühl von Endgültigkeit überfiel mich. Ja, ich war vollkommen in ihrer Gewalt. Ich hatte nicht vorhergesehen, dass ich mit einer solchen Entscheidung konfrontiert werden könnte. Es klopfte an der Tür. «*Proche.*» Der Aufseher erschien.

Ich wankte, gab auf. «Einen Augenblick. Gut, ich akzeptiere Ihre Forderung, wenn Sie in der Zwischenzeit mein Leben erträglicher gestalten könnten und mir eine konkrete Lösung in Aussicht gestellt wird.»

«Zigarette» bedeutete dem Aufseher, er solle wieder hinausgehen. «Also gut. Der Stand der Ermittlungen sieht vielversprechend aus.»

«Aber können Sie mir sagen, wann ich mit einem Ende meiner Gefangenschaft rechnen kann?»

«Wir sind nicht in der Lage, Ihnen einen genauen Zeitpunkt zu nennen, aber ich darf sagen, dass die Zeit, die Sie noch bei uns verbringen werden, nicht länger sein wird als die Hälfte der Zeit, die Sie bereits hier verbracht haben. Was noch?» Es war zu sehen, dass er ungeduldig wurde.

«Und was ist mit meiner Frau und meinen Kindern? Wenn ich nicht direkt mit ihnen Verbindung aufnehmen kann, könnte ich dann nicht wenigstens über ihre Lage informiert werden, darüber, wo sie sind und wie es ihnen geht, was sie unternommen haben, um mit meinem Verschwinden fertigzuwerden? Das alles könnende leicht von der Schwester meiner Frau erfahren, die in Ostberlin lebt. Und in Ihren Akten müssen sich doch auch Angaben dazu finden.»

«Ja, ich werde tun, was ich kann, aber es wird einige Wochen dauern.»

«Und in der Zwischenzeit hätte ich gern Papier und Bleistift.» Ich berichtete von den Erzählungen, an denen Stanislaw und ich gearbeitet hatten, und sagte, dass wir beide gern einen Roman zusammen schreiben würden, um uns die Zeit zu vertreiben. Ausserdem bat ich um eine Zeitung und ein Schachspiel. Schliesslich erinnerte ich daran, dass ich noch nicht ein einziges Mal den Fuss vor die Tür gesetzt hatte.

Ja, er denke, dem Grossteil dieser Anträge könne zu gegebener Zeit stattgegeben werden.

Ich kehrte nach unten zurück und spürte die Anstrengung dieses Gesprächs stärker als sonst. Stanislaw tröstete mich: «Was hättest du denn anderes tun sollen? Und du hast doch beachtlich viel erreicht.»

Das hatte ich wirklich. Die Bücher hatten wir schon bekommen, und am Abend lagen auf dem Fussboden neben unseren Bechern ein Schreibheft und ein Bleistift. Sofort brachen wir in fiebrhafte Aktivität aus. Während des gan-

zen nächsten Tages gab es kaum einen Augenblick der Stille, da wir schon unseren «Schreibplan» erarbeiteten und die Geschichte, die wir schreiben wollten, skizzierten. Man hatte uns klargemacht, dass nur mir Papier und Bleistift zustünden, weshalb ein abwechselndes Erzählen nicht in Frage kam. Stattdessen wollten wir damit beginnen, dass wir uns die besten unserer Geschichten vornahmen und überarbeiteten. Abends im Bett gingen wir den jeweiligen Abschnitt zusammen durch, und am nächsten Vormittag versah dann Stanislaw mit seinem begrenzten Deutsch das Gerüst mit Fleisch, während ich alles frei ins Englische übertrug und niederschrieb. Eine Woge der schöpferischen Energie riss uns mit sich fort, und wir waren fest davon überzeugt, dass unser gemeinsames Bemühen zu etwas Ungewöhnlichem von bleibendem Wert führen würde.

So kam der grosse Augenblick, dass ich die erste Seite der Kladde aufschlug und schrieb: *Entengasse – die Geschichte einer Strasse*, und darunter «Prolog». Und schon waren wir mittendrin im ersten von insgesamt 115 Heften, die während der langen Zeit, die uns bevorstand, zur wichtigsten Absicherung unserer geistigen Gesundheit wurden, 16'000 mit Bleistift beschriebene Seiten.

Ich hockte auf meinem Feldbett so dicht bei der Glühbirne, wie es nur gehen wollte. Wegen des Winterwetters hatten wir das Fenster nur ein wenig geöffnet, und es kam nicht genug Tageslicht durch die zugestrichenen Scheiben. Von kleinen Pausen abgesehen, sass ich den ganzen Tag auf dem Bett und überliess Stanislaw den schmalen Streifen zwischen unseren Lagern. Normalerweise arbeiteten wir vom Frühstück bis zur Wachablösung um vier Uhr nachmittags, und danach las ich dann Stanislaw aus unserem neuen Vorrat an deutschen Büchern vor. Seine Augen waren im Laufe der Haft so schlecht geworden, dass er nicht mehr scharf sehen und auch keine Schrift mehr entziffern konnte.

Bald darauf bekamen wir eine polnische Zeitung. An dem Mittag, an dem die erste neben unseren Schüsseln auf dem Boden lag, stürzten wir uns hektisch und erregt darauf. Endlich die Aussenwelt! Was würden wir erfahren? Der arme Stanislaw wurde fast verrückt. Er konnte die Schlagzeilen lesen, aber das war auch alles. Und ich war hilflos. Ich konnte zwar alles andere lesen, verstand es jedoch nicht. Er packte mich, stiess mich auf das Feldbett und sagte: «Lies es schnell vor, hier... hier!» Es handelte sich um einen Bericht aus Seoul in Korea. In der Schlagzeile stand etwas von Verteidigungsstellungen, die den Besitzer gewechselt hatten, von in Gefangenschaft geratenen amerikanischen Soldaten und verlorengegangener Ausrüstung. Ich hatte noch nie versucht, Polnisch laut

zu lesen. Auch ohne das Problem der Aussprache war es schwer genug, den Wörtern einen Sinn abzugewinnen.

Stanislaw mühte sich, aus den merkwürdigen Lauten, die ich produzierte, klug zu werden. Nach einer halben Stunde taten mir die Augen weh, und wir hatten erst eine Spalte geschafft. Immerhin waren wir bereits dahintergekommen, dass in Korea ein grosser Krieg im Gange war. Aber was konnte das bedeuten? Wann und wie war er ausgebrochen? Tiraden der vorliegenden Art hatten wir noch nie gelesen. Neben Korea und den Vereinigten Staaten schien auch China in den Krieg verwickelt zu sein. Ausserdem tauchten in der Liste der gefangenen Soldaten Briten und Türken auf. Was in aller Welt war los?

Je weiter wir in unserer Lektüre kamen, desto mehr verwunderte uns der hysterische Ton. Vielleicht tobte ja ein Dritter Weltkrieg, ohne dass wir es wussten? Wir konnten jedoch keine Berichte über Kampfhandlungen in Europa finden.

Diese erste bruchstückhafte Nachricht aus der Welt draussen in einer sorgfältig vorzensierten kommunistischen Zeitung und in einer Sprache, die ich nur vage verstand, wirkte wahrlich erschreckend. Ich sah mich nicht nur hier im Gefängnis dem Wahnsinn konfrontiert, sondern jetzt war der Wahnsinn auch in der Welt draussen, auf die ich doch zählte, ausgebrochen. Je mehr ich darüber nachdachte und je mehr Stücke des Puzzles ich in den folgenden Tagen zusammensetzte, desto grösser wurde meine Verzweiflung. Jeden Tag schienen der Schatten des Chaos und ein neuer Bombenregen näherzurücken.

Die Zeitung, der *Curier Codzienny*, war das Organ der kommunistisch beherrschten Demokratischen Partei, ein Blatt, das sich im Wesentlichen an die Intellektuellen und die gehobenen Berufsstände wandte. Es war nicht ganz so offen ideologisch ausgerichtet und brachte beachtlich viele Artikel über Literatur, Wissenschaft und Kunst, die uns grosses Vergnügen bereiteten. Es gab aber auch Anlass zu Verärgerung. Abgesehen von den knappen und verzerrten Berichten über das internationale Geschehen, hatte das Blatt eine Art, plötzlich und ohne jede Erklärung tagelang auszubleiben. Wir konnten uns das nur so erklären, dass dann Dinge geschehen waren, die wir nicht wissen sollten – es war wohl so etwas wie eine Zensur des Zensierten. Wir entwickelten ein Spannungsbarometer, das sich nach dem richtete, was uns vorenthalten wurde. Kam die Zeitung fünf, sechs Tage oder sogar ganze zwei Wochen nicht, dann sprach vieles dafür, dass ein politischer Prozess lief. Waren die Ausfallzeiten kürzer, dann handelte es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um internationale Eruptionen.

Endlich bekamen wir auch das Schachspiel. Es musste jeden Abend zusammen mit dem Buch, das wir gerade lasen, dem Schreibheft und dem Bleistift zurückgegeben werden, alles auf unseren Kleiderstapeln abgelegt. Kaum war alles draussen, schnappten sich die Aufseher das Brett und spielten die ganze Nacht hindurch an dem Tisch in ihrem Raum uns gegenüber, wobei oft der sich langweilende Kollege von oben dazu kam. Das ganze Gebäude – und nicht nur der Keller – schien in ruhige Gewässer geraten zu sein. Niemand ging mehr zum Verhör hinauf. Die Schreibtische dort waren fortgebracht und die Zimmer in Schlafräume für Aufseher und Offiziere umgewandelt worden – und wir waren so etwas wie ein in Vergessenheit geratenes Anhängsel. Jetzt waren Gelächter und Geplauder und sogar in den Stunden vor Tagesanbruch das Geplätscher, das entstand, wenn eine übervolle Blase auf verkürztem Wege aus dem Fenster über uns entleert wurde, an die Stelle des spannungsgeladenen Wortwechsels zwischen den Gejagten und den Jägern getreten. Die meiste Zeit waren wir, die einzigen Gefangenen im Keller, zum festen Inventar geworden.

Aber dann wurde ich eines Tages – es war im Mai 1951 – aus unserer Kellerschläfrigkeit nach oben gerufen. Ein Wesen starrte mir entgegen, das hinter dem Schreibtisch sass, ein ausgemergeltes Gesicht mit eingefallenen Wangen und kleinen, eng zusammenstehenden Augen, dessen eines mit dem anderen gleichsam nicht Schritt halten konnte und tränkte, ein menschliches Wrack, bei dem es sich nur um den Überlebenden eines Konzentrationslagers handeln konnte. Unbehaglich und mit einem gewissen verlegenen Mitleid starrte ich ihn meinerseits an. Das Gespräch bestand nur aus einem Austausch allgemeiner Bemerkungen in deutscher Sprache, die er mit deutlichem jiddischem Akzent sprach.

Unsere Konferenzen fanden nun einen Monat lang fast täglich statt und dauerten oft bis in die Nacht hinein. Zu diesem Zeitpunkt hatten sie etwas Widersinniges und konnten kaum Wesentliches zutage fördern. Das Verhalten des Vernehmers wurde immer herablassender. Wenn der Aufseher erschien, um mich nach unten zurückzubringen, schnippte er zum Zeichen, dass ich entlassen war, nur noch mit den Fingern. Ich rächte mich, indem ich beim Betreten des Zimmers den Gruss verweigerte. Als ich ihn näher kennenlernte, erschreckte mich der Gedanke an die Macht, die er über die Gefangenen haben konnte.

Er rief mich nicht mehr nur am Nachmittag nach oben, sondern liess mich aus dem Bett holen. Es kam vor, dass er mich zwei, drei Stunden lang oben herumsitzen liess. Er hockte dann hinter dem Schreibtisch, zeichnete entweder Strichmännchen oder las ein Buch oder eine Zeitung, die er in einer Schublade

neben sich verborgen hatte, und unternahm keinerlei Anstalten, mich zu befragen.

Bald liess er das Mr. fallen, und ging auch zu einem demütigenden «du» über, um mir zu zeigen, wo mein Platz war.

Als er nicht abliess, in jedem Menschen, den ich gekannt hatte, einen amerikanischen Agenten und in jeder noch so kleinen Unternehmung eine Verschwörung zu sehen, kam ich auf verschiedene kommunistische Leuchten zu sprechen und meinte, es sei unvorsichtig gewesen, sie nicht ebenfalls einzusperren. Was sei zum Beispiel mit Gerhart Eisler, dem die Polen geholfen hätten, den Amerikanern auf der «Batory» zu entwischen? Die Flucht, so wagte ich zu äussern, sei doch sicherlich nur ein Bluff gewesen, um seine Undercover-Tätigkeit für den amerikanischen Geheimdienst zu verschleiern. Und hätten sie jemals Berija überprüft? Oder Stalin? Ja, ich mutmasste gar, dass alles, was sie mit mir anstellten, erkennen lasse, dass selbst hier beim polnischen MBP ein amerikanischer Agent die Hand im Spiel habe.

Das war zuviel für ihn, und er ging auf mich los. Ich war schon sicher, dass ich ein paar Zähne einbüssen würde, aber er beherrschte sich im letzten Augenblick, überschüttete mich mit Beschimpfungen und sprach aus, was ich ja schon vermutet hatte: «Wenn es nach mir ginge, wüsste ich schon, wie ich einen Kerl mit deiner Klappe drankriegen würde... Die Zeit wird schon noch kommen, wo du jedes einzelne Wort bereuen wirst!»

Bei einer anderen Gelegenheit, bei der er sich mit meiner Schuld beschäftigte und damit, wie klein ich mich nach meinem Prozess fühlen würde, sagte ich, das alles habe etwas ausgesprochen Metaphysisches an sich, etwas gänzlich im Widerspruch zu den marxistischen Lehren Stehendes, und erzählte ihm von der Kolonie an der Massachusetts Bay im 17. Jahrhundert, von einer Kleinstadt namens Salem, wo einige Frauen gefoltert worden waren, Verkehr mit dem Teufel gestanden hatten, für schuldig befunden und auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden waren.

«Denk nur mal, vor dreihundert Jahren! Du siehst, ihr seid bei euren Sicherheitsvorkehrungen keineswegs so originell, wie ihr denkt», schloss ich.

«Eigentlich solltet ihr Kommunisten an der Universität Warschau einen Lehrstuhl für Hexenkünste einrichten, für die Ausbildung neuer Sicherheitskader.»

In der folgenden Nacht rief er mich nach oben, liess mich in meiner Ecke Platz nehmen, holte, abweichend von seiner sonstigen Passivität, Papier hervor und schrieb erst eine Überschrift und dann ein längeres Statement. Hin und

wieder sah er hasserfüllt zu mir herüber. Mir wurde klar, dass ich zu weit gegangen war. Kein Wunder. Auch meine Nervenkraft liess angesichts unseres ständigen Kampfes allmählich nach. Die Drohungen, mit denen ich täglich überschüttet wurde, verfolgten mich so sehr, dass ich keinen Schlaf mehr finden konnte. Es schien mir, als ob er in seiner Unfähigkeit, ein Verhör durchzuführen, oft Richtigeres sagte, als ihm bewusst war, als enthielten etwa seine höhnischen Bemerkungen, ich würde nie wieder aus diesem Keller herauskommen und sei in der Welt draussen längst vergessen, mehr als nur ein Körnchen Wahrheit. Vor allem jedoch seine Feststellung, es wisse sowieso niemand, was mir widerfahren sei und wo ich mich befände.

Noch ein paar Wochen, und ich hätte mehr aus ihm herausgeholt als er aus mir. Voller Hass stümperte er weiter vor sich hin und verspernte sich selbst alle Zugänge zu seinem Opfer und zu einer kritischen Bestandsaufnahme. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass seine fanatischen Ausbrüche teilweise darauf zurückzuführen waren, dass er mich, weil ich kein Jude war, mit den Nationalsozialisten und dem Holocaust gleichsetzte. Mehr als jeder andere, der mich verhört hatte, brachte er mir zu Bewusstsein, dass für solche Menschen keine andere Methode der Befragung als der Terror möglich war. Und der Terror führt immer zu neunundneunzig falschen Hinweisen, die erst entwirrt werden müssen, soll auch nur eine einzige wahre Angabe zutage gefördert werden. Aber war ihnen das wirklich wichtig?

Als ich Stanislaw von meiner jüngsten Auseinandersetzung dort oben berichtete, wurde er blass. Er hatte mich gewarnt. Sich zu wehren mochte ja angehen, aber es sei äusserst gefährlich, so zu provozieren, wie ich es getan hatte. Vor allem mit dieser Bemerkung, dass Stalin ein amerikanischer Agent sei! «Wie konntest du nur?»

Ja, wie konnte ich nur? Verlor ich etwa den Verstand?

Ungleicher Kampf

Die Vernehmungen hörten so abrupt wieder auf, wie sie begonnen hatten, und zwar genau vier Wochen nach dem ersten Verhör im Mai. Also zurück zur alten Routine – und doch war alles nicht mehr so wie vorher. Solange die absurden Sitzungen stattgefunden hatten, hatte ich mich innerlich verhärtet, um die täglich auf mich herabprasselnden Demütigungen und Drohungen abwehren zu können. Nun erst wurde mir bewusst, wie sehr mich die ganze Sache erschüttert und in Angst versetzt hatte.

Stanislaw hatte einen starken Glauben, ich einen starken Willen. Ich beneidete ihn um diesen Glauben, der ihn über alle Fährnisse seines Lebens getragen hatte. In Augenblicken der Verzweiflung flehte ich ihn an, mich den Glauben zu lehren. Es wollte nicht gelingen. Ich blieb der Ungläubige.

Stanislaw beneidete mich um die Willenskraft. Ein Hungerstreik war für ihn unvorstellbar. Angstvoll beobachtete er, wie ich mich in einen ungleichen Kampf nach dem anderen einliess. Er trug die schwere Aufgabe des stummen Zuschauers, der meine Leiden teilte, meine Freude, wenn ich einen Sieg errungen hatte, und die Kosten einer Niederlage. Seine stille, mitfühlende Gegenwart, seine kleinen heimlichen Gesten der Unterstützung gaben mir die Kraft, auch die schwersten Momente zu überstehen.

Ich war mehr denn je überzeugt, dass mir die ewige Vergessenheit, eine Art lebenslängliches Weggesperrtsein bevorstand, und kam zu dem Schluss, dass ich nichts verlieren konnte, wenn ich bis an die Grenzen des Lebens weiterkämpfte, statt die Jahre bis zu meinem endlichen, wie immer gearteten Tod tatenlos zu erwarten. Ich war sicher, über die nötige Willenskraft zu verfügen. Es kam meiner Neigung entgegen, mit passivem Widerstand zu reagieren. Meine wichtigste Waffe sollte eine indirekte sein, und der Kampf selbst eine Hauptbeschäftigung, ein Mittel, nicht den Verstand zu verlieren.

Allmählich nahm eine Strategie Gestalt an. Da mein Manövrieregebiet recht begrenzt war, schien es wichtig, die Kräfte aufzuteilen und immer auf eine strategische Reserve zu achten. Die letzte Waffe sollte der bis zum Ende durchzuhaltende Hungerstreik sein. Diese Waffe konnte nur einmal eingesetzt werden. Ich wollte sie mir für den Fall aufheben, dass kein anderes Mittel zum Erfolg führte. Unter gar keinen Umständen durfte ich mich – wie im Januar – in die Enge treiben lassen. Ich wollte damit anfangen, dass ich ein klein wenig Essen zurückgehen liess. Dann würde ich die Menge von Woche zu Woche vergrössern – mit der Begründung, dass ich auf Grund der nervlichen Belastung und der Hoffnungslosigkeit zunehmend allen Appetit verlore.

Ich wurde in meinem Entschluss bestärkt, als Stanislaw eines Abends von einer Vernehmung oben mit einer geschwellenen Gesichtshälfte zurückkam. Er hatte offensichtlich einen harten Schlag auf die Backe erhalten, und zwar direkt unterhalb des linken Auges. Er versuchte zu lächeln und mich zu beruhigen: «Es ist nichts, wirklich. Bin auf dem Weg nach oben in die Tür reingerannt. Tu so, als wenn du es nicht bemerktest. Das ist besser.» Ich war wütend und drängte ihn, sich zu wehren und die Nahrungsaufnahme zu verweigern, aber er meinte, in seinem Falle sei das Risiko zu gross und abgesehen davon würde er nie die Kraft haben, so etwas durchzuhalten. In gewisser Weise hatte ich jetzt also die zusätzliche Motivation, als sein Stellvertreter zu fungieren.

Ungefähr eine Woche, nachdem ich damit begonnen hatte, weniger Essen zu mir zu nehmen, wurde ich nach oben gerufen. Der Arzt und der Hausoffizier waren anwesend. Auf die Frage des Arztes, warum ich nicht essen wolle, antwortete ich ausweichend, ich sei zu angespannt und das Essen verursache mir Ekel. Er erinnerte mich an das Schreibmaterial und die Bücher, die ich erhalten hatte. Ich antwortete, zum Leben gehöre mehr als das, und fügte hinzu, ich sei bei den Verhören des vergangenen Monats so behandelt worden, dass ich mich veranlasst sähe, das Schlimmste zu befürchten.

Ich ass noch weniger. Ich wurde mager und schwach. Als ich mich eines Abends im Waschraum nach dem halbvollen Eimer bückte, um ihn in die Zelle mitzunehmen, wurde mir schwindlig, und dann verlor ich das Bewusstsein. Ich kam wieder zu mir, als mich zwei Aufseher gerade zur Zelle zurückschleppten. Zuerst wusste ich nicht, wo ich war, und empfand wunderbare Erleichterung. Die Last all der vergangenen Jahre schien von mir genommen, und ich hatte ein Gefühl, als schwebte ich irgendwo jenseits des Lebens im Nichts. Ich spürte, wie ich auf etwas Weichem abgelegt wurde. Man flüsterte. Ich fühlte eine

Hand auf meiner Stirn und öffnete die Augen. Ich sah direkt in Stanislaws besorgtes Gesicht.

«Hermann, was ist passiert? Bist du verletzt?»

Ich versuchte etwas zu sagen, war aber nicht dazu in der Lage. Enttäuschung überfiel mich: Ich war ja noch im Gefängnis! Nichts hatte sich verändert. Zugleich lag etwas Anrührendes in den Augen, die mich anflehten, doch zu sagen, dass alles in Ordnung sei, drückte sich darin doch menschliche Zuneigung aus, etwas, das einer weit zurückliegenden Vergangenheit anzugehören schien.

Zu meiner Überraschung erkannte ich nun auch das besorgte Gesicht des Aufsehers, der damals in den ersten Nächten in Warschau immer auf dem Tisch geschlafen hatte. Es gab ihn also noch. Er sprach in freundlichem Ton mit Stanislaw und es war klar, dass er hier eine neue, verantwortungsvollere Aufgabe hatte, nicht mehr nur Aufseher war. Wie wir später erfuhren, trug er die Verantwortung für die einfacheren Angelegenheiten der Haushaltsführung, für die Küche und die Wäscheausgabe, für Wartung und Reparaturen. Ausserdem fungierte er als Vermittler zwischen den höheren Instanzen und uns. Von nun an trat er bei allen Krisen als Friedensstifter, wohlmeinender Freund oder Lieferant besonderer Überraschungen auf den Plan. Er tat dies so wirkungsvoll, dass wir ihn schon bald «Engel» nannten. Er machte immer ein verschwörerisches Gesicht, wenn er mit irgendeinem Leckerbissen erschien oder uns eine kleine Gefälligkeit erwies, als wäre das ganz gegen alle Vorschriften und einzig und allein seiner Gutherzigkeit zuzuschreiben.

Wir kamen zu dem Schluss, dass «Engel» lediglich das Alter ego der Obrigkeit war, Teil eines ausgeklügelten Zuckerbrot-und-Peitsche-Systems, das ganz nach Belieben in Gang gesetzt und gestoppt werden konnte, mit einer solchen Plötzlichkeit und Unvorhersehbarkeit, dass es einen um den Verstand bringen konnte.

Auch die Aufseher selber verfügten über ein ganzes Spektrum verschiedener Verhaltensweisen, von wohlkalkulierter Demütigung bis zu hotelmässiger Höflichkeit. Die Wechsel traten, wie es schien, zyklisch auf, wobei die einzelnen Phasen sehr lange anhalten konnten. Sie konnten aber auch von überaus kurzer Dauer sein. Im Januar hatte mir «Zigarette» gerade eben noch mit Vernichtung gedroht, dann jedoch, als die Drohung Wirkung zeigte, gemeint, für mich stünde doch alles sehr gut und ich könne wohl damit rechnen, bis zum Herbst entlassen zu werden. Es gab sogar Wachablösungen, die anzeigten, welcher Punkt auf dem Weg zwischen Peitsche und Zuckerbrot gerade erreicht

war. Da gab es die Aufseher, die speziell ihres Gebelfers wegen zum Einsatz kamen. Es gab den gleichsam die Mitte bildenden effizienten und korrekten Typ und die zwanglos freundlichen Leute, die keiner Fliege je etwas zu Leide getan hätten. Manchmal gab es auch beides, Zuckerbrot und Peitsche, gleichzeitig. Das war dann eine Art doppelter Warnung davor, was alles geschehen, was alles verlorengehen könnte. Gelegentlich wurde uns eine solche Warnung ohne irgendeinen konkreten Anlass zuteil.

Eines war sicher: «Engels» Auftreten stand immer im Zeichen des inoffiziellen Zuckerbrots, was man zwar zur Kenntnis zu nehmen hatte, was die offizielle Seite aber zu nichts verpflichtete. Es war etwas, das einzig und allein uns drei anging. Und «Engel» hatte Talent für diese Rolle. Sie passte perfekt zu seiner Bauernschläue, die sich einerseits mit dem Wunsch, anderen zu gefallen, andererseits mit echter Gutherzigkeit verband. Er war ein Mann, frei von Skrupeln, mit einem untrüglichen Gespür, wie man alles zum eigenen Vorteil wendet, dazu mit der Gabe, es allen recht zu machen und den Wolf zufriedenzustellen, ohne das Lamm zu opfern. Im Laufe der Zeit entzückte er uns immer mehr, obwohl wir seine tatsächliche Rolle keineswegs vergassen. Unwiderstehlich war, dass er sich selbst etwas vormachte und beglückt unsere Dankesbezeugungen entgegennahm. Und so machten wir uns sein Vergnügen zunutze und liessen es uns angelegen sein, ihm zu schmeicheln und ihm das Gefühl zu vermitteln, dass die Reputation, die er bei uns genoss, ganz und gar von der Erfüllung unserer Wünsche abhängig war. Wir schrieben ihm auch das Verdienst an Verbesserungen zu, die nicht sein Werk waren, sondern einen politischen Hintergrund hatten. «Engel» wurde in der langen Zeit, die vor uns lag, zu einem wahren Lichtblick.

Mein Zusammenbruch zog eine weitere Sitzung im oberen Stock nach sich. Ausser dem Arzt, der hinter dem Schreibtisch sass, war «Zigarette» anwesend, der, einen Regenmantel wie ein Cape um die Schultern geworfen, am Fensterbrett lehnte und schweigend das Geschehen beobachtete. Wieder wurde ich, als sei es das Natürlichste von der Welt, gefragt, wie ich mich fühlte. Auf den Zwischenfall im Waschraum ging niemand ein. Die Frage, warum ich nicht ässe. Einmal mehr erklärte ich es ihnen. Der Arzt sagte, er werde mir einige Nahrungsmittel verschreiben, die zu essen mir keine Schwierigkeiten bereiten würde. Wieder erwähnte ich, dass ich keine Nachrichten von meiner Familie erhalten hätte und brachte meine Beschwerde über die letzte Vernehmung vor.

Während der Arzt mich untersuchte, sprach «Zigarette» auf Polnisch mit

ihm, worauf der Arzt sagte: «Ich höre gerade, dass Sie alles nur sich selbst und Ihrem unkooperativen Verhalten zuzuschreiben haben.»

Ich wandte mich zu «Zigarette» um und sagte: «Das ist eine Lüge! Das ist eine dreckige Lüge!»

«Zigarettes» schwammiges Gesicht wurde sofort hart, und er ging auf mich los. «Halten Sie das Maul, oder... Hören Sie?»

Ich hätte nicht auf diese Weise die Nerven verlieren dürfen. Im Gegensatz zu meiner Strategie des passiven Widerstands konnte ein derartiges Verhalten sehr schnell zu einer Niederlage führen. Zitternd ging ich nach unten, sicher, dass die Vergeltung nicht auf sich warten lassen würde.

Kaum hatte sich die Tür hinter mir geschlossen, klingelte draussen das Telefon, und eine gedämpft geführte Unterredung war zu hören. Anweisungen wurden gegeben. Die Zellentür öffnete sich, zwei Aufseher mit ernstem Gesicht kamen herein, deuteten auf mich, forderten mich auf, die Zelle zu verlassen, ohne mir Kleider und Schuhe auszuhändigen, und nahmen mich zwischen sich.

Statt Strafarrest fanden wir, Stanislaw und ich, uns in der Zelle Nr. 5 wieder, die um ein Drittel geräumiger war als unser voriges Quartier. Eine dieser seltsamen Überraschungen. Wir hatten das Schlimmste erwartet und als alles vorbei war, da entdeckten wir, dass unsere Lage sich verbessert hatte.

Die eigentliche Überraschung kam aber erst am folgenden Morgen mit dem Frühstück. Auf der Schwelle neben Stanislaws Becher und den zwei Scheiben Schwarzbrot mit Schmalz und Wurst stand noch ein Becher, mit einem Löffel darin und einer Untertasse darunter, auf der vier elegant eingewickelte, gefüllte «Wedel»-Pralinen lagen. Ich sah in den Becher – Erdbeeren und dicker Sauerrahm! Und in der Tür stand «Engel» und strahlte. Ich machte nicht den Versuch, diese plötzliche, grosszügige Gabe zu analysieren. Das Mittagessen bestand aus Gurkenscheiben mit Sauerrahm und ein paar Pralinen, zum Abendessen gab es Obst und dazu Milch und zwei Kekse.

Ein paar Tage gab ich dem neuen Luxus nach. Dann rang ich mich zu dem Entschluss durch, zu meinem alten Kurs zurückkehren und auch von diesen Mahlzeiten immer weniger zu essen, bis ich nur noch so viel zu mir nahm, dass ich immer ein wenig abnahm.

Der Juni verging, und der Juli brach an. Nichts bewegte sich. Ich befand mich in einem Zustand anhaltender Unterernährung, verhinderte aber, dass sie kritisch wurde. Der hohe Vitamingehalt des rohen Obstes und des Gemüses war von grossem Wert. Während der ganzen Zeit setzten Stanislaw und ich un-

sere Schreiberei fort. Wir hatten die *Entengasse* im April beendet – es waren zwanzig Schreibhefte geworden. Danach hatten wir begonnen, unsere endlosen Diskussionen über alle möglichen Aspekte des menschlichen Verhaltens schriftlich festzuhalten. Wir gaben dem Manuskript den Titel *Gedanken über das Leben, im Gefängnis gedacht*. Es enthielt die umfassende Selbsterforschung, die wir über eine lange Zeit getrieben hatten. Das ergab einen weiteren Stapel von sechs Heften.

Gegen Ende August begannen wir ein neues Buch, in mancherlei Hinsicht ein direkter Spiegel unseres Leidens. Wir nannten es *knrgy Harvest, Bittere Ernte*. Es befasste sich mit der Skrupellosigkeit und der Selbsttäuschung, Hauptgestalten waren der Bauer Leon und die entkommene Jüdin Rosa, der Leon Unterschlupf gewährt hatte, mit dem sich ergebenden Missbrauch der Macht, aber auch mit dem in unserem Inneren in so schwankendem Gleichgewicht fortlebenden Sinn für Schönheit. Unsere Erzählung stellte die Alltagswelt Leons der Kellerwelt Rosas mit all ihrer Angst und Isolation gegenüber. Das wurden zehn Hefte. Als wir damit fertig waren, fühlten wir uns gänzlich ausgelaugt.

Inzwischen hatte sich das «Patt» zwischen mir und «oben» etabliert, ohne dass es mir irgendetwas einbrachte. Ich selbst musste die Initiative ergreifen, um das zu durchbrechen. Die Nervosität wegen meines Gesundheitszustandes hatte sich in vielen kleinen Dingen gezeigt. So waren zum Beispiel im Frühling mehrere andere Gefangene jeweils für eine kurze Zeit im Keller gewesen. Unweigerlich kam der Tag, an dem wir hörten, wie der eine oder andere den Keller wieder verliess, und das, obwohl Vorkehrungen dagegen getroffen wurden – man schloss etwa unsere Fenster oder liess die Pumpe auf vollen Touren laufen. Zu unserer Überraschung öffneten und schlossen sich jedoch die Zellentüren nach dem Fortgang der Gefangenen auch weiterhin bei allen Routinevorgängen, Tag für Tag! Jedenfalls fast immer. Bei einer Schicht war ein neuer Aufseher eingesetzt, der sich einmal nur um unsere Tür kümmerte, beim nächsten Mal jedoch nicht so vergesslich war. Schliesslich mussten wir uns eingestehen, dass die Gefangenen in den anderen drei Zellen nur Gespenster gewesen waren, ein Phantasieprodukt, wie so vieles hier. Tatsache war, dass wir wieder einmal wochenlang die einzigen Gefangenen in diesem Keller gewesen waren – eine Situation, von der unsere Oberen mit Recht annahmen, dass sie unser Gefühl, lebendig begraben zu sein, verstärken würde.

In der Nacht zum 1. August war eine Frau in der zweiten Zelle, offensichtlich neu aus der Aussenwelt, denn sie hämmerte ungeduldig an die Tür, sobald es draussen hell wurde. Nach dem Frühstück brachte man sie nach oben, von

wo sie dann aber nicht zurückkehrte. Und doch hatten wir den Wagen, der sie abtransportiert haben musste, nicht kommen hören. Am folgenden Tag wurde unser Fenster am Nachmittag zugemacht. Wir lauschten angestrengt und konnten ab und zu draussen weibliche Stimmen hören. Nach wenigen Tagen wussten wir Bescheid. Die Gefangene war in einem der oberen Räume untergebracht worden. Jeden Tag durfte sie zusammen mit einer anderen Frau, die eigens zu diesem Zweck hergekommen war und sie wahrscheinlich bewachte, einen halbstündigen Spaziergang machen. Eine Frau an sich zog in einer Situation wie der unseren notgedrungen die grösste Aufmerksamkeit auf sich – noch wichtiger aber war uns die Entdeckung, dass auch oben Gefangene untergebracht werden konnten und dass sie, jedenfalls wenn es sich um Frauen handelte und sie wichtig genug waren, das Recht auf einen Hofgang zugestanden bekamen, etwas, was ich inzwischen schon als ein Ding der Unmöglichkeit angesehen hatte.

Eines Nachts in jenem Sommer, als wir auf unseren Pritschen lagen und Stanislaw merkte, dass ich noch wach war, sagte er: «Hermann, es gibt etwas, das du wissen solltest... für den Fall, dass wir getrennt werden. Ich habe schon im vergangenen Jahr daran gedacht, aber als wir dann wieder zusammen waren, brachte ich es nicht fertig...» Er machte eine Pause, als suchte er nach den richtigen Worten. «Es hätte eine alte Wunde wieder aufgerissen und es war ja alles so schon schwer genug. Aber es ist Teil von etwas sehr viel Grösserem, und es wissen zu wenige Menschen davon... Es darf nicht in Vergessenheit geraten. Das Böse, das zu tun ein Mensch imstande ist, wenn es keine moralischen Grenzen gibt. Es geht um einen gewissen Lolo Skozowski...»

Er verstummte, und seine Gedanken schienen eine andere Richtung zu nehmen. «Erinnerst du dich, was ich dir vom Warschauer Ghetto erzählt habe? Wie ich mir ein Bild davon verschaffte, indem ich mich hineinschlich und mir anschaute, wie es dort drin aussah? Ein Tag schlimmer als der andere, bis hin zum Aufstand und der Niederschlagung, die ihm folgte? Zuerst schien es mir nur daher zu kommen, dass man immer mehr halbtote Menschen hineintrief, die dort keine Chance hatten, sich am Leben zu erhalten oder ihre Menschenwürde zu bewahren...»

«Stan, du weiss ja gar nicht, wie oft ich in Augenblicken der Verzweiflung in deinen Bildern gelebt habe. Aber sag mir, wie kann man den Menschen, sich selbst, noch ins Gesicht sehen, wenn man so etwas miterlebt hat? Und was dort im Ghetto geschah, das war ja nur ein Vorspiel zu Treblinka und Auschwitz...»

Stanislaw sprach weiter, als hätte er mich nicht gehört. «Also, eine meiner Aufgaben damals war es, für die AK herauszubekommen, was genau in der Hölle hinter jenen Mauern vor sich ging. Nicht, dass man zu dieser Zeit viel hätte unternehmen können.» Wieder verstummte er für eine Weile. «Eines ging mir jedoch allmählich auf. Jeder Tag schien etwas vorher Festgelegtes an sich zu haben. Es wurden Zeichen einer wohlkalkulierten Strategie erkennbar, einer Strategie, die darauf abzielte, dort noch den letzten Tropfen herauszusaugen, bevor alles vorbei war. Das Geld, mit dem sich die Juden, die noch über geringe, irgendwo versteckte Ersparnisse verfügten, ein paar Wochen Zeit zu kaufen versuchten, wurde mit allen Mitteln aus dem Ghetto herausgepresst. Die Schraube wurde erbarmungslos jeden Tag fester angezogen. Kein Deutscher, niemand, der nicht mit den Verhältnissen im Ghetto vertraut war, hätte je ein so sicheres Gespür...»

«Du kamst also langsam zu der Überzeugung, dass es ein Einheimischer sein musste?»

«Ja, ein Pole war am Werk, der auf geradezu unheimliche Weise in der jüdischen Gemeinschaft Bescheid wusste. Kannst du dir das vorstellen? Der alles vom hiesigen Hauptquartier der Gestapo aus steuerte!»

Ich entsann mich der antisemitischen Ressentiments, denen ich damals im Jahr 1939 bei meiner Arbeit begegnet war, und mir schauderte.

«Es war zu der Zeit schon fast aus mit dem Ghetto, und wir hatten immer noch nicht herausgefunden, um wen es sich handelte, obwohl wir der Sache schon näher gekommen waren.»

«Das war also noch vor dem Aufstand? Von welcher Zeit sprichst du?»

«Vom Sommer 1943. Nachdem dann das Ghetto zerstört worden war, richtete sich der deutsche Terror zunehmend gegen ganz Warschau. Deshalb traten die Greuel im Ghetto zunächst auch in den Hintergrund. Aber dann erregte etwas Neues unsere Aufmerksamkeit. Die Deutschen verkündeten einen grossartigen Plan zur Wiederansiedlung der vielen Juden, die dem Ghetto entgangen waren und die das Leben Gejagter lebten, unter grossen Gefahren von Freunden versteckt oder von Leuten, die gegen erpresserische Summen Verstecke zur Verfügung stellten. Das Ziel war natürlich, diese Überlebenden auszuräuchern. Diejenigen zu erwischen, die dem Netz beim ersten Mal entkommen waren und von denen mit Sicherheit angenommen werden konnte, dass sie noch verborgene, der deutschen Kriegsmaschinerie dienliche Vermögenswerte besassen.

Auf Plakaten, die jetzt überall in Warschau auftauchten, machte die Gestapo ein ‚grosszügiges‘ Angebot: Das ‚Hotel Polski‘ in der Innenstadt sollte zur freien Zone erklärt werden. Allen Juden, die sich versteckt hielten, würde

ein sicherer Zugang zum Hotel garantiert werden, so dass sie sich dort einschreiben konnten. Gegen eine entsprechende Summe würden sie einen falschen Namen und einen Pass erhalten und, das war das allerwichtigste, eine aus der Vorkriegszeit stammende Einreisegenehmigung für Bolivien, die dem verschwundenen ursprünglichen Passinhaber erteilt worden war. Die ganze Transaktion sollte weniger als einen Monat dauern, in dieser Zeit sollten alle unter dem Schutz der Gestapo stehen und gegen ein Entgelt, das den besonderen Bedingungen angemessen war, im Hotel wohnen können. An dem Tag, an dem die Aktion beendet sei, würde im Warschauer Hauptbahnhof ein Rot-Kreuz-Zug für sie bereitstehen, um sie durch die Kampfgebiete hindurch zu einem nicht näher bezeichneten Einschiffungshafen in Frankreich zu bringen.»

Stanislaw schwieg eine Weile und fuhr dann fort: «Und ob du es glaubst oder nicht, die Sache funktionierte. Sie kamen hervor, krochen in jeder nur denkbaren Verfassung aus ihren Verstecken. Hoffnung mischte sich mit Ungläubigkeit, Bedenken mit Angst, Verzweiflung mit Fatalismus. Sie waren noch unsicher, obwohl sie doch tief in ihrem Innersten die Antwort schon gekannt haben mussten. Unfähig, eine allerletzte Hoffnung fahren zu lassen. Ich habe in ihre Gesichter gesehen.

Inzwischen war ich überzeugt, dass wieder derselbe Kopf dahintersteckte. Aber diesmal würden wir ihn kriegen. Er musste irgendwo im Umkreis dieser Hotellobby zu finden sein. Schliesslich waren wir sicher, ihn zu haben. Sein Name war Skozowski... und... und er war ein Halbjude, der aus Lodz stammte...»

Stanislaw schilderte mir nun den Tag der Abreise. Der festliche Zug, begleitet von Frauen in Rot-Kreuz-Tracht. Die Abfahrt – und dann, eine Woche später, in der Schweiz aufgegebene Ansichtskarten, die von dem glücklichen Verlauf der Reise kündeten, welche, wie der Untergrund schon bald wusste, so weit gegangen war, wie die Gleise reichten, die auf dem Bahnhof von Auschwitz endeten.

«Und was war mit Skozowski?» fragte ich.

«Wir blieben ihm in einer Art Katz-und-Maus-Spiel beständig auf den Fersen. Wir konnten es uns ja nicht leisten, ihn nach Art unserer Gegner einfach niederzuschliessen...» Dann erzählte Stanislaw, wie der polnische Untergrund inzwischen seine eigene Justiz aufgebaut hatte. Der Fall wurde vor das Untergrund-Gericht gebracht. Es verurteilte einen gewissen Lolo Skozowski von der Gestapo, Halbjude aus der Industriestadt Lodz, zum sofortigen Tod durch ein Hinrichtungskommando des Untergrunds.»

«Und haben sie ihn gekriegt?»

«Ja... aber unglückseligerweise fiel mir als Offizier der Gegenspionage die Aufgabe zu, dieses Kommando anzuführen. Skozowski hatte seine Gestapo-Leibwächter. Er wusste inzwischen wohl auch, dass wir hinter ihm her waren. Es passierte schliesslich eines Nachts, als er aus einem von den Deutschen frequentierten Lokal kam. Wir lagen auf der Lauer und erwischten ihn, bevor er die Möglichkeit hatte...»

Stanislaw verstummte und dachte nach. Dann sagte er: «Und das ist alles. Das musst du behalten und anderen weitersagen, Hermann, sollte ich nicht in der Lage sein...» Er zögerte. Ich spürte, dass es noch nicht alles war. Aber er drehte sich zur Wand. «Vielleicht ein andermal. Nicht jetzt.»

Einige Nächte später sagte er leise: «Bist du wach, Hermann?... Dann möchte ich dir sagen... nein, es war noch nicht alles. Erinnerst du dich an den Transportbetrieb, den meine Frau Janina aufzog, nachdem ich 1943 die Heimkehr aus Wilna gewagt hatte? Wie alle anderen auch, versuchten wir uns irgendwie durchzuschlagen. Aber wie alles damals, hatte auch dies zwei Seiten. Wegen der Zerstörung und der Umherzieherei waren Transportmittel sehr gefragt. So aber auch Möglichkeiten der heimlichen Verteilung von Flugblättern. Und eigentlich war das der Hauptzweck des Unternehmens.» Er beschrieb, wie die Materialien in dem speziell dafür hergerichteten Unterboden des Fahrzeugs versteckt wurden. Und es konnte nicht ausbleiben, dass sein Haus häufig als Zwischenlager erhalten musste. Ein ganzes Netzwerk von Leuten war an den Aktionen beteiligt, aber aus Gründen der Sicherheit operierte jeder für sich als eine eigene «Zelle». Ihm war nicht einmal erlaubt worden, Janina davon in Kenntnis zu setzen, dass von ihrem Hause aus nicht nur ihr Transportdienst betrieben wurde. Sollte jemand erwischt werden, so war wichtig, dass die Gestapo-Folter nicht zu einer weiteren Person hinführte.

Nachdem Skozowski erschossen worden war, startete die Gestapo sofort eine intensive Suche nach Stanislaw. Er hatte von der AK den Befehl bekommen, unterzutauchen und jede Nacht von einem sicheren Haus in ein anderes zu wechseln. Was aber war mit Janina? Weder er noch sonst jemand durfte sich ihrem Haus nähern, und da sie weder etwas von der Suche nach ihrem Mann noch von der Verwundbarkeit ihres Transportunternehmens wusste, sah sie keinen Grund, selbst unterzutauchen. Die Gestapo liess das Haus Tag und Nacht überwachen, da sie sicher war, dass Stanislaw schwach werden und seine Frau zu retten versuchen würde, aber alle seine Bemühungen, indirekten Kontakt mit ihr aufzunehmen, scheiterten. Und nach einer Woche passierte es dann – die Gestapo wurde des Spiels müde. Sie zerrten Janina aus dem Haus und erschossen sie auf der Strasse.

«Ich bin für ihren Tod verantwortlich, Hermann. Wenn sie nur gewusst hätte...» Seine Stimme verlor sich. Wir lagen schweigend da. Irgendwann vor Morgengrauen schliessen wir ein. Stanislaw kam nie wieder auf dieses Thema zu sprechen.

Als das Ende meines zweiten Jahres nahte, fühlte ich mich gedrängt, in der Frage meiner Freiheit eine äusserste Anstrengung zu unternehmen. Ich wusste, dass das Leben zwar vor zwei Jahren für mich gewissermassen aufgehört hatte, dass es jedoch sonst überall unbarmherzig weiterging. Die Zeit selbst und diejenigen, die mich gefangenhielten, arbeiteten darauf hin, dass ich in Vergessenheit geraten würde. Ich legte mir jetzt also eine Strategie der ständig höher geschraubten Forderungen zurecht, mit dem Hungerstreik als Ultima ratio.

Mein erster Schritt war ein schriftliches Gesuch an Präsident Bierut. Ich bat um meine Entlassung als Akt der Gerechtigkeit. Ich verband das mit der Forderung nach einer finanziellen Entschädigung, deren Höhe sich nach den meiner Karriere und meiner Gesundheit zugefügten Schäden bemass. Ich wies darauf hin, dass ich die Angelegenheit damit als erledigt ansehen und zu verhindern suchen würde, dass die Tatsache meiner Entlassung aufgebauscht und gegen Polen verwendet werden würde. Auf diesen letzten Punkt setzte ich die grösste Hoffnung. Ich überreichte das Schriftstück den Aufsehern. Wir waren überzeugt, dass sich der MBP trotz der uns umgebenden, strengen Geheimhaltung dazu genötigt sehen würde, das Gesuch an Bierut weiterzuleiten. Was immer geschah, das Papier würde seine Mitverantwortung belegen.

Es war klar, dass der Kreis der Personen, die das Geheimnis meines Aufenthaltsortes kannten, immer grösser wurde. Nachrichten dieser Art haben es trotz aller Sicherheitsvorkehrungen so an sich, irgendwie doch nach draussen zu sickern. Etwa dreissig Aufseher hatten in den zurückliegenden zwei Jahren einen Blick auf den geheimnisvollen Amerikaner in ihrer Mitte werfen können. Darüber wurde unvermeidlich solange geflüstert, bis dreissig weitere Leute von meiner Existenz wussten. Und mehr als zehn Offiziere hatten mit mir zu tun gehabt. Wahrscheinlich wussten es inzwischen an die hundert Angehörige des Sicherheitsapparats. Bestand also nicht begründete Aussicht, dass die Nachricht durch eine Indiskretion, eine Desertion oder gar einen antikommunistischen Maulwurf innerhalb des Sicherheitsapparats schliesslich auch bis zu den amerikanischen Stellen durchsickerte? Selbst wenn das nicht geschah, mussten

sich die Polen doch dieses Risikos bewusst sein, und das an sich konnte sie schon vor einer schiesswütigen Lösung zurückschrecken lassen.

Als nach einer Woche keinerlei Antwort vorlag, schnallte ich meinen nicht vorhandenen Gürtel noch enger. Meine Unterernährung wurde immer augenfälliger. Man rief mich nach oben. Diesmal war ausser dem Arzt und «Zigarette» auch der Hausoffizier anwesend, der höchst besorgt dreinblickte. Es folgte die übliche Eröffnung durch Fragen nach meinem Gesundheitszustand. Ich antwortete mit der Aufzählung neuer körperlicher Beschwerden. Zweifellos reichte ein Blick auf mich aus, meine Ausführungen zu bestätigen. Dann mischte sich «Zigarette» auf Polnisch ein, und der Arzt übersetzte: Mein Gesuch sei an den Präsidenten weitergeleitet worden, und ich würde zu gegebener Zeit eine Antwort erhalten. Ich fühlte mich ungeheuer ermutigt. Er fragte, was für Beschwerden ich sonst noch hätte. Ich sagte, ich warte nun schon mehr als sechs Monate auf Nachrichten von Kate und den Jungen, die er mir versprochen habe. Nun, auf diese Frage könne er mir eine Antwort geben: Meine Frau und die Kinder seien wohlauf. Ich fragte: «Aber wo sind sie?» Er erwiderte so dunkel, wie er sich gerne äusserte: «Wo sie sein sollten.»

Ich war fast ausser mir. «Aber wo sind sie? Was meinen Sie damit? Als ich 1949 entführt wurde, hielten sie sich zu Besuch in England auf. Was ist ihnen seitdem widerfahren? Sind sie noch in England, oder sind sie nach Amerika zurückgekehrt?»

Wieder eine Antwort, die alles oder nichts bedeuten konnte: «Sie sind zu Hause und wohl versorgt.»

Ich nahm an, dass damit Cleveland gemeint war – aber war es das wirklich? Ich war fast schon verrückt vor Verlangen, genau Bescheid zu wissen. Aber «Zigarette» gab nicht nach.

Ich platzte heraus: «Aber wie sollen sie sich denn die ganze Zeit allein über Wasser halten?»

Die Antwort war gänzlich unwahrscheinlich: «Ihr früherer Chef hilft ihnen.»

Die Universität? Unmöglich. Sie musste durch all dies schon genug Verluste erlitten haben und würde sich nicht noch zusätzliche, unerwünschte Verpflichtungen Kate gegenüber aufhalsen. Das war ganz unmöglich.

Zu meiner Überraschung fügte «Zigarette» noch hinzu, er wolle, wenn mir das helfe, einen Zeichentisch und Zeichengerät in eine der unbelegten Zellen schaffen lassen, damit ich Bauentwürfe anfertigen könne. Dieser Vorschlag brachte mich erst einmal vollkommen aus dem Konzept. Das war während der

ganzen zwei Jahre mein Traum gewesen. Zweifellos würde es mein Dasein im Keller erträglicher machen. Andererseits war zu diesem Zeitpunkt eine blosser Verbesserung der Lage nicht das, was ich anstrebte. Ich hatte den Kampf um meine Freiheit begonnen. Das Angebot bedeutete nichts als die Stabilisierung des Status quo. Ich antwortete ausweichend, es sei einigermaßen sinnlos, in einem Vakuum Scheingebäude zu entwerfen. Deshalb wolle ich mich einer Arbeit zuwenden, die etwas mit Warschau zu tun habe. Ich sei mit den Wiederaufbauproblemen der Stadt bestens vertraut und sicher, selbst hier in meiner Abgeschiedenheit etwas Besseres als das produzieren zu können, was dort gemacht würde.

«Zigarette» zeigte sich zugänglich – ja, gut, ich könne ein Bürogebäude entwerfen.

In den folgenden Tagen sah ich mich in arge Konflikte gestürzt. Ich konnte mich mit Verbesserungen einverstanden erklären, die das Leben hier unten erträglicher machen würden. Wenn ich jedoch den Kampf um das höhere Ziel, das ich wahrscheinlich nie erreichen würde, fortsetzte, würde ich mir diese Verbesserungen verscherzen und vielleicht alles verspielen, was ich bislang schon für uns beide erreicht hatte. Das Angebot war ein weiteres Nachstossen in diesem Nervenkrieg, wie die Erdbeeren und die Pralinen. Wenn ich es zurückwies, würde ich erneut die Peitsche zu spüren bekommen. Schliesslich fand ich einen Kompromiss: Ich stellte eine Liste von Ersatzwünschen auf. Statt der willkürlich zusammengesuchten deutschen Bücher erbat ich solche in polnischer Sprache zu ganz bestimmten Themenbereichen wie zum Beispiel Biologie, Geschichte und Biographie, die mir Stanislaw übersetzen sollte. Ferner ein paar französische Bücher, eine französische Grammatik und ein Wörterbuch, um in dieser Sprache etwas laut lesen zu können. Stanislaws Augen waren wieder besser geworden, vor allem dank der Überwindung eines akuten Vitaminmangels, und mit Hilfe meiner Brille (die mir seit kurzem für den Gebrauch am Tage zur Verfügung stand) konnte er sogar die Zeitung lesen. Ich bat auch noch um einen Tisch, ferner um Bilder von Kate und den Jungen aus meinem Koffer und schliesslich um einen täglichen Spaziergang draussen.

Ich ass jetzt mehr von den Pralinen und Keksen, ja, selbst von den gelegentlichen Häppchen kalten, gebratenen Hechts oder von den Brötchen mit Butter und Schinken, um anzuzeigen, dass ich die Massnahmen zur Verringerung meiner nervlichen Belastung sehr wohl zu schätzen wusste. Ich folgte damit auch noch einer anderen wichtigen Überlegung: Ich war sowieso viel zu schwach, um in nächster Zeit einen richtigen Hungerstreik anfangen zu kön-

nen, und musste Zeit gewinnen. Ich gab mir also sechs Wochen für meine Erholung, die jedoch insofern begrenzt war, als ich dabei keineswegs zu so etwas wie einer normalen Nahrungsaufnahme zurückkehren wollte.

Der September brach an, und noch immer kam keine Antwort. Ich bat erneut um Papier. Diesmal schrieb ich dem Minister für Sicherheit, Radzkiewicz, und teilte ihm mit, mein an Präsident Bierut gerichtetes Gesuch habe zu nichts geführt, weshalb ich mich genötigt sähe, nun ihn vor die Alternative zu stellen: Entweder solle er mir innerhalb eines Monats eine verbindliche Zusage geben, dass das Verfahren zu meiner Befreiung so zügig wie möglich in die Wege geleitet würde, oder ich hätte, falls dies nicht geschehe, keine andere Wahl, als auf meinen Rechten als amerikanischer Staatsbürger in Polen zu bestehen und zu verlangen, dass er den beigefügten Brief an den amerikanischen Botschafter in Warschau weiterleite – einen Brief, in dem ich den Botschafter von meiner misslichen Lage unterrichtet und ihn gebeten hätte, mit mir in Verbindung zu treten und Kate meinen Aufenthaltsort mitzuteilen. Ich schloss mit dem Hinweis, dass, wenn nicht innerhalb eines Monats eins von beidem geschehen sei, Polen die volle Verantwortung für die Konsequenzen trage.

Während die Wochen dahingingen, konzentrierte ich mich geistig und körperlich auf die Vorbereitung des Hungerstreiks. Langsam und zum Teil vor den Aufsehern verborgen, baute ich meine Körperkräfte wieder auf. Ich wusste, dass mein Unterfangen ans Irrationale grenzte, aber die Passivität war unerträglich geworden. Ich hielt es für wesentlich, dass ich kräftiger war, als meine Bewacher annahmen, und sei es auch nur, um vierundzwanzig Stunden länger auszuhalten. Das würde mich in die Lage versetzen, sie bis zum Äussersten zu testen und, sollte ich mich verrechnet haben, doch noch so eben mit dem Leben davonzukommen.

Ich versuchte mich an alle zu meinem Erbe als Quäker gehörenden Fälle von passivem Widerstand und an die Bilder von Gandhis Hungerstreik zu erinnern. Damit als Richtschnur, bemühte ich mich, Regeln zu formulieren, gegen die nicht verstossen werden durfte, um für die Welt um mich herum unempfindlich zu werden und mir als Waffe einen undurchdringlichen seelischen Kokon zu schaffen. In den Wochen unmittelbar vor der Stunde Null zog ich mich immer mehr in mich selbst und in eine Welt der Reflexion zurück, die unangreifbar war. Ich schränkte alle Bewegungen aufs Äusserste ein, liess einen recht gross wirkenden Teil der Mahlzeiten zurückgehen und legte mir einen Vorrat von sehr kalorienreichen Küchlein an, die ich aus meinen Essensportionen gewann und zwischen Matratze und Bettgestell versteckt hielt. Diese klei-

nen Kuchen wollte ich in den ersten drei Tagen meines Hungerstreiks heimlich zu mir nehmen, um auf diese Weise einen «Vorsprung» zu bekommen. Als sich die zweite Oktoberwoche ihrem Ende näherte, glaubte ich, bis ins kleinste Detail vorbereitet zu sein. Die gesetzte Frist war abgelaufen, nichts war geschehen. Ich legte deshalb die Stunde Null fest – in genau einer Woche zum Zeitpunkt des Aufstehens sollte der Streik beginnen.

Der entscheidende Augenblick kam. In den Stunden vor Tagesanbruch begann ich, von meinen Kalorienkugeln zu essen. Alles, was ich an Nahrung im Leibe hatte, würde von Vorteil für mich sein. Den unter meiner Matratze versteckten Kuchen konnte immer etwas zustossen. Zur üblichen Zeit wurde uns beiden das Frühstück hereingeschoben. Meines blieb unangetastet an der Tür stehen.

Langsam verging der Tag. Es blieb uns nicht verborgen, dass wir fast ununterbrochen beobachtet wurden. Der nächste Tag war ein Sonnabend. Ich ignorierte sowohl die Aufforderung des Aufsehers, duschen zu gehen, als auch sein Angebot eines frischen Hemdes und frischer Unterhosen. Stanislaw ging ohne mich zum Waschraum. Während er fort war, erschien der Hausoffizier. Ich zuckte bloss die Achseln. Später, nach Stanislaws Rückkehr, kam er noch einmal in die Zelle, diesmal in Begleitung zweier Aufseher. Wieder wurde ich drohend aufgefordert, mich zu erheben. Meine Strategie war einfach – auf dem Bett ausgestreckt liegenbleiben, was auch komme, und nicht in Aufregung geraten.

Der Hausoffizier gab Anweisungen. Wenn ich nicht freiwillig mitkommen wolle, sagte er, würde man mich aus der Zelle tragen. «Lord» und der andere Aufseher packten mich an Füßen und Armen, trugen mich nach nebenan in die Zelle Nr. 4 und legten mich auf einem schon hergerichteten Feldbett wieder ab. Stanislaw folgte mit seinem Bett. Absicht dieser Verlegung war zweifellos, unsere Zelle und vor allem mein Feldbett gründlich zu untersuchen. Meine eisernen Rationen waren also inzwischen wohl gefunden worden – ein schlechter Anfang!

Es wurde Sonntag. Montag. Tag für Tag wurden die Mahlzeiten in die Zelle geschoben, und ich rührte meine nicht an. Ich bekam aber auch eine Tasse ungesüssten Tee, den ich dreimal täglich pflichtschuldigst trank. Zwischen den Mahlzeiten lag ich untätig auf dem Bett, hielt meistens die Augen geschlossen und durchlebte im Geist wichtige Augenblicke meines Lebens. Stanislaw las mir aus der Ferne ausserhalb meines Kokons am Morgen und am Nachmittag ein bisschen vor. Am Mittwoch gaben sie es dann, was die Mahlzeiten anbetraf, auf und lieferten mir nur noch den Tee. Am sechsten Tag war ich bereits sehr schwach.

Am Nachmittag des nämlichen Tages war oben einiges los, was wohl etwas mit mir zu tun hatte. Und richtig, schon wenig später öffnete sich unsere Zellentür, und der Hausoffizier erschien mit drei Aufsehern. Er befahl mir aufzustehen, mich anzuziehen und mit nach oben zu kommen. Ich fragte, wozu. Er sagte, der Arzt sei oben. Ich erwiderte, ich brauche keinen Arzt und würde nirgends hingehen, solange meine Forderungen nicht erfüllt waren. Er entschied, dass ich nach oben zu tragen sei. Ich wollte meine Passivität bis zum äussersten steigern, wie ich es geübt hatte. Ich schloss die Augen, lag vollkommen entspannt da und verschloss mich der Aussenwelt. Das hiess, dass die Aufseher mit einem schlaffen Bündel zu kämpfen hatten und dabei nicht sehr weit kamen. Einen Augenblick lang herrschte grosse Verwirrung. Dann hatte einer von ihnen die Idee, mich in eine Decke zu rollen und wie in einer Hängematte zu tragen. Das geschah, und ich wurde nun auf diese riskante Art wie ein Kartoffelsack Stufe für Stufe nach oben geschleppt. Um mir den Rückzug auf mich selbst zu erleichtern, beschloss ich, die Augen fest geschlossen zu halten, bis ich wieder in meiner Zelle war, und mich durch nichts dazu provozieren zu lassen, sie zu öffnen. Ich erinnerte mich an die Krise, die ein Mitgefangener im Frühjahr ausgelöst hatte, als er offensichtlich ebenfalls in einen Hungerstreik getreten war. Auch ihn hatte man nach oben geschleppt, und jedesmal war über mir ein fürchterlicher Tumult ausgebrochen. Eines Tages war er still aus dem Gebäude getragen worden. Ich hatte das Gefühl gehabt, dass er nicht mehr lebte. War er zum Teil deshalb unterlegen, weil er seine schwindenden Kräfte im Kampf verzettelt hatte? Das musste ich auf alle Fälle vermeiden.

Ich wurde in einen Raum getragen und auf etwas niedergelegt – ein Feldbett. Ich konnte hören, wie sich auf dem Teppich Schritte hin und her bewegten. Geflüster. Es musste eine ganze Reihe von Leuten anwesend sein. Plötzlich fragte eine Stimme von irgendwoher in gutem Deutsch: «Warum essen Sie nicht?» Es war der Arzt.

«Ich werde erst wieder essen, wenn man mir die Gelegenheit gegeben hat, mit dem amerikanischen Botschafter zu sprechen, wie ich es von den zuständigen Instanzen gefordert habe.»

Nach einer Pause antwortete er: «Ihr Verhalten wird Ihnen nichts nützen. Es ist meine Aufgabe, dafür Sorge zu tragen, dass Sie essen. Wenn Sie das nicht freiwillig tun, dann werden wir eben zur Zwangsernährung übergehen. Also?»

Ich erwiderte, ich hätte ihm meine Antwort bereits gegeben und nichts hinzuzufügen.

Wieder Geflüster. Ein Stuhl wurde neben mein Bett gestellt. Hände ergriffen mich und hieften mich auf den Stuhl. «Machen Sie den Mund auf!» Ich ignorierte diesen Befehl. Der Griff der Hände, die meine Arme hielten, wurde fester, während jemand versuchte, einen metallenen Offner zwischen meine Zähne zu schieben. Ich riss mich los. Es entstand ein kurzes Gerangel, dann wurden meine Arme gepackt und auf dem Rücken festgehalten. Ich war so zornig, dass ich mich trotz meiner Schwäche erneut losriss. Es war ein seltsames Gefühl, sich so blind zur Wehr zu setzen, nicht sehen zu können, wer die Angreifer waren. Es half aber auch, denn es gab mir Kraft und machte es unmöglich, mich einzuschüchtern.

Eine Weile hielt man mich nicht mehr ganz so fest. Ich lag auf dem Boden. Jemand ging hinaus und kam zurück. Wieder packten mich starke Hände, die meine Arme in irgendwelche Ärmel zertrten. Ich steckte in einer Zwangsjacke, die Arme vor dem Bauch überkreuz festgebunden. Man setzte mich wieder auf den Stuhl. Ich versuchte, alle Muskeln zu entspannen und mich schlaff hängen zu lassen, wurde aber schmerzhaft in die alte Lage zurückgezerrt. Jetzt wurde mein Mund gewaltsam geöffnet, mein Kopf festgehalten und dann ein Gummischlauch durch die Kehle in den Magen hinuntergeschoben. Während ich heftig würgte, wurde mir eine Flüssigkeit verabfolgt, die ich aber sofort wieder von mir gab. Das wiederholte sich ein paarmal, bis ich fast das Bewusstsein verlor.

Dies war der Beginn einer neuen Routine, die als solche die Möglichkeit einer Anpassung in sich barg. Sie bestand darin, dass ich etwa dreiundzwanzig Stunden unbeweglich auf dem Rücken lag, worauf dann – jeden Nachmittag – der Aufstand im oberen Stockwerk folgte. Zuerst die Stimme des unsichtbaren Arztes: «Wollen Sie freiwillig essen?» Und die Antwort: «Sobald der amerikanische Botschafter benachrichtigt worden ist.»

Ohne dass ein weiteres Wort gesprochen wurde, folgte dann ein Schritt dem anderen, wobei ich mich so gut es ging widersetzte: Da ich in der Zwangsjacke steckte, mussten meine Zähne die Hände ersetzen, und sie hinterliessen zweifellos an etlichen Armen und Händen schmerzhaft Wunden. Ich lernte, den Brechreiz zu verstärken, und begegnete der immer grösseren Leichtigkeit, mit der sie den Schlauch einführten, mit intensiviertem Erbrechen. Tag für Tag wurde der grösste Teil des durch einen Trichter in mich eingefüllten Becherinhalts wahllos über Anzüge und Einrichtungsgegenstände, ja sogar in grossem Umkreis über die Wände verteilt. Wenn es auch dem Arzt, in der Hauptsache dadurch, dass er mit verschiedenen Schlauchstärken experimentierte, immer wieder gelang, ein bisschen von der Flüssigkeit in mich hineinzubekommen,

so wurde doch hinreichend deutlich, dass es nicht genug war, um mich am Leben zu erhalten.

Am Donnerstagabend stürzten mich Erschöpfung und eine Depression, Folge meiner Schwäche, in fiebrige Verzweiflung. Ein Weitermachen schien über meine Kräfte zu gehen, aber ein Aufhören würde mich erneut der absoluten Hoffnungslosigkeit aussetzen. Es war ein kritischer Moment. Der Kampf war an diesem Nachmittag besonders hart gewesen. Ich hatte mehrfach Schläge in die Magengegend erhalten, was zu noch stärkerem Erbrechen und Würgen geführt hatte. Nachdem man den Schlauch herausgezogen und der Arzt den Raum verlassen hatte, stellte ich durch halb geöffnete Augen fest, dass nur noch der junge Offizier und der Aufseher «Lord» anwesend waren. Der Offizier wischte den Boden um mich herum auf, indem er ein Bündel Lumpen mit dem Fuss vor sich her schob. Schliesslich hob er das Bündel auf, wischte mir Hals und Hemd damit ab und warf mir dann das ganze verschmutzte Zeug ins Gesicht. Ich lag bewegungslos da und bekam fast keine Luft mehr, war aber fest entschlossen, das Bündel nicht abzuschütteln. Der Arzt und die anderen sollten es auch sehen. Als sich aber die Schritte des Arztes draussen auf dem Korridor näherten, wurden die Lumpen von unsichtbaren Händen schnell entfernt.

Nachdem ich am Freitagabend «behandelt» und wieder nach unten gebracht worden war, wurde Stanislaw nach oben gerufen. Danach reimte ich mir zusammen, dass er wohl von «Zigarette» ermahnt worden war, mich nicht zu unterstützen. An meine Entlassung sei angesichts der augenblicklichen internationalen Spannungen überhaupt nicht zu denken, und man hatte ihm eindringlich nahegelegt, mich von meinem selbstmörderischen Kurs abzubringen, wenn ihm daran gelegen war, mich auch weiterhin am Leben zu sehen. Dies tat Stanislaw immer wieder und mit grosser Beredsamkeit, war uns doch beiden klar, dass er als Sprachrohr für «die oben» fungieren sollte.

Der arme loyale Stanislaw – wie sehr musste er sich gewünscht haben, mich wirklich überzeugen zu können. Zwar war die Gegenwart von «Iwan» ein grosser Vorteil für unsere Bewacher, denn wir vertaten uns oft genug und vergassen ihn, aber andererseits versetzte uns die Tatsache, dass wir von seinem Vorhandensein wussten, auch in die Lage, hin und wieder den Spiess umzudrehen. So sagte ich auch jetzt Dinge, die speziell für die Ohren der da oben bestimmt waren. Ich klagte über eine viel grössere körperliche Schwäche, als ich sie tatsächlich verspürte, sprach zugleich aber mit einer Festigkeit, die auf eine weit bessere Moral schliessen liess, als ich sie in Wirklichkeit besass.

Samstagmorgen – und wieder Badetag. Diesmal sollte ich mit Gewalt gewaschen werden. Meine verschmutzte Kleidung und mein verdreckter Körper waren Grund genug, aber mein körperlicher Zustand, die Verweigerung durch bewusste Schläftheit und meine fest geschlossenen Augen machten daraus eine heikle Operation. Der Hausoffizier überwachte alles, damit ich nirgends anstieß oder gar fallengelassen wurde. Man behandelte mich wie eine Porzellanpuppe.

Ich wurde wie ein elendes Häufchen auf die Bretter unter der Dusche gelegt, wobei ich alle Leute um mich her beschimpfte, ohne zu wissen, wer es war. Das führte zu einem Ausbruch von Heiterkeit. Irgendein armer Teufel wurde vollkommen nass beim Versuch, mich abzuschrubben, aber ich nahm ihm das vor allem übel, weil der Lattenrost, auf dem ich lag, so schmerzhaft gegen meine fleischlosen Knochen drückte. Deshalb erneuerte ich jedesmal, wenn der Kerl einen Arm oder ein Bein einseifte, meine Beschimpfungen: «Gangster... faschistischer Gangster!»

Immer folgte lautes Gelächter. Was war daran so komisch? Ich war wütender denn je. Und dann öffnete ich einmal die Augen ein wenig, weil Seife hineingeraten war. Über mir stand der nackte Stanislaw. Die Flüche erstarben auf meinen Lippen. Ich war zu schwach, um lachen zu können – und er war viel zu erschrocken über den Grad meiner Auszehrung, um sich etwas daraus zu machen.

Als ich später auf meinem Bett lag und die Augen öffnete, befanden wir uns wieder in der hellen und geräumigen Zelle Nr. 5, und neben mir stand ein kleiner viereckiger Tisch, nein, *der* Tisch, nämlich jener, der vor zwei Jahren aus meiner Zelle im Keller des Gebäudes nebenan verschwunden war. Ich hatte das Gefühl, einen alten Freund wiederzusehen. Ich strich mit der Hand darüber, um festzustellen, ob er auch tatsächlich dort stand. Das tat er, und auf ihm lag die neueste Nummer der Wochenzeitung *Stolica*, in der über den Wiederaufbau Warschaws berichtet wurde. Ich hatte seit meiner Entführung kein Exemplar mehr zu Gesicht bekommen: Bilder von Gebäuden, Bäumen und Menschen, die allesamt der Gegenwart angehörten. Ich war überwältigt.

Das Frühstück kam, für Stanislaw zu seinem Becher Malzkaffee Matjesheringe in saurer Sahne. Neben meinem Becher lagen frische Weintrauben. Ich hätte am liebsten gleichzeitig geweint und gelacht. «Engel» trat triumphierend ein und erkundigte sich, ob auch ich gern Hering mit saurer Sahne hätte. Ich nickte. Da sagte er: «Morgen Sie auch.» Es war, als hätte der tödliche Kampf der hinter uns liegenden Woche nie stattgefunden. Stanislaws Gesicht zeigte eine Mischung aus Besorgnis und Freude. Er gestand verlegen, dass Hering zu

seinen Lieblingsgerichten gehöre. Ich dagegen sah mich erneut vor schwere Konflikte gestellt. Ich hätte «Engel» angesichts dieses überraschenden Festes umarmen können – ach, allein schon wegen des Tisches. Irgendwie würde jetzt alles gut werden. Wir würde mit Hilfe dieses Tisches die Zelle richtig wohnlich machen. Aber gleichzeitig hörte ich die innere Stimme immer drängender sagen: Das Zuckerbrot, das Zuckerbrot! Ich schüttelte den Kopf und sagte zu «Engel»: «*Nie... tylko herbata... Dziękuję Bardzo.*» Dann legte ich mich auf mein Bett und schloss die Augen. Wie leicht war es doch, schwach zu werden, wie überwältigend war nach zwei Wochen, wie den zuletzt verlebten, der Anblick von Essen. Ich kämpfte lange mit mir und siegte. Ich hatte den Willen dazu. Was immer geschah, ich würde bis zum bitteren Ende weitermachen.

Der Sonntag brach an. Der Tisch war immer noch da. Wie an den vorangegangenen Tagen gab es nur ein Ziel – die nachmittägliche Zwangsernährungsaktion zu überstehen. Da ich das Zuckerbrot zurückgewiesen hatte, konnte die wahre Krise nicht mehr lange auf sich warten lassen. Sie kam am Montagmorgen. Ich wurde in der Decke nach oben geschleppt und in einem der Zimmer auf ein Feldbett gelegt. Es war ein anderer Raum als sonst. Jemand murmelte etwas. Die Stimme einer Frau fragte, warum ich die Augen geschlossen hielt. Die Dolmetscherin, und eine zweite Person, wahrscheinlich «Zigarette». Ich antwortete, ich wolle diejenigen, die mich misshandelten, nicht sehen. Dann folgte die alte Leier – die Frage, warum ich nicht essen wolle, und meine Antwort. Diesmal war das Ergebnis ein Ultimatum. Ich solle meinen Hungerstreik sofort abbrechen, andernfalls drohe mir permanente Einzelhaft ohne alle Lektüre oder sonstige Privilegien – und ohne jede Aussicht auf eine Wiederaufnahme der Frage meiner Zukunft. Ich erwiderte, ich könne ohne eine Angabe bezüglich der äussersten Dauer meiner Gefangenschaft nicht an eine Einstellung meines Hungerstreiks denken. Dann sei es schon besser, Hungers zu sterben.

«Zigarette» beantwortete dies mit der nackten Weigerung, sich auf irgendeine zeitliche Begrenzung festzulegen. «Vielleicht zwei Jahre, vielleicht fünf, vielleicht länger. Wir sind nicht gewillt, anzugeben...» Er verstummte, fügte dann aber noch in verändertem, spöttischem Tonfall hinzu: «Das liegt ganz bei Mr. Truman. Sie werden irgendwann nach Amerika zurückkehren, in ein verändertes, revolutionäres Amerika, das für einen Truman keine Verwendung mehr hat.»

«Was hat denn das mit mir zu tun?» fragte ich zurück.

«Eine Menge.»

«Ich werde so lange weitermachen, bis man mich ordentlich behandelt.»

«Sie haben bis heute Abend Zeit, sich die Sache durch den Kopf gehen zu lassen.»

Wieder wurde ich in der Decke – den Kopf voraus – nach unten getragen. Ich wurde auf einem Feldbett abgelegt und öffnete die Augen. Alle vertrauten Dinge waren entfernt – bis auf das Bett, das einsam mitten im Raum stand, dem Spion genau gegenüber. Stanislaw, der Tisch, sein Bett, die Bücher – alles war fort. Und das Fenster war fest geschlossen. Das Gefühl der Einsamkeit und Isolation, das ich in dem einen in Gesellschaft verbrachten Jahr fast vergessen hatte, überkam mich mit der Wucht eines Todesurteils. Jetzt hatte ich nichts mehr, was mir bei meinem Kampf half, ausser dem bisschen Kraft, das in mir überlebt hatte.

Am Abend des Dienstags war ich in einer deutlich schwächeren Verfassung. Am Mittwoch fühlte ich mich fast unwirklich, matt und gleichgültig. Ich versuchte nicht einmal mehr, mich zu wehren, als mir der Schlauch durch den Mund eingeführt wurde. Einmal öffnete ich, als ich mich erbrechen musste, für einen kurzen Moment die Augen. «Zigarette» stand am Fussende des Bettes und starrte mich gebannt an. Als er merkte, dass ich ihn gesehen hatte, grinste er höhnisch und sagte: «Sie fühlen sich ordentlich wohl, was? Essen Sie gern so?»

Ich antwortete nicht. Es war ganz still im Raum. Ich machte erneut die Augen auf. «Zigarette» stand abwartend neben mir. «Also», sagte er, «das alles wird bald ein Ende haben. Dies ist Ihre letzte Chance. Sie haben nicht mehr viel Zeit...» Es entstand eine Pause. Ich wandte den Blick nicht von ihm. «Haben Sie noch irgendeine letzte Nachricht, die Sie uns für Ihre Frau und Ihre Kinder hinterlassen möchten?»

Ich sah ihm direkt ins Gesicht und antwortete: «Nein, das ist nicht erforderlich. Ich habe ja schon einen Bericht geschrieben. Er befindet sich in Ihren Unterlagen. Das genügt.»

Schon bald würde ich den Punkt erreicht haben, wo es kein Zurück mehr gab, es sei denn, sie würden die Sache vorher abbrechen. War ich aber wirklich bereit, freiwillig zu sterben?

Als ich hörte, wie Stanislaw nebenan sein Abendessen durch die Tür geschoben bekam, wartete ich ungeduldig auf meinen Becher mit ungesüßtem Tee. Dieses dreimal täglich verabfolgte bisschen Flüssigkeit war das einzige, was mich vor der Austrocknung bewahrte. Diesmal übergingen sie meine Zelle. Später kamen sie, holten meinen Eimer zur Leerung ab und brachten ihn, halb mit Wasser gefüllt, zurück. Im Verlauf des Abends dörrten mein Hals und

mein Mund vollkommen aus und wurden klebrig. Den grössten Teil der Nacht kämpfte ich mit dem Durst, bis er schliesslich unerträglich wurde. Gegen Morgen kroch ich, als ich draussen den Aufseher zum Waschraum gehen hörte, aus dem Bett und auf allen Vieren zum Eimer. Ich war zu schwach, um noch aufrecht gehen zu können. Mit einer Mischung aus Ekel und drängender Not tauchte ich die Hände in den Eimer und führte sie mit dem widerlichen Wasser zum Mund. Ich wollte so wenig wie möglich trinken, weil ich Angst hatte, mich zu infizieren. Ich spülte mir immer wieder den Mund aus und liess nur einen kleinen Teil des Wassers durch die Kehle rinnen. Als ich hörte, wie der Aufseher am anderen Ende des Korridors die Toilettenspülung betätigte, kroch ich in mein Bett zurück. Meine Bemühung hatte mich ein wenig gekräftigt, und für ein paar Stunden fiel ich in einen unruhigen, fiebrigen Schlaf. Zur Frühstückszeit übergang man mich erneut. Die Tür wurde den ganzen Tag nicht ein einziges Mal geöffnet.

Zweimal noch kroch ich zum Eimer – einmal am Vormittag und einmal am Nachmittag. Mir war jetzt, als lebte ich in einem sich ständig verändernden Zwielicht – teils Wirklichkeit, teils Traum, Alptraum, Ekstase. In klaren Momenten quälte mich eine ganz neue Ausdeutung der letzten Bemerkungen, die «Zigarette» am Vorabend hatte fallen lassen. Ich hatte sie als warnenden Hinweis darauf verstanden, dass sie nicht nachgeben würden und dass eine Fortsetzung meines Hungerstreiks nur mit meinem Tod enden konnte. Aber jetzt, wo sie mir plötzlich in wohlüberlegter Aktion alle Flüssigkeit vorenthielten, waren es ja doch sie, die bewusst meinen Untergang herbeiführten und meinen Tod wollten. Ich hatte mich also verrechnet. Die Tür hatte sich gestern Abend geschlossen, um sich nicht mehr aufzutun. Nachdem sie zunächst versucht hatten, meinen Tod zu verhindern, waren sie nun an dem Punkt angelangt, wo es ihnen gelegen kam, mich endgültig loszuwerden. Und da die Initiative bei mir lag, waren sie aller Verantwortung enthoben. In luziden Momenten kam ich immer wieder auf die Frage zurück: Sollte ich nicht auf jeden Fall wenigstens am Leben bleiben? Es war die einzige Karte, die ich noch in der Hand hatte – das Beharren auf dem Leben. Und was war mit Kate und den Jungen? Wenn ich starb, würden sie niemals herausfinden können, was geschehen war.

Aber ich fühlte mich zu unwirklich, zu matt. Es war zu spät. Der dünne Faden, an dem mein Leben hing, war durchschnitten worden.

Nach Einbruch der Dunkelheit kam es eine Treppe höher zu der gewohnten Unruhe, und wenig später erschienen drei Aufseher, die mich in die Decke rollten und hinauf in das Eckzimmer schleppten. Hatte ich mich am Ende doch ge-

irrt? Die Stimme des Arztes: «Ich werde Ihnen jetzt eine Injektion geben.» Ich öffnete die Augen. Der Arzt stand neben mir und hielt eine riesige Spritze in der Hand, von der Art, wie ich sie Tierärzte zur Impfung von Vieh hatte benutzen sehen. Ein anderes Bild drängte sich mir auf – das Bild jener Spritzen, die mir Stanislaw geschildert hatte und die von den Gestapo-Ärzten zur schnellen Vernichtung der Juden benutzt worden waren. Phenol – und nach wenigen Sekunden hörte das Herz auf zu schlagen.

Der Arzt rieb eine Stelle seitlich an meiner Hüfte ab und schob die Spitze der Nadel unter die Haut. Ich sah entsetzt zu, wie er die klare Flüssigkeit langsam aus der Spritze drückte. Kein Versuch der Zwangsernährung, keine Erklärung, nur die Reihe der schweigenden Aufseher, die mich umstanden und gespannt zusahen, als erwarteten sie etwas. In meiner Hüfte breitete sich langsam Taubheit aus. Plötzlich sprengte die nicht in Worte gefasste Angst den Damm und schoss in mein Bewusstsein. Ich erstickte.

«Aufhören... aufhören!» Hände hielten mich noch fester. Ich warf heftig den Kopf hin und her. «Wasser, Wasser, schnell!»

Ein Glas Wasser wurde mir an den Mund gehalten. Ich trank es aus, verschüttete aber in meiner Erregung sehr viel. Man brachte mir ein zweites. Die Taubheit liess nach. Starb ich?

«Wozu die Spritze?» stiess ich hervor.

Der Arzt antwortete: «Extreme Dehydrierung, weil Sie in den vergangenen vierundzwanzig Stunden keine Flüssigkeit aufgenommen haben.»

Es war also kein Phenol. Schliesslich doch keine Vernichtung. Ich war noch am Leben, konnte noch wählen.

«Das war aber nicht meine Schuld... Ich war bereit, Tee wie immer zu trinken... Die Aufseher wollten mir keinen geben.»

Der Arzt lächelte. «Vielleicht hatten sie entsprechende Instruktionen, und es lag nicht in der Absicht der Zuständigen, Sie etwas trinken zu lassen.»

Er fragte mich jetzt, ob ich bereit sei, etwas zu essen. Ich schüttelte den Kopf. Wieder der Schlauch, das Würgen, das Erbrechen. Als ich hinausgetragen wurde, wütete ich und schlug um mich und schrie vor Schmerzen, die sich in meiner Hüfte und in meinem Bein ausgebreitet hatten. «Gestapo! Gestapo!» Halb erstickt in der Decke, schrie ich ohne Unterlass. Auch auf dem Feldbett in meiner Zelle setzte ich das Geschrei fort, fast schon mechanisch. Auf der Hüfte zu liegen war eine Qual. Ich rutschte auf den Fussboden hinunter und begann, die Betttücher zu zerreißen, das Stroh aus der Matratze zu zerren und zu verstreuen.

«Gestapo! Gestapo!»

Die Tür ging auf. Der Aufseher, dem wir den Namen «Hund» gegeben hatten, stand über mir und sagte, man werde mich knebeln und fesseln, wenn ich nicht sofort Ruhe gäbe. Ich hatte meine letzten Energien verbraucht. Mir brach plötzlich am ganzen Körper der Schweiß aus. Ich liess mich auf das nackte Bettgestell fallen und schluchzte: «Kate, Hughie, Alan... helft mir! Steht mir bei. Es wird nicht mehr lange dauern.» Die Männer gingen wieder hinaus. Später, ich weiss nicht, wieviel später, sank ich in einen benommenen Schlaf.

An diesem Abend wurde ein Becher Tee neben mein Feldbett gestellt. Und wieder zur Frühstücks- und zur Mittagszeit. Der Kampf des Vortages hatte mich jedoch um das letzte Restchen Kraft gebracht, über das ich noch verfügt hatte. Je weiter der Tag fortschritt, desto sicherer war ich, dass ich mich jetzt sehr schnell einem Zustand näherte, der nicht wieder rückgängig zu machen sein würde. Wenn ich also leben wollte, dann musste ich in irgendeiner Form von meinen Höchstforderungen Abstand nehmen.

Am späten Nachmittag fasste ich den Entschluss aufzugeben, aber auf eine Art und Weise, die es mir ermöglichte, so viele der zuvor erreichten Zugeständnisse zu retten, wie es nur ging. Um den Wandel zu signalisieren, hielt ich die Augen geöffnet. Ich sagte, ich wolle freiwillig essen, wenn mir die dafür zuständigen Instanzen, solange mein Fall noch nicht entschieden sei, das Dasein hier erträglicher machen und mir, was meine Bedürfnisse anbeträfe, auf halbem Wege entgegenkommen würden.

Als ich wieder unten war, überfiel mich eine gewaltige Erleichterung und Friedlichkeit, ja, fast Dankbarkeit, dass ich noch am Leben war. Instinktiv wurde mir klar, dass ich irgendwie Glück gehabt hatte und gerade noch rechtzeitig ausgestiegen war, wobei ich versuchte, nicht darüber nachzudenken, dass ja dieser ungleiche Kampf eigentlich mit meiner Niederlage geendet hatte. Die blossе Tatsache, den grauenhaften, siebzehn Tage währenden Alptraum hinter mir zu haben, gab mir einen solchen Auftrieb, dass ich fast glücklich war. Und immer, wenn ich nicht schlief, plante ich, was Stanislaw und ich in den vor uns liegenden Monaten zusammen tun würden.

Peepa

Es folgte nun eine so friedliche Zeit, wie wir sie nie zuvor in unserem Keller erlebt hatten. Ich war froh, am Leben zu sein. Die Rückkehr in ein normales Zellendasein erschien mir geradezu paradiesisch.

Es war keine bedingungslose Kapitulation gewesen, sondern der Abschluss eines prekären Waffenstillstands. Wir hatten den Tisch und die zweimal wöchentlich erscheinende, dem Wiederaufbau Warschaus gewidmete Zeitschrift *Stolica* gewonnen. Wenig später war – Wunder über Wunder – «Engel» mit einem riesigen roten Wälzer gekommen, bei dem es sich um den mit farbigen Karten, Bildern historischer Gebäude und Vorschlagsskizzen zu ihrem Neuaufbau reichlich illustrierten Sechsjahresplan für den Wiederaufbau der Stadt handelte.

Die Aufseher zeigten mir gegenüber grösseren Respekt. Sie hatten meinen ungleichen Kampf mit einem gewissen sportlichen Interesse verfolgt, und ich spürte, dass sie in ihrem Herzen auf meiner Seite gestanden hatten. Vor allem «Lord» war bemüht, mich jedesmal, wenn er die Tür aufmachte, anzulächeln, und oft steckte er uns heimlich Schachaufgaben aus den Zeitungen zu, die wir für ihn lösen sollten. Nur «Bär», ein im April neu zu uns gekommener, unter-setzter Aufseher mit kühl blickenden, blassen Augen, schwarzem Haar und recht dunkler Haut, hielt Distanz. Kein Wunder, zeigten seine Hände doch noch die Spuren des Kampfes mit mir.

Etwa eine Woche nach Beendigung meines Streiks, als ich wieder in der Lage war, mich ein wenig umherzubewegen, wurden wir in die erste, dem Waschraum genau gegenüberliegende Zelle an der südöstlichen Ecke des Gebäudes umgesiedelt. Ein grossartiger Wechsel! Die Zelle war nicht nur doppelt so gross wie die Nr. 4, nämlich ungefähr dreizehn Quadratmeter, sondern sie hatte auch an beiden Aussenseiten Fenster, so dass wir an sonnigen Tagen bis zur Abenddämmerung ohne elektrisches Licht auskommen konnten. Da es inzwischen November geworden war, hielten wir das Ostfenster geschlossen,

aber der Sprung und das Dreieck machten es uns möglich, des öfteren einen flüchtigen Blick von den Köpfen der Passanten draussen zu erhaschen, wenn sie nahe genug am Fenster vorbeiging.

Auf diese Weise bekamen wir auch zum ersten Mal einen anderen Gefangenen zu sehen. Wir waren den ganzen Sommer und Herbst über hier im Keller allein gewesen, aber in einem der Vernehmungszimmer oben wurde die mysteriöse Frau gefangengehalten, die um den 1. August angekommen war. Fast täglich wurde sie zu einem halbstündigen Spaziergang nach draussen gebracht. Sie war immer in Begleitung – entweder war die Dolmetscherin bei ihr oder der Hausoffizier. Wer gerade an der Innenseite ging, der kam dicht an der kleinen Bretterwand vorbei, und wir konnten für einen kurzen Augenblick einen Teil seines Gesichtes sehen. Die Gefangene war klein, dunkelhaarig, von mittlerem Alter, hatte ein unbewegtes Gesicht und einen schwerfälligen Gang. Sie ging fast so wie ein Mann und schien ein bisschen zu schlurfen, weshalb wir ihr den Namen «Ente» gaben.

Im Frühjahr 1952 wurde unser Südfenster weit geöffnet. Von den Aufsehern unbemerkt, erweiterte sich unser Beobachtungsarsenal um zwei Elemente. So war die ganze Bretterkonstruktion draussen von einem Windstoss ein paar Zentimeter von der Wand fortgedrückt worden, wodurch über beiden Fensterflügeln kleine Gucklöcher entstanden waren. Durch das eine konnte man bis zum Hauseingang sehen, durch das andere bis zur Ecke des Gebäudes.

Mit viel Übung gelang es mir, das nur für Sekunden sichtbare Bild der aus und ein gehenden Menschen aufzufangen. Im Laufe der Zeit identifizierte ich alle Personen, die oben wohnten. Ausserdem war ich jetzt in der Lage, die Ankunft von Offizieren und «Fremden» festzustellen. Unsere Gucklöcher verhalfen uns unter anderem auch zu der Entdeckung, dass der kleine Lieferwagen, der in den zurückliegenden Jahren seine menschliche Fracht heimlich bei unserem Keller abgeliefert oder abgeholt hatte und der uns dadurch so vertraut geworden war, an den Seiten undurchsichtige Scheiben hatte, auf die ein rotes Kreuz aufgemalt war. Ob die Geheimpolizei wohl die meisten ihrer Bewegungen auf diese Weise vor der Welt verborgen hielt? Ich erinnerte mich, im Jahr 1949 eine ziemlich grosse Zahl solcher Krankenwagen auf den Warschauer Strassen gesehen zu haben.

Da die Sonne direkt auf die Bretter vor unserem Südfenster herunterbrannte, trockneten diese nach einer langen regenlosen Zeit schnell aus und schrumpften, so dass Spalten von etwa einem Zentimeter Breite entstanden. Obwohl sie fast einen Meter von der Innenseite des Fenstergitters entfernt wa-

ren, liess sich doch durch konzentriertes Starren allmählich ein Bild von der jenseits der Bretterwand gelegenen Welt zusammenstückeln. Da waren Baumstämme zu erkennen, das Grün von Blättern, schwankende Gräser, Farbflecken, die auf Blumen hindeuteten, das weit entfernte Muster von Ziegelsteinen. Durch eine leichte Bewegung des Kopfes nach oben oder unten konnte man die fernen Objekte der Beobachtung in ihrer Ganzheit erkennen. Eine Mauer mit Glasscherben auf der Krone, die bei Nacht von Scheinwerfern angestrahlt wurde. Die Wipfel vereinzelter hoher Bäume. Da das Muhen von Kühen hörbar war, schlossen wir, dass hinter diesen Bäumen offenes Weideland lag. Langsam setzten wir uns auch den Ausblick nach Westen zusammen, wo hinter einer ähnlichen Mauer das Land flach und baumlos abfiel – offensichtlich gab es dort Sümpfe, die allmählich einem breiten, fast bis zum Horizont reichenden Wasserlauf wichen. Das musste die Weichsel sein.

Wir fügten all diese Beobachtungen den Hinweisen aus unserer Geräuschwelt hinzu und waren so in der Lage, uns ein genaues Bild unserer Umgebung «aufzubauen». Unser Gebäude stand für sich auf einem ungefähr dreieckigen, von Mauern umgebenen Grundstück. Zwei Mauern dieses Dreiecks waren mit Glassplittern versehen und bildeten den äusseren Rand des Lagers. Die dritte, in einer leichten Kurve verlaufende Mauer trennte uns von anderen Teilen des Gefängnis Komplexes. Wir befanden uns also in einem vom Hauptbetrieb abgesonderten Randsegment.

Die Zelle Nr. i war im übrigen auch ideal zur Beobachtung des gegenüberliegenden Waschraums geeignet. Zuerst waren wir die einzigen Gefangenen im Keller, ausgenommen immer die Samstage, an denen die «Ente» in der Obhut einer Frau, die als Aufseherin fungierte, zum Duschen nach unten gebracht wurde, bei welchen Gelegenheiten wir manchmal Fetzen ihrer Gespräche aufschnappen konnten. Aber Anfang Dezember kam ein Zustrom neuer Gefangener, und bald waren fast alle Zellen wieder belegt. Wir unternahmen deshalb eine grossangelegte Geräuscherforschung. Die Neulinge wurden besser behandelt als die Gefangenen des Jahres 1950, obwohl es auch jetzt immer noch grosse Unterschiede gab. Alle waren offensichtlich von einem Ort und zusammen mit ihren Aufsehern hierher verlegt worden.

Anfang Januar 1952 kam es erneut zu einer grossen Gefangenenverlegung, und die meisten verschwanden wieder aus unserem Keller. Irgendwann hörten wir die Stimme einer neuen Frau. Sie sass in der sechsten Zelle am anderen Ende des Korridors. Im Gegensatz zu der unkultivierten Stimme der «Ente» war die ihre jung, gepflegt und fröhlich. Die Aufseher behandelten sie mit Re-

spekt und nahmen jede Gelegenheit wahr, mit ihr zu scherzen, was nicht eben selten vorkam, denn aus irgendeinem Grunde durfte sie, nachdem alle anderen Gefangenen fort waren, den Korridor und den Waschraum ausfegen und wischen. Auf diese Weise gewährte man ihr eine gewisse Bewegungsfreiheit, ohne sie draussen Spazierengehen lassen zu müssen. Bei all dem befehligte man sich grosser Diskretion, denn wir sollten ja davon nichts mitbekommen.

Aber natürlich entging es uns nicht. Trotz wiederholter Ermahnungen zeigte sich die Frau ganz und gar nicht bereit zu flüstern, sondern antwortete und lachte laut mit ihrer weittragenden, bezaubernden Stimme. Bald schon konnten wir feststellen, dass sie ihrerseits an uns interessiert war – das verriet uns die Art, in der sie mehr Zeit auf die Säuberung und das Schrubben des Fussbodens in der Nähe unserer Zellentür verwandte als auf den restlichen Korridor. Wir liessen es uns deshalb angelegen sein, ihr Hinweise auf uns zukommen zu lassen, ohne dass es jemand, der uns etwa oben mit Hilfe «Iwans» belauschte, bemerkt hätte. So beschrieb ich zum Beispiel Stanislaw das Leben in New York, Cleveland und Neuengland, um ihr zu verstehen zu geben, dass ich, obgleich Deutsch sprechend, aus Amerika stammte. War es aber nicht auch möglich, dass die ganze Sache nur eine Provokation sein sollte? Wir wussten, dass wir ein Risiko eingingen, konnten aber der Versuchung nicht widerstehen. Wir waren von ihrer stets guten Laune und ihrer Weiblichkeit entzückt, und nach jedem ihrer Korridorausflüge gaben wir uns unseren jeweiligen Phantasievorstellungen hin, zu denen immer gehörte, dass wir ihre Einsamkeit mit ihr teilten. Stanislaw gestand reumütig: «Ach, Hermann, es macht ja Spass, sich so etwas vorzustellen... aber in Wirklichkeit würde es bestimmt in einer so engen Zelle mit einer Frau zusammen für beide schnell zu einer Qual werden.»

Der April brachte eine weitere Entdeckung mit sich. Durch die Spalten unserer Fensterumfriedung bemerkte ich etwas Helles, das sich von rechts nach links und ein paar Minuten später in umgekehrter Richtung bewegte. Unter Aufbietung äusserster Konzentration stellte ich fest, dass es zwei Menschen waren, die auf der Wiese am Hang spazierengingen. Sie trugen Frauenkleider in leuchtenden Farben, und wenig später fand ich auch die Köpfe, die zu ihnen gehörten, so dass ich mir schon bald ein Gesamtbild von den beiden Personen machen konnte. Es handelte sich um unsere beiden Frauen aus der fünften Zelle, die endlich doch zu realen, sichtbaren Wesen geworden waren, obwohl ich doch nie mehr als nur einen schmalen Streifen von ihnen sehen konnte. Die eine war ziemlich gross und blond und hatte ein lebhaftes Gesicht. Ich war hin-

gerissen. Was ich da sah, passte vollkommen zu der lachenden Stimme im Waschraum und im Korridor. Neben ihr eine kleinere, dunkelhaarige Frau, die auch untersetzter war und ein aschgraues Gesicht hatte. Ich vermochte ihr Alter nicht zu schätzen – etwas an ihr deutete darauf hin, dass auch sie nicht sehr viel älter als Anfang zwanzig sein konnte, aber gleichzeitig waren ihre Verhaltensweise und ihre Erscheinung die eines alten, verbrauchten Menschen, der des Lebens müde und furchtbar krank ist.

Aus diesem allerersten Anfang entstand die tägliche Beobachtung der «Mädchen», wie wir sie bald nannten. Die Aufseher kümmerten sich nicht um sie und sassen während der halben Stunde, die die Frauen draussen bleiben durften, müssig auf den Stufen vor dem Haupteingang herum. Als es wärmer wurde, verbrachten die Mädchen einen Teil der Zeit im Freien oft damit, einfach im Gras zu liegen oder sich auf einer Bank auf der Wiese zu sonnen. Für einen Menschen, der ein ganz normales Leben führt, ist es schwer, sich die süsse Sehnsucht vorzustellen, die diese täglichen Erscheinungen in uns auslösten, und dies ganz besonders bei der frühlingshaften oder sommerlichen Luft, die von der üppig grünenden Wiese mit ihren bunten Blumen zu uns hereinwehte. Die beiden Mädchen wurden uns zum Symbol jenes Lebens, das es nicht mehr für uns gab. Während ich an dem jugendlichen Charme der einen, den ihr die Gefangenschaft nicht hatte nehmen können, meine Freude hatte, bedrückte mich der tragische Anblick der anderen. Sie musste – wie Stanislaw – einer schweren Prüfung ausgesetzt gewesen sein, die sie fast zerbrochen hatte. Irgendwie hatten diese beiden Frauen, von denen die eine schon unwiderruflich zum Krüppel und zum alten Menschen gemacht worden war, etwas ungemein Mitleiderregendes an sich – wie sie das alte Spiel weiterspielten und sich schön machten, um bewundert und umworben zu werden, wo doch eigentlich gar niemand da war, der sie hätte bewundern und umwerben können. Wie gern hätten wir sie wissen lassen, dass ihr Bemühen nicht gänzlich unbemerkt geblieben war!

Eines Morgens wurde ich durch ein wiederholtes Platschen auf unserem Fussboden geweckt. Es war ein Frosch, der durchs Fenster hereingekommen war. Ich fing ihn ein, nahm ihn mit ins Bett und fragte mich, wie ich ihn als Gast bei uns halten könnte. Schliesslich hatte ich eine Idee. Als wir zum Waschraum gingen, nahm ich, vom Aufseher unbemerkt, den Frosch mit und setzte ihn in eines der beiden Waschbecken. Als wir dann in die Zelle zurückkehrten, liess ich ihn dort sitzen. Die Tür schloss sich hinter uns. Ob der Aufseher den Waschraum inspizieren würde, bevor er die Mädchen holen ging? Wir

lauschten. Wir hörten, wie die Mädchen den Korridor entlangkamen. Die Tür des Waschraums fiel hinter ihnen zu. Der Aufseher zog sich diskret auf dem Korridor zurück. Plötzlich ertönte aus dem Waschraum ein lauter Schrei, dem Ausrufe und Gelächter folgten. Es hatte funktioniert!

Während in unserer vergessenen Welt die Wochen ereignislos verstrichen, verspürte ich ein wachsendes Bedürfnis, die Mädchen über unsere Identität ins Bild zu setzen. Vielleicht wurden sie ja entlassen, und dann bestand eine winzige kleine Chance, dass die Öffentlichkeit von meinem Aufenthaltsort erfuhr. Der Waschraum gehörte zu den Orten, die die Möglichkeit einer Kontaktaufnahme boten. Das sicherste Kommunikationsmittel war wohl die Scheuerbürste für den Kübel. Wir legten diese Bürste auf ganz besondere, immer andere Weise hin und konnten so feststellen, dass die Aufseher sie niemals anrührten. Die Mädchen waren für gewöhnlich unmittelbar nach uns dran, so dass die Pause, in der alles hätte entdeckt werden können, nur kurz war, vorausgesetzt, in dieser Pause wurde keine Inspektion durchgeführt. Würden jedoch die Mädchen so auf dem Posten sein, dass sie einen kleinen, zwischen den Borsten steckenden Zettel bemerkten? Das war fraglich. Zunächst wollten wir daher versuchen, die Bürste als «Signalgeber» einzusetzen, um die Aufmerksamkeit der Mädchen immer wieder darauf zu lenken. Wenn wir sie benutzt hatten, seiften wir sie beispielsweise ordentlich ein, damit sie gehörig Schaum produzierte, wenn sich die Mädchen ihrer bedienten. Im Allgemeinen benutzten sie zur Reinigung ihres Kübels keine Seife. Aber sie reagierten und antworteten nicht. Wir stellten ein paar Tage lang die Bürste auf ihren Griff. Keine Antwort.

Dann eröffnete sich uns aber plötzlich ein ganz anderer Weg. Als Ersatz für einen erkrankten Aufseher kam ein noch junger Mann. Da dieser, was die Überwachung von Frauen im Waschraum anbetraf, höchst schüchtern war, schloss er einfach nur die Zellentür der Mädchen auf und floh dann zurück in den Aufenthaltsraum der Aufseher, so dass die Mädchen ohne Begleitung durch den Korridor gingen. Als erstes fiel uns auf, dass sie die Tür des Waschraums nicht wie sonst hinter sich zumachten. Das hiess, dass sie uns sprechen hören konnten, wenn sie selbst still waren und lauschten. Aber würden sie das tun? Und schliesslich konnte der Aufseher ja doch noch beschliessen, ihnen nachzugehen. Sich ganz offen an die Frauen zu wenden war deshalb zu gefährlich, und so kehrten wir einfach zu der alten Methode zurück und unterhielten uns ziemlich laut über New York, Cleveland und Neuengland. «Als ich zum letzten Mal auf meiner Farm in Massachusetts war...» – «Dir würde Cleveland gut gefallen.

Es wohnt sich sehr schön dort, und wir haben eine erstklassige Baseballmannschaft...» Wir schwiegen und horchten hinaus. Im Waschraum war es vollkommen still. Dann wurde plötzlich die Spülung der Toilette gezogen. Im Waschbecken plätscherte Wasser. Sie hatten uns zugehört. Sie kehrten in ihre Zelle zurück.

Dass die Mädchen uns gehört hatten, stand fest. Aber hatte uns sonst noch jemand gehört? Schon bald sollten wir einen Beweis dafür erhalten, dass unsere Bewacher entweder von unseren Versuchen der Kontaktaufnahme wussten oder Grund zu der Annahme hatten, dass wir solche Versuche unternehmen würden. Vielleicht hatten die Mädchen ja nur in der «Einsamkeit» ihrer Zelle miteinander geplaudert. Wie auch immer, ein paar Wochen später wurde in den Gitterrahmen des Korridorfensters genau vor unserer Zelle ein grosser, in einem Blechgehäuse sitzender Ventilator eingebaut. Er machte einen vorsintflutlichen Eindruck – und dies erst recht, wenn er eingeschaltet wurde, sobald jemand den Waschraum aufsuchte, denn er machte so viel Lärm wie die Pumpe in dem Raum neben dem der Aufseher. Zu unserer Erheiterung stellten wir fest, dass man ihn sogar an einem kühlen Morgen und bei fest geschlossenen Korridorfenstern laufen liess. Wir wussten natürlich sofort, dass der einzige Zweck dieses Ventilators war, in den Zeiten, in denen mit grosser Wahrscheinlichkeit Türen offenstanden, eine akustische Geräuschbarriere zu bilden.

In jenen Tagen hatten wir auch Gelegenheit, unseren Erste-Klasse-Passagier, die «Ente» genauer zu beobachten. Ihre Einzelhaft, die nun schon neun Monate dauerte, hatte begonnen, Wirkung zu zeigen. Durch die Spalten der Bretter konnten wir sehen, dass sie jetzt allein spazierenging. Tag für Tag watschelte sie auf nicht vorhersehbarem Kurs hektisch durchs Gras, wobei sie mit völlig ausdruckslosem Gesicht starr vor sich hin blickte. Manchmal kam sie direkt auf unser Zellenfenster zu und machte dann einen Schwenk nach links. Das Fenster wirkte anscheinend wie ein Magnet, wie ein Zwang auf sie.

Ende April schien sie am Rande eines Zusammenbruchs zu stehen. Ihr Umherwandern glich jetzt eher einem Schlafwandeln. Eines Abends entstand oben Tumult. Ein Selbstmordversuch? Am folgenden Tag machte sie keinen Spaziergang. Stattdessen war von den Fenstern des Zimmers über dem Waschraum her lautes Gesäge und Gehämmer zu hören. Anscheinend brachten sie dort Fenstergitter an. Ein oder zwei Tage später erschien sie dann plötzlich wieder und ging spazieren, aber jetzt an einer anderen Stelle, nämlich weiter östlich, so dass wir sie nicht mehr sehen konnten. Aber wir hörten, wie sie sich mit einer anderen Frau unterhielt. Die «Ente» hatte also wieder eine Begleiterin bekom-

men. Wir machten aus den beiden «die Enten», und wenn sie täglich an unserem Fenster vorbei zum Vordereingang wanderten, war das für uns eine wichtige Ablenkung. Alles erschien uns befremdlicher denn je – vier Frauen und zwei Männer die einzigen Insassen! Welchem Zweck mochte das Gebäude dienen? Warum waren wir sechs darin untergebracht? Welches war der gemeinsame Nenner?

Unser Gebäude schien der Startplatz der neuen Aufseher zu sein, der Ort, an dem sie eingearbeitet wurden. Wir konnten die Neulinge immer sofort erkennen. Sie hatten von den Routineabläufen keine Ahnung, und da die anderen Aufseher für gewöhnlich zu faul waren, sie entsprechend zu informieren, blieb es uns vorbehalten, sie auf den rechten Weg zu bringen und ihnen zu erklären, wie sich ein Aufseher zu verhalten habe – das alles natürlich von unserem Standpunkt aus gesehen. Die meisten Neuen waren junge Burschen von noch nicht zwanzig Jahren, unbeholfen und uns gegenüber befangen. Sie waren entweder verlegen und versuchten jeden Blickkontakt zu meiden, oder sie waren darüber hinweg und taten genau das Gegenteil, das heisst, sie folgten mit ihren Blicken jeder unserer Bewegungen, als wären wir äusserst seltene Zirkustiere.

Anfangs pflegten sie noch schäbig gekleidet zu sein. Aber die Organisation entlohnte ihre Mitglieder gut. Zuerst kamen neue Jacken, sportlich und sorgfältig gearbeitet. Dann gab es kontrastierende Hosen, tadellos gebügelt. Danach waren die Frisuren an der Reihe – die ungebändigte Tolle wurde in eine Reihe glänzender Wellen verwandelt. Und schliesslich und endlich kam der krönende Abschluss, das Duftwasser. Schon bald roch alles danach, Zeitungen, Bücher, Löffel und Geschirr.

Inzwischen hatte auch ihr gesamtes Verhalten eine Verwandlung durchgemacht. Was war an ein paar seltsamen Vögeln von Gefangenen schon interessant? Es gab jetzt nur noch ein zentrales Anliegen – die an jedem freien Abend in die Stadt führenden Jagdexpeditionen und die Heldentaten, von denen hinterher stolz berichtet wurde. Und wenn die jungen Burschen nicht in ergreifender Detailliertheit ihre Eroberungen schilderten oder die Nachwirkungen des Vorabends ausschliessen, nahmen sie draussen vor dem Haus ein Sonnenbad und legten sich mit Eifer jene Bräune zu, mit der man dann gross herauskommen konnte. Wir versahen sie alle mit Namen, die zumeist auf den bei der ersten Begegnung jeweils auffälligsten Merkmalen basierten: «Clown», «Bauer», «der Sanfte», «der Schüchterne», «der Traurige» (später mussten wir ihn in «Veilchen» umbenennen, war er doch der Parfümsüchtigste von allen).

Es war diese Parade der Aufseher, die uns oftmals an das Vergehen der

Zeit erinnerte. Jugendliche, die wir als Schulabgänger kennengelernt hatten, tauchten Monate oder Jahre später wieder auf und waren zu Männern geworden, die nicht selten einen Ehering trugen. Einige waren, wenn sie Uniform anhatten, stolze Träger der Rangabzeichen eines Unteroffiziers, andere waren gar keine Aufseher mehr, sondern zu Offizieren avanciert. Das war etwa bei «Freund» der Fall, der zum Oberleutnant befördert worden war und im Dezember 1951 das Kommando über unser Haus übernommen hatte. Währenddessen war unser bisheriger Hausoffizier vom Leutnant zum Hauptmann aufgestiegen. Für alle verging die Zeit, nur für uns nicht, und alle waren damit beschäftigt, auf der Leiter des Daseins nach oben zu klettern, während bei uns alles unverändert blieb.

Vielleicht war es einer verstärkten, durch die entspanntere Atmosphäre in unserem Keller verursachten Nervosität zuzuschreiben, dass speziell unsere Zelle eine zusätzliche Sicherung erhielt. Zwischen uns und dem restlichen Gefängnis Komplex gab es schon eine Unzahl von Hindernissen – eine verschlossene äussere Eingangstür und eine verschlossene innere Eingangstür oben, eine neue verschlossene Gittertür am Fusse der Kellertreppe und schliesslich das Schloss und die drei schweren Riegel an unserer Zellentür. Und diese wurde nun mit einem weiteren Hindernis beladen, mit einem Vorhängeschloss.

Welche zusätzliche Sicherheit konnte das noch bieten? Dann dämmerte es uns. Es war gar nicht gegen uns gerichtet, sondern gegen die Aufseher, gegen alle unautorisierten Kontakte zwischen ihnen und uns – so zum Beispiel dagegen, dass sie zu uns hereinkamen und uns beim Schachspielen zuschauten. Es war jetzt beinahe, als befänden wir uns im Tresorraum einer Bank, wo zum Öffnen der Schliessfächer zwei Mitarbeiter erforderlich sind. Der Aufseher hatte den normalen Schlüssel, zum Öffnen des Vorhängeschlosses aber wurde ein Offizier gebraucht. Auf diese Weise konnte – zumindest theoretisch – unsere Zellentür nur noch in Gegenwart des Offiziers vom Dienst oder seines Stellvertreters geöffnet werden. Der Offizier musste mindestens achtmal am Tag alles stehen und liegen lassen und herunterkommen, das Vorhängeschloss abnehmen und dann warten, bis die Tür wieder verriegelt wurde. Es konnte gar nicht ausbleiben, dass die Umständlichkeit des Ganzen ihre eigene Vereinfachung hervorbrachte, das heisst, der Hausoffizier schickte immer häufiger seinen Stellvertreter. Und wer war das? Im Normalfall der Aufseher, der gerade oben Dienst hatte.

Und da die menschliche Natur nun einmal ist, wie sie ist, geschah es eines Abends, dass, als ich nach einer langen Sitzung mit «Pferdezahn» von oben zurückkehrte, unten «der Schüchterne» Dienst hatte. Der Aufseher oben hatte

sich bereits schlafen gelegt, und so sah sich «der Schüchterne» vor die Aufgabe gestellt, sowohl mich nach unten zurückbringen als auch oben den Pförtner machen zu müssen. Und niemand hatte an das Vorhängeschloss gedacht. Als ich nun vor der Tür meiner Zelle stand, wurde uns beiden dieser Umstand bewusst. Es war ein unerhörtes Problem, vor allem für einen nicht allzu hellen Aufseher. Er sah mich an, als suchte er bei mir Antwort. Um alles noch schlimmer zu machen, klingelte oben «Pferdezahn», der hinausgelassen werden wollte. «Der Schüchterne» fiel regelrecht in sich zusammen, als er «Pferdezahn» ungeduldig mit dem Fuss aufstampfen hörte. Er war hin und her gerissen, aber es war auch klar, dass ihm ein Anpfeiff von «Pferdezahn» mehr Sorgen bereitete als die Frage, wie er mich sicher hinter Schloss und Riegel bringen konnte. Schliesslich wollte er in seiner Verzweiflung nach oben eilen, mich also im Keller mir selbst überlassen. Sollte das herauskommen, würde er noch Glück haben, wenn man ihn nur feuerte.

Ich schüttelte den Kopf und ging zur Tür der Nachbarzelle. Dort war kein Vorhängeschloss. Ich zeigte auf sein Schlüsselbund. Es war keine Zeit zu verlieren. Als die Zellentür hinter mir zufiel und der Schlüssel im Schloss umgedreht wurde, spähte «Pferdezahn» schon die Treppe herunter. Aber wenigstens war er nicht dabei erwischt worden, wie er mir die freie Benutzung des gesamten Kellers eingeräumt hatte. Mit der Zeit gewann die Vernunft – oder die Faulheit – die Oberhand, und das Vorhängeschloss verschwand, wie es gekommen war.

Während ich mich vom Hungerstreik erholte, hatten wir uns für die Zeit zwischen Frühstück und Abendessen ein intensives Beschäftigungsprogramm zurechtgelegt. Wir waren seit dem letzten Januar, als wir mit der *Entengasse* begonnen hatten, erfahrener geworden und deshalb drängte es uns weit mehr, die Geschichte zu überarbeiten, als etwas Neues anzufangen. Also baten wir um Rückgabe der bereits geschriebenen Hefte und um zusätzliche für die Revisionen und Erweiterungen. Nervös warteten wir auf die Antwort. Wir fürchteten, unsere Hefte seien längst in einen Ofen gewandert und dass unser Werk so illusionär war wie die Wegstrecke, die ein Hamster in seinem Laufrad zurücklegt. Aber zu unserer Freude überbrachte man uns Heft Nr. i der *Duck Lane* und liess uns wissen, man werde uns weitere nach Bedarf zur Verfügung stellen. So verbrachten wir nun jeden Vormittag damit, die Geschichte nochmals zu lesen, sie zu revidieren, zu redigieren und zu ergänzen, so dass sich der Umfang des Manuskripts bis zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung im Juni 1952 fast verdoppelte und nun in etwa einem zweitausend Seiten starken Buch entsprach.

Es war ein sehr breit angelegtes Epos geworden, das die Geschichte mehrerer Protagonisten in der Zeit des Krieges und des Terrors zum Inhalt hatte. Während es uns bei der ursprünglichen Fassung im Wesentlichen um eine Handlung gegangen war, konzentrierten wir uns nun auf die Gedanken und die innere Entwicklung der Charaktere, was wir vor allem durch eine Erweiterung der jeweiligen biographischen Rückblenden erreichten.

Die Tageszeitung erhielten wir gewöhnlich mit eintägiger Verspätung, oft auch überhaupt nicht oder stark zerschnitten. Alle zwei Wochen fand die *Stolica*, die sehr populäre, ganz dem Wiederaufbau Warschaws gewidmete Illustrierte ihren Weg in unsere Zelle. Sie ermöglichte es mir, den Wiederaufbau der Stadt zu verfolgen, ein Problem, dem schon seit dem Krieg mein grösstes Interesse gegolten hatte, aber auch die Diskussion über Arbeiten an anderen Orten und vor allem über die sich verändernden architektonischen Konzepte. In der ersten Nachkriegszeit war das, was man sich in Polen unter Stadtplanung und Architektur vorstellte, sehr vielversprechend gewesen, während meiner Studienreise im Jahr 1947 hatte ich das sehr gut beobachten können. Es hob sich wohlthuend und deutlich von dem formalistischen Eklektizismus ab, der seit den frühen dreissiger Jahren in Russland bestimmend gewesen war. Aber gerade zur Zeit meines unseligen Besuchs in Polen im August 1949 fand ein Sonderkongress zu Fragen der Architektur statt, auf dem die bislang verfolgten Ansätze verworfen und die polnische Architektur und Stadtplanung wieder in die sowjetische Form gepresst wurden. Es gehörte zu dem ganzen überspannten Umschwung, dessen Opfer auch ich selbst geworden war.

Jetzt, also ungefähr drei Jahre später, gewann ich einen Einblick in das ganze Ausmass des Desasters. Was da entstanden war, war eine Architektur der Macht, aber keine, in der man leben konnte. Hinter einer Fassade, die in keiner Beziehung zur Funktion des Bauwerks stand, hinter monumentalen, mit Kolonnaden versehenen Strassenfronten verbarg sich die kaum glaubliche Vernachlässigung aller elementaren Planungsmassgaben, wie sie für Wohnungen, Schulen und die Infrastruktur gelten. Vor allem aber zeigte sich, dass jede Kritik an Architektur und Planung mit politischer Doppelzüngigkeit erstickt wurde. Der fürchterliche Höhepunkt der Entwicklung wurde schliesslich mit der Ankündigung eines sowjetischen «Geschenks» erreicht, ein sechsendreissigstöckiger «Palast der Kultur und Wissenschaft», den die Sowjets planen und bauen wollten und für den die markanteste Stelle Warschaws zur Verfügung gestellt wurde, so dass die gesamte zukünftige Entwicklung des Stadtzentrums unmöglich wurde. Die Lage und das bombastische Konzept bedeuteten das

endgültige Aus für jede logische Lösung des Wiederaufbaus der Stadt, das Ende einer einmaligen Gelegenheit.

Das «Geschenk» rief die Geschichte vom Versuch des zaristischen Russlands in Erinnerung, der Stadt tyrannisch einen Stempel aufzudrücken. Das war Zar Alexander gewesen, der die Errichtung der kostbarsten und grössten Kirche von ganz Russland auf dem Hauptplatz des eroberten Warschau anordnete, eine Kirche riesigen Ausmasses, mit einer blattgoldüberzogenen Kuppel, die von jedem Punkt der Stadt aus sichtbar war. Die reichen Mosaiken und der Goldschmuck sollten unzähligen Generationen die Macht Russlands vor Augen führen. Aber die Polen hatten wenig Sinn dafür, und eine ihrer ersten Handlungen nach Erlangung der Unabhängigkeit im Jahr 1919 bestand darin, dass sie ihren kostbarsten Schatz Stein für Stein abrissen und den Platz zu ihrem Siegesplatz machten. Die Bilder von dem Modell des neuen Importgutes, von der Ausschachtung des Baugrundstücks, vom Bau des Fundaments und vom Emporwachsen der ersten Stahlgerüste liessen unweigerlich fragen, ob die Geschichte sich wiederholen würde und eine zukünftige Generation dieses riesige, auf falschen Voraussetzungen basierende Bauwerk unter hohem Kostenaufwand wieder abreißen sollte. Von Ausgabe zu Ausgabe verfolgte ich den Fortgang des Werks, versuchte, mir sein Nichtvorhandensein vorzustellen, und nachts auf meiner Pritsche nahmen in meinem Kopf die Umriss eines Gegenprojekts allmählich Gestalt an. Wenn man mich nicht, wie versprochen, ein Bürohaus entwerfen liess, dann war dies eine gute Alternative.

Am Nachmittag stand die Lektüre der Tageszeitung und der Zeitschrift *Stolica* auf dem Programm, dann folgten unsere Studien. Nachdem wir monatelang eine kunterbunte Auswahl von Büchern in deutscher Sprache – zumeist Übersetzungen aus dem Russischen – erhalten hatten, legten wir bestimmte Studiengebiete fest und baten um Bücher zu diesen Themen, wobei wir die Buchbesprechungen in der Zeitung sorgfältig nach Anregungen durchforschten. Jetzt waren die meisten Bücher polnisch, wodurch sich die zur Verfügung stehende Zahl wesentlich erhöhte. Stanislaw übersetzte sie mir ins Deutsche, er konnte das inzwischen in normaler Lesegeschwindigkeit bewerkstelligen. Zuerst galt unser Hauptinteresse der Biologie, insbesondere der Zoologie. Für mich war das eine Rückkehr zum Forschungsgebiet meines Vaters und zu den Interessen, die in jungen Jahren durch die Sommer in Woods Hole, Massachusetts, in unmittelbarer Nähe des *Marine Biological Laboratory* (wo Thomas Hunt Morgan seine epochemachenden genetischen Forschungen an der Tafliege *Drosophila melanogaster* durchführte) in mir geweckt worden waren.

Welche Ironie, eine der ersten Schriften, die uns in die Hände kam, war Lyssenkos *Agrobiologie*, das Werk des Mannes, der Russlands herausragende Forschungstradition auf dem Gebiet der Vererbungslehre dadurch so gut wie ruiniert hatte, dass er sie durch das pseudowissenschaftliche Diktum ersetzte, jeder evolutionäre Wandel sei umweltbedingt und es gebe keine erbliche Mutation. Sein Angriff richtete sich in erster Linie gegen Morgans kausale Vererbungstheorie, die er als reaktionäre kapitalistische Abweichung wertete und durch sein eigenes Konzept der «Jarowisation» (Vernalisation), wie er es nannte, ersetzte, womit er zugleich die meisten der führenden Genetiker der Sowjetunion, unter ihnen Michurin, in Stalins Arbeitslager brachte. Lyssenko war nie mehr gewesen als ein experimenteller Agronom nach Art Luther Burbanks, bis ihn Stalin dazu ausersah, den Kampf gegen die Vorstellung einer genetisch bedingten Veränderung als treibender evolutionärer Kraft anzuführen. Sein Buch bot mir nun die Gelegenheit, einen zweiten Blick auf Morgans Arbeit zu werfen.

Das nächste Buch war ein hervorragendes, dem Coliegeniveau entsprechendes polnisches Lehrbuch zur Zoologie, das wir mit grosser Begeisterung lasen und zu dem ich mir umfangreiche Notizen machte, die ich mit detailgetreuen Zeichnungen ergänzte. Alles, was wir studiert hatten, wollten wir in einer Art Referenzarchiv aufbewahren, wo wir uns jederzeit Auskunft holen und das wir ständig erweitern konnten. Wir entdeckten eine polnische Übersetzung von Darwins *Über die Entstehung der Arten* und liessen seine *Reise mit der H.M.S. Beagle* folgen, eine reine Freude. Dann kam der Bericht über eine zoologische Expedition nach Neuguinea, darauf eine neuere Übersetzung von Malinowskis historischer Arbeit über das Sexualleben der Trobriander in Melanesien, die zur Grundlage von Margaret Meads Untersuchungen geworden war. Dann wandten wir uns der Astronomie zu und beschäftigten uns mit den neuesten Gedanken zu Wegeners Theorie der Plattentektonik, das heisst der Entstehung und Verschiebung der Kontinente.

Es folgten die Ursprünge des Menschen, die Ursprünge der Zelle, die Rolle der lebenden Substanz, die Anatomie und Physiologie der Säugetiere und des Menschen, die allgemeine Botanik. Wie gross und weit die Welt in diesem Kellergefängnis wurde! Wir knüpften an, wo wir vor Jahrzehnten in der Schule aufgehört hatten. Wie traurig ist es, dass wir zu dem Zeitpunkt im Leben, wenn wir die Gelegenheit haben, von einer jahrtausendealten Kultur und vom akkumulierten Wissen unserer Zivilisation zu profitieren, noch zu jung sind, um mehr als die einfachsten Dinge begreifen zu können, dass uns später, wenn wir aufnahmefähiger sind, die Zwänge des alltäglichen Lebens diese Möglichkei-

ten versperren. Jetzt, wo wir nicht mehr zu dieser Welt gehörten und wahrscheinlich nie wieder dazugehören würden, reagierten wir mit einer Hingabe, die für normale Menschen schwer vorstellbar ist. Die Zeit hatte alles Mass verloren, und jede gedruckte Seite verlängerten wir durch Nachdenken auch über die geringsten Gedanken um das Zehnfache.

Wir ergänzten unsere Studien durch Sprachunterricht: Stanislaw lernte Englisch und ich Französisch und – halbherzig – Polnisch. Stan war mit der französischen Literatur gut vertraut, für mich wurde sie zu einer aufregenden Entdeckung. Wir begannen mit Rabelais' *Gargantua et Pantagruel* und sprangen dann zu Emile Zolas *La bête humaine* mit seinen unvergesslichen Bildern aus den frühen Tagen des Eisenbahnreisens in Frankreich, und von dort zur Biographie des Frankokanadiers André Fornet von George Sand, die neben den lebensvollen Schilderungen ihrer vielen Liebesaffären mit Literaten und Künstlern ein anschauliches Bild des geistigen Lebens jener Tage bot. Die tragikomischen Episoden ihrer Mesalliance mit Chopin und ihrer gemeinsamen Flucht durch Mallorca, seinen Flügel im Schlepptau, verliehen seiner Musik eine nie gekannte Menschlichkeit. Sie boten einen solchen Kontrast zu dem Bericht über George Sands friedliche Eingliederung in das musikalische Hauswesen Franz Liszts und der Gräfin Agoult!

Wenn alle Arbeit getan war, beschlossen wir den Tag im Allgemeinen mit einer Runde Schach, wobei ich es dank Stanislaws Anleitung allmählich lernte, mich zu behaupten.

Aus unserer Abgeschiedenheit von der Welt draussen entwickelten sich die Kontakte mit der Natur auf ganz eigene, kellermäßige Art. Unsere beständigen und treuesten Freunde waren die Mäuse, die jeden Abend erschienen, am Drahtgitter herumkletterten und an den Bröckchen knabberten, die ich hier und dort hineingesteckt hatte. Selbst Stanislaw erwärmte sich für sie und räumte ein, dass es ihm Spass mache, ihr Spiel am Fenster zu beobachten – von Weitem!

Eines Nachts hörte ich ein dumpfes Geräusch und später Geraschel unter den Dielenbrettern und gegen Morgen entdeckte ich eine Maus, die am Heizungsrohr entlangrannte, gefangen wie wir. Ich hatte Mitleid mit ihr und baute ihr unter Zuhilfenahme meiner Bettücher und des ans Fenster geschobenen Tisches einen Fluchtweg. Die Maus verstand den Wink und verschwand. Später bemerkten wir oben in der Fensteröffnung erneut eine Maus. Sie steckte dauernd den Kopf herein und spähte zum Fussboden der Zelle. Wir unterbrachen unsere Schreibung und beobachteten sie.

Die Maus wurde immer aufgeregter und hing schliesslich an ihren Hinterbeinchen vom Rahmen herab, liess los, schlug auf der Heizung auf und fiel dann dahinter auf den Fussboden hinab, unter dem sie dann verschwand.

Ich legte ein Stück Papier mit kleinen Brotbröckchen neben dem Heizkörper auf den Boden und verschüttete dort, nach meiner abendlichen Rückkehr aus dem Waschraum, ein wenig Wasser. Am Morgen war das Brot verschwunden. Und auch das Papier. Auch ein zweites Mal verschwand alles, und wir konnten das Rascheln von Papier hören, das unter den Dielenbrettern entlanggezogen wurde. Ich riss ein bisschen Toilettenpapier in Streifen. Den ganzen Vormittag war die Maus damit beschäftigt, alles irgendwo zu verstauen – da befand sich ein Nest im Bau. Die Maus hatte also beschlossen, unsere Zelle zu ihrer Heimstatt zu machen. So wurde sie zu einem festen Bestandteil unseres Daseins, wobei wir nicht umhin konnten zu fragen, warum uns in all den Jahren ausgerechnet diese Maus auf diese Art und Weise favorisierte.

Die Antwort liess nicht lange auf sich warten. Wir sassen arbeitend am Tisch, als Stanislaw aufsprang, als hätte er einen elektrischen Schlag erhalten, und sein linkes Hosenbein ausschüttelte. «Um Himmels willen, was ist los?»

Er war immer noch mit seinem Hosenbein beschäftigt. «Ich schwör's dir, eben ist was an meinem Bein hochgeklettert...» Er sah mich verärgert an. «Ich wette, es war deine heilige Maus...» Sein Blick zeigte Entschlossenheit. «Du wirst dich von ihr trennen müssen.»

Wenig später sprang Stanislaw wieder auf und schlug gegen sein Bein. «Nein, das ist wirklich zuviel.»

Wir arbeiteten weiter, aber mir ging die Sache nicht aus dem Kopf, und während Stanislaw las, behielt ich den Fussboden bei der Heizung im Auge. Und schon sah ich im Halbdunkel des Heizungsschattens eine kleine Gestalt herumschiessen und wieder verschwinden. Und dann noch eine und eine dritte. Ich berührte Stanislaws Hand. «Pssst. Dreh dich mal langsam um und schau auf den Boden hinter dir.» Und nun beobachteten wir beide vier oder fünf winzige kleine Mäuse, die unter der schützenden Heizung hervorgehuscht kamen und wieder darunter verschwanden. Ich war entzückt. Jetzt wusste ich, warum die Maus zurückgekehrt war, warum sie in jener Nacht den Sprung zu uns herein gewagt, warum sie all das Papier an sich genommen hatte. Instinktiv musste sie diese Zuflucht vor der Kälte gesucht haben, um ihre Jungen zur Welt zu bringen. Wie wunderbar! Die Jungen, die hier in der Zelle geboren worden waren, würden sehr viel zahmer sein. Stanislaw blickte angesichts dieser Aussichten

ganz und gar nicht glücklich drein und pochte mit seinen Hausschuhen nervös auf den Boden.

Und so begann eine neue Ära unseres Zellendaseins. Ich lag stundenlang wach und wurde allmählich mit den Eigentümlichkeiten des Mäusefamilienlebens vertraut. Das Feldbett war ein einmaliger Beobachtungsposten. Normalerweise werden Mäuse ja – vom menschlichen Auge unbeobachtet – irgendwo im Dunkel der Nacht aktiv. Diese lebten jedoch in dem gleichen engen Raum wie wir, ohne sich in ihrer Freiheit beschränkt zu fühlen.

Ich fand interessant, dass diese Tiere auf zweierlei Weise in ihrer Wahrnehmungsfähigkeit eingeschränkt sind. Weder die Jungen noch die Mutter konnten mich als ein Ganzes sehen, wenn ich am Tisch sass oder unter meiner Bettdecke lag. Sie hatten es nur mit einem Kopf zu tun, oder mit Händen, Zehen, Füßen und Beinen in dunklen warmen Tunnels unter den Bettüchern, alles getrennte Gebilde, die nichts miteinander verband. Die andere, damit zusammenhängende Wahrnehmungsbeschränkung, die Mäuse Räubern gegenüber so jämmerlich hilflos macht, besteht darin, dass sie nicht in der Lage zu sein scheinen, Wesen als lebendig zu erkennen, solange diese vollkommen bewegungslos bleiben. Eine Spinne, ein Käfer, selbst eine andere Maus, die sich nicht rührt, sie alle bleiben unbemerkt. Sie werden schnell zum Bestandteil des unbelebten Hintergrundes und nicht länger beachtet. Kein Wunder, dass für eine geduldige Katze oder Eule der Mäusefang ein Kinderspiel ist.

Stanislaw beobachtete die Entwicklung meines Zoos mit gemischten Gefühlen. Bis zu seiner Gefangenschaft hatte er die übliche Abscheu vor Mäusen gehabt. Diese Abscheu hatte er allmählich so weit überwunden, dass ihm die Mäuse auf der anderen Seite des Fenstergitters nichts mehr ausmachten, dass es ihm sogar Freude bereitere, sie zu beobachten. Diese Invasion war jedoch etwas ganz anderes. Zur Nachtzeit zog er seine Pritsche so weit weg von meinem Bett und dem Tisch, wie es nur gehen wollte. Vom späten Nachmittag an setzte er sich stets voller Unbehagen hin, fürchtete er doch, die Mäuse zu Exkursionen an seinem Bein hinauf einzuladen.

Mit zunehmendem Alter wurden die Mäuse immer interessanter. Unweigerlich kam der Augenblick, wo sie entferntere Gegenden erkunden wollten. Bedeutete das das Ende der mäusischen Latenzperiode? Sie kletterten an den Wörterbüchern hoch und versuchten, dem Beispiel ihrer Mutter folgend, zum unteren Teil des Fenstergitters hinaufzuspringen. Als es einer von ihnen schliesslich gelang, bekam sie schnell einen Geschmack vom wirklichen Leben. Sie begnugte nämlich einem Aussenseiter, der im Fensterschacht frass

und sie sofort als Eindringling behandelte. Es folgte ein wildes Quieken und Gerangel, und unsere Maus, lädiert und erschrocken, sprang um ihr Leben. Manchmal verschwanden alle sieben spurlos durch die Fensteröffnung, flüchteten aber immer wieder durch das Gitter in die Zelle zurück. Eine Woche nach dem ersten Ausflug waren nur noch fünf junge Mäuse da. Wieder ein paar Tage später waren es nur noch vier. Eines Tages verschwand die Mutter auf Nimmerwiederschen.

Am Ende blieb nur noch ein junges Mäuseweibchen übrig. Sie pflegte durch das Gitter in den Fensterschacht und direkt vor der Nase eines wartenden Verehrers vorbeizutrippeln. Wenn er es an Interesse fehlen liess, kletterte sie auf die Gitterstange über ihm und erschien erneut wie zufällig in seinem Blickfeld. Reagierte er und kletterte zu ihr hinauf, wechselte sie auf den Gitterstab darunter. Nach ein paar solcher Spielchen verlor ihr Verehrer meistens die Beherrschung und fing an, ernsthaft Jagd auf sie zu machen. Beim Drahtgitter liess sie ihn sehr nah an sich heran, nur um... nun ja, im letzten Augenblick flog sie durch das Gitter, ohne darauf zu achten, wo sie landete, ob auf dem Tisch, auf meinem Kopf oder auf dem Fussboden. Und derweil starrte ihr frustrierter Freier durchs Gitter und traute sich nicht, diese Grenze zu überschreiten. Aber sie vermochte das Ende der Verfolgungsjagd auch nicht allzu lange auszuhalten. Kaum gab er es auf, sich von dort oben nach ihr umzusehen, da krabbelte sie auch schon über mein Bett und mich zur anderen Seite des Gitters zurück.

Und wieder ging die Jagd von vorne los, und wenn sie sich dabei allzu nahekamen, zögerte sie nicht, so laut zu piepsen, als ginge es um ihr Leben. Deshalb gaben wir ihr den Namen «Peepa», «Piepserchen». Bald hatte sie ihn auch soweit, dass er der Versuchung nicht mehr widerstehen konnte, jedesmal ein kleines Stückchen weiter in die Zelle hereinzukommen – erst nur bis auf das Wörterbuch, dann bis auf den Tisch... Schliesslich vergass er sich in der Hitze der Jagd und folgte ihr über mein Kopfkissen, über meine Schulter und die gesamte Länge des Bettes bis hinab auf den Fussboden, wo die wilde Jagd im Kreis weiterging. «Peepas» Lieblingsstrick bestand darin, plötzlich zu stoppen und reglos auf der Seitenlinie sitzen zu bleiben. Der Mäuserich schoss dann in blinder Hast an ihr vorbei, womit er teilweise den Beweis erbrachte, dass Mäuse ein beschränktes Sehvermögen haben. Genaugenommen gab sie ihm nie nach.

Aus Angst, sie an einen unbekanntem Räuber zu verlieren, versuchten wir, «Peepa» von allzu abenteuerlichen Ausflügen abzuhalten. Sie war uns so vertraut geworden, dass wir sie sehr lieb gewonnen hatten. Ihre Position war einzigartig, denn schliesslich war ihr bei ihrem Aufwachsen das Beste beider Wel-

ten zuteil geworden. Sie konnte jederzeit Ausflüge nach draussen unternehmen und die volle Freiheit einsamer Abenteuer geniessen. Gleichzeitig wusste sie, dass sie ein sicheres Zuhause hatte, das bei kaltem Wetter beheizt und bei warmem kühl war, das Schutz bot vor Feinden und ungebetenen Freunden gleichermassen, ein Ort, wo sie in dem sich ständig wiederholenden Paarungsspiel das Sagen hatte.

«Peepa» lieferte im übrigen auch einen sehr wesentlichen Nährstoff für den Fenstergarten, den wir so sorgsam hegten. Von unseren anfänglichen Versuchen, in den Ritzen unten am Fenstergitter einzelne Roggenhalme aufzuziehen, waren wir zu dem ehrgeizigeren Projekt übergegangen, die knapp zehn Zentimeter breite Ausbuchtung auf der anderen Seite des Gitters zu bepflanzen. Wir schichteten langsam kleine Steinchen, Kalk und Staub vom Fussboden und aus unseren Matratzen darin auf. Was fehlte, war der Dünger, und da halfen uns unsere Mäuse aus. Saatgut lieferten uns dann die gelegentlich im Salat enthaltenen Tomaten sowie der Roggen und andere in unseren Strohsäcken vorkommende Pflanzen wie etwa Wicken und Lupinen. Es gelang uns sogar, während des Winters drei Apfelkerne in angefeuchteten, unter den Heizkörper gelegten Papierfetzen zum Treiben zu bringen. Das Ergebnis unserer Bemühungen war ein Miniaturgarten, der uns eine riesengrosse Freude bereitete. Wir hatten sogar die Genugtuung, mitansehen zu können, wie eine Wicke bis zum oberen Rand des Fensters emporwuchs und einige Blüten entwickelte.

Der November und der Dezember 1951 und auch der Januar 1952 vergingen still, ja, fast glücklich. Ich bat, mit dem Entwurf eines Bauwerks beginnen zu dürfen, und fertigte eine detaillierte Liste der Hilfsmittel und Informationen an, die ich benötigte. Ende Februar wurde ein guter Zeichentisch mit verstellbarer Platte in unsere Zelle gestellt, und man führte mir eine komplette, in einem Kasten verpackte Zeichenausrüstung vor. Ich gab an, was ich noch brauchte, und wies nochmals daraufhin, dass ich ohne grundlegende Angaben nichts tun könne.

Dann kam der Frühling, und noch immer liess nichts darauf schliessen, dass man uns Spaziergänge gestatten würde. Obwohl wir wussten, dass die anderen vier Gefangenen dieses Privileg hatten, konnten wir nicht darauf verweisen, hätte dies doch erkennen lassen, wieviel wir beobachtet hatten. Schliesslich schrieb ich ein Gesuch an die Behörden und bat ausserdem um Auskunft, was sie mit mir vorhatten und was aus meinem Bruder geworden war.

Ich hatte mehr oder minder akzeptiert, dass die meisten meiner Schwierigkeiten auf Noels angebliche geheimdienstliche Aktivitäten gegen die kommu-

nistischen Regime zurückgingen, die in den Mitschriften des Prozesses gegen Rajk erwähnt worden waren, so unglaublich das auch sein mochte. Jetzt aber, wo ich mehr Distanz hatte und auch die Zeit, über alles, was ich von ihm wusste, nachzudenken, wehrte ich mich immer stärker gegen diese Annahme. Das konnte einfach nicht Noel sein! Warum hatte man mir kein Beweismaterial vorgelegt? Wo hielt man ihn fest? Wahrscheinlich in Budapest. Wenn er wirklich schuldig war, warum machte man ihm dann dort nicht den Prozess? Wieviel von dem, das aus unseren Zeitungen herausgeschnitten worden war, mochte Hinweise in dieser Richtung enthalten haben? Uns schien, als habe sich der Schwerpunkt des Interesses inzwischen von Ungarn zur Tschechoslowakei und sogar nach Polen verlagert. Sollte Noels hilfreiche Arbeit für in Bedrängnis geratene Ungarn wirklich eine OSS-Operation gegen ein zukünftiges kommunistisches Regime in Ungarn gewesen sein, wie sollte ich dann jemals beweisen, dass meine eigene Arbeit in Krakau und die Nachkriegsbesuche im Osten nicht vom gleichen Schlage waren? Was mich selbst anging, hatte ich allerdings den Verdacht, dass sich die, die mich gefangenhielten, in einem Dilemma befanden und weder vor noch zurück konnten. Und wäre nicht bei Noel das selbe denkbar?

Diese Gedanken waren nicht dazu angetan, meinen Gemütszustand zu stabilisieren. Dass ich der Behauptung, mein Bruder spiele ein doppeltes Spiel, überhaupt Glauben geschenkt hatte, verursachte mir ein nagendes Gefühl der Illoyalität. Gleichzeitig wurde es mir damit unmöglich, Zugeständnisse zu machen und zu rechtfertigen, was die Kommunisten mir angetan hatten. Wie sollte ich je wieder aus dieser Sackgasse herauskommen? Ich war ein peinlicher Überhang, man hatte mich über die Seitenauslinie in einen Bereich jenseits der Zeit abgeschoben, wo ich im besten Falle noch als ein Eintrag im Bericht des Schiedsrichters fortexistierte. Für mich konnte es keine Entlassung, keine Rückkehr ins Leben geben.

Würde sich die Lage je ändern – ausser dadurch, dass ich am Ende überhaupt nicht mehr existent war? Ich war beherrscht von dem Bedürfnis, mich zu bewegen, auf irgendeinen Punkt zu, irgendwohin. Deshalb schrieb ich, während das Frühjahr vorrückte, immer wieder Gesuche, in denen ich das Recht auf Spaziergänge, Auskünfte über meine Zukunft, eine Aussage zum Verbleib meines Bruders und eine wahrheitsgetreue Angabe zum Ergehen Kates und der Kinder forderte. Die Frage meiner Entlassung stellte ich nicht mehr. Sie war allzu unwirklich geworden.

Alle Gesuche wurden ignoriert. Meine Unruhe wuchs. Beim vierten Versuch, schriftlich Protest einzulegen, wurde mir das Papier weggenommen, und

man untersagte mir weitere derartige Schreiben. Ich begann erneut, einen Teil des Essens zurückgehen zu lassen. Schliesslich wurden die Spaziergänge im Freien konkret angesprochen. Wir bemerkten sogar, dass unter «Zigarettes» Aufsicht die Aussenmauer des Komplexes um ein paar Ziegelreihen erhöht wurde. Wir waren sicher, dass das etwas mit uns zu tun hatte. Aber dann wurde uns mitgeteilt, Spaziergänge kämen nicht in Frage.

Ich sank allmählich wieder zurück in eine unzugängliche Welt, die sogar den Bitten Stanislaws verschlossen blieb. Ich stand spät auf und kroch früh ins Bett. Ich weigerte mich, mich rasieren zu lassen, und dann sogar, die Zelle überhaupt noch zu verlassen, auch zum täglichen Waschen nicht.

Zuerst schien es, als würde mein Verhalten nicht zur Kenntnis genommen. Eines Tages jedoch wurden alle alten Hefte der *Entengasse* aus unserer Zelle geholt und in den Aufenthaltsraum der Aufseher gebracht, so dass wir die Überarbeitung nicht fortsetzen konnten. Da es nun nichts mehr zu schreiben gab, erhöhte sich unser Bedarf an Büchern, aber es kam immer häufiger zu Verzögerungen, so dass wir fast gar nichts mehr zu tun hatten, was mich an den Rand einer unkontrollierbaren Gewalttätigkeit brachte. Zweimal wurde ich oben vom Arzt untersucht, aber meine erregt vorgetragenen Bitten, meine Lage zu klären, stiessen auf taube Ohren.

Der Juni 1952 verstrich. Es wurde Juli. Der Sommer würde bald vorüber sein, und noch immer sassen wir in dieser Zelle eingesperrt, und ein weiteres Jahr unseres Lebens würde dahin sein, ohne etwas anderes gebracht zu haben als vier weiss gekalkte Wände. Ich ass immer weniger und reduzierte zum Ausgleich instinktiv alle körperlichen Bewegungen auf ein Minimum. Die meiste Zeit des Tages lag ich auf meiner Pritsche, sass nur wenig am Tisch und ging täglich einige Male in der Zelle auf und ab, um nicht zu schwach zu werden.

Die Obrigkeit verordnete einmal mehr das Zuckerbrot. Die Schreibhefte waren wieder da, französische Lektüre, neue polnische Bücher, ein paar seltsame Blaupausen von irgendwelchen Kfz-Montagehallen der deutschen Reichswehr im besetzten Westpolen sowie Pläne aus den zwanziger Jahren für den Bau der Prototypen von Postämtern, die für kleine Städte gedacht waren – ein Sammelsurium, das weder die Aufseher noch sonst jemand zu erklären vermochte. Am liebsten hätte ich ihnen alles vor die Füsse geworfen. Die Kräfte, die mich dazu trieben, waren kaum noch im Zaum zu halten.

London 1951

Strohwitwe

In Formularen ist man entweder alleinstehend, verheiratet, geschieden, getrenntlebend oder verwitwet. Ich konnte nicht «Strohwitwe» hinschreiben, obwohl ich das ja eigentlich war – eine verheiratete Frau, deren Mann fort war. Wäre Hermann Kriegsgefangener gewesen, dann hätte ich von der Regierung einen Zuschuss zu unseren Lebenshaltungskosten bekommen. Die Gehaltszahlungen an Hermann waren nämlich zwei Monate nach seinem Verschwinden eingestellt worden. Glücklicherweise hatte er von seiner Mutter ein bisschen Geld geerbt, an das ich aber erst herankommen konnte, nachdem ein treuhänderischer Verwalter eingesetzt worden war, der den «Abwesenden», d.h. Hermann, vertrat. Das war in der Geschichte des Bundesstaates Massachusetts, wo das Geld lag, etwas gänzlich Neues, was für mich immer wieder eine Beschäftigung mit juristischen Handbüchern und Anwaltsrechnungen mit sich brachte. Aber am Ende ermöglichte mir dieses Geld, mich und meine Kinder über Wasser zu halten.

Wenn ich hätte versuchen wollen, in den Vereinigten Staaten mit derart wenig Geld durchzukommen, hätte ich mir eine volle Arbeitsstelle suchen müssen und nur wenig Zeit gehabt, allen möglichen Leuten Hermanns wegen zuzusetzen. Zudem schreckte mich die Aussicht, unter diesen Bedingungen mit den Kindern alleingelassen zu sein. Zum Glück waren meine Eltern in der Lage, uns aufzunehmen, und wir teilten uns die Haushaltskosten.

Daheim in Cleveland stand unser schwer mit Hypotheken belastetes Haus leer, und ich beschloss, es zu verkaufen. Da es aber auf Hermanns Namen eingetragen war, erwies sich auch das als nicht ganz so einfach. Erneut musste ein Treuhänder benannt werden, diesmal in Ohio. Dr. Herbert Hunsaker, Dekan

des Cleveland College und Hermanns sowie mein Arbeitgeber, erwies sich als der Richtige und arrangierte das Notwendige.

Alle Freunde und Verwandten waren der Ansicht, ich sollte mir eine Arbeit suchen, und es war ja auch so, dass meine ausschliessliche Beschäftigung mit Hermanns Fall kaum nennenswerte Ergebnisse gezeitigt hatte. Die Atmosphäre gespannten Wartens musste für meine Eltern und die zwei Jungen schwer zu ertragen sein. Vielleicht würde mir eine andere Tätigkeit dazu verhelfen, ausgeglichener und effektiver zu werden.

Sir Henry Bunbury war Direktor des *Czech Refugee Trust Fund* und in dem nun schon so lange zurückliegenden ersten Kriegsjahr, in dem ich mich um die Unterbringung tschechischer Flüchtlinge gekümmert hatte, mein Chef gewesen. Als ich 1940 ausgeschieden war, um zu heiraten, schrieb mir Sir Henry die schönste Beurteilung meines Lebens: «Kann gut unter Druck arbeiten und zeigt sich jeder Krise gewachsen.» Sir Henry war ein guter Freund geblieben und hatte sich, als er von Hermanns Verschwinden hörte, mit mir in Verbindung gesetzt. Er war noch aktives Mitglied der PEP, einer mit politischen und ökonomischen Planungen befassten unabhängigen Forschungseinrichtung in London, und verhalf mir im Januar 1951 zu einer Teilzeitstelle bei dieser Institution.

Die Entwicklungen in der Tschechoslowakei hielten meine Erwartungen ständig wach. Das häufige Verschwinden von Personen, die im Krieg als Flüchtlinge in England gewesen waren, führte dazu, dass ich mich auch fragte, ob man ihre Namen vielleicht bei Verhören aus Hermann herausgeholt hatte. Was für ein Fall liess sich da konstruieren, wenn den Russen der Sinn danach stand! Und wenn sie ihn erst einmal als Spion bezeichnet hatten, wie konnten sie ihn dann je wieder in die Freiheit entlassen?

Im Westen wurde viel darüber spekuliert, warum sich die Kommunisten ihrer eigenen Leute entledigten. Dauernd kam es zu Zurückversetzungen prominenter Funktionäre, und es wurde berichtet, dass auch viele Tausende kleiner Parteigenossen verhaftet worden seien.

Kopriva, seit Februar 1950 tschechoslowakischer Minister für öffentliche Sicherheit, war einer der drei Delegierten seines Landes bei der Komintern, der Kommunistischen Internationale. Zu ihr gehörten Vertreter der UdSSR sowie aller osteuropäischen Länder. Der Streit mit Tito zeigte, dass die Komintern von der Sowjetunion kontrolliert wurde, und es war deshalb aufschlussreich, dass es ein tschechoslowakischer Komintern-Delegierter war, der – dem Vorbild des Rajk-Prozesses folgend – eigene Landsleute beschuldigte, an «titoisti-

schen Verschwörungen und Untergrundaktivitäten» mitgewirkt zu haben. Es war klar, dass Moskau nicht wollte, dass dies durch den «Londoner» Vaclav Nosek geschah.

Im Februar 1951 wurden Clementis und seine Genossen erneut angegriffen, und der Informationsminister Vaclav Kopecky, der die Untersuchungskommission leitete, sagte: «Erinnern wir uns daran, wie das gesamte internationale anglo-amerikanische Spionagenetz im Zusammenhang mit dem nur zu bekannten Field, mit welchem Vilem Novy in Verbindung gestanden hatte, enttarnt wurde ...»

Das berichtete der AP-Korrespondent William N. Oatis am 27. Februar aus Prag. Er setzte hinzu, dass Novy schon seit einem Jahr nicht mehr gesehen worden war und, wie allgemein angenommen wurde, im Gefängnis sitze.

Clementis wurde noch im selben Monat verhaftet und des Verrats sowie der Spionage angeklagt, seine Frau zwei Wochen später ebenfalls. Das berichtete das AP-Büro in Genf und fügte hinzu, die Zahl der angeblichen Mitverschwörer Clementis', die verhaftet worden waren, gehe bereits in die Hunderte und man rechne mit weiteren Festnahmen.

Im April veröffentlichte das Genfer AP-Büro einen langen Artikel, in dem berichtet wurde, Noel sei am 27. Februar in Prag in der Burg Kolodeji gesehen worden, wohin man ihn zu einer Gegenüberstellung mit Clementis gebracht habe. Angeblich habe ihn auch Vilem Novy gesehen und zu einem Polizisten gesagt: «Ich stand dort Field gegenüber, und sie [die Agenten des MVD] versuchten uns zu täuschen. Einer von ihnen tobte wie ein Irrer und schlug mich zu Boden. Field schien nicht davon beeindruckt zu sein.» Diesem Bericht zufolge war Noel im Korridor des Gebäudes von einem früheren Bekannten erkannt worden und hatte zu ihm bemerkt: «Ich habe die Ehre, Gast von Mr. Berija in der Lubianka zu sein.»

In dem Bericht wurde Pavlo Yudin, Herausgeber des wöchentlich erscheinenden Kominform-Blattes, mit der in einem unbedachten Augenblick in Budapest getanen Äusserung zitiert: «Der Bursche ist sein Gewicht in Gold wert und wird von Berija gut umsorgt.»

Elsie schrieb an Associated Press, um sich diesen Bericht bestätigen zu lassen. Man antwortete ihr, dass, Informationen zufolge, die aus Prag herausgeschmuggelt worden seien, Noel am 22. Februar mit einem Sonderflugzeug zu Vernehmungen im Zusammenhang mit der Affäre Clementis in die tschechoslowakische Hauptstadt gebracht worden sei. Offensichtlich seien er und Clementis am 27. Februar zusammengebracht worden. Einen Tag zuvor sei er zusammen mit Vilem Novy verhört worden, der ebenfalls unter Arrest stehe. Den Mann, der für Noel gehalten worden sei, habe danach niemand mehr zu Gesicht

bekommen, aber am 28. Februar sei eine Gruppe von fünf Personen, darunter zwei sowjetische Obristen, unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen zum Prager Flugplatz gebracht worden. «Unser Informant meint, dass selbst hohe Funktionäre des tschechischen Innenministeriums die Aussagen, die Mr. Field und Dr. Clementis am 27. Februar gemacht haben, nicht hätten einsehen dürfen, da der Fall ganz in den Händen der Sowjets liege.»

Ich wies das Aussenministerium darauf hin, dass man Hermann, sollte Noel nach Prag gebracht worden sein, wahrscheinlich ebenfalls dorthin geschafft habe, und bat darum, den Wahrheitsgehalt des AP-Berichts zu überprüfen. Ich erhielt jedoch keine weitere Bestätigung.

Ein paar Tage nach dem Erscheinen des Berichts wurde William Oatis, der AP-Korrespondent in Prag, dort verhaftet. Ich glaube nicht, dass er für die aus der tschechoslowakischen Hauptstadt stammenden Berichte verantwortlich war, aber er hatte ein paar Stories über den rätselhaften Fall Clementis geliefert. Seine Verhaftung diente wohl auch dem Ziel, die noch in Prag tätigen westlichen Berichterstatter loszuwerden.

Am 23. April 1951 veröffentlichte Rudolf Slansky, Generalsekretär der tschechoslowakischen Kommunistischen Partei, einen Bericht über eine angebliche Verschwörung, an der Clementis, Husak, Novomesky, Sling und Svermova beteiligt gewesen sein sollten. Er bezeichnete die Beschuldigten als «Verräter und Kosmopoliten, bereit, die Interessen ihres Landes zu verkaufen». Wieder erwartete alle Welt einen Prozess und spekulierte darüber, ob dabei dann die Fields als Zeugen aufgerufen werden würden, aber auch diesmal geschah nichts dergleichen.

Die Verhaftung des Korrespondenten William Oatis erfolgte unmittelbar nach der Freilassung Robert Vogelers, eines amerikanischen Geschäftsmannes, den die Ungarn 1949 verurteilt und ins Gefängnis gesteckt hatten. Er war zwei Monate nach Hermann verhaftet worden und jetzt wieder ein freier Mann! Ich hatte das Gefühl, versagt zu haben, war ich doch nicht in der Lage gewesen, für meinen Mann zu erreichen, was Lucile Vogeler für den ihren erreicht hatte.

Mrs. Lucile Vogeler war gebürtige Belgierin, mutig und hübsch. Sie hatte jede Gelegenheit wahrgenommen, dem Aussenministerium zuzusetzen, und schien ein Talent für Publicity zu haben. Als sie im März 1950 nach London gekommen war, um dort mit Dean Acheson, dem damaligen amerikanischen Aussenminister, zu sprechen, hatte ich sie, obwohl sie mir gänzlich unbekannt war, angerufen. Sie hatte mich gefragt, was denn das Aussenministerium für mich tue, und als ich geantwortet hatte, es tue alles in seiner Macht stehende,

hatte sie gemeint, das sei fraglich, und mir erklärt, warum sie an Publicity glaube. Sie hatte mir Hilfe zugesagt, obwohl ihr geraten worden war, ihren Fall von dem meinen getrennt zu halten.

Die Amerikaner hatten tatsächlich, um Vogelers Freilassung zu erreichen, den Ungarn einige Zugeständnisse gemacht. Man war jedoch auch der Meinung, dass damit nicht gerade ein gutes Beispiel gegeben worden sei, und die Briten weigerten sich, im Fall von Edgar Sanders, Vogelers britischem Kollegen, diesem Beispiel zu folgen. Deshalb musste Sanders noch zwei weitere Jahre in Ungarn im Gefängnis sitzen.

Der Prozess gegen William Oatis und seine Verurteilung waren überaus beunruhigend, obwohl sein Fall überhaupt nichts mit dem unseren zu tun hatte. Wenig später ergab sich ein weiteres Rätsel, als nämlich Donald Maclean und Guy Burgess verschwanden. Als diese Geschichte Ende Mai 1951 in den Zeitungen zu lesen stand und dann zehn Tage nach ihrem Verschwinden Telegramme eingingen, die angeblich von den Verschollenen selbst stammten, fiel mir sofort auf, wie sehr die «Technik» derjenigen ähnelte, die man in Noels Fall angewandt hatte. Auch da war, als man begonnen hatte, der Sache nachzugehen, ein Telegramm gekommen. In beiden Fällen waren die Telegramme offenbar nicht von den Männern selbst aufgegeben worden – so enthielt dasjenige Macleans Fehler, die jemand, der England gut kennt, nie gemacht hätte. Da ich wusste, dass Noel nicht aus freien Stücken verschwunden war, dachte ich mir, dass dies auch für Maclean und Burgess gelten könnte. Ich rief die amerikanische Botschaft an und machte sie auf die Parallelen aufmerksam.

Die Verhaftung von William Oatis am 23. April konnte nicht ignoriert werden, und so erliess das Aussenministerium am 2. Juni 1951 ein Verbot aller Reisen amerikanischer Staatsbürger in die Tschechoslowakei.¹ Man berief sich dabei auf die Vorkommnisse der zurückliegenden drei Jahre, darunter auf die Verhaftung von William Oatis und die von John Hvasta aus New Jersey im Jahr 1948 (er wurde noch immer festgehalten) sowie darauf, dass Noel Field im Mai 1949 «auf dem Weg in die Tschechoslowakei» verschwunden war, «desgleichen wenige Monate später, im August 1949, unter ähnlichen Umständen seine Frau Herta».

Wir waren nicht allzu glücklich über das «auf dem Weg», aber man sagte uns, es handele sich nur um einen Fehler, zu dem es bei der Übermittlung des Textes an die Presse gekommen sei.

Die Arbeit bei der PEP war interessant, aber ich konnte mich doch nicht darauf konzentrieren, weil ich viel zu sehr von Hermanns Schicksal in An-

spruch genommen war. Auch Elsie, die treueste Schwester, die man sich vorstellen kann, setzte noch immer eine Menge Zeit und Energie für die Suche nach ihren Brüdern ein und hatte sogar ihre Arztpraxis aufgegeben. Mir wuchs das alles über den Kopf, und deshalb gab ich im Juni 1951 den Job bei der PEP wieder auf.

Der Papierkrieg geht weiter

Im Januar 1951 hatte das Aussenministerium eine neue Note nach Polen geschickt, die dem polnischen Aussenminister von Botschafter Flack persönlich überbracht wurde. Darin wies man darauf hin, dass es keinen Beweis dafür gebe, dass Hermann nach dem 15. August 1949 in die Tschechoslowakei zurückgekehrt sei. Polen habe nicht einmal mitgeteilt, ob Hermann das Land überhaupt wieder verlassen habe, weshalb die polnische Regierung nicht von der Pflicht entbunden werden könne, Auskunft zu geben, was aus ihm geworden sei. Die Regierung der Vereinigten Staaten müsse sie für seinen Verbleib, seine Sicherheit und sein Wohlergehen verantwortlich machen.

Das polnische Aussenministerium verweigerte die Annahme der Note, auf Grund bestimmter Behauptungen die es für nicht zutreffend hielt, aber nun war immerhin der amerikanische Standpunkt bekannt.

Botschafter Flack liess nicht locker und suchte den polnischen Aussenminister auf, der jedoch kurz und bündig erklärte, die Nachforschungen auf polnischer Seite seien abgeschlossen und hätten «keine Information bezüglich des Verbleibs von Hermann Field erbracht». Diese Aussage wurde jedoch nicht schriftlich festgehalten.

Noel betreffend sagte der amerikanische Nachrichtenkommentator Walter Winchell im Dezember 1951 in einer Rundfunksendung, er sitze in einem russischen Gefängnis. Vom Aussenministerium gefragt, woher er diese Information habe, teilte Winchell mit, sie stamme «vom Chef der ostdeutschen Kommunisten, der in betrunkenem Zustand herumgeprahlt» habe.

Inzwischen hatten die Tschechen für eine Nachricht gesorgt, die ihnen selbst schadete. Bei den Prozessen gegen bekannte Persönlichkeiten hinkten sie hinter der Zeit her, und obwohl Vilem Novy schon vor einem Jahr beschuldigt worden war, war noch immer kein öffentliches Verfahren eingeleitet worden. Im Februar 1951 fiel dann wieder Licht auf diesen Fall, als nämlich der Informationsminister Vaclav Kopecky eine weitere Attacke gegen Novys Kollegen

ritt und erneut auf den «bekannten Field, mit dem Vilem Novy in Verbindung gestanden hatte», Bezug nahm.

Das lieferte Elsie den Anlass, erneut das Aussenministerium zu ersuchen, sich an die Tschechoslowakei zu wenden. Man schickte auch eine Note nach Prag, in der man sich auf die Aussage Kopeckys berief und anfügte, dass die Regierung der Vereinigten Staaten die Regierung der Tschechoslowakei für Verbleib, Sicherheit und Wohlergehen Noels und Hertas verantwortlich machte, da beide zuletzt in der Tschechoslowakei gesehen worden seien.

Zwischen einem Stern und seinen Satelliten gefangen

Für den diplomatischen Stillstand gab es einen Grund, und das waren die Beziehungen zwischen der UdSSR und ihren Satelliten. Hermann und sein Bruder waren entweder in Polen oder in der Tschechoslowakei verschwunden. Keiner von beiden war in die Sowjetunion gereist, und doch gab es Beweise dafür, dass sich das Interesse an ihnen nicht auf die Länder beschränkte, in denen sie verschwunden waren. Es war deshalb zum damaligen Zeitpunkt durchaus möglich, dass sowohl das polnische als auch das tschechoslowakische Aussenministerium die Wahrheit sagten, wenn sie behaupteten, nichts zu wissen.

Das amerikanische Aussenministerium kam bald zu der Überzeugung, dass die Sicherheitspolizei der Sowjetunion ein Interesse an dem Fall hatte, und einige waren der Auffassung, es könnte sich um Entführungen handeln, die auf das Konto sowjetischer, in den Satellitenstaaten operierender Agenten gingen, das heisst, die Fields befänden sich in der Sowjetunion in Haft, ohne dass die Polen und Tschechen davon wussten. Andererseits hätten die Fields auch auf Anweisung sowjetischer «Berater» verhaftet worden sein können. In diesem Falle befanden sie sich wahrscheinlich noch in dem betreffenden Land, und ihre Anwesenheit dort war zumindest einigen Leuten von der Sicherheitspolizei bekannt. Wie auch immer, ich war der Meinung, die Fields würden nur mit Zustimmung der Sowjetunion freikommen, und ich glaube, das Aussenministerium teilte diese Ansicht.

Welches Interesse aber konnte die Sowjetunion daran haben, die beiden festzuhalten? Alles deutete darauf hin, dass man von einer Politik der Vorbeugung ausgehen musste. Stalin misstraute der alten Garde der kommunistischen Führer, besonders jenen, die während des Krieges im Westen Zuflucht gesucht hatten. Möglicherweise wollten sie ihren eigenen Weg zum Sozialismus gehen

und nicht einfach die Führung der Sowjetunion akzeptieren – zumal das oftmals mit Handelsabkommen verbunden war, von denen diese mehr profitierte als der jeweilige Partner.

Für die Sowjetunion musste das Erscheinen Noels auf ihrer Seite des Eisernen Vorhangs ein wahres Geschenk gewesen sein. Seine Arbeit im Rahmen der Flüchtlingshilfe hatte ihn während des Krieges mit zahllosen Flüchtlingen in Kontakt gebracht, unter denen auch viele der Kommunisten gewesen waren, für die sich die Sowjets dann nach dem Krieg besonders interessierten. Und als sie Noel hatten, richtete sich ihr Interesse auch auf alle anderen Angehörigen seiner Familie – vor allem auf die, die ebenfalls für die Flüchtlingshilfe gearbeitet hatten.

Wichtig wäre also gewesen, sich an die Sowjetunion selbst zu wenden. Dies zu tun weigerte sich das Aussenministerium jedoch mit der Begründung, es gebe für eine Zuständigkeit der Russen keinen Beweis, da die Fields nun mal nicht in die UdSSR gereist seien.

Die Noten des Aussenministeriums an die Polen mögen dazu beigetragen haben, sie zu der Überzeugung gelangen zu lassen, dass es besser wäre, wenn Hermann am Leben bliebe, aber sie reichten nicht aus, sie auch dazu zu bewegen, irgendetwas zuzugeben. Und es gelang nie, die Tschechen und die Polen gegeneinander auszuspielen.

Woran lag es, dass kein entschiedenes Vorgehen möglich war? Einen Teil der Schuld daran müssen sich die Fields wohl selber zuschreiben. Hermann hatte versäumt, die amerikanische Botschaft in Warschau aufzusuchen, weshalb sein Aufenthalt in Polen nicht auch offiziell bekannt war. Herta, die sich mit ihm in Prag hatte treffen wollen, hatte vier Tage verstreichen lassen, bevor sie mir schliesslich mitteilte, dass er dort nicht eingetroffen war. Ich meinerseits hatte die amerikanische Botschaft in London sofort verständigt, und das Aussenministerium konnte daraufhin bestätigen, dass Hermanns Name auf der Passagierliste eines Flugzeuges gestanden hatte, das nach Prag geflogen war.

Als Elsie und ich – das war schon im Herbst 1949 – die Frage stellten, was getan werden könne, um die Polen zu einer Antwort zu veranlassen, hatte man uns geantwortet, praktisch nichts. Ich hatte einen Abbruch der Handelsbeziehungen zu Polen vorgeschlagen, mir aber sagen lassen müssen, das Handelsvolumen sei zu gering und den Polen werde eine Unterbrechung des Warenaustausches nicht allzuviel ausmachen. Private Kredite zudem waren nicht zu stoppen, und wenn man Privatreisen nach Polen untersage, würde das die Polen nur freuen.

Es lief im Endeffekt auf einen Interessenkonflikt zwischen uns, der Fami-

lie, und unserem Land hinaus. Ein Abbruch der Handels- und Reisebeziehungen wurde vom Aussenministerium als gegen die Interessen der Vereinigten Staaten gerichtet angesehen.

Als unser Kampf um Sanktionen erst einmal verloren war, schienen unsere Bemühungen, das Aussenministerium zum Handeln zu bewegen, lediglich noch einen Austausch höflicher Noten zu zeitigen. Dies und gelegentliche Presseberichte genügten immerhin, «den Fall am Leben zu erhalten». Und Elsie und ich waren gewillt, bis in alle Ewigkeit dafür zu sorgen, dass das auch so blieb.

Gibt es wirklich kein Recht, das helfen kann?

Es erschien uns unglaublich, dass es im 20. Jahrhundert nicht einen Rechtsgrundsatz geben sollte, um die Entlassung eines Menschen zu erreichen, der in einem anderen Land ohne Gerichtsverfahren festgehalten wurde. Nicht einmal das Haager Gericht, der Internationale Gerichtshof, schien eine geeignete Instanz zu sein. Er befasste sich nur mit Klagen eines Staates gegen einen anderen und nicht mit solchen von Einzelpersonen. Es war klar, dass die Vereinigten Staaten weder die Tschechoslowakei, die schliesslich ihre Anfrage beantwortet hatte, noch Polen, das ja noch «nachforschte», verklagen würde.

Das Rote Kreuz als internationale Institution konnte ebensowenig eingreifen, da es in Polen und in der Tschechoslowakei über keine Missionen mehr verfügte und die nationalen Organisationen staatlicher Kontrolle unterlagen. Das britische Rote Kreuz bezweifelte, ob bei politischen Fällen Auskunft erteilt werde. Wären die Fields Kriegsgefangene gewesen, hätte man vielleicht etwas für sie tun können.

Schliesslich die Vereinten Nationen. Ich wandte mich an den Generalsekretär Trygve Lie, der jedoch antwortete, er könne nichts tun. Ich versuchte, die Vereinigten Staaten dazu zu bringen, Hermanns Fall 1950 bei der Vollversammlung der Vereinten Nationen auf die Tagesordnung setzen zu lassen. Dabei unterstützten uns, Elsie und mich, auf unsere Bitte hin Hermanns Arbeitgeber in Cleveland, John Millis, der Präsident der Western Reserve University, und Herbert Hunsaker, der Dekan des Cleveland College. Ihnen schlossen sich Edmund Purves, der geschäftsführende Direktor des American Institute of Architects, und George Zook, der Präsident des American Council of Education, an.

Im November fuhren diese vier Herren nach Washington und wurden von

Unterstaatssekretär James E. Webb empfangen. Die Vereinigten Staaten waren, Webb zufolge, der Ansicht, man könne diese Angelegenheit nicht vor die Vereinten Nationen bringen. Die Vollversammlung sei auch in der Vergangenheit nicht willens gewesen, einzelne Fälle einer gegen die Regeln verstossenden Behandlung von Staatsbürgern eines Landes durch ein anderes zu erörtern, weshalb nicht sicher sei, ob man die Unterstützung anderer Delegationen finden werde. Wenn trotzdem eine Klage wegen Hermann Field erhoben werden solle, sei es dringend erforderlich, unbestreitbare Beweise zu haben. Und dann sagte Webb: «Es scheint, das verfügbare Beweismaterial ist insofern weniger als befriedigend, als nicht einmal die Frage eindeutig beantwortet ist, ob die polnische oder die tschechoslowakische Regierung für sein Verschwinden verantwortlich war.»

Wir wissen nicht, ob man genügend Unterstützung hätte bekommen können, weil kein Versuch unternommen wurde. Ich forderte, man sollte Polen und die Tschechoslowakei auffordern zu erklären, wie es dazu hatte kommen können, dass ein Mann zwischen dem Flugplatz in Warschau und dem in Prag verschwunden war. Aber die Antwort war stets dieselbe: Unzureichende Beweise!

Im November 1951 traten die Vereinten Nationen in Paris zusammen, und ich wollte es noch einmal versuchen. Es wäre das erste Mal seit 1949 gewesen, dass ich England verlassen hätte, und ich hatte Angst davor. Ich fürchtete, die Kommunisten könnten versuchen, auch mich verschwinden zu lassen, um allen weiteren Nachforschungen nach den Fields ein Ende zu machen. Ich überredete deshalb einen alten Freund der Familie, mich nach Paris zu begleiten.

Es gelang mir, mit Eleanor Roosevelt und Dr. Tobias, beide Mitglieder der amerikanischen Delegation, sowie Benjamin V. Cohen zu sprechen. Ich war Mrs. Roosevelt schon einmal begegnet, in den vierziger Jahren, als Hermann und ich sie aufgesucht hatten, um sie für die Flüchtlingshilfe zu gewinnen. Jetzt musste ich für ihn selbst bitten. Sie sagte mir, die Delegation habe keine Anweisung, unseren oder irgendeinen anderen speziellen Fall zur Sprache zu bringen. Sie hätten jedoch eine Resolution vorbereitet, in der es um die freie Ausübung aller normalen Aktivitäten, die der Pressekorrespondenten eingeschlossen, in den kommunistischen Ländern gehe. Wie ich damals vermutete, mündete die Resolution in der Aufforderung, den AP-Korrespondenten William Oatis freizulassen, der in Prag vor Gericht gestellt und verurteilt worden war.

Ich machte geltend, dass ich um sehr viel weniger bäte als die Resolution, nämlich nur darum, einen Ausländer nicht zwei Jahre ohne öffentliches Ge-

richtsverfahren im Gefängnis sitzen zu lassen. Mrs. Roosevelt seufzte und schlug vor, ich solle mich an das Aussenministerium wenden. Ich antwortete, ich hätte in den zurückliegenden zwei Jahren kaum etwas anderes getan.

Ich ging trotzdem zum Vertreter des Aussenministeriums bei den Vereinten Nationen, der mir jedoch erklärte, die Informationen reichten nicht aus, um unseren Fall im Rahmen einer öffentlichen Debatte zur Sprache zu bringen.

Mit dem Ziel, andere UN-Delegationen für unseren Fall zu interessieren, vor allem diejenigen von Ländern, die nicht am Kalten Krieg beteiligt waren, sprach ich mit Sir Benegal Rau aus Indien, der mir teilnahmsvoll zuhörte und versprach, der Sache nachzugehen. Ich hörte später, er habe von den Polen dieselbe Antwort erhalten wie die Amerikaner.

Dann sprach ich mit einer Gruppe von Pressevertretern bei den Vereinten Nationen. Die *New York Times* berichtete, dass ich mit der Bitte an Mrs. Roosevelt und Mr. Cohen herangetreten war, meinen Fall vor den Ausschuss der Vereinten Nationen für soziale, humanitäre und kulturelle Fragen zu bringen, dass jedoch beide Delegierte keine Möglichkeit gesehen hatten, dies zu tun.²

Nach meiner Rückkehr nach London schrieb ich an das Aussenministerium, dass ich der Auffassung, es könne nichts getan werden, nicht zustimme und dass, selbst wenn wir nicht sicher sein konnten, ob Hermann auf dem Flugplatz von Warschau oder dem von Prag verhaftet worden war, das Ministerium doch über hinreichende Beweise dafür verfügte, dass es bei einem ganz bestimmten Flug geschehen und sein Verschwinden ein Werk der kommunistischen Behörden sei, ob nun der polnischen, tschechoslowakischen oder sowjetischen. «Das Schweigen des Ministeriums muss andere Menschen und Länder zu der Ansicht gelangen lassen, wir hätten weniger Beweise in der Hand, als es tatsächlich der Fall ist.»³

Für den eben zitierten Satz gab es einen Grund. Ich hatte in Paris auch mit Sir Gladwyn Jebb von der britischen Delegation gesprochen, und seine erste Frage hatte gelautet, woher ich denn wisse, dass Hermann nicht aus freien Stücken verschwunden sei – so wie Maclean und Burgess. Ich hatte ihm geantwortet, ich sei vollkommen sicher, dass Hermann nicht freiwillig untergetaucht sei, woraufhin er mir die britische Unterstützung für den Fall zugesagt hatte, dass die Vereinigten Staaten die Angelegenheit zur Sprache bringen würden.

London 1952-1953

Wir halten den Fall am Leben

Im Sommer 1951 hatte ich meine Tätigkeit wieder aufgegeben, weil ich nicht mit Aufmerksamkeit dabei sein konnte. Trotzdem war ich, obwohl ich mich die meiste Zeit mit Hermanns Fall befasst hatte, nicht weit gekommen. Es war, als boxte man gegen einen Berg aus Watte, und die Sache kam einem Alptraum nahe.

Mir wurde von vielen Seiten Freundschaft und Freundlichkeit zuteil, und viele Menschen hatten Mitgefühl mit Hermann. Es war ihnen bewusst geworden, dass sich alles in erster Linie aus einer absurden Weltlage ergeben hatte, in welcher Friede nicht Friede, sondern eine Art verkappter internationaler Bürgerkrieg war. Da wurde ein Mann nicht zerstört, weil er etwas Unrechtes getan hatte, sondern weil die Welt eine andere geworden war und seine früheren Taten an gegenwärtigen Massstäben gemessen wurden.

Wie oft sah ich mir Hermanns letzte Postkarten an die Kinder an, die er im August 1949 aus Prag geschrieben hatte – mit Bildern des Hradschin und Kirschblüten und der ironischen Frage: «Habt Ihr an Mammis Geburtstag auch hübsch ‚Happy Birthday* für sie gesungen?» Und seine letzte Nachricht aus Warschau: «Wir sehen uns dann am Donnerstagabend, Liebes.» Aber jedesmal wurde mir ganz elend, und ich legte die Karten wieder weg.

Ich dachte an die unendlich vielen Frauen, deren Männer im letzten Krieg oder in Korea verschollen waren. Den Witwen war wenigstens diese Jahr um Jahr weiternagende Sorge erspart geblieben. Ihre Männer waren tot. Da war nichts mehr zu ändern, und sie mussten ihr Leben ohne sie neu aufbauen. Wie viele Jahre aber kann man mit nichts als der Hoffnung leben, ohne den Verstand zu verlieren?

Immerhin hatte ich noch meine Pflichten als Mutter. Die Jungen lebten sich in ihrem Londoner Dasein und in der Schule ein und wurden immer mehr zu kleinen englischen Jungen. Dabei hatten sie Hermann durchaus nicht vergessen. Eines Tages entdeckte ich, dass auf dem Telefonbuch in Hughs kindlicher Handschrift geschrieben stand: «Mein Vater ist ein guter Mensch. Er hat den Flüchtlingen geholfen.»

Für die Kinder hätte es sehr viel schwerer sein können, wären nicht meine Eltern gewesen, die die beiden sehr gern hatten. Mein Vater hatte unter dem Dach eine kleine Werkstatt mit Tischlerwerkzeug und einer Drehbank, und dort verschwanden die Jungen manchmal mit ihm. Alan nannte sie «die glückliche kleine Werkstatt». Die Jungen hatten auch das Hobby des «Omnibus-Sammelns», wozu gehörte, dass wir an vielen Samstagnachmittagen zu den Busbahnhöfen Londons fuhren, wo sie dann die Zulassungsnummern in kleine grüne Heftchen eintrugen, während ich mich mit einem Buch beschäftigte. Meine schönste Ablenkung war allerdings der Madrigalchor, in dem ich mit Freunden und Nachbarn sang und dem ich ein wenig gesellschaftliches Leben verdankte. Zur Zeit des Christfestes holten wir unsere Kinder zusammen und sangen Weihnachtslieder.

Viele waren mit uns der Ansicht, dass es gut wäre, «den Fall am Leben zu halten». Das bedeutete, das amerikanische Aussenministerium – entweder direkt oder durch einflussreiche Leute – immer wieder zu drängen, den Fall bei jeder sich bietenden Gelegenheit anzusprechen. Es bedeutete ausserdem, die Presse dazu zu bewegen, über die Entwicklung zu berichten. Das war in England nicht leicht, weil es ja – so der Standpunkt dort – kein britischer Fall war. Ich wurde häufig ausführlich befragt oder gab selber Presseerklärungen heraus, aber nichts geschah. Wenn ich auf irgendetwas stiess, das berichtenswert erschien, waren die Artikel immerhin stets anteilnehmend abgefasst. In Amerika sah die Sache anders aus. Dort war es zwar leichter, Publicity zu bekommen, aber das Hauptgewicht wurde dabei unweigerlich auf die schillernde Vergangenheit Noels gelegt. Weder Elsie noch ich fühlten uns berufen, über das zu urteilen, was Noel getan oder nicht getan hatte, weshalb wir uns auf den Standpunkt stellten, dass den gegen ihn erhobenen Anschuldigungen solange kein Glauben zu schenken sei, solange man ihm die Möglichkeit vorenthielt, selbst dazu Stellung zu nehmen.

Im Dezember 1951 erhielt ich den Brief eines Tschechen, der behauptete, «Field» sitze im Pankrac-Gefängnis in Prag. Wir gingen dem nach, aber die Behauptung liess sich nicht erhärten. Ich glaube auch, dass Gerüchte dieser Art

in Prag sehr weit verbreitet waren, weil immer wieder prominente Tschechen verschwanden. Karel Kreibich, auch ein «Londoner», wurde aus Moskau, wo er Botschafter war, zurückbeordert, und am 22. Januar 1952 meldete der Rundfunk, dass Ladislav Kopriva seines Amtes als Minister für öffentliche Sicherheit enthoben worden sei. Das war bemerkenswert, denn schliesslich hatte er die Position noch keine zwei Jahre innegehabt, und ausserdem war er ja derjenige gewesen, der Vilem Novy wegen dessen Verbindungen zu einem der Fields öffentlich angeprangert hatte.

In der Tschechoslowakei entwickelten sich die Dinge jetzt schnell. Schon wenig später wurde die Verhaftung Clementis' offiziell bekanntgegeben, dann die Rudolf Slanskys, des Generalsekretärs der Kommunistischen Partei und stellvertretenden Ministerpräsidenten. Slansky hatte Otto Sling und Clementis des Verrats beschuldigt und sass nun allem Anschein nach im selben Boot. Otto Sling war Hauptsekretär des kommunistischen Bezirkskomitees von Brünn, Mitglied des Parlaments und «Londoner». Seine englische Frau sass nun ohne ihn, aber mit zwei kleinen Kindern in der Tschechoslowakei fest. Bedrich Geminder, einer der Komintern-Delegierten, verschwand wenig später ebenfalls, und es liess sich nur raten, wie viele der kleineren Lichter bei dieser neuesten Wendung des Blattes inhaftiert worden waren. Es stand zu erwarten, dass es in der Tschechoslowakei irgendwann zu einem Schauprozess kommen würde. Und würde man sich dann der Fields erinnern und sie als Zeugen aufrufen?

Wir konnten nur spekulieren. Im Dezember 1951 hatte die North American News Agency (NANA) einen Bericht veröffentlicht, demzufolge Noel in Moskau im Lubianka-Gefängnis sass, aber wie sich herausstellte, liess sich diese Behauptung ebensowenig beweisen wie die, dass er in Prag sei. Man konnte allenfalls sagen, dass dieser Bericht eine gewisse Verbesserung gegenüber jenem darstellte, den dieselbe Agentur ein Jahr zuvor veröffentlicht hatte und in dem es hiess, Noel werde in der Sowjetunion «festlich bewirtet». Elsie konnte dieser Behauptung entgegen treten, aber es bestand die Gefahr, dass derartige Gerüchte über Noel immer wieder in Umlauf gebracht wurden – mit der ganz natürlichen Implikation, dass das Aussenministerium keine Zeit an seinen Fall vergeuden sollte.

Im Februar 1952 starb König Georg VI. Dean Acheson, der amerikanische Aussenminister, kam in Vertretung Präsident Trumans zu den Beisetzungsfestlichkeiten. Ich dachte, ich könnte ihn vielleicht kurz sprechen, und fuhr in die Stadt, wo ich dann in der riesigen Menschenmenge stand, die den Weg der Prozession säumte. Es war ein für London typischer grauer Tag, Tausende von

Menschen standen still am Strassenrand, und an ihnen vorbei bewegte sich unheimlich langsam und immer wieder aufgehalten der Zug, der dem Katafalk zur Paddington Station folgte.

Ich ging durch den Park zurück zum Princes Gate und hinterliess Mr. Acheson eine persönliche Nachricht, in der ich ihn um ein Gespräch bat. Einmal mehr blieb meine Bitte unbeantwortet, und als man mir das in der Botschaft eröffnete, verlor ich zum ersten Mal die Beherrschung und erlitt, noch während ich mit dem Assistenten Achesons telefonierte, einen Zusammenbruch. Wenige Augenblicke später kam der Assistent heraus, um zu sehen, wie es mir ginge, und jemand brachte einen Stuhl und ein kaltes nasses Handtuch herbei.

Sie hätten sich gar nicht fürsorglicher um mich bemühen können, aber mit Acheson konnte ich trotzdem nicht sprechen. Stattdessen sprach ich mit dem Assistenten und beschwerte mich bei ihm darüber, dass auf der diplomatischen Seite schon so lange nichts mehr unternommen worden war. Ich hinterliess einen an Acheson gerichteten Brief, in dem ich bat, Moskau auf Hermanns Fall anzusprechen – in der Hoffnung, dass sie ihn entweder entlassen würden oder dass «der Druck der Nachforschungen sie möglicherweise dazu brachte, ihn in einem der Satellitenstaaten vor Gericht zu stellen, was nach Ansicht seiner Familie einem Totgeschwiegenwerden vorzuziehen wäre». Ich schrieb ferner, es sei klar, dass die Tschechen und Polen nicht frei seien, irgendetwas zuzugeben, dass aber, wenn der Fall vor die Vereinten Nationen gebracht würde, dies «für die Frage des Schutzes ausländischer Staatsbürger und der Aufnahme von Satellitenstaaten in die Vereinten Nationen» von einiger Bedeutung sei. Ich setzte hinzu, dass ich für Hermanns Entlassung gern seine gesamten Ersparnisse – etwa 50'000 Dollar – hergeben wolle. Ich bat das Aussenministerium, in dieser Sache immer wieder bei den Kommunisten vorstellig zu werden, damit sie nicht zu dem Schluss kämen, Hermann sei «entbehrlich».

Das ganze Jahr 1952 drängten Elsie und ich das Aussenministerium, den Fall endlich in Moskau zur Sprache zu bringen. Man hatte im Sommer 1950 dort angefragt, ob sie über irgendwelche Informationen verfügten, und sie hatten die Frage verneint. Seitdem war jedoch einiges an Indizienbeweisen dafür zusammengekommen, dass die sowjetische Sicherheitspolizei die Finger im Spiel hatte. Wir versuchten nun beide, mit Botschafter George Kennan zu sprechen, bevor er sein Amt in Moskau antrat. Aber weder Elsie noch ich hatten Erfolg.

Ein Erfolg aber blieb auch Erica Wallachs Mutter, Therese Glaser, bei der Suche nach ihrer Tochter versagt. An einem sehr kalten und nassen Tag im No-

vember 1952 besuchten wir zusammen einen Gottesdienst, bei dem Otto Dibelius, Bischof der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg, predigte.¹ Frau Glaser gelang es, ihn hinterher kurz anzusprechen und um Hilfe zu bitten. Dibelius plante eine Reise nach Moskau, weshalb sie ihn bat, das Gesuch, das sie an Stalin gerichtet hatte, mitzunehmen. Am folgenden Tag erhielt der Bischof jedoch ein Telegramm aus Moskau, in dem es hiess, der Patriarch sei erkrankt und könne ihn, Dibelius, nicht empfangen.

Dass mein Bemühen, die Vereinten Nationen dazu zu bringen, für uns aktiv zu werden, einmal mehr gescheitert war, wurde mir noch schmerzlicher dadurch zu Bewusstsein gebracht, dass die amerikanische Delegation den Fall von William Oatis und die Frage der Rechte der Ausländskorrespondenten in der Tschechoslowakei sehr wohl anschnitt. Dass aber auch Personen mit Namen Field dort verschwunden waren, blieb dabei gänzlich unerwähnt. Stattdessen stellte der Delegierte Tobias abschliessend die Frage (zitiert nach der *New York Times*). «Darf ich von meinem Kollegen aus der Tschechoslowakei erfahren, was mit Mr. Clementis geschehen ist?» Und Clementis war nicht einmal amerikanischer Staatsbürger!

Im April 1952 hielten die Sowjets ihre Welthandelskonferenz in Moskau ab, zu der auch ein paar Amerikaner und Briten eingeladen waren. Elsie und ich setzten uns getrennt mit jeweils zweien der Geladenen in Verbindung und baten sie, Nachforschungen anzustellen. Ich schrieb ausserdem einen Brief an den *Manchester Guardian*², in dem ich alle, die an der Konferenz teilzunehmen gedachten, daran erinnerte, dass Hermann nach wie vor vermisst war und dass wir bei Wiederaufnahme von Geschäftsreisen in die Sowjetunion einen besseren Schutz für die Reisenden brauchten. Ich hoffte, die Sowjets würden diesen Brief wie auch die Telegramme, die wir nach Moskau schickten, zu Gesicht bekommen und ihnen würde unser Fall auf diese Weise ins Gedächtnis zurückgerufen. Kurz darauf schickte ich ein Gesuch an Stalin selbst, in dem ich ihn ganz schlicht um seine Hilfe bat, und veröffentlichte es ebenfalls. Es gab keine Reaktionen. Diese Vorstösse erfolgten im übrigen alle nach eingehender Diskussion in der Botschaft, die sie manchmal für sinnlos hielt, sonst aber meinte, schaden könnten sie auch nicht.

Bei den Botschaften der Tschechoslowakei und Polens in London unternahm ich keinen zweiten Versuch. Von der polnischen Botschaft hatte ich nie eine Antwort auf meine Anfrage erhalten, und sowohl der tschechische Botschafter in London, den ich 1950 aufgesucht hatte, als auch sein Kollege in Washington waren inzwischen nach Prag zurückgerufen worden.

Der Sommer des Jahres 1952 ging dahin, ohne dass es uns gelungen war, an der diplomatischen Front irgendwelche Fortschritte zu erzielen, weshalb wir das Aussenministerium erneut aufforderten, den Fall Field auf die Tagesordnung der nächsten Vollversammlung der Vereinten Nationen setzen zu lassen.

Endlich die grosse Schau

Im Herbst 1952 erhielten wir endlich einen Hinweis. Am 20. November klingelte das Telefon, und ein Presseemann teilte mir mit, Rudolf Slansky solle in Prag wegen Landesverrats vor Gericht gestellt werden.³ Er diktierte mir die Namen aller Mitangeklagten, und plötzlich waren die Verschwundenen wieder da: Slansky, Geminder, Frejka, Frank, Clementis, London, Loebel, Margolius, Sling, Simone und Fischl. Die Männer, die sich während des Krieges in London aufgehalten hatten. Dazu Reicin, Svab und auch Hajdu, der seinerzeit in seiner Eigenschaft als stellvertretender Aussenminister behauptet hatte, die Fields seien nicht in der Tschechoslowakei.

Da kommt die grosse Schau, dachte ich. Das hatten sie vorgehabt, die Führung der tschechoslowakischen Kommunistischen Partei auszuschalten. Für uns war jetzt die Frage, ob sie die Fields als Zeugen aufrufen würden. Der Gedanke, unsere Familie könnte dazu dienen, einen Haufen Lügen als wahr zu bestätigen, war erschreckend. Trotzdem glaubte ich, dass darin unsere grösste Hoffnung lag. Wenigstens konnten die Tschechen dann nicht mehr behaupten, nichts vom Verbleib der Brüder zu wissen. Aber wenn man die Fields beim Prozess als Zeugen benutzte, dann würde man auch sie als Spione verurteilen müssen.

Auf die Bestätigung, dass die Fields genannt werden sollten, brauchte ich nicht lange zu warten. Noch am selben Tag wurde die Anklageschrift in voller Länge veröffentlicht, und Hermann und Noel waren als Spione genannt. Der Prozess wurde dann von Radio Prag übertragen und diese Sendung von der BBC aufgezeichnet.

Die Anklageschrift folgte im Grossen und Ganzen den Anschuldigungen, die schon 1949 in Ungarn gegen Rajk und andere erhoben worden waren. Es war klar, dass die mysteriösen «titoistischen Verschwörer» in der Tschechoslowakei, von denen beim Rajk-Prozess nur Pavlik genannt worden war, jetzt identifiziert waren. Es hatte lange gedauert, bis man entdeckte, dass alle diese Tschechoslowaken ebenfalls Verräter waren.

Slansky musste an den Rajk-Prozess geglaubt haben. Er hätte es wahrscheinlich nicht sehr ernst genommen, wenn jemand ihm damals gesagt hätte, er selber werde in drei Jahren der Rajk der Tschechoslowakei sein! Man hatte sich Zeit gelassen, die Angeklagten einzusammeln und den einzelnen Teilbereichen der tschechoslowakischen KP die Führungsspitze zu nehmen, um die Möglichkeit einer wirkungsvollen Revolte auszuschliessen.

Jetzt endlich traten die Beschuldigten wieder in Erscheinung, nachdem sie zum Teil jahrelang in ihren Gefängniszellen hatten warten müssen. Aus dem Aussenministerium war Eugen Loebel dabei, der die Kriegsjahre in England verbracht und nach dem Krieg für die Kommunisten Handelsabkommen abgeschlossen hatte, um dann im Herbst 1949 in der Versenkung zu verschwinden. Aus seinem Ministerium war ihm Rudolf Margolius in die Bedeutungslosigkeit gefolgt.

Dann war da die Gruppe der Mitarbeiter des Aussenministers Vladimir Clementis, der in die Heimat zurückgekehrt und in die Falle gegangen war, der ein Jahr lang in einer Bank gearbeitet hatte und erst dann verhaftet worden war, zusammen mit Artur London und Vavro Hajdu.

Das Aufräumen hatte auch noch andere Ministerien erfasst, die weniger stark mit der Aussenwelt verbunden waren. Das Finanzministerium steuerte zum Kreis der Beschuldigten Otto Fischl bei, seinen ehemaligen stellvertretenden Minister, das Verteidigungsministerium seinen früheren stellvertretenden Minister, General Bedrich Reicin. Schwerwiegend war der Verlust von Ludvik F rejka, dem ehemaligen Chef der Wirtschaftsabteilung des Präsidialamtes. Frejka, auch ein «Londoner», war ein prominenter Wirtschaftsexperte und einer der Männer, die in der Tschechoslowakei für den Übergang vom demokratischen Kapitalismus zur sozialistischen Planwirtschaft zuständig gewesen waren.

Das auffallendste war, dass die Angeklagten keine geschlossene Gruppe bildeten. Slansky war noch Sekretär der tschechoslowakischen KP gewesen, als Loebel und Novy des Verrats bezichtigt wurden, und er hätte das Verfahren gegen sie ohne Frage höchst gleichmütig verfolgt. Aber jetzt sass er selbst, ehemals Vizepremier, neben Loebel auf der Anklagebank. Und neben ihm Bedrich Geminder, die sogenannte «graue Eminenz», früher Leiter der Auslandsabteilung des KP-Sekretariats und einer der tschechoslowakischen Kominform-Delegierten. Er hatte zweifellos eine Rolle beim Ausschluss Titos gespielt. Ausserdem Joseph Frank, Slanskys Stellvertreter, und Otto Sling, Parteisekretär des Bezirks Brünn und nebenbei auch für Parteikader verantwortlich. Was

sie verband, war, dass sie alle an einflussreicher Stelle tätig gewesen waren und ihr Leben in den Dienst des Kommunismus gestellt hatten.

Schliesslich sass auch noch Andre Simone, früher Redaktionsmitglied von *RudePravo* und ein «Westler», auf der Anklagebank. Beim Prozess hiess es, sein richtiger Name laute Otto Katz, und er sei «ein internationaler Spion, ein Zionist und Trotzkiist».

Die Krönung war, dass auch Karel Svab zu den Beschuldigten gehörte. Er war stellvertretender Minister für nationale Sicherheit gewesen und der Mann, der die Ermittlungen gegen die früher verhafteten Parteigenossen geleitet hatte. Wahrscheinlich hatte er die Verhaftung etlicher seiner jetzigen Mitangeklagten veranlasst. Ihm warf man vor, keine ordentliche Arbeit geleistet zu haben. Ich sah es anders: Er wusste zuviel.

Die Anklage bezichtigte die Beschuldigten, als Trotzkiisten, Titoisten, Zionisten, bürgerliche Nationalisten oder eine Verbindung von allem ein Zentrum der Verschwörung gegen den Staat gebildet zu haben. Sie hätten dies im Auftrag der westlichen Geheimdienste getan, und ihr Ziel sei es gewesen, die Volksdemokratie in der Tschechoslowakei zu liquidieren, den Kapitalismus wiederherzustellen und das Land von der befreundeten Sowjetunion weg ins imperialistische Lager hinüberzuziehen, damit es dort seine Souveränität und Unabhängigkeit verlieren würde. Zu diesem Zweck hätten die Angeklagten das Regime unterminiert, den Aufbau des Sozialismus behindert, die Wirtschaft geschädigt, Spionage getrieben sowie die Einheit des tschechoslowakischen Volkes und die Verteidigungsfähigkeit der Republik geschwächt.

Man fragte sich, wie es die Tschechoslowakei geschafft hatte, dies alles zu überstehen. Aber schliesslich waren solche Prozesse ja primär für die eigene Bevölkerung bestimmt. Der Wirrwarr der unzähligen Einzelheiten und die ständige Wiederholung der Hauptthese in den Geständnissen der Angeklagten bewirkten, dass der einfache Bürger zu der Auffassung gelangte, an dem allen müsse doch etwas dran sein. Wie konnte man von ihm erwarten, dass er wusste, was seine Führer vor vielen, vielen Jahren dort in London getan hatten?

Der Prozess hatte auch eine antisemitische Seite. Alle Angeklagten ausser Clementis, Frank und Svab waren – und sei es teilweise – jüdischer Herkunft. Das wurde auch hervorgehoben und darauf der Vorwurf des Zionismus aufgebaut, der wiederum in Einklang mit der Gegnerschaft der Sowjetunion gegen die israelische Aussenpolitik stand. Man unterstellte, dass diese Männer trotz der vielen Jahre der Hingabe an die Sache des Kommunismus keine patriotischen Tschechoslowaken waren.

Die Fields sollten beim Slansky-Prozess eine nicht eben geringe Rolle spielen. Wie schon beim Rajk-Prozess wurde Noels Arbeit für das *Unitarian Service Committee* während und nach dem Krieg als bloße Tarnung interpretiert, die ihm angeblich die Anwerbung von Agenten für das *Office of Strategic Services (OSS)* des Allen Dulles ermöglicht hatte. Dieses Thema wurde nun dadurch erweitert, dass man Hermann eine parallele Rolle zuwies – seine Tarnung war die Arbeit für das britische Flüchtlingskomitee gewesen, das sich um die Flüchtlinge aus der Tschechoslowakei gekümmert hatte.

In der Anklageschrift hiess es ferner, die US-Imperialisten hätten sich eine Ausgangsbasis für den Dritten Weltkrieg schaffen wollen, und die amerikanischen, britischen und französischen Geheimdienste hätten – schon vor dem Krieg – zu diesem Zweck in der Tschechoslowakei ihre Netzwerke aufgebaut. «Von Ende 1938 an in London und danach in Krakau war das sogenannte British Committee, später als Trust Fund bekannt, unter dem Vorwand, tschechoslowakischen und anderen Flüchtlingen zu helfen, als bedeutender anglo-amerikanischer Spionagedienst tätig... Diese Aktivitäten wurden von Hermann Field und später von seinem Bruder Noel Field, beide engste Mitarbeiter von Allen Dulles, geleitet...»

Die Anschuldigung war absurd, da weder Hermann je etwas mit Allen Dulles oder dem OSS noch Noel je etwas mit dem britischen Flüchtlingskomitee zu tun gehabt hatte.

Ich wusste genug über das Flüchtlingskomitee, denn ich hatte seit seiner Gründung im Jahr 1938 bis zu meiner Heirat und Übersiedlung in die Vereinigten Staaten dort gearbeitet. Das Komitee war 1938 kurz nach Unterzeichnung des Münchner Abkommens, in dem die sudetendeutschen Gebiete der Tschechoslowakei an Deutschland abgetreten wurden, gegründet worden. Meine Aufgabe war es damals, für die Flüchtlinge aus der Tschechoslowakei in England Unterkünfte zu finden. Teilweise wurde die Unterbringung von uns an örtliche Freiwilligengruppen delegiert, teilweise hatten wir unsere eigenen Wohnheime. Bei meinem Ausscheiden aus dem Komitee war ich Leiterin der Abteilung und für dreitausend Flüchtlinge zuständig.

Als im März 1939 die Tschechoslowakei von den Deutschen besetzt wurde, kamen zu den Spenden aus der britischen Öffentlichkeit Beiträge aus einem britisch-tschechischen Darlehen hinzu, das für die Flüchtlingsbetreuung vorgesehen war. Diese Regierungsgelder führten dazu, dass aus dem Komitee der offiziellere *Czech Refugee Trust Fund* wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und der kommunistischen Machtübernahme

im Februar 1948 setzte eine neue Emigrationswelle ein, denn viele Tschechoslowaken, die nach Hause zurückgekehrt waren, um die Demokratie aufbauen zu helfen, konnten ein Leben unter den Kommunisten nicht akzeptieren und verliessen erneut das Land. Die Büros des *Trust Fund* existierten noch und konnten diesen Menschen erneut behilflich sein. Beim Slansky-Prozess wurde der *Trust Fund* deshalb beschuldigt, die «verräterischen Emigranten der Nach-Februar-Zeit» unterstützt zu haben.

Die Anklageschrift des Slansky-Prozesses, die zu Beginn der Verhandlungen im Rundfunk verlesen wurde, fasste alle Beweise zusammen, die die Beschuldigten in ihren Selbstbeichtigungen geliefert hatten. Zweifellos waren auch die einzelnen Urteile schon im Voraus festgelegt worden – der Tod für alle ausser Loebel, Hajdu und London. So wurden elf hochrangige Kommunisten ausgeschaltet, was drastische Veränderungen in der tschechoslowakischen Kommunistischen Partei und in der Regierung rechtfertigte.

Während Beobachter im Westen diese Schauprozesse, deren Muster durch die früheren Prozesse in der Sowjetunion vorgegeben war, als das erkennen konnten, was sie waren, müssen sie für die Familien der Angeklagten ein schreckliches Dilemma bedeutet haben. Die Frauen waren loyale Kommunistinnen, und sie mussten nun mit anhören, wie ihre Männer sich selbst beschuldigten, Verrat geübt zu haben. Mussten sie glauben, auch hintergangen worden zu sein, oder beteiligten sie sich unter dem Druck der Selbsterhaltung an der Denunziation?

Selbst die Kinder gerieten in diese Zwickmühle. Die ostdeutsche Nachrichtenagentur ADN berichtete, der Sohn eines der Angeklagten habe an den Gerichtshof geschrieben und für seinen Vater die Todesstrafe gefordert, den er als «Kreatur, die es nicht verdient, Mensch genannt zu werden» bezeichnete. Er habe auch verlangt, dass man seinem Vater diesen Brief zeige. Ob dieses Verhalten nun einem echten Gefühl entsprang oder vielleicht der Tatsache, dass er als Sohn eines Verräters verhöhnt worden war, so oder so war es schrecklich.

Ich war wenigstens frei und konnte für Hermann antworten. Nachdem ich die Anklage gelesen hatte, gab ich am 21. November die folgende Presseerklärung heraus:

«Mit Bezug auf die Brüder Field und das Verfahren gegen Slansky und andere in Prag möchte ich feststellen, dass mein Mann, Hermann Field, nie an irgendeiner Form von Spiongearbeit beteiligt gewesen ist. Die tschechische Regierung hat in mehr als drei Jahren keinerlei Vorwürfe ge-

gen die Familie Field erhoben. Noel Field wurde am 12. Mai 1949 in Prag und Hermann Field am 22. August 1949 bei seiner Reise mit Czech National Airlines von Warschau nach Prag verhaftet. Es bedeutet einen ungeheuerlichen Verstoss gegen die Menschenrechte, wenn amerikanische Staatsbürger derart festgehalten und ihre Namen ungerechtfertigterweise benutzt werden, Staatsbürger des Landes, indem sie gefangengehalten werden, zu verurteilen ...»

Vor der Veröffentlichung legte ich den Text dem Ersten Sekretär der amerikanischen Botschaft vor, der meinte, es sei klüger, die Erklärung nicht herauszugeben, denn wenn die Kommunisten die Fields zur Verurteilung ihrer eigenen Leute benutzten, würden sie sie vielleicht danach ohne Prozess freilassen – soweit dies ohne Gesichtsverlust möglich war.

Aber ich leitete die Erklärung an die Presse weiter. Die Zeitungen machten allerdings nichts Grosses daraus, denn ausser den Kommunisten selber nahm niemand die tschechoslowakischen Spionagevorwürfe ernst.

Ich war von den persönlichen Tragödien, die der Slansky-Prozess mit sich brachte, tief beeindruckt. An Otto Seurig zum Beispiel, der mit einer englischen Frau verheiratet war und mehrere Kinder hatte, konnte ich mich aus seiner Zeit in England gut erinnern. Er war ein sehr korpulenter Mann gewesen. Im Gefängnis war er so abgemagert, dass ihm sein Anzug viel zu gross geworden war. Ein Augenzeuge berichtete, dass er bei der Verkündung des Todesurteils seine Hose habe herunterrutschen lassen. Mir kam das wie ein letzter Versuch vor, der Welt zu sagen, welcher Farce sie zugehen hatte.

Hermann als Spion und seine Arbeit für die Flüchtlinge derart dargestellt zu sehen, war ein Schock. Während der acht Tage des Verfahrens wartete ich darauf, dass man ihn in den Zeugenstand rufen würde, war aber nicht sonderlich überrascht, als weder er noch sein Bruder Noel aufgerufen wurde. Es war ja auch gar nicht erforderlich, denn wer unter den Kommunisten konnte den Vorwurf, ein Amerikaner sei per se ein Spion, in Frage stellen?

Im Verlauf des Verfahrens wurden auch noch andere «Spione» erwähnt, Leute, die entweder ebenfalls für das Flüchtlingskomitee gearbeitet hatten oder in jüngster Vergangenheit in der Tschechoslowakei gewesen waren. Unter ihnen waren Godfrey Lias, Korrespondent des *News Chronicle*, und Konni Zilliacus, britischer Parlamentsabgeordneter und lange Jahre Mitglied der Labour Party, zu jenem Zeitpunkt aber parteilos. Zilliacus war, glaube ich, der Einzige,

der sich die Mühe machte, in einer Rundfunksendung zu den gegen ihn erhobenen Vorwürfen Stellung zu nehmen. Ich bat das Aussenministerium zu dementieren, dass Hermann je Agent des OSS gewesen war, aber das Ministerium unternahm nichts dergleichen. Ich war inzwischen allerdings auch zu der Ansicht gelangt, dass ein solches Dementi nicht mehr viel geändert hätte.

Vilem Novy, seit 1949 inhaftiert, aber meines Wissens nie vor Gericht gestellt, wurde als Zeuge der Anklage benutzt. Das führte von Hermann weg. Auf Karel Markus, ebenfalls 1949 verschwunden, wurde nur Bezug genommen. Dem Eingeständnis am nächsten, dass man die Fields in der Tschechoslowakei festhielt, kam ein anderer Zeuge der Anklage, nämlich Oswald Zavodsky, ein früherer Mitarbeiter der Sicherheitspolizei STB. Er sagte: «Als Noel Field vernommen wurde, konnte seine Verbindung zu [Artur] London zweifelsfrei festgestellt werden.» Und auch Karel Svab bezog sich in seinem Geständnis auf «jene, die von Field und Pavlik als Agenten genannt worden waren».

Angesichts dieser Hinweise darauf, dass die Kommunisten selber von der Verhaftung wussten, drängten Elsie und ich das Aussenministerium erneut, die tschechische Regierung auf den Fall anzusprechen. Ich ging am 24. November – der Prozess in Prag lief noch – zur Botschaft, weil ich meinte, dass man schnell handeln müsse, wenn man von den Tschechen ernst genommen werden wollte. Ich wies daraufhin, dass sich die Anklage gegen Svab auf «jene, die von Field und Pavlik als Agenten genannt worden waren» bezogen habe und dass die Staatsanwaltschaft deshalb den Aufenthaltsort Fields kennen müsse. Ich schickte darüber hinaus Telegramme an Aussenminister Acheson und einige Kongressabgeordnete und bat um Unterstützung, während Elsie dem Aussenministerium in Washington einen weiteren Besuch abstattete.

Wie üblich mahnten die offiziellen Mühlen langsam, und ich wurde zunehmend ungeduldiger. Ich bat bei der Botschaft um ein Gespräch mit Minister Holmes und ging vor Wut kochend hin, um Krach zu schlagen. Er nahm mir den Wind aus den Segeln, indem er ankündigte, Washington werde tatsächlich eine entsprechende Note nach Prag schicken. Er bat mich, das für mich zu behalten, denn wenn es vor Überreichung der Note bekannt würde, könne es den möglichen Erfolg gefährden.

Ich hatte immer Mühe, den wahren Grund für die Unwilligkeit des Aussenministeriums, seine Demarchen öffentlich bekanntzumachen, herauszubekommen. Nachdem nun die erwähnte Note überreicht worden war, warf ich erneut die Frage einer Veröffentlichung auf, aber das Ministerium war noch immer nicht dazu bereit. Vielleicht rechnete man mit einer Abfuhr und wollte in einem

solchen Fall dem ganzen keine entschiedenere Massnahme folgen lassen, weil man glaubte, dass die Tschechoslowakei zu diesem Zeitpunkt nur durch äusserste Schritte dazu veranlasst werden könnte, die Fields herauszugeben. Die Ansicht des Ersten Botschaftssekretärs, die Fields würden vielleicht ohne Gerichtsverhandlung freigelassen werden, wenn ein Gesichtverlust vermieden werden könne, sollte sich in der Tat als prophetisch erweisen.

Das Aussenministerium liess seinen Noten nur selten Publizität zuteil werden. Das machte meine Zusammenarbeit mit der Presse einigermassen schwierig. Da mir alles daran gelegen sein musste, dass das Ministerium nicht das Interesse an dem Fall verlor, konnte ich mich seinen Wünschen nicht gut widersetzen. Gleichzeitig aber wollte ich natürlich auch das Interesse der Presse wachhalten, was schwer war, wenn ich nicht gelegentlich etwas Neues zu bieten hatte.

Die amerikanische Note von Anfang Dezember 1952 ging auch auf die Bemerkungen Svabs und Zavodskys ein. Das Ministerium schrieb, der Schluss sei «zwingend», dass die Fields vernommen worden seien, während sie sich im Gewahrsam der Tschechen befunden hätten. Angesichts dieser Enthüllungen verlange die amerikanische Regierung eine Antwort auf die Frage, mit welcher Begründung man die genannten amerikanischen Staatsbürger festhalte.

Die Regierung der Tschechoslowakei beantwortete die Note nicht sofort, und das Aussenministerium wollte ihren Wortlaut nach wie vor nicht veröffentlichen, um den möglichen Erfolg nicht zu gefährden. Die Presse zeigte sich jedoch sehr interessiert, weshalb man sie schliesslich über die wesentlichen Punkte informierte.

Elsie und ich drängten Washington, die Sache weiter zu verfolgen, aber es geschah erst einmal wiederum gar nichts. Wir befanden uns allerdings gerade in einer sehr unangenehmen «Zwischenzeit»: Die November-Wahlen hatten stattgefunden, und Dwight D. Eisenhower war Präsident geworden. Das Ministerium wartete auf die Amtsübernahme des neuen Aussenministers, die im Januar 1953 erfolgen sollte. Vielleicht waren die Aussichten auf Erfolg danach wieder grösser.

Botschafter Wadsworth in Prag erhielt Ende Januar 1953 immerhin vom tschechischen Aussenminister Siroký eine mündliche Antwort. Siroký sagte, ihm sei nicht bekannt, dass sich an der im April 1951 vertretenen Position etwas geändert habe – da hatten die Tschechen bestritten, Kenntnis vom Verschwinden der Fields zu haben. Siroký meinte, die damalige Antwort habe auf der konkreten, unzweifelhaft feststehenden Tatsache beruht, dass keiner der Brüder

je in der Hand der tschechoslowakischen Behörden gewesen sei. Eine offizielle Note werde noch folgen, aber sie könne «nichts Neues enthalten».

Diese Erklärung Sirokÿs war aussergewöhnlich. Sie kam dem Eingeständnis gleich, dass eine grosse Zahl von tschechoslowakischen KP-Führern unter Rückgriff auf Beweismaterial, das die tschechischen Ankläger nicht selbst beigebracht hatten, verurteilt und gehenkt worden waren. Obwohl die Fields nicht die einzigen «Spione» waren, deren Namen beim Slansky-Prozess gefallen waren, war die Annahme, dass es sich bei ihnen um Spione handelte, in vielen Fällen für die Anklage von entscheidender Bedeutung. War sie für die Tschechen nicht von solcher Wichtigkeit, dass sie den Wunsch gehabt hatten, diese Hauptzeugen einmal selbst ins Kreuzverhör nehmen zu können? Wir sahen uns jedenfalls in der Meinung, die wir uns im Laufe dieser Jahre gebildet hatten, bestätigt, nämlich dass es die Sowjetunion war, die bei diesen Säuberungen die Fäden in der Hand hielt.

Wie es sich ergab, hatten die Tschechen erst kürzlich vor den Vereinten Nationen Klage gegen die «Einmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten» durch die USA geführt. Dieser Vorstoss richtete sich gegen das neueste, vom Kongress verabschiedete Gesetz, mit dem Gelder zur Unterstützung der politischen Opposition gegen die kommunistischen Regime bereitgestellt wurden. Ich wies das Aussenministerium darauf hin, dass die Erklärung der tschechoslowakischen Regierung, sie wisse nichts über unsere Familienangehörigen, überaus geeignet sei zu zeigen, dass sich die Sowjetunion in die inneren Angelegenheiten der Tschechoslowakei einmische. Aber die Vereinigten Staaten weigerten sich auch bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit wieder, unseren Fall bei den Vereinten Nationen vorzutragen.

Anders als beim Rajk-Prozess wurden beim Verfahren gegen Slansky die Prozessakten nicht sofort in Buchform und in englischer Sprache veröffentlicht. Elsie und ich waren bestrebt, uns kein auch noch so geringfügiges Beweismaterial entgehen zu lassen, und verglichen verschiedene Übersetzungen der Prozessunterlagen. Vor allem suchten wir nach den amtlichsten Formulierungen für die verschiedenen Hinweise darauf, dass man die Fields gefangen hielt.

Ich nahm die Dienste eines tschechischen Übersetzers in Anspruch und sah mit ihm die täglich in *Rude Pravo* erscheinenden Berichte durch. Interessanterweise zeigte sich, dass alle Hinweise darauf, dass die Fields festgehalten wurden, und die Bezugnahmen auf das, was sie «gesagt» hatten, herausgestrichen

worden waren. Das konnte aber nichts daran ändern, dass sie in den ursprünglichen Rundfunkberichten über das Verfahren enthalten gewesen waren.

Der amerikanische Geschäftsmann Robert Vogeler, der nach Hermann verhaftet worden war, war jetzt schon seit zwei Jahren wieder frei. Seine Stelle hatte William Oatis eingenommen, dessen zwei Jahre inzwischen fast abgelaufen waren. Der tschechoslowakische Präsident Gottwald war gestorben und Zapotocky sein Nachfolger geworden. Präsident Eisenhower erinnerte die Tschechen in seinem offiziellen Glückwunschsreiben daran, dass sich die Handelsbeziehungen mit den Vereinigten Staaten verbessern liessen, wenn man Oatis die Ausreise gestattete – und kurz darauf konnte dieser nach Hause zurückkehren. Die Tschechen behaupteten zwar, die Freilassung sei die Antwort auf das Gesuch von Frau Oatis an Gottwald aus dem vergangenen Jahr, aber das fand ich nicht sehr überzeugend. Warum hatte die Sache dann ein ganzes Jahr gedauert?

Die amerikanische Note zum Fall der Brüder Field, zu der der Slansky-Prozess den Anlass gegeben hatte, war noch immer nicht beantwortet worden, weshalb ich an Präsident Eisenhower und die Vorsitzenden der ausserpolitischen Ausschüsse des Senats und des Repräsentantenhauses schrieb und sie ersuchte, dafür Sorge zu tragen, dass das Aussenministerium seine die Tschechoslowakei betreffenden Restriktionen nicht schon wieder lockere, weil Oatis freigekommen war. «Ich kann nicht einsehen, dass die Vereinigten Staaten der Tschechoslowakei Vergünstigungen beim Handel und auf anderen Gebieten einräumen, solange die tschechische Regierung die amerikanischen diplomatischen Vorstösse zugunsten amerikanischer, noch in kommunistischen Gefängnissen sitzender Staatsbürger keinerlei Beachtung schenkt.» Wir waren der Ansicht, die Tschechoslowakei sollte erst einmal die Note des Aussenministeriums beantworten.

Trotzdem hob das Ministerium die Handelsbeschränkungen auf, weil diese, wie es sagte, im Rahmen der vom Kongress verabschiedeten Resolution beschlossen worden seien, in der es hiess: «Alle Handelsbeziehungen mit der Tschechoslowakei sollten sofort eingestellt und erst dann wieder aufgenommen werden, wenn die Regierung der Tschechoslowakei William N. Oatis die Freiheit wiedergibt.»

Das unterstrich, welche Bedeutung bei Fällen dieser Art Sanktionen zukam. Wir waren jedoch dadurch benachteiligt, dass wir nicht zweifelsfrei hatten angeben können, welches Land die Fields festhielt- und vielleicht auch dadurch, dass wir in den Vereinigten Staaten über weniger Einfluss verfügten. Eine einzelne Universität konnte weder mit der Geschäftswelt, repräsentiert durch die

IT&T, noch mit der internationalen Bruderschaft der Pressekorrespondenten mithalten.

In jenem Frühjahr 1953 hatte ich in London mit dem stellvertretenden Aussenminister Merchant gesprochen. Das Ministerium sagte daraufhin zu, unseren Fall erneut zu überprüfen, und es kam am 22. Juni in Prag zu einem weiteren Gespräch zwischen Botschafter Wadsworth und dem tschechischen Aussenminister Siroký. Bei dieser Gelegenheit sollte, so wurde berichtet, Siroký sehr viel freundlicher gewesen sein.

Inzwischen war Stalin gestorben, und im Juli weilte Charles Bohlen, unser neuer Botschafter in Moskau, in den Vereinigten Staaten. Sowohl Elsie als auch ich bemühten uns vergeblich um ein Treffen. Wir forderten ihn auf, den Fall in Moskau anzusprechen, aber Bohlen hielt den Zeitpunkt für nicht geeignet.

Im Juli 1953 wurde Lawrentij Berija, der Chef des MWD, der sowjetischen Sicherheitspolizei, seines Postens enthoben, was uns, wie mir schien, ganz neue Möglichkeiten eröffnete. Die Tatsache, dass Berija in Ungnade gefallen war, konnte immerhin auf eine Revision der bisherigen Politik deuten. Vielleicht würde die Sowjetunion, wenn man jetzt an sie heranträte, ihre Haltung des Jahres 1950 überprüfen.

Elsie hatte sich derweil an die Washingtoner Anwaltskanzlei Martin, Ansberry und Henderson gewandt und sie angewiesen, im Lichte der neuesten Entwicklungen darauf hinzuwirken, dass der Fall jetzt endlich in Moskau zur Sprache gebracht würde.⁴ Aber im August antwortete das Aussenministerium, es habe die Botschafter in Moskau und Prag konsultiert und sei «nach sorgfältiger Prüfung» zu dem Schluss gelangt, dass «ein neuerliches Herantreten an die sowjetische Regierung zur Zeit dem Zweck nicht dienlich» sein könne.

Meine Verzweiflung wurde immer grösser. Die im Zusammenhang mit dem Slansky-Prozess in der Tschechoslowakei unternommenen Vorstösse hatten noch immer kein Ergebnis gezeitigt. Für uns war jedoch das entscheidende Kriterium inzwischen schon gar nicht mehr, ob eine Aktion möglicherweise zu Resultaten führte, sondern einzig und allein, ob sie irgendwelchen Schaden anrichten konnte. Als die Botschafter Bohlen und Wadsworth im September 1953 zu Konsultationen mit dem Aussenministerium nach Wien gerufen wurden, ersuchte ich sie deshalb erneut, bei den Sowjets einen entsprechenden Vorstoss zu unternehmen. Ich wusste, dass sie der Ansicht waren, die Sowjetunion würde nach wie vor alle Verantwortung von sich weisen, und regte deshalb ein anderes Vorgehen an: Sicherlich würde die Sowjetunion nicht behaupten wol-

len, die Tschechoslowakei hätte die Fields nicht in ihrer Gewalt, waren diese ja doch von so grosser Bedeutung für den Slansky-Prozess gewesen. Würden sie, die Sowjets, freundlicherweise ihre guten Beziehungen nutzen und die Tschechen veranlassen, die Fields beizubringen?

Vielleicht war es ein Ergebnis dieser Bemühung, dass Botschafter Wadsworth erneut an die Tschechen herantrat, und dass Botschafter Bohlen dem Aussenminister der Sowjetunion eine persönliche Nachricht zukommen liess, in der er, wie er schrieb, angefragt habe, ob «die sowjetische Regierung uns irgendeine Information bezüglich Ihres Mannes, seines Bruders und seiner Schwägerin geben» könne.

Botschafter Bohlen vertrat die Auffassung, die Verhaftung Berijas mache es nicht wahrscheinlicher, dass wir eine ermutigendere Auskunft erhalten würden als im Jahr 1950, und er sollte recht behalten. Im Januar 1954 teilte er mir mit, Aussenminister Gromyko habe ihm geantwortet und festgestellt: «Die dafür zuständigen sowjetischen Behörden verfügen über keine Informationen bezüglich des Verbleibs der erwähnten Personen.» Es erschien wirklich bemerkenswert, dass sich die Sowjetunion angesichts der Tatsache, dass die Fields ja in dem Ruf standen, amerikanische Spione zu sein, keinerlei Mühe gemacht haben wollten, etwas über sie herauszufinden!

Was die Tschechen anbetraf, so erklärten sie im November 1953, sie könnten «dem, was der Botschaft bereits mitgeteilt wurde, nichts hinzufügen». Und so kamen sie mit den im Slansky-Prozess gegebenen Hinweisen durch – und unsere ein Jahr währenden Bemühungen, sie endlich festzunageln, waren umsonst.

Das Aussenministerium hatte stets versichert, es könne mehr tun, wenn es zuverlässigere Beweise habe. Vielleicht gäbe es Leute, die Hermann gesehen hätten und die später dann freigekommen wären – möglicherweise wüssten sie Genaueres? Man teilte uns auch mit, dass die amerikanischen Posten überall in Europa auf den Vorgang aufmerksam gemacht worden seien. Wir gingen daraufhin einzelnen Fällen nach. Elsie suchte Robert Vogeler und William Oatis auf, und ich besuchte im März 1954 John Hvasta aus New Jersey, dem die Flucht aus einem tschechoslowakischen Gefängnis gelungen war. Aber niemand konnte uns helfen.

Wir hatten uns sehr früh schon auch an das Rote Kreuz gewendet, auch das ohne Ergebnis. Im Januar 1954 nahm ich den Faden wieder auf und bat das britische Rote Kreuz darum, seine Schwesterorganisation in Deutschland zu ersuchen, allen Informationen, die aus der Sowjetunion zurückkehrende Kriegsgefangene mitbrachten, besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Ausserdem bat ich, die Sache auch beim sowjetischen, polnischen und tschecho-

slowakischen Roten Kreuz zur Sprache zu bringen. Über die Liga der nationalen Rotkreuzverbände in Genf schickte ich zudem an das polnische und das tschechoslowakische Rote Kreuz ein die «vermissten Personen» betreffendes Memorandum. Ich erhielt keine Antwort.

Immerhin stellte sich bei einer Konferenz des Internationalen Roten Kreuzes im Mai 1954 in Oslo heraus, dass die zu einem früheren Zeitpunkt schon einmal an das polnische Rote Kreuz gerichtete Anfrage dort tatsächlich eingegangen war. Man hatte auch Nachforschungen angestellt, aber «die in Polen befragten Personen hatten dem polnischen Roten Kreuz nicht mit irgendwelchen Informationen zu diesem Fall dienen können». Die Polen hatten entweder Angst gehabt oder waren nicht in der Lage gewesen, das nach Genf zu melden.

Man teilte mir jedoch mit, der polnische Delegierte habe bei der Konferenz in Oslo meine persönliche, an Hermann gerichtete Botschaft in Empfang genommen und zugesagt, sie nach Warschau mitzunehmen. Sie hat Hermann nie erreicht. Ich schickte einen weiteren Brief über das sowjetische Rote Kreuz, aber auch der erreichte Hermann nicht. Im Grunde genommen wollten wir auch nur die Behauptung des Roten Kreuzes, man sei der Sicherheitspolizei gegenüber völlig machtlos, überprüfen, und konnten feststellen, dass sie stimmte.

Das Leben muss weitergehen

Nach meinem vergeblichen, im Frühjahr 1951 unternommenen Versuch, einem Beruf nachzugehen, war ich zu Hause geblieben. Aber die Ergebnisse zweier weiterer Jahre der Arbeit an Hermanns Fall waren äusserst dürftig. Wenn es hochkam, hatten wir die Sache – mit Unterbrechungen – am Leben erhalten. Im August 1953 waren es vier Jahre, dass Hermann vermisst war. Er hätte zu irgendeiner Stunde dieser 1460 Tage beseitigt worden oder auch einfach gestorben sein können. Wie oft hatte ich mich schon gefragt, ob so etwas tatsächlich geschehen war – und wie unmöglich erschien es mir, dass ich es je erfahren würde!

Ich las Bücher von Personen, die Gefangene der Kommunisten gewesen waren, unter anderem die Erinnerungen Stypulkowskis, des hohen polnischen Funktionärs, der nach Moskau eingeladen worden war und sich dort in der Lubianka wiedergefunden hatte, und die des deutschen Kommunisten Alexander Weissberg, den sie nach Sibirien geschickt hatten. Aus der Lektüre solcher Berichte zog ich den Schluss, dass Hermann, sollte er wirklich von den Sowjets

entführt worden sein, keine grossen Aussichten hatte, da je wieder herauszukommen. Sein Fall lag so anders als der Vogelers oder Oatis', die zwar beide die Prüfung eines Prozesses über sich hatten ergehen lassen müssen, die man dafür aber auch nicht einfach so hatte verschwinden lassen können.

Als ich Hermann zum letzten Mal gesehen hatte, war ich 36 Jahre alt gewesen und hatte mich noch jung gefühlt. Nach ein, zwei Jahren jedoch meinten meine pessimistischeren Freundinnen: «Es ist alles sehr traurig, aber immerhin hast du ja noch die Kinder.» Oder sogar: «Mehr kannst du nicht tun. Du siehst dich vielleicht besser mal nach einem neuen Mann um.» Selbst den Kindern kam manchmal diese Idee. Sie stellten immer wieder dieselben Fragen:

«Warum kommt Hermann nicht nach Hause?»

«Weil er nicht kommen kann. Er kommt, sobald es ihm möglich ist.»

«Woher weisst du, dass er lebt?»

«Das weiss ich nicht.»

«Er könnte also auch tot sein.» Und dann der erschreckende Zusatz: «Nun gut, wenn Hermann nicht nach Hause kommen und unser Daddy sein kann, warum nimmst du dir dann keinen anderen? Ich hätte lieber einen neuen Daddy als gar keinen.»

Und Hugh, der Zahlen liebte, meinte: «Glaubst du, die Chancen, dass er wiederkommt, stehen bei neunzig Prozent oder nur bei einundfünfzig?»

Ich fragte mich, welchen Schaden sie durch diese ewige Ungewissheit nehmen könnten. Wenn ich mit grossem Vertrauen sprach und ihnen ständig versicherte, dass Hermann am Ende heimkehren werde, wären ihre Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang grösser. Im gegenteiligen Fall vielleicht aber auch ihre Enttäuschung.

Mein eigener Optimismus wurde natürlich mit den Jahren auch schwächer. Ich wusste, dass Hermanns Heimkehr möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich war. Solange jedoch die Möglichkeit bestand, wollte ich weitermachen. Das bedeutete, dass ich auf den Hinweis eines Anwalts, ich könne Hermann nach Ablauf einer nur noch kurzen Zeitspanne für tot erklären lassen, nicht eingehen würde, auch wenn mir ein solcher Schritt die Möglichkeit gegeben hätte, mir seine Lebensversicherung auszahlen zu lassen, seinen Besitz als Erbe zu übernehmen und mich, wenn sich die Gelegenheit dazu ergeben hätte, wieder zu verheiraten. Diese Lösung hätte es mir aber auch schwerer gemacht, das Ausserministerium weiter zu drängen, was ich trotz der Gewissheit, dass Elsie dies bis in alle Ewigkeit weiter tun würde, nicht wollte. Und angenommen, ich fän-

de einen «neuen Vater» für die Jungen, und Hermann würde eines Tages doch noch heimkehren?

Ich hielt es für wahrscheinlich, dass ich für den Rest meines Lebens «Stroh-witwe» bleiben würde. Ich hatte neun Jahre lang eine glückliche Ehe geführt und zwei Söhne zur Welt gebracht. Viele Menschen hatten sehr viel weniger als das. Aber eines war klar: Ich konnte keine gute Mutter abgeben, wenn ich immer und ewig an das Problem Hermann dachte. Ich musste mein Denken davon abbringen, sich ausschliesslich in denselben Bahnen zu bewegen, in kleinen Kreisen, die inzwischen wahrscheinlich schon wie Kaninchengänge durch mein Hirn liefen.

Ich beschloss, mich wieder nach einer Arbeit umzusehen. Ich war jetzt 41, und es war spät für einen solchen Versuch. Meine frühere Stelle als Lehrerin in Cleveland, Ohio, entfiel, aber meine alte Universität in Cambridge war mir behilflich, eine Stelle an einer Pädagogischen Hochschule zu bekommen. Meine Schülerinnen waren achtzehn bis zwanzig Jahre alt, und ich unterrichtete sie in Englisch.

Es war aufregend, wieder einen Beruf auszuüben. Ich war nicht mehr sehr ehrgeizig, aber ich hatte das Gefühl, eine Chance erhalten zu haben und schliesslich doch noch etwas aus meinem Leben machen zu können.

Die Arbeit brachte es mit sich, dass ich eine Nacht in der Woche fort war, aber meine Mutter kümmerte sich in dieser Zeit um die Jungen. Solange ich arbeitete, konnte ich nicht an Hermann denken, und obwohl ich wie bei meinem ersten Versuch vor zwei Jahren unkontrollierbare Angstzustände bekam, sah ich mich diesmal doch in der Lage, meine Arbeit und nebenher noch das eine oder andere für Hermann zu tun. Entscheidend war, denke ich, die Tatsache, dass ich unterschwellig dahin gekommen war zu glauben, was man mir sagte, nämlich dass es, sollte Hermann da je herauskommen können, auf Grund von Faktoren geschehen würde, die weit jenseits meiner Einflussmöglichkeiten lagen.

Am Ende

«Ich möchte leben, Hermann. Das Leben ist alles, was ich habe... Ich weiss, es wird am Ende noch alles gut werden. Ich befrage jede Nacht die Zukunft.»

«Aber Stan... Es ist doch kein Ende in Sicht. Nichts. Nichts, das auch nur im geringsten nach einem rationalen Beweis aussieht. Statt vernünftig zu argumentieren, spinnst du dich in einen Kokon des Glaubens oder in sonst irgendetwas ein, das du mir nicht erklären kannst. Aber es hat ja mit Vernunft auch nichts zu tun... Ich möchte dir ja so gerne glauben, Stan, aber es hat keinen Zweck. Es ist zu spät.» So sehr ich mich auch ans Leben klammern wollte, so bot es mir keinen Halt mehr.

Er liess nicht locker. «Du wirst uns am Ende beide in den Untergang hineinziehen, siehst du das denn nicht? Wozu? Um ihnen... ihnen... Du glaubst, ich spiele nur... Vielleicht tue ich das ja auch... Um zu überleben... Hör mir zu, bitte. Ist es nicht das, was wir beide wollen, mehr als alles andere?»

Im Laufe der Monate hatte sich Stanislaw immer entschiedener zu der Auffassung bekehrt, das ganze Leben sei vorherbestimmt und unsere Taten könnten in diesem vorgegebenen Rahmen nur kleinere Wellen erzeugen. Er machte sich also auf die Suche nach Möglichkeiten, die Zukunft zu ergründen. Ich mochte ihm seinen Glauben, ob nun echt oder zurechtgelegt, nicht nehmen. Ich hatte ihn in den zurückliegenden Wochen heimlich beobachtet. Er machte sich zum Beispiel kleine Würfel aus Brot, die er bei Nacht fortwährend in den Fingern drehte, wie Rosenkranzperlen. Zuerst dachte ich, er tue das nur, um sich durch eine Beschäftigung seiner Finger zu beruhigen. Aber als ich ihn dann genauer beobachtete, entdeckte ich, worauf sich seine Vorhersagen gründeten. Es waren diese Brotwürfel und die Art, wie sie fielen, die ihm die Antwort lieferten. Das kam mir kindisch vor; aber ich wollte seine Überlebensmethoden

nicht in Frage stellen. Im Gegenteil, jeden Morgen fragte ich ihn, ob er Bedeutsames hinsichtlich unserer Zukunft herausgefunden hatte. Auch ich musste mich an jeden Strohalm klammern, um meinen Durchhaltewillen zu stärken.

Ich war sicher, dass Stanislaw, der seit frühester Jugend gelernt hatte, mit der Frage des Überlebens emotionslos umzugehen und der oft nicht gewusst hatte, ob der nächste Tag nicht sein letzter sein würde, dadurch in seiner Einstellung zum Dasein weitgehend geprägt worden war. Dieses Leben in der Gegenwart war charakteristisch für die Generation der Polen, die sich durch die Jahre der deutschen Besetzung hindurchgekämpft und dabei jeden Augenblick so intensiv wie möglich gelebt hatten, gerade weil sie ständig vom sicheren Tod bedroht gewesen waren. Die Ungewissheit des Daseins war allerdings für die Polen auch nichts ganz so Neues. Die aufeinanderfolgenden Invasionen, die im Laufe der Geschichte über sie hereingebrochen waren, hatten zweifellos zur Entstehung einer gefühlsbetonten, die polnische Kultur auszeichnenden Mischung aus romantischer Lebensbejahung und einem hartnäckigen Ausharren in Zeiten der Bedrängnis beigetragen.

Im Laufe unserer gemeinsamen Jahre hatte ich mühsam gelernt, Einsichten zu unterdrücken, die über den Bereich des existentiellen Alltags in unserer Zelle hinausgingen. Aber im Unterschied zu Stanislaw lauerte bei mir unter der Oberfläche stets die Auflehnung. Gerade weil ich im Gegensatz zu ihm eine so behütete und privilegierte Jugend gehabt hatte, erfüllte mich ein Gefühl des Zweifels und der Unwirklichkeit, das ich nicht zu überwinden vermochte.

Auch wenn Stanislaws Reaktionen auf einem Hang zum Mystischen basierten, der ausser vom Christentum auch vom Buddhismus und Konfuzianismus gespeist wurde, war der Katholizismus, mit dem er aufgewachsen war, eher von fraglosem Glauben als von der Vernunft beherrscht. Während ich vor den grossen Religionslehrern wegen ihrer tiefen Einsichten in die menschliche Natur wachsende Achtung empfand, war ich doch unfähig, die mystische Erfahrung mit ihnen zu teilen. Am nächsten kam ich dem noch bei dem grossen elsässischen Theologen und Humanisten Albert Schweitzer und seiner Schrift *Ehrfurcht vor dem Leben*. In gewissem Sinne war da so etwas wie eine Brücke, wenn auch noch weit entfernt von dem, was ich als Stütze brauchte. Für Stanislaw war das eine grosse Enttäuschung. Er war fest davon überzeugt, dass meine Unfähigkeit, mit der Lage fertigzuwerden, ein Mangel an Glauben war. Vielleicht hatte er ja recht, und ich verwünschte die Beschränktheit meines Geistes.

Aber es gab noch etwas, das zu meiner Verzweiflung beitrug. Etwas, das

im August 1951 begonnen hatte. Zu dieser Zeit baute sich um uns herum eine unverkennbare Spannung auf. Die Sicherheitsmassnahmen wurden verschärft. In der Ferne plärrten Radios patriotische Musik und Tiraden gegen die Aggressoren, wobei immer wieder von einer Konfrontation in Berlin die Rede war. Die Zeitung erreichte uns, stark zensiert, nur noch als Fetzen oder gar nicht. Veränderungen des Speisezettels liessen auf eine allgemeine Nahrungsmittelknappheit schliessen. Die Aufseher erschienen jetzt häufig in Uniform. Stand der Kalte Krieg im Begriff, zu einem heissen zu werden? Was, wenn es zu einer Bombardierung kam? Welche Chance hatten wir, lebend aus den Trümmern herauszukommen? Das Bild des Bombenteppichs von Dresden mit dem nahegelegenen KZ Buchenwald verfolgte mich. Hiroshima.

Stanislaw dagegen belebten die Vorgänge. Für ihn war damit kein innerer Aufruhr verbunden. Er war in einer von Zweifeln freien militärischen Tradition grossgeworden. Bei einer unserer früheren Diskussionen hatte er zugegeben, dass ihn 1939 die Aussicht auf einen bevorstehenden Krieg in Erregung versetzt hatte. Eine Veränderung – irgendeine – war ihm besser erschienen als die in den dreissiger Jahren in Polen vorherrschende Depression. Natürlich war dann alles ganz anders gekommen. Heute nun argumentierte er: War nicht ein Krieg trotz der Gefahr des Todes unsere einzige Chance, die Freiheit wiederzuerlangen?

Für mich hiess das noch mehr Gewalt und Zerstörung, der endgültige Verlust der menschlichen Werte, die endgültige Verneinung dessen, woran ich glaubte. War es erstrebenswert, unter solchen Bedingungen zu überleben? Im Frühsommer 1952 schien sich eine entscheidende Kraftprobe anzubahnen, obwohl die bevorstehenden Wahlen in den Vereinigten Staaten den Gedanken an einen Aufschub nahelegten. Und jetzt, wo sich der Sommer seinem Ende zuneigte, stand die Entscheidung Krieg oder Frieden anscheinend immer noch auf Messers Schneide. Auch das trug zu meinem Gefühl der Hoffnungslosigkeit und des Preisgegebenseins bei. Krieg und ein neues Regime – waren das nicht wirklich die einzigen Ereignisse, die diese Türen öffnen konnten?

«Das kann nicht ewig so weitergehen, Hermann. Wir haben vielleicht noch eine Chance, und dafür lohnt es sich durchzuhalten. Wir können uns nach wie vor ein kleines Gerüst aus Freude zimmern, an dem wir uns hier unten festhalten. Wir haben es doch schon früher gemeinsam geschafft... Hermann, gib nicht auf, ich bitte dich. Bitte, bitte.»

Ich hörte Stanislaw zwar, aber ich hörte nicht mehr zu. Seine Bitten drangen kaum noch zu mir durch. Und ebensowenig die versöhnlichen Gesten un-

serer Bewacher, die mir eine Beendigung meiner Disziplinlosigkeit schmackhaft machen sollten. Diesmal war klar, dass bei einer Missachtung des Zuckerbrotts unweigerlich die Peitsche folgen würde.

Und so kam es auch. Der Sturm, den ich gefürchtet und zugleich durch mein eigenes Verhalten heraufbeschworen hatte, erhob sich. Durch die Spalten der Bretter vor unserem Fenster konnten wir «Zigarette» erkennen, der dort zusammen mit dem Hausoffizier vorbeiging. Die Gittertür im Korridor klapperte. Es konnte nur um die Mädchen oder um uns gehen. Die Schritte näherten sich geradewegs unserer Zelle, ein Auge am Spion in der Ilir, dann erschien «Freund» in voller Uniform in der Zelle. Er trat an mein Feldbett und verlangte zu wissen, warum ich liegen bliebe. Ohne eine Antwort abzuwarten, befahl er mir aufzustehen, meinen Anzug anzuziehen und ihm zu folgen. «Zelleninspektion».

Ich zögerte. Ich hörte, wie Stanislaw flüsterte: «Um Himmels willen, so gehorch ihm doch!» Ich stand langsam auf und zog mich an. Ich war mir des Auges bewusst, das mich beobachtete, und ich wusste, dass es «Zigarette» war. Als ich zur T/ur ging, flog sie auf und verbarg den zweiten Mann. Ich wurde den Korridor entlanggeführt, und dann schloss sich die Tür der dritten Zelle hinter mir. Die Nr. 3 war nur knapp zwei Meter breit. Das Fenster war geschlossen, es war staubig, und es gab nur eine Pritsche mit zerlegenem Strohsack und den üblichen Kübel.

Allein. Der aufgestaute Zorn der vergangenen drei Jahre durchbrach den Damm, den ich so sorgsam aufgerichtet hatte. Ich stürzte mich auf die Matratze und begann, das Stroh herauszuzerren, zerriss den Bezug in kleine Fetzen, warf das Feldbett um, entschlossen, es ebenfalls in kleine Einzelteile zu zerlegen. Als sich mein erster Zorn etwas gelegt hatte, bemerkte ich auf dem Boden ein paar unbeschädigte Roggenähren. Wie schön sie in diesem Chaos wirkten! Ich hob sie auf und legte sie behutsam zur Seite.

Vorsichtig öffnete sich die Tür, Decken und Bettzeug landeten auf dem Fussboden, als sei nichts geschehen. Die «Zelleninspektion» war nur ein Trick gewesen, um mich ohne grossen Aufstand hierher zu verlegen. Meine Wut kehrte zurück. Ich würde zurückschlagen. Ausser Stanislaw in Zelle Nr. 1 gab es da ja noch die Mädchen in der vierten Zelle auf der anderen Seite des Raumes, der den Aufsehern vorbehalten war. Wenn meine Bewacher den Zugang zu mir sperrten, dann wollte ich wenigstens all denen, die hören konnten, meine Anwesenheit hier unten kundtun. In dem Augenblick, in dem mittags meine Zellentür aufgemacht wurde, stellte ich mich davor und schrie aus Leibeskräften: «*Jestern nie winikmerikanski architekt Hermann Field!*» Einmal. Und noch einmal. Die Aufseher waren völlig überrumpelt – Sie bückten sich gerade,

um die beiden runden Schüsseln mitsamt dem Holzlöffel auf dem Boden abzustellen, was sie sehr langsam taten, um nichts zu verschütten. «Freund» kam zur Tür gestürzt, gestikuliert wild und machte so laut «Schschsch» wie er nur konnte, um mich zu übertönen.

Die Tür wurde zugeschlagen. Ich schleuderte die Suppenschüssel gegen die Metallverkleidung der Tür, dann die zweite Schüssel mit Schweinefleisch, Kartoffeln, Kohl, der fetten Sauce, wobei ich auf den Spion und das unsichtbare Auge dahinter zielte. Die Tür, der Türrahmen, der Fussboden, der Haufen Decken, welch herrliche Sauerei. Ich lächelte befriedigt in mich hinein und stiess den Dreckeimer in der Ecke mit dem Fuss um. Ich zog mich zu den verstreuten, noch trockenen Überresten des Strohsacks zurück und liess mich erschöpft zu Boden fallen. Ich hatte noch die elektrische Lampe aus der Wand reissen und Hand an «Iwan» legen, ihm das Genick brechen wollen, aber dazu war ich schon zu schwach.

Die Tür ging auf – offensichtlich sollten die Schüsseln wieder eingesammelt werden. Ich drehte mich dort, wo ich lag, um und schrie noch einmal mit letzter Kraft und in polnischer Sprache: «Ich bin ein unschuldiger amerikanischer Architekt, Hermann Field!» Die Tür wurde sofort wieder zugeschlagen. Wenig später kamen zwei Aufseher hereinmarschiert, von denen der eine ein weisses Handtuch und der andere die mir von den Zwangsernährungsversuchen her bekannte Zwangsjacke in der Hand hatte. Sie näherten sich mir mit Vorsicht. Ich brüllte: «MBP schuldig... MBP-Gangster schuldig... Bierut-Gangster schuldig...» Ich versuchte, sie mit den Händen abzuwehren, aber sie drehten mir die Arme auf den Rücken. Dann versuchte ich, sie mit den Füßen zu erwischen, vergeblich. Ich wurde blitzschnell bewegungsunfähig gemacht, das Handtuch fest über den Mund gebunden. Dann verlor ich das Bewusstsein.

Das kalte Wasser weckte mich. Beide Aufseher schienen erleichtert zu sein, als ich die Augen aufschlug und zu ihnen auf sah. Von «Freund» beaufsichtigt, hoben sie mich auf das nackte Feldbett. Dann holte einer von ihnen einen Besen und fegte wortlos die auf dem Fussboden angerichtete Schweinerei so gut auf, wie es ihm möglich war. Die Tür schloss sich. Ich lag da, ohne mich bewegen, ohne sprechen zu können.

Der Nachmittag verging, der Abend brach an. Ich legte mir unzählige Pläne zurecht, wie ich ihnen Ärger bereiten wollte. Das Fenster war, als ich das Bewusstsein verloren hatte, ein Stückchen aufgemacht und dann nicht wieder geschlossen worden. Zur üblichen Nachmittagsstunde würden die «Enten» an der Bretterumzäunung vorbeigehen. Wenn es mir gelänge, mich von Knebel und

Zwangsjacke zu befreien, dann konnte ich, wenn sie am Fenster vorbeikamen, meinen Namen und meine Nationalität hinausbrüllen. Die Mädchen im Keller wussten inzwischen sicher Bescheid. Und die «Enten» würden es auf diese Weise auch erfahren. Neben Stanislaw gäbe es dann noch vier weitere Zeugen, und wenn irgendwann einmal irgendeiner von ihnen entlassen werden sollte, würde das Geheimnis früher oder später nach draussen dringen.

«Freund» betrat die Zelle und sprach auf Polnisch auf mich ein. Ich verstand genug, um seinen Worten entnehmen zu können, dass ich versprechen sollte, auf alle weiteren Störungen zu verzichten. Ich tat, als hätte ich ihn nicht verstanden. Er ging wieder hinaus, und nach einer geflüsterten Unterredung hinter der Tür wurde diese zugemacht, verriegelt und mit einem Vorhängeschloss gesichert. Ich hatte seit einem sehr mageren Frühstück keinerlei Flüssigkeit und Nahrung mehr zu mir genommen.

Während die Nacht fortschritt, löste ein Gedankenkreis den anderen ab, und jeder war düsterer. In der Vergangenheit war es mir am Ende noch immer gelungen, diese Kreise zu durchbrechen, aber diesmal taten die Erschöpfung und die Schmerzen durch die Fesseln das Ihre, mich zu überzeugen, dass es nicht mehr weiterging. War es feige, dass ich zu dem Schluss kam, ich hätte genug gelitten und das Recht, ein Ende zu machen? Weder Kate noch die Jungen konnten von mir erwarten, dass ich noch länger durchhielt. Stanislaw hatte stets gesagt, es sei meine Pflicht ihnen gegenüber, am Leben festzuhalten. Aber jetzt gab es ja auch keinen Stanislaw mehr. Auch er war fort. Diese Trennung wies alle Anzeichen von Dauer auf. Jetzt, wo ich allein war, konnte ich das tun, was undenkbar gewesen war, solange unser Leben und unser Schicksal noch miteinander verbunden waren. Ich hatte keine Verpflichtungen mehr. Allenfalls noch die eine, Schluss zu machen.

Ich fühlte mich besser. Ich hatte eine Entscheidung getroffen. Ich besah mir die Knoten, die mich banden. Alles, absolut alles war aus der Zelle entfernt worden, sogar der Kübel – aber sie hatten auch einen neuen Gegenstand heringebracht, und der war genau das, was ich brauchte. Die Zwangsjacke hatte wie eine Schürze zwei lange Bänder... daraus eine Schlinge... dann das Heizungsrohr... Wenn ich lief und stürzte, würde sich die Schlinge so ruckartig zuziehen, dass sie, selbst wenn sie mir nicht das Genick brach, mich doch schnell genug ersticken würde, noch bevor jemand von aussen dazwischenkommen konnte. Bis der Aufseher Alarm ausgelöst hatte und jemand auf die Suche nach dem Schlüssel für das Vorhängeschloss geschickt worden war, würden fünf oder sechs Minuten verstreichen, Zeit genug. Die Stunden vergin-

gen, und ich bewegte unablässig die Knoten hin und her. Ich konnte die Arme in den Ärmeln schon ein wenig bewegen, durch die Ärmel hindurch die Knoten bearbeiten. Man hatte eine Decke über mich gebreitet, so dass man von der Tür aus weder die Ärmel noch die Bewegungen meiner Finger und Hände sehen konnte.

Nach mehreren Stunden Arbeit wurde ich belohnt. Die Knoten öffneten sich. Jetzt war jeder Augenblick unbeobachteter Vorarbeit von entscheidender Bedeutung. Ich gedachte sogar die Schlinge vorzubereiten und jede Bewegung zu überprüfen, um dann in der Lage zu sein, die Tat blitzschnell auszuführen. Aber es war nicht so einfach, die Schnüre abzuwickeln und dabei vollkommen bewegungslos zu bleiben.

Plötzlich vernahm ich «Veilchens» Stimme am Telefon, gedämpft, fast unhörbar. Ich hatte keine Sekunde mehr zu verlieren. Ich versuchte, unter der Decke die Schlinge fertigzumachen. Sie wollte sich nicht zuziehen lassen. Ich warf die Decke ab, befreite mich aus der Zwangsjacke, sprang vom Bett und rannte zur Heizung, band die Schnur daran fest. Wieder hatte ich mit der Schlinge zu kämpfen. Ich hörte Schritte auf der Kellertreppe. Die Schlinge... schnell, die Schlinge! Aber da war der Knebel noch im Weg... Ich schob das Handtuch nach unten... Die Gittertür an der Kellertreppe wurde aufgemacht. Das galt mir, ich war zu spät.

Ich liess die Heizung los, nahm die Zwangsjacke und legte mich auf den Rücken aufs Bett, schob mir den Knebel wieder über den Mund und zog die Decke über mich. Ich hielt den Atem an.

Schritte vor meiner Zellentür. Der Schlüssel wurde hastig ins Vorhängeschloss gesteckt. Augenblicklich stand die Tür weit offen. «Freund» trat ein, gefolgt von «Engel» und «Veilchen» mit rotem Gesicht, ausser Atem. «Freund» zog die Decke weg. Ich hatte verloren.

Er hielt die Zwangsjacke hoch und verlangte aufgeregt zu wissen, was das alles zu bedeuten habe. Ich schwieg, und er befahl «Engel» und «Veilchen», mich wieder in die Jacke zu stecken. Zu schwach, mich zu wehren, schlug ich mit Worten auf sie ein. Aber sie verstanden kein Deutsch, mein Polnisch war so gut wie unverständlich, so dass ich schliesslich nur noch fluchte, einzelne Worte hervorstiess. Sie sagten, ich solle den Mund halten. Ich schlug zurück. «MBP-Banditen... Bierut-Banditen... rote Gangster...»

«Freund» war am Ende seiner Geduld und holte mit der Faust aus. Inzwischen war auch «Engel» überaus erregt, legte mir seine schmutzige Hand auf den Mund und murmelte «Cholera... Cholera... *z curwi syn...*», während «Veilchen» den Knebel richtete. «*Niet... niet... du der Scheisskerl... du MBP z cur-*

wisyn... du z *kommunistischer curwi syn...* ich unschuldiger Amerikaner...» Immer wieder stiess ich den Knebel weg, so dass sie aufgaben und mich sicher in der Zwangsjacke verschnürt, aber ohne zugebundenen Mund, auf meiner Pritsche liegen liessen. Sie traten den Rückzug an und drohten mir mit den Fäusten, während ich sie mit Verwünschungen überschüttete.

Was aber war jetzt zu tun? Ich war gerade davor bewahrt worden, einen tödlichen Fehler zu begehen, die letzte Karte auszuspielen, die mir noch geblieben war. Wie recht Stanislaw doch gehabt hatte. Irgendwie war aus mir, einem Pazifisten, ein mir unbekanntes aggressives Wesen geworden. Ich hatte die Wärter zu gewaltsamen Gegenmassnahmen getrieben. Wenn ich bei diesen Handgemengen verletzt worden war, wenn Aufseher über die ihnen erteilten Anweisungen hinausgegangen waren, wie gross konnte dann die Versuchung werden, sich meiner ganz zu entledigen!

Und doch – woher wusste ich, dass ich mich jetzt vernünftig verhielt? Jeder Schritt war mir in dem Moment, als ich ihn machte, vollkommen logisch erschienen. Die wichtigste Aufgabe war nun, mich mit mir selber auseinanderzusetzen. Deshalb begann ich in meiner schwersten Niederlage damit, mich selbst von Neuem zu erforschen. Nach jeder taktischen Entscheidung, die meine Situation hier betraf, wollte ich erst eine vierundzwanzigstündige Bedenkzeit einlegen, ehe ich handelte. Meine gegenwärtige Lage konnte ich jetzt nur noch akzeptieren und versuchen, ein Teil von dem zurückzugewinnen, was ich verloren hatte. Andernfalls würde ich ausserstande sein weiterzumachen, und dagegen musste ich sehr viel entschiedener ankämpfen als gegen die Obrigkeit. Würden sie sich darauf einlassen?

Spät am Morgen wurde ich aus der Zwangsjacke befreit. Ich konnte mich wieder bewegen! Ich beschloss, die Mahlzeiten wieder zu mir zu nehmen. Der Samstag kam, und als «Veilchen» mich fragte, ob ich duschen und mich rasieren lassen wolle, sagte ich ja. Er verhielt sich, als sei nichts vorgefallen, und gab mir sogar für den ersten Angriff auf den Bart, der inzwischen mein Gesicht bedeckte, eine Schere. Nach einigen vergeblichen Versuchen mit dem Rasierapparat überliess er mir auch den. Es war das erste Mal, dass das geschah. Ich war beruhigt.

Nach dem Frühstück bat ich um ein Gespräch mit dem diensthabenden Offizier. Es war dies ein junger Mann, der zu der Zeit aufgetaucht war, als man das Vorhängeschloss angebracht hatte, weshalb wir ihn auch «Vorhängeschloss» nannten. Während der Auseinandersetzungen der vergangenen Tage hatte er Deutsch gesprochen. Er hörte mir zu und notierte sich meine Anliegen. Ich bedauerte die Vorkommnisse, die sich aber aus der Nichtbeachtung meiner

Bedürfnisse ergeben hätten. Ich wollte dennoch versuchen, mich zu fügen, vorausgesetzt, die Behörden seien bereit, mir auf halbem Wege entgegenzukommen, mich wieder mit Stanislaw Zusammenlegen, unsere Wohngemeinschaft in der Zelle Nr. 1 wiederherstellen und mich das Zeichenmaterial auch ohne Vorgabe eines speziellen Bauprojekts, das ich entwerfen könnte, wieder benutzen lassen würden, so wollte ich auf andere Forderungen wie Spaziergänge, Auskünfte über meine Familie und Klärung meiner eigenen Zukunft verzichten. Und ich müsste wieder auf meine alte Diät gesetzt werden.

Ich wartete. Es fiel mir schwer, länger als ein paar Minuten hintereinander umherzugehen. Ich musste einen Teil des Essens stehenlassen, weil sich sonst die Verdauungsbeschwerden verschlimmerten. Es kam keine Antwort. Ich verlangte nach dem Arzt. Keine Antwort. Um in der Zwischenzeit das seelische Gleichgewicht nicht zu verlieren, nahm ich die Arbeit an der Planung einer Stadt und deren architektonischer Gestaltung auf und entdeckte dabei, dass ich die bildlichen Vorstellungen auch ohne Bleistift und Papier festhalten konnte. Ich beschloss, den Neuentwurf der zerstörten Innenstadt von Warschau zu meinem Thema zu machen und ein wirklich modernes hauptstädtisches Zentrum mit Bauten für den öffentlichen Verkehr, mit Regierungs- und Kulturgebäuden, mit Parks und einer ordentlichen Verkehrslösung zu schaffen, wobei ich alle erhalten gebliebenen Fragmente der früheren Infrastruktur, mit der ich ja vertraut war, einbeziehen wollte. Mein Projekt würde die Schwächen des russischen «Kulturpalastes» deutlich zutage treten lassen!

Eine Woche verging ohne Antwort. Meine Verdauung funktionierte infolge der Doppelwirkung von Rückkehr zu normaler Gefängniskost und Rückkehr in die Einzelhaft so gut wie gar nicht mehr. Schliesslich aber öffnete sich eines Nachmittags die Tür, und die beiden Offiziere, «Freund» und «Vorhängeschloss», bedeuteten mir barsch, ihnen zu folgen. Ich unterdrückte den Impuls, mich zu weigern.

Oben passierten wir die vertrauten Türen, und bei jeder erwartete ich, wir würden stehenbleiben. Das taten wir aber nicht, sondern durchschritten auch noch die Schwingtür, die unseren Flügel vom Hauptgebäude trennte. «Engel» erschien mit einem schweren Regenmantel mit Kapuze. Ich zog ihn an. Die Tür zum Hauseingang war geöffnet worden, und ich konnte zum ersten Mal einen Blick auf die zu ihm hinabführende Treppe und die halbrunde, wie zu einem Turm gehörende Aussenwand des Vorbaus werfen. Am Fusse der Treppe stand der Aufseher, der die Eingangstür geöffnet hatte. Ich sollte also das Gebäude verlassen. Wozu?

Bevor ich noch weiter nachdenken konnte, hatten mir schon Hände von hinten die bekannten dunklen Klappen über die Augen geschoben. Daraufhin zogen mir andere Hände die schwere Kapuze über den Kopf. Und dann schloss sich klirrend ein metallener Gegenstand um meine Handgelenke. Handschellen. Zum ersten Mal in all den Jahren!

Draussen lenkten mich die Hände, die meine Arme umfasst hielten, nach links. Ich ging auf dem Betonweg und würde bald am Fenster der Zelle Nr. 1 vorbeikommen, an unserer Zelle, an der Zelle von Stanislaw. Ob er uns wohl durch die Ritzen hindurch beobachtete? Nun ging ich doch endlich draussen spazieren, aber unter welchen Bedingungen! Der Betonweg endete. Kies. Eine Strasse oder ein Zufahrtsweg. Dann Rasen, leicht bergan. Schritte auf Stufen zu einem Gebäude hinauf. Knarrend ging eine Tür auf. Kalte, abgestandene Luft wie aus dem Inneren eines Bauernhauses – sofort vertraut, Erinnerungen weckend.

Wir blieben drinnen stehen. Die Handschellen wurden abgenommen, die Augenbinde. Ich starre einen engen, mit Teppich ausgelegten Korridor hinunter, auf beiden Seiten Türen. Aber natürlich! Ich kannte diesen Korridor. Ich war schon einmal hier gewesen. «Vorhängeschloss» winkte mir heftig zu. Wir gingen die vertrauten knarrenden Stufen hinunter, die Treppe der Kaninchenjagden des Jahres 1949. Es war wie ein Schlafwandeln – der Gang eines mittelalterlichen Sträflingsschiffes, dunkel, feucht, eng, widerhallend, und nur ein trübes Licht sickerte durch das winzige, mit Farbe zugestrichene Fenster der provisorischen Toilette an seinem Ende. Die Strafe war also die Rückkehr in diese schauerliche unterirdische Existenz mit all ihren Erinnerungen an furchteinflössende Geräusche.

Wir gingen weiter und immer weiter, vorbei an der Tür von Nr. 4, vorbei an dem in der Mitte gelegenen Aufenthaltsraum der Aufseher, dann die drei Stufen hinunter zu dem etwas tiefer gelegenen hinteren Teil, noch tiefer unter die Erde. Es war die Nr. 11, dunkel und feucht, das Fensterbrett des kleinen zugespitzten Fensters über Augenhöhe hoch und eine nackte Glühbirne in einem Drahtkäfig an der Decke. Im Unterschied zu meiner Zelle im Jahr 1949 hatte diese einen neuen, auf dem Stein verlegten Fussboden aus Dielenbrettern.

Zuerst war mir, als sei ich der einzige Bewohner dieses stillen Kellers. Ja, es machte sogar den Eindruck, als sei er bis zu diesem Augenblick unbenutzt gewesen. Es lag ein unangenehmer Geruch nach Hunden in der Luft, der 1949 bestimmt noch nicht dagewesen war. Schon wenige Minuten nach meinem Einzug bekam auch die neben der meinen in Richtung Korridormitte gelegene Zelle ihren Gefangenen, dann eine dritte, vierte, fünfte Zelle. Ich stellte anhand

der Schritte und der Art und Weise, wie der Kübel ausgewaschen wurde, bald fest, dass der Gefangene nebenan niemand anderes als Stanislaw war. Ich hatte ihn also mit in dieses Grab hinabgerissen.

Die Aufseher waren schweigsam, streng routinemässig, das Wecken erfolgte lange vor dem Frühstück und der «Appell» kurz nach sieben Uhr abends. Aber die einschneidendste Veränderung bestand darin, dass ich nicht nur in Einzelhaft gehalten wurde und nichts hatte, womit ich mich beschäftigen konnte, sondern dass mir auch untersagt war, morgens und abends die Zelle zu verlassen, um den Kübel auszuleeren und mich zu waschen. Ich war der einzige im Keller, dem diese Behandlung zuteil wurde.

Die Wochen vergingen, eine nach der anderen, ohne Veränderung, ohne Verbesserungen und unter eisigem Übergehen meiner Bitten um eine Unterredung mit einem Verantwortlichen oder mit dem Arzt, um ein polnisches oder deutsches Buch. Trotzdem hielt ich an meinem Vorsatz fest, nicht die Selbstbeherrschung zu verlieren. Als ich wieder zu Kräften gekommen war, dachte ich mir wieder gymnastische Übungen aus, die jetzt aber immer zielgerichteter wurden, galt es doch, unter Berücksichtigung der Enge der Zelle dem Mangel an bestimmten Bewegungen entgegenzuwirken. Ich machte sie vor jeder Mahlzeit eine halbe Stunde lang, wobei die Befriedigung nicht zuletzt darin lag, dass sie den übrigen Stunden des Tages ein Ziel gaben.

Was die geistige Seite anbetraf, so stellte ich ein sorgsam rationiertes Programm auf. Der Morgen und der Abend waren dem architektonischen Entwerfen gewidmet. Nach und nach entdeckte ich, dass Bleistift und Papier kein grundlegendes Erfordernis waren, dass sie vielmehr zu einem vorzeitigen «Einfrieren» der Vorstellungen und des Spiels der Phantasie beitrugen. Während die Vormittage dem Warschauer Wiederaufbauprojekt vorbehalten waren, war es am Abend die Valley Farm. Zuerst baute ich das aus dem 18. Jahrhundert stammende Haus Zimmer für Zimmer um und machte aus der augenblicklich eher nur jahreszeitlich nutzbaren Bleibe ein ganzjährig bewohnbares Heim. Dann entwarf ich zwei moderne Anbauten, den einen als Studio, den anderen als Garage, für deren Bau ich ortsübliches Material vorsah. Ausserdem sorgte ich dafür, dass der moderne Anbau und der alte Bau eine geschlossene Einheit bildeten.

Die Nachmittage waren einer schonungslosen Selbstanalyse vorbehalten, wie sie erst nach langen Jahren der Losgelöstheit vom alltäglichen Leben möglich wird. Den Anfang bildete das Aufsuchen meiner frühesten Kindheitserin-

nerungen. Jeden Tag nahm ich mir einen weiteren Zeitraum von fünf Jahren vor, und es war erstaunlich, wie vieles von dem lange schon Vergessenen wieder zum Vorschein kam. Dann folgte die Suche nach meinem wahren Ich, nach den eigentlichen Antriebskräften. Das erwies sich als eine sehr schmerzhaft Operation, ich zwang mich dennoch, Unaufrichtigkeit und Selbsttäuschung zu durchbrechen und zu grundlegenden psychologischen Mustern vorzudringen, auch wenn es bedeutete, den Weg ein zweites oder drittes Mal zurückgehen zu müssen, um eine weitere Schicht abzutragen. Wollte ich mich selbst beherrschen, dann musste ich erst einmal mich selbst kennen. In gewisser Weise war dies eine Fortsetzung der Suche nach den Gründen für die Instabilität der menschlichen Natur, auf die Stanislaw und ich uns begeben hatten.

Wenn ich in der Zelle auf und ab wanderte, suchten meine Augen nach Gesichtern aus der Vergangenheit, die durch Flecken auf den Dielenbrettern oder unregelmässige Schatten auf dem Verputz der Wände hervorgerufen wurden. Wer würde sich mir diesmal zeigen?... Da, deutlich, ein vertrautes Profil, meine Mutter.

Alles war wieder da – die würdevolle Haltung, die sie sich durch ein Leben voller beängstigender Veränderungen bewahrt hatte. Sie hatte immer eine ganz eigene Methode gehabt, damit fertigzuwerden – der statischen Welt wohlbezogener Wohlhabenheit zum Trotz, in die sie 1874, noch zu viktorianischer Zeit, in einem Vorort Londons hineingeboren worden war, eine Welt mit sommerlichen Familienexkursionen nach Österreich und Italien und winterlichen Lustbarkeiten als Debütantin im schweizerischen Grindelwald. Hier hatte sie 1901 im Schatten des Jungfrauen-Massivs einen sehr netten jungen Amerikaner kennengelernt, nämlich meinen Vater, wodurch sie aus ihren behüteten Verhältnissen in das anspruchsvolle internationale Leben eines in Zürich tätigen Wissenschaftlers verpflanzt wurde. In jener letzten Phase einer trügerischen Zivilisiertheit, die mit dem Jahr 1914 an ihr Ende kam, war unsere den See überblickende Villa erfüllt von der Anmut und Leichtigkeit, um die meine Mutter den umfangreichen Haushalt bereicherte – sie zog vier Kinder auf und bot ihrem Mann bei der Arbeit für das Zoologische Institut und bei seinem sich verstärkenden Engagement für die Abwendung der nahenden Katastrophe eines Krieges das verständnisvolle Umfeld. Als der Krieg dann doch ausbrach, hatte dies alles ein Ende, und die Familie verlagerte den Wohnsitz in die etwas sicherere italienische Schweiz, wo der Ehemann und Vater nur selten bei ihr und den Kindern sein konnte. Als der Krieg schliesslich vorüber war, folgten noch einmal einige Jahre im alten Zürich, bis 1921, dann raffte ein Herzinfarkt mei-

nen Vater im Alter von 53 Jahren dahin. Für meine Mutter aber hatte sich die Grundlage ihres Lebens unwiderruflich verändert.

Konnte das sein? Dieselbe Frau, deren gesamte wohlgeordnete Welt mit dem vorzeitigen Tod ihres Mannes – sie war damals gerade 47 Jahre alt – zusammengebrochen war, hatte ihre vier Kinder genommen und war mit ihnen in das entfernte, ihr unbekannte Amerika gezogen, um sie in der Kultur ihres Vaters, im Cambridge seiner Harvard-Tage, aufwachsen zu lassen. Als wäre sie erst nach ihrem Verlust zu einer eigenständigen Person geworden. Zwar teilte sie nicht die intellektuellen Ambitionen ihrer neuen Cambridge Freunde, aber sie hielt an den Quäker-Traditionen meines Vaters, wie etwa der sozialen Fürsorge, fest und setzte sich mit den Problemen ihrer neuen Umwelt auseinander.

Da ihr analytisches Denken nie entwickelt worden war, entsprangen ihre Reaktionen zumeist dem Herzen, waren immer grosszügig und ein bisschen romantisch, was das Risiko der Übertreibung und der Enttäuschung in sich barg. Sie arbeitete für die Unterprivilegierten und Missbrauchten zunächst in Cambridge und dann in Boston, wurde in den späten zwanziger Jahren bei den Streiks in der Textilindustrie von Lawrence, Massachusetts, zur Parteigängerin der Arbeiter, wobei sie unser Haus als Kautions für verhaftete Streikposten aufs Spiel setzte. Sie engagierte sich schon früh für die Rechte der Schwarzen, beteiligte sich zusammen mit Freunden aus Beacon Hill an den Protesten gegen die Hinrichtung von Sacco und Vanzetti. Sie machte die Sache der Frauen zu ihrer eigenen, forderte uneingeschränkten Zugang zu allen die Geburtenregelung betreffenden Informationen, schockierte ihre Mitmenschen durch die Unterstützung des von Richter Ben Lindsey propagierten Gedankens einer Kameradschaftsehe. Sie war der Ansicht, dass einzig und allein die heranwachsende Generation zählte, weshalb sie sich ganz und oft unkritisch mit dieser identifizierte, manchmal zum Entsetzen ihrer eigenen Altersgenossen. Junge Leute suchten sie auf, weil sie spürten, dass diese Frau ohne moralische Vorbehalte auf ihre Probleme eingehen würde. Und sie irrten sich nicht. Aber im Rückblick überkommen mich Gewissensbisse. War das nicht alles Ausdruck eines zutiefst inneren Bedürfnisses gewesen, an der Welt ihrer Kinder, an ihren Bestrebungen teilzuhaben? Für sie waren es diese Kinder gewesen, die den Kampf des Vaters für eine bessere Welt fortführten. Hatten wir sie enttäuscht? Welch ein Segen, dass ihr durch ihren Tod im Jahr 1947 erspart worden war, das Auseinanderfallen ihrer Familie miterleben zu müssen.

Und Letty – ohne Schwierigkeit fand ich ihr Profil mit den charakteristischen Zöpfen in der Ecke nahe der Tür. Alter siebzehn, das war vor einundzwan-

zig Jahren. Kein späteres Bild, das Gesicht einer Erwachsenen gab es nicht. Normalerweise löschte ich diesen auf dem Verputz sichtbar werdenden Umriss sofort wieder aus, denn die Erinnerung war zu schmerzlich. Jetzt aber musste es sein, musste Teil des Prozesses werden, der mich mit mir selbst bekannt machen sollte. Vier Jahre jünger als ich, kam sie in den Genuss der fortschrittlichen Erziehung an der Cambridger Shady Hill School mit all ihren Härten – Fausthandschuhe in ungeheizten Klassenräumen und dergleichen –, während ich die an den Public Schools von Cambridge übliche Erziehung für Jungen über mich ergehen lassen musste, eine Ungerechtigkeit, die mich zutiefst verdross.

Trotzdem waren es Letty und ihre Freundinnen, bei denen ich intellektuellen Trost suchte. Sie lasen einander Bücher vor, schrieben Gedichte und rauchten Zigaretten, ob in geheimnisumwitterter Abgeschiedenheit zur Dämmerstunde auf der obersten Plattform des Turms vom Mount-Auburn-Friedhof oder wenn sie im Kreis um die Victrola herumsassen und Bach und Beethoven spielten. Zuerst kam ich mir wie ein Eindringling vor, aber sie duldeten mich schliesslich, das einzige männliche Wesen in ihrem Kreis. Aus dieser sehr engen Gemeinschaft holte ich mir später meine erste Frau Jean.

Aber zurück zu Letty. Als sie auf die Cambridge High and Latin School kam und ich mein Studium in Harvard aufnahm, zog uns eine unausgesprochene Sympathie immer stärker zueinander hin, die sich auch nicht abschwächte, als ich um Jean zu werben begann. Und dann, während ihres letzten Oberstufenjahres, erkrankte sie schwer und starb ganz plötzlich nach einer verpfuschten Operation. Ich war so getroffen wie niemals zuvor oder später. Ich bin nie ganz damit fertig geworden, mit dem Gedanken an diese Siebzehnjährige mit all ihrem Hunger nach Leben und Wissen. Selbst jetzt noch, in der Stille des Kellers, sah ich das Mount-Auburn-Krematorium vor mir und hörte die Klänge von Bachs *Air*, die ihr Cellolehrer Jacobus Langendoon vom Boston Symphony Orchestra weinend neben ihrem Sarg spielte. Ich lebte den restlichen Nachmittag bei meinem Auf- und Abgehen in der Zelle das kurze Leben meiner Schwester nach. Ich versuchte, sie mir als erwachsene Frau vorzustellen. Was wäre wohl aus ihr geworden? Wie hätte sie auf den Aufstieg des Faschismus und die Unmenschlichkeit, unter der er uns alle begraben hatte, reagiert? Auch die schonungslose Aufrichtigkeit, die ich mir selber abverlangte, nahm dem Verlust nichts von seiner Schwere.

Wochen der Selbstprüfung vergingen, und ich wusste, dass ich mich ungeachtet der tageweisen Rationierung einem neuen Vakuum näherte.

Vielleicht konnte ich mir ja auch in vergleichbarer Form andere Menschen vornehmen, die meinen Weg gekreuzt hatten. Was für eine Quelle! Nach drei Jahren der Kellerexistenz, von denen ich nun schon sieben Monate in untätiger Einzelhaft verbracht hatte, kam ich immer wieder an den Punkt, wo mich das Gefühl beschlich, jedes kleinste Stückchen verwertbaren Materials, das in meiner Erinnerung aufzufinden war, aufgebraucht zu haben – um dann festzustellen, dass ich den Knochen bisher nur halb abgenagt hatte.

Jetzt nahm ich mir also einen bis vier Menschen pro Nachmittag vor, je nachdem, wieviel ich auf dem Wege des Erinnerns zutage fördern konnte. Ich versuchte, mir ein Bild davon zusammenzusetzen, wie sie mit dem Leben fertig wurden, wer sie wirklich waren, was sie tatsächlich vorwärtstrieb. Ich versuchte mich in ihre Lage zu versetzen und reicherte das alles um einen neuen Aspekt an: Konnte ich nicht, nachdem ich das vergangene Leben meiner Bekannten rekonstruiert hatte, all das, was ich wusste, auch dazu verwenden, mir auszumalen, was noch vor ihnen lag? Was ihren beruflichen Werdegang und ihr persönliches Leben anbetraf, widerfuhr ihnen noch eine ganze Menge, wenn ich sie so von einer bekannten Vergangenheit in eine unsichere Zukunft und bis zu ihrem Ende geleitete.

Dann nahm ich mir die Hauptfiguren unserer Bücher vor und analysierte sie erneut und in ähnlicher Weise, um festzustellen, ob sie nach wie vor lebensecht waren. Vor allem beschäftigten mich Rosa und ihr Kellerdasein, wie wir sie in *Bittere Ernte* geschildert hatten. Auch Rosa musste in zeitlosen Tagen und Nächten um ihre geistige Gesundheit und das Überleben kämpfen. Auch sie suchte im menschlichen Verhalten nach dem Sinn jener Unbarmherzigkeit, deren Opfer sie geworden war. Sie fürchtete den spurlosen Verlust ihrer Identität mit der Zeit mehr als den Tod und verlor am Ende den Kampf. Ihr Keller war der meine. Sollten Stanislaw und ich uns je wiederfinden, so würde ich gern noch einmal zu unserem Manuskript zurückkehren. Ich musste unsere Gestaltung der Rosa unbedingt ergänzen, um dieser Figur wirklich gerecht zu werden – und damit auch uns.

Die Zeit holte mich ein, und diesmal wurde ich Dekan des Architektur-Instituts in Cleveland. Ich überprüfte meine Pläne für die Neuordnung des Studiengangs, legte bestimmte Kurse fest und nahm mir dann jeden Einzelnen vor, um seine inhaltlichen Schwerpunkte zu skizzieren. Die Ironie lag darin, dass ich zu der Zeit, als ich tatsächlich mit diesen Problemen konfrontiert gewesen war, viel zu oberflächlich damit umgegangen war, während ich mich jetzt wochenlang um etwas bemühte, was niemals Wirklichkeit werden würde, bis hin

zur Besetzung der Stellen, der Verteilung der Räume und der Festlegung des Stundenplans.

Danach kamen die abstrakteren Dinge an die Reihe, das Problem von Gut und Böse, der Begriff des Glücks, die allgemeine Frage der Grausamkeit des Menschen und der Natur.

Ich traute jedoch meinen Urteilen nicht. Schliesslich war ich meinen Verfolgern gegenüber voller Zorn und Bitterkeit. Das Böse, dessen Opfer ich geworden war, war eine direkte Herausforderung all der Überzeugungen, mit denen ich aufgewachsen war und zu denen auch die Hoffnung auf eine gerechtere Alternative zur westlichen Gesellschaft mit ihren Schwächen gehörte. Wie anders hatte sich Stalins Reich entwickelt!

Und jetzt? Ich bereute meine früheren Einstellungen nicht, empfand aber Trauer und das Gefühl des Verlustes. War es jedoch richtig, das sowjetische System als Ganzes abzutun? Oder meine eigene kapitalistische Welt einzig und allein auf Grund der Vergehen, deren sie sich zu meinen Lebzeiten schuldig gemacht hatte? Würde das Endergebnis der Auseinandersetzung nicht auf der Anpassungsfähigkeit der beiden Systeme an die im Laufe der Zeit sich ergebenden Veränderungen basieren? Es war die westliche Gesellschaft, die das Krebsgeschwür des Faschismus in sich geduldet und bis zu den Vernichtungslagern hatte weiterwuchern lassen.

Es war aber auch das amerikanische Verfassungssystem, das den Missbrauch der Macht eindämmte und den Schutz des Individuums gewährleistete. Die Kommunisten dagegen waren trotz des Versprechens, das in ihren wirtschaftlichen und sozialen Planungen, in ihrer Vision einer gerechten Zukunft für alle beschlossen lag, unter Stalins Herrschaft zu einer beispiellosen Missachtung der Menschenrechte herabgesunken. Die Wirklichkeit hatte sich als ganz und gar nicht frei von Mängeln herausgestellt.

Konnte ich es mir also auf Grund meiner persönlichen Leiden und als unmittelbarer Zeuge der fürchterlichen Fehler der kommunistischen Herrschaft erlauben, ein unkritischer kapitalistischer Ja-Sager und fanatischer Kämpfer wider die Roten zu werden? Wenn ich den wahren Übeltäter, die in uns allen vorhandene menschliche Schwäche, in Betracht zog, war das wohl keine vernunftgemässe Antwort. Deshalb versuchte ich, die auf meinen persönlichen Erfahrungen mit den Kommunisten basierende Abneigung loszulösen von den weiterreichenden Instabilitäten der menschlichen Persönlichkeit, die sich der Tatsache verdanken, dass der Mensch ein zugleich individuelles und soziales Wesen ist. War nicht alles lediglich ein weiterer Ausdruck eben dieser Instabilitäten?

Was meine Beschäftigung mit der Architektur anbetraf, so zeigte sich, dass

ich, je intensiver ich mich im Kopf mit den Einzelheiten meiner Entwürfe befasste, ein immer dringlicheres Verlangen danach verspürte, sie in irgendeiner Form sichtbar zu machen und auszuprobieren. Es bestand jedoch so gut wie keine Hoffnung mehr, Zeichenmaterial zur Verfügung gestellt zu bekommen. Ich erinnerte mich, wie ich 1949 meinen Namen mit einem Strohalm auf meinen unseligen Entwurf eines Grabsteins geschrieben hatte. Ich zog ein paar Halme aus meinem Matratzensack und experimentierte damit herum. Nach wenigen Tagen hatte ich ein Verfahren entwickelt. Ich zerlegte die Strohhalme in Späne von unterschiedlicher Länge und Dicke, die ich auf der Bretterunterlage der zweiten, unbenutzten Pritsche auslegte, um einfachen Entwürfen Gestalt zu verleihen.

Mit einiger Übung wurden diese «Zeichnungen» genauer und aussagefähiger. Jeden Morgen bereitete ich den Tagesvorrat an «Strohhalmlinien» unterschiedlicher Länge vor. Zuerst erarbeitete ich Grundrisse von Wohngebäuden, wie sie mir für meine Farm vorschwebten. Ich verbesserte mein Verfahren, indem ich dazu überging, Struktur und Farben für aussen und innen gegeneinander abzuheben, indem ich die Innenflächen mit Toilettenpapier unterlegte. Dann versuchte ich es – nicht ganz so erfolgreich – mit Aufrissen. Nach gründlichem Studium «löschte» ich die «Zeichnungen» wieder und fertigte neue an.

Allmählich wurde mir dieses Medium so vertraut, dass ich ein sehr viel grösseres Projekt in Angriff nehmen konnte, und zwar den Wiederaufbau des Warschauer Zentrums. Für diesen Entwurf reservierte ich den gesamten Zwischenraum zwischen den beiden Bettgestellen in der Mitte der Zelle, eine Fläche von ungefähr 75 mal 180 Zentimetern. Niedrigere Gebäude wurden auf weissem Toilettenpapier ausgelegt, hohe mit einer Staubschicht grau gemacht. Strassen und Gassen und verschiedene andere Dinge wie etwa Parkplätze oder unterschiedliche Ebenen und Terrassen wurden durch «Strohlinien» dargestellt. Als Bepflanzung und Bäume dienten Staubflocken und Fusseln, die ich allmorgendlich vom Boden aufsammlte und zwischen den Dielenbrettern hervorzog. Mit kleinen Stückchen Verputz, zu weissem Pulver zerstoßen, liessen sich Brunnen, Spielplätze und Wege darstellen. Für die Grünflächen holte ich aus den Tiefen meines Strohsacks händeweise Staub. Denkmäler errichtete ich dreidimensional aus einer grob modellierten Brotmasse. Als Arbeitsstuhl benutzte ich den Kübel, auf dessen Holzdeckel ich zusammengefaltete Decken legte und den ich auf dem Boden dorthin schob, wo ich gerade am Werk war. Nachts entwickelte ich den Plan auf der Grundlage dessen, was ich vor mir sah, weiter. Grosse Angst hatte ich vor dem Wind, der oft, wenn die Tür aufgemacht

wurde, durchs Fenster hereinwehte und alle Papierschnipsel durcheinanderbrachte. Und dann waren da ja auch noch die Samstage, an denen der Aufseher zu mir hereinkam und mich unsanft rasierte. Ich baute mich immer direkt vor ihm auf, um zu verhindern, dass er allzuweit in die Zelle trat.

Allmählich füllte sich die gesamte freie Fläche des Fussbodens mit Häusern und Stadtvierteln, bis nur noch mein Bett und ein schmaler, den Essensnäpfen vorbehalten Streifen an der Tür unbebaut waren. Wenn ich mich auf die kleine Insel meiner Pritsche zurückzog, dachte ich oft an das Gedicht von Robert Louis Stevenson, in dem sich sein Bett in ein Schiff und das Zimmer zum weiten Meer verwandeln. Und an jene Augenblicke in meiner kindlichen Phantasiewelt, wenn ich das Frühstück, das ich sonntags ans Bett bekam, in einem Zelt aus Laken und Kissen ass. Wenn ich über die wiederaufgebaute Stadt hinschaute, sah ich sie bevölkert, sah sie in Schneestürmen, in mondhellem Nächten, an heissen Augustnachmittagen. Ich lebte darin, bestaunte ihre neue Schönheit, sorgte dafür, dass der Verkehr ungehindert durch das neugeschaffene Strassennetz floss. Das Warschau des Jahres 1965, ein Ort, an dem es sich friedlich, schöpferisch und frei leben lassen würde; eine städtische Umwelt, in der man endlich glücklich sein konnte – an Stelle der hässlichen menschengemachten Wüste, die sich von Generation zu Generation in immer unmenschlicherer Weise weiterentwickelt hatte. Jeden Tag brachte ich auf der Grundlage der visuellen Analyse des Vorabends weitere Verbesserungen an.

Unglücklicherweise war den Aufsehern mein Tun nicht verborgen geblieben, und so auch den Offizieren nicht. Anfangs hatte, wie 1949, ständig das Licht gebrannt, da man wohl das Kellerzweilicht für die Überwachung von Gefangenen für unzureichend hielt. Aber nun machte es die wirtschaftliche Lage anscheinend erforderlich, es nach dem Frühstück bis zum Sonnenuntergang abzuschalten. Damit kam meine Entwurfsarbeit praktisch zum Erliegen. Die Aussicht, dass sich meine Lage trotz aller Anstrengungen stetig weiter verschlechtern würde, liess meine innere Angespanntheit wachsen.

Ursprünglich war ich davon ausgegangen, dass meine als Strafe gedachte schlechte Behandlung einen Monat dauern würde. Der Monat verging. Der September neigte sich seinem Ende zu. Zugluft und kalte Feuchtigkeit wurden schlimmer. Obwohl man mich nicht offen demütigte, deutete doch alles daraufhin, dass ich tiefer nicht mehr sinken konnte und dass kein Mensch mehr in irgendeiner Weise sich um mich kümmerte. Dass ich in hermetischer Abge-

schiedenheit gelandet war. Dass niemand mehr bereit war, mit mir zu sprechen oder den ernsthaften gesundheitlichen Schwierigkeiten, die mich bedrängten, Aufmerksamkeit zu schenken. Als der zweite Monat dahinging, ohne dass sich etwas tat, wuchs meine Befürchtung, dass dieser Zustand ein dauerhafter sein könnte. Hatte nicht «Zigarette» früher einmal damit gedroht, ich würde, wenn ich auf meinen Forderungen bestünde, das normale Leben niemals wiedersehen und in der Vergessenheit dieses Kellers enden?

Oktober. Die ersten Blätter fielen. Die Nächte wurden unerträglich kalt. Ich wusste, dass ich unter diesen Bedingungen nicht würde überleben können, und wenn ich mich auch noch so anstrenge. Und so kam es, dass ich mir bei Anbruch des Winters und in der Angst, alle Ressourcen meiner Erinnerung und Phantasie zu guter Letzt doch aufgebraucht zu haben, noch einmal die Frage nach der Vernünftigkeit meiner Überlebensversuche stellte. Sie konnten eigentlich nur mit dem Verlust der geistigen Gesundheit enden. Dies war in den ersten Wochen des Jahres 1949 meine grösste Angst gewesen. Das blosses Überleben erhielt eine neue Dimension des Schreckens. Entweder waren sie bereit, die früheren Bedingungen meines – und Stanislaws – Daseins hier unten wiederherzustellen, oder ich machte meinem Leben ein Ende. Ich war jetzt stark genug, diesen Gedanken ins Auge zu fassen. Und ich verfügte auch über die erforderliche Härte, ihn in die Tat umzusetzen.

Diese Härte fand ihren Ausdruck in zwei aus fernster Vergangenheit aufgetauchten, nur halbbewusst erinnerten Gedichten, die mir immer wieder durch den Kopf gingen. Das eine war in der Bildlichkeit des viktorianischen England gehalten, stammte von William Ernest Henley, und seine berühmten ersten Zeilen lauteten:

Out of the night that covers me,
Black as the pit from pole to pole,
I thank whatever gods may be
For my unconquerable soul.

Noch aus der schwarzen Höllennacht,
Die über mich gebreitet liegt,
Dank' ich der unbekanntten Macht,
Dass meine Seele unbesiegt.
Deutsch von Barbara Rojahn-Deyk

Das andere war eines von Bertolt Brechts «Wiegenliedern», in denen eine Arbeiterfrau sich ihrem kleinen neben ihr liegenden Sohn anvertraut.

Deine Mutter, mein Sohn, hat dich nicht betrogen
Dass du etwas Besonderes seist
Aber sie hat dich auch nicht mit Kummer aufgezogen
Dass du einst im Stacheldraht hängst und nach Wasser schreist.

Mein Sohn, darum halte dich an deinesgleichen
Damit ihre Macht wie ein Staub zerstiebt.
Du, mein Sohn, und ich und alle unsresgleichen
Müssen zusammenstehn und müssen erreichen
Dass es auf dieser Welt nicht mehr zweierlei Menschen gibt.*

Ich trat in den Hungerstreik. Aber diesmal sollte es nur um die Rückkehr in das Leben in Zelle Nr. i gehen. Diesmal würde es keine Kraftprobe sein, der Streik sollte nur zwei Resultate haben, von denen das eine der Tod war.

Ich war fest entschlossen, meine Fehler nicht zu wiederholen. Ich wollte ruhig und kooperativ bleiben, wollte mich weiter waschen und nicht gegen die Disziplin verstossen. Ich wollte sogar angekleidet bleiben und auf meinem Bett sitzen, um zu zeigen, dass ich um eine Einhaltung der Regeln bemüht war. Die Hauptsache war, dass ich jede Provokation, jeden Konflikt und überhaupt alles vermied, was mich schwächen und meinen Einsatzwillen brechen konnte. Ich würde mich nicht gegen eine Zwangsernährung wehren, sollte es dazu kommen. Ich musste keine Angst vor irgendeiner Sackgasse haben. Bei dieser Runde war die Zeit auf meiner Seite. Die Inanspruchnahme des Arztes, die Störung der Routine, einfach alles musste sie dazu treiben, der Sache auf die eine oder andere Weise ein Ende zu machen.

Meine angestregten Bemühungen, jeden einzelnen Augenblick der Auseinandersetzung zu überwachen, würden an sich schon eine Verbesserung gegenüber dem zeitlosen Nichts bedeuten, dem ich ausgesetzt war. Die Situation, die die Obrigkeit herbeigeführt hatte, machte den Hungerstreik erträglicher als den normalen Tag in meiner Zelle. Das war der Punkt, wo sie sich diesmal verrechnet hatten. Beim letzten Mal hatte ich viel zu verlieren gehabt, diesmal konnte mich nichts bewegen, zu dem zurückzukehren, was ich im Augenblick hatte.

Die ersten Tage meines Streiks vergingen still und ruhig. Ich hatte in der Vorwoche noch etwas Brot gesammelt, um mich tagsüber mit dem Modellieren einer kleinen Tänzerin zu beschäftigen, das heisst mit einer Arbeit, bei der man

* Im Original deutsch

so gut wie keine Energie zu verausgaben brauchte. Mit meinem Essen verschwand auch der Tee, ein alter Trick, der mich kaum überraschte. Theoretisch fehlte mir jetzt wieder jede Flüssigkeit. Allerdings wurde mir jeden Morgen wie üblich die Waschschüssel auf die Schwelle meiner Tür gestellt. Der Winkel zum Spion war so steil, dass sie mich dort nicht genau im Auge behalten konnten, was mich in die Lage versetzte, beim Zähneputzen und Waschen jedesmal mit der hohlen Hand ein wenig Wasser in den Mund zu schöpfen. Ich argwöhnte, dass sich meine Bewacher dieser Möglichkeit bewusst waren, sie aber geflissentlich übersahen, weil sie wohl fürchteten, ich könnte unter Inkaufnahme der damit verbundenen gesundheitlichen Risiken aus dem Kübel trinken.

Am vierten Tag wurde ich in die Zelle Nr. 5 verlegt, die der Stanislaw gegenüberlag. Ich liess diesen wie auch immer begründeten Umzug passiv über mich ergehen. Die neue Zelle hatte dieselbe Grösse wie die alte und war ebenfalls mit zwei Bettgestellen und Holzfussboden ausgestattet. Aber der Fussboden war schmutzig, und die Zelle roch stark nach Hunden. Die Innenseite der Tür war zerkratzt. Offensichtlich hatte der Raum noch vor kurzem als Hundezwinger gedient!

Der Verlegung zum Opfer gefallen war meine kleine Tänzerin mit ihrer Fröhlichkeit und Schönheit. Sie war ohne jede Erklärung verschwunden. Das tat mir über die Massen leid. Ich hatte sie für den Fall meines Sieges Stanislaw zugedacht. Am sechsten Tag wurde ich in meine alte Zelle zurückverlegt. Ich war schon sehr schwach, aber es gelang mir doch, ohne fremde Hilfe zu gehen. Am Nachmittag desselben Tages kamen «Pferdezahn» und zwei Aufseher in die Zelle. Ohne Kommentar wurde mir ein Handtuch vor den Mund gebunden, und dann brachten sie mich nach oben, wobei ich mich ihnen zwar nicht widersetze, aber der Unterstützung bedurfte. In einem Vernehmungszimmer, das eine schalldichte Tür mit einem Spion hatte, setzte man mich vor den Arzt hin.

Drei Monate lang waren alle Gesuche um ein Gespräch mit ihm abschlägig beschieden worden. Und da war er nun! Ich sagte ihm, dass ich mich diesmal zu Tode hungern würde, sollten die alten Haftbedingungen nicht wiederhergestellt und mir nicht endlich das Recht auf zeichnerische Arbeiten sowie Spaziergänge im Freien zugebilligt werden. Weitergehende Forderungen erhob ich nicht. Der Arzt machte mich warnend darauf aufmerksam, dass mein Versuch einer Selbsttötung durch Verhungern keinerlei Wirkung haben werde. Ich erwiderte, ich hätte alles versucht und mir bliebe keine andere Möglichkeit. Die erwartete Antwort: Wenn ich mich weiter weigere, werde man mich zwangsweise ernähren – und was würde mir das bringen? Ich wurde aufgefordert, zur

Couch zu gehen. Würde ich Widerstand leisten? Ich verneinte und setzte hinzu, es werde langfristig doch zu nichts führen. Ich hätte nichts mehr zu verlieren und Zeit genug. Ich hatte ihren eigenen Lieblingsausspruch gegen sie ins Feld geführt.

Am frühen Nachmittag dreier aufeinanderfolgender Tage wurde ich dem Gummischlauch ausgesetzt. Am fünften Tag besuchten mich «Pferdezahn» und «Vorhängeschloss» in meiner Zelle und taten mir kund, es sei der Aufsichtsbehörde nicht möglich, für irgendwelche Verbesserungen zu sorgen, solange ich meinen Hungerstreik fortsetze. Ich entgegnete, ich würde keiner Abmachung zustimmen, die nicht meinen ehemaligen Kollegen einschliesse, und es müsse der erste Schritt sein, uns in der Zelle Nr. 1 des anderen Gebäudes wieder zusammenzulegen.

«Pferdezahn» lachte. Mein Kollege? Ich täte mir selbst keinen Gefallen, wenn ich mir seinetwegen Gedanken machte. Ich zeige wirklich einen seltsamen Geschmack, wenn ich einen ehemaligen Gestapo-Agenten und faschistischen Verbrecher zum Gefährten haben wolle. Ich erwiderte, ich sei sicher, dass ich Herrn Mierzewski besser kenne als der ehrenwerte Offizier, der vor mir stehe, und dass ich es als grösstes Privileg meines Lebens ansähe, die vergangenen zwei Jahre zusammen mit diesem Gefangenen verbracht zu haben. «Pferdezahn» bekam einen Wutanfall und schrie, er wisse, wie man mit Leuten wie mir umzugehen habe und dass ich ihm, wenn man ihn nur machen liesse, aus der Hand fressen und auch noch dankbar dafür sein würde. Ich versicherte, es sei mir bewusst, dass er nicht übertreibe. Versehentlich hatte er verraten, dass von «oben» keine physischen Gewaltmassnahmen gegen mich geplant waren. Ich hatte die Begegnung ruhig überstanden und fühlte mich in meinem Entschluss bestärkt.

Ich geriet immer mehr in eine Art Euphorie, in der nichts, was mir widerfuhr, wirklich zu sein schien. Ich trieb dahin, auf ein nicht genauer definiertes Ziel zu. Alle körperlichen Beschwerden waren in den Hintergrund getreten, und auf geradezu perverse Art und Weise genoss ich nach den Monaten, in denen man mich ignoriert hatte, die mir jetzt zuteil werdende Aufmerksamkeit. Erneut rief ich mir in Erinnerung, dass ich Zeit hatte – und Geduld. Sie würden es sich am Ende nicht leisten können. Die Praxis des Arztes musste völlig in Unordnung geraten, wenn er gezwungen war, tagtäglich hier herauszufahren, das bedeutete mindestens zwei Stunden, auch samstags und sonntags, einer Bürokratie das Geschäft zu vermässeln.

Und so brach der 27. Tag meines Streiks an. Ich hatte mich an die Routine gewöhnt, daran, wartend auf dem Bett zu liegen bis zum Gang nach oben, neu-

gierig, was er bringen mochte. Es war, als ginge es nicht mehr um mich selbst, sondern als wäre ich nur ein Beobachter. Mit Befriedigung stellte ich fest, dass ich trotz der Zwangsernährung weiter an Gewicht verlor. Besonders war ich über den Anblick meiner Hüften erstaunt. Oberschenkel und Gesäßsacken schienen fast gänzlich verschwunden, die Hüftknochen staken hervor wie bei einem ausgemergelten Pferd. Es sah ganz so aus, als wenn nun, wo alle Fettreserven des Körpers aufgezehrt waren, die Muskeln selbst verbraucht würden – an meinen Oberarmen, meiner Brust, meinen Oberschenkeln. Mein Körper glich immer stärker jener Mischung aus Knochen und vertrockneter Haut, wie ich sie bei Mumien gesehen hatte. Die Obrigkeit schien die Verschlechterung meines Zustandes mitbekommen zu haben, denn sie gab Anweisung, mich nicht mehr die Treppe hinaufsteigen zu lassen, sondern mich hinaufzutragen.

Am Nachmittag dieses 27. Tages öffnete sich nach der üblichen Zwangs-ernährung die Tür und «Zigarette» stand vor mir. Ich hatte ihn ein weiteres Mal gezwungen, mir gegenüberzutreten, ihn, der alle Drähte zog und der aus der sicheren Anonymität der Position hinter dem Spion in der Tür auch noch die kleinsten Einzelheiten meines Daseins regelte. Ich spürte, wie ich mich verhärtete. Er war die lebende Verkörperung meiner Leiden. Aber diesmal konnte er mich nicht einschüchtern. Darüber war ich hinaus.

Wie immer hing ihm die Zigarette im Mundwinkel, wie immer zeigte seine Miene brutale Gleichgültigkeit. Dennoch spürte ich, dass von seinem Verhalten etwas Versöhnliches ausging. Und richtig, er verkündete mir, er sei bereit, meine Einzelhaft zu beenden, aber das könne eine Woche oder auch noch länger dauern, nämlich bis ein neuer Zellengenosse für mich gefunden sei.

«Und warum kann es nicht mein früherer Zellengenosse sein?»

«Er ist nicht mehr verfügbar. Er ist fort.»

Ich antwortete so ruhig, wie ich nur konnte: «Es tut mir leid, aber das ist das einzige, was mir die Stabilität geben kann, die ich brauche, um hier zu überleben.»

Ohne dass ein weiteres Wort fiel, wurde ich wieder nach unten getragen.

Was nun? Was konnte mich noch berühren? Mir schien es leicht, bis zur Erlösung immer so weiterzumachen. Sollten sie sich meiner wegen weiter abrackern. Mir war es egal. An die Stelle des unerträglichen zeitlichen Vakuums war ein gezieltes, von mir kontrolliertes Handeln getreten. Jetzt war ich hier der Boss, oder etwa nicht? Es war ein berauschendes Gefühl, und umso berauschender, je schwächer ich wurde. Der Hunger war zu einer Alltäglichkeit ge-

worden, und das Verlangen nach Nahrung beschäftigte mich immer weniger. Alles, was mich ans Leben gebunden hatte, war unbedeutend geworden, fern. Ich war nicht mehr länger lebendig begraben, war in meiner Isolation nicht mehr einsam. Zunehmend wurde für mich der Sieg gleichbedeutend mit der Überlistung meiner Gegner dadurch, dass trotz der Zwangsernährung mein Leben enden würde.

Am Nachmittag öffnete sich die Zellentür noch einmal. «Vorhänge-schloss» und «Pferdezahn» traten ein. Sie sahen ernst drein und so, als wären sie mit einer wichtigen Mission betraut worden. Sie halfen mir beim Anziehen, stützten mich auf dem Gang durch den Korridor und trugen mich vorsichtig die Treppe hinauf. Ausnahmsweise war in ihrem Verhalten nichts Bedrohliches, aber diese Reise nach oben verursachte mir trotzdem Schmerzen. Ohne die übliche Abpolsterung des Körpers drückte alles direkt auf meine Knochen. Als ich auf dem Schemel sass und mich auf der Schreibtischkante abstützte, war es sogar noch schlimmer.

Die beiden Männer liessen sich mir gegenüber nieder. «Pferdezahn» ergriff das Wort. Er sei autorisiert, mir mitzuteilen, dass ich noch an diesem Abend mit meinem Freund wiedervereinigt werden sollte. Das Angebot wurde mit einer Feierlichkeit vorgetragen, als handelte es sich um ein grosses Zugeständnis.

Darauf war ich nicht vorbereitet – darauf, dass ich mit Stanislaw vereint sein sollte, der in diesem Augenblick dort unten sass und von dem grossen Ereignis nichts wusste. Jetzt gleich, gleich konnte ich ihn von den Leiden befreien, an denen allein ich schuld war. Ich versuchte, die Tränen zurückzuhalten. Ich durfte ihnen nicht freien Lauf lassen. Musste mich an die mir selbst verordnete Wartezeit von vierundzwanzig Stunden erinnern. Nein, so leicht würde ich mich nicht erweichen lassen. Ich zog mich in die argwöhnische Wachsamkeit zurück, die ich im Laufe dieser Wochen entwickelt hatte. Ich hielt ja die Trümpfe in der Hand. Ich konnte nicht verlieren, vorausgesetzt, ich liess mich nicht beirren und gab meine so hart umkämpfte Sache nicht auf.

«Aber was ist mit Lehrbüchern für das Studium?»

«Ja, die bekommen Sie auch», lautete die widerwillige Antwort.

«Und der Zeichentisch und das Zeichenmaterial?»

«Ja, die auch.» Ich würde so viel Papier und Bleistifte bekommen, wie ich brauchte.

«Schliesst die Zusage auch das Zeichengerät ein?» Ich bestand auf einer ins Einzelne gehenden Auflistung.

«Pferdezahn» wurde ungeduldig und fluchte leise: «*Z curwisyn.*» Ich emp-

fand Befriedigung. Offensichtlich hatten sie den Auftrag, die Verhandlungen mit mir erfolgreich abzuschliessen und den Streik zu beenden. Wenn sie mit leeren Händen zurückkehrten, mussten sie wohl mit einer scharfen Massregelung rechnen. Dennoch war «Pferdezahn» auf einen Zusammenstoss, auf eine gewaltsame Unterwerfung erpicht. «Vorhängeschloss» dagegen trat dazwischen, um einen unwiderruflichen Bruch zu verhindern. Trotzdem konnte «Pferdezahn» noch hervorstossen, ich sei ein Räuber, ich solle den Bogen bloss nicht Überspannen. Dies sei meine letzte Chance.

Ich hatte nichts mehr zu sagen und wünschte, in meine Zelle zurückgebracht zu werden. «Vorhängeschloss» intervenierte erneut, und sie besprachen sich murmelnd miteinander. Dann zog «Vorhängeschloss» ein Stück Papier hervor. Sie legten das Papier und einen Bleistift vor mich hin.

«Bitte, dann schreiben Sie auf, was Sie haben wollen.»

Ich zögerte. Wenn ich mich darauf einliess, begab ich mich der Möglichkeit einer Fortsetzung der Gespräche. Wenn ich sie aber abbrach, würde das als Beweis dafür angesehen werden, dass es mir mit einer Einigung nicht mehr ernst war.

Ich starrte auf den Bleistift, nahm ihn dann in die Hand und sah zu, wie die Wörter mühsam auf dem Papier erschienen, so als schriebe sie ein anderer.

«Zusammenlegung mit meinem Kollegen

Lehrbücher

Schreibhefte

Zeitungen

Zeichenmaterial einschliesslich Zeichengerät

Zeichentisch

Kost nach Anweisung des Arztes

Rückkehr in Zelle i im anderen Gebäude oder in eine vergleichbare Regelmässige Spaziergänge im Freien...»

Ich hielt inne. Die beiden Männer berieten sich. Schliesslich ihre Antwort: Im Prinzip seien sie einverstanden, seien für den Augenblick aber lediglich ermächtigt, nur einigen der Punkte zuzustimmen. Bei den anderen brauche es eine gewisse Zeit, die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen. Zum Beispiel sei es im Moment nicht möglich, uns in das andere Gebäude zurückzuverlegen, aber sie würden uns in der Zwischenzeit die grösste Zelle hier im Haus geben. Die Frage der Spaziergänge wollten sie ernsthaft prüfen.

Ich fühlte mich vollkommen erschöpft, bekam alles nur noch halb mit.

Ich hatte nur immer das Bild von Stanislaw vor Augen, wie er unten auf meine Antwort wartete. Würde ich ihn nicht, wenn ich jetzt wegging, erneut verraten? Wie konnte ich das? Wie? Aber ich brauchte Zeit, um mit mir ins reine zu kommen. Meine vierundzwanzig Stunden. Ich war sicher, er würde mein Vorgehen verstehen.

«Ich werde Ihnen meine Antwort morgen geben.»

Sie antworteten, es sei alles darauf eingerichtet, dass die Zusammenlegung sofort erfolge, dass mein Freund und ich noch heute zusammen zu Abend essen könnten, dass jener dies erwarte und dass ihn die Verzögerung sehr enttäuschen würde.

Schliesslich nickte ich. Ich konnte es einfach nicht laut aussprechen.

Die beiden Männer sahen höchst erleichtert aus, obwohl sie versuchten, es nicht zu zeigen. Als man mir den Korridor entlanghalf, steckte ein jüngerer Offizier den Kopf aus der Tür des Nebenzimmers und schenkte mir ein schnelles, freundliches Lächeln, so als wollte er sagen: «Du hast es geschafft, Kumpel!» Eigentlich hatte ich ja auch bei allen meinen Begegnungen mit den Aufsehern sowie mit «Engel» und den Offizieren («Pferdezahn» ausgenommen) einen stillen Respekt verspürt, der fast an Freundlichkeit grenzte. Trotz aller Indoktrination war immer wieder menschlicher Anstand zum Durchbruch gekommen. Dafür war ich zutiefst dankbar.

Als ich wieder in meiner Zelle sass, überkamen mich sofort Zweifel. Ich hatte die endgültige Befreiung vom ermüdenden Geschäft des Lebens gegen eine zweifelhafte Rückkehr in ein auswegloses Dasein eingetauscht. Aber war diese Befreiung wirklich mein Ziel gewesen? Mir geriet alles durcheinander. Ich brauchte mehr Zeit, um in meinem versagenden Kopf Klarheit zu schaffen. Das war eine Sache, die man nicht übereilen durfte. Ich schleppte mich zur Tür und klopfte dagegen.

Der Aufseher sagte: «Der Offizier wird gleich kommen.»

Ich wartete mit Ungeduld darauf, die Neuigkeit verkünden zu können, dass ich erst am morgigen Tag eine Entscheidung treffen wolle. Die Tür ging auf. «Vorhängeschloss» erschien.

«Kommen Sie. Folgen Sie mir.»

Ich wollte sprechen. Er sagte: «Später.»

Er half mir in den Korridor hinaus und geleitete mich in die dunkle Zelle gegenüber. Keine Betten darin, nur ich, so wie ich war.

«Einen Augenblick», sagte «Vorhängeschloss», bevor ich ein Wort herausbringen konnte.

Ich hörte, wie irgendwo auf der anderen Seite des Aufenthaltsraumes der

Aufseher im anderen Korridor eine Tür aufging. Zwischen dort und meiner Zelle herrschte nun ein reges Hin und Her. Ich konnte das Geraschel von Strohsäcken ausmachen, die draussen vorbeigetragen wurden, das Klappern eines Eimers. Die Tür von Nr. 11 wurde zugemacht und meine wieder auf.

«Bitte... bitte... folgen Sie mir.» Ich vernahm die Worte, und mir war, als schlafwandelte ich.

Ich wankte den Korridor entlang. Der Aufseher sprang herbei, um mich zu stützen. Die Tür der Zelle Nr. 4 stand offen. Ich ging hinein. Wie seltsam – nach all den Jahren wieder hier! Hier in Nr. 4, wo ich an einem Abend Anfang September 1949 angekommen war. Zwei Aufseher halfen mir zum Strohsack. Ich setzte mich, körperlich und seelisch am Ende. Bilder aus dem Jahr 1949 stürzten auf mich ein. Wie weit das war, und wie sehr ich mich verändert hatte, obwohl ich doch nie weiter als einen Steinwurf von diesem Ort entfernt gewesen war. Und als ich mich umsah, entdeckte ich – als gehörten sie einem früheren Leben an – die Flecken an der Wand, die für mich zu Menschen geworden waren. Ja, dort ganz dicht bei meinem Strohsack war Kate zu sehen. Ich zitterte.

Die Tür ging auf. Ein Aufseher brachte einen weiteren Strohsack herein und fragte mich, welche Pritsche ich haben wolle. Ich zeigte auf die, auf der ich sass – hier hatte ich so viele Nachtstunden gelegen und voller Angst den Geräuschen gelauscht, die von der anderen Seite des Korridors zu mir herübergedrungen waren.

Die Tür ging ein weiteres Mal auf. Das Rascheln von Kleidung, schnelle Schritte, ein grosser, hagerer Mann mit glasig starrenden Augen. Mühsam hob ich den Kopf, sah in sein mir zugewandtes Gesicht. In seinem forschenden Ausdruck gewahrte ich Erschrecken, stilles Entsetzen. Ich wusste, dass der Grund mein Anblick war – wie ich da sass, schwankend, nur noch Haut und Knochen, nicht einmal in der Lage, Worte der Begrüssung von mir zu geben. Er wandte sich ab und machte sich an seinem Bett zu schaffen. Mir sank der Kopf auf die Brust. Tränen rannen langsam darüber hinab. Eine Weile herrschte Schweigen. Dann merkte ich, dass er neben mir stand. Ich hob langsam den Kopf und sah in sein angespanntes, blasses Gesicht.

«Verzeih mir, Stanislaw... Verzeih... Ich habe diesmal für uns beide gekämpft... darum, dass wir beide wieder zusammen sein können... und uns gegenseitig helfen... was immer kommen mag... Und nie wieder will ich irgendwelche Schritte allein unternehmen... nur noch gemeinsam mit dir.»

Zwanzig Monate im Dämmerlicht

Und so nahm der Abschnitt seinen Anfang, dessen wesentlichstes Merkmal die endgültige Anpassung an die Existenz war, die mir aufgezwungen worden war, eine innere Verhärtung, die Hinnahme der Tatsache, dass alles, was ich hatte, die Gegenwart war, und dass man selbst diesem Zustand Kraft abgewinnen konnte, nicht nur die Kraft zum Überleben, sondern auch die, ihm Freude, ja, Glück abzurufen. Dies alles unter der Voraussetzung, dass ich nie an Kate und die Jungen dachte, auch nicht für den Bruchteil einer Sekunde. Und keine die Zukunft betreffenden Fragen stellte.

Es war ein inneres Reifen jenseits aller Bitterkeit, jenseits auch der Stürme eines vergeblichen Ringens und eines ebenso vergeblichen Hassens. Dem Sturm folgte eine vorbehaltlose Annahme meiner selbst. Ich war ja nur ein endlich kleines Teilchen der Welt, in der ich lebte, nicht anders als ein Schwarzer in Südafrika, ein Kuli in China oder ein Abfallfledderer auf der Mülldeponie einer amerikanischen Grossstadt. Mein Missgeschick hielt sich durchaus im Rahmen dessen, was zwischenmenschliche Beziehungen, ob vergangene oder gegenwärtige, mit sich bringen konnten, war nicht grausamer als Tausende, nein, Millionen von menschlichen Tragödien und Erniedrigungen auf der ganzen Erde, der Heimat des Menschen, von niemandem je bemerkt, von niemandem je angeklagt.

Ausserhalb des Lebens und doch noch lebendig, war mir jetzt, als betrachtete ich das alles von einem anderen Planeten aus. Ich schwebte frei ihm Raum, ein Beobachter, der den Tod hinter sich hat und der durch nichts mehr mit dem, was er beobachtet, verbunden ist. Die Hoffnungen meines Lebens lagen in Trümmern, die Liebe einer Familie war eine ferne Erinnerung. Ich war an dem allen nicht mehr beteiligt, nicht mehr als einer, der einmal gelebt hat und nun gestorben ist. Aber im Unterschied zu den Toten konnte ich noch der Frage

nachgehen, was es mit dem Leben auf sich gehabt hatte, und dieser Frage wandte ich mich mit der grössten Begierde zu.

Eine neue Gemeinsamkeit verband Stanislaw und mich. Trotz aller Zusagen gab es keine Rückkehr zu dem, was unsere Tage in der Zelle Nr. 1 ausgefüllt hatte. Wir blieben den Bedingungen dieses Kellers unterworfen. Selbst am Mittag eines strahlend sonnigen Tages hätten wir in andauerndem Dämmerlicht gegessen, hätte nicht die 100-Watt-Birne in der Mitte der Decke gebrannt, und das vierundzwanzig Stunden lang. Tag oder Nacht waren nur von dem dreieckigen Stückchen Himmel oberhalb der Holzbretter des Fensterschachts ablesbar.

In den Wintermonaten 1952-53 hatten wir zudem wieder Probleme mit der Luft, die durch die Zigaretten, die Stanislaw täglich brauchte, zusätzlich verschlechtert wurde. Obwohl er sich unter das Fenster stellte, wenn es ein wenig geöffnet war, durchzogen die Zelle doch von morgens bis abends Rauchschwaden. Ich wusste, wie sehr Stanislaw auf diesen kleinen Luxus angewiesen war, und nahm es hin. Dazu kam die Feuchtigkeit der Zelle, gegen die auch die sporadische Wärme der Heizungsrohre nichts ausrichtete und die uns arg zu schaffen machte, als es im Frühling und Sommer 1953 draussen sehr warm wurde.

Das einzige Möbelstück war der hohe Zeichentisch. Daran konnten wir nur arbeiten, wenn wir beide Strohsäcke auf einem der Bettgestelle übereinanderlegten und darauf noch zwei wackelige Haufen aus Decken, Laken und Kissen packten, auf denen wir dann hoch oben mit baumelnden Füissen hockten. Mit den improvisierten Augenschirmen schwankend hinter der grossen Arbeitsfläche auf unseren Hügeln, müssen wir wie zwei Schreiber aus einem Roman von Dickens ausgesehen haben.

Alle Dinge hatten ihren Platz, der Stapel der Kladden, die Bücher, die behelfsmässigen Trinkstrohhalme, die uns die Benutzung der schmutzigen Becher ermöglichten, die als Notizzettel dienenden, zerlegten Zigaretenschachteln Stanislaws, die geretteten benutzten Streichhölzer, Wörterbücher und Zeitungen; ebenso die Stifte und die täglich neu hergestellten, als Radiergummi fungierenden Brotkugeln, und meine Brille, besser gesagt unsere Brille, Stanislaw bekam sie, wenn er mir vorlas. Alles hatte seinen Platz – und das am äussersten Rand des Tisches, so dass uns der Rest als Arbeitsfläche blieb. Zu den Mahlzeiten legten wir zwei Bogen Zeitungspapier als Tischtuch darauf, auf das wir dann unsere Schüsseln und Becher stellten. Am Abend hoben wir den Tisch nach getaner Arbeit seitlich an die Wand und machten unsere Betten für die Nacht zurecht.

Die Zelle hatte also eine Tages- und eine Nachteinrichtung. Das Umräumen, das schon bald zu einer gut eingespielten Routineangelegenheit wurde, praktizierten wir das ganze Jahr 1953 hindurch und bis weit ins Jahr 1954 hinein. Wir bastelten uns aus Zweigen und Toilettenpapier eine Art Lampenschirm, um das Licht bei Tag auf unsere Arbeitsfläche zu lenken und bei Nacht abzudunkeln.

In den ersten Wochen machten wir uns zunächst daran, das, was uns in den vergangenen Monaten geistig beschäftigt hatte, in unsere *Gedanken über das Leben* einzuarbeiten. Vier Monate später lag eine vollkommene Neufassung vor. Worauf wir uns jeden Tag wieder freuten, das waren die Bücher, die mir Stanislaw aus dem Polnischen übersetzte – dazwischen deutsche oder französische Texte, die ich ihm vorlas. Wie in den Tagen in der Zelle Nr. 1 hielten wir uns auch jetzt an eine geregelte Abfolge von Themen – zunächst kam Ägypten dran, dann das alte Griechenland, danach Rom. Von da kamen wir zum prähistorischen Menschen und dann zu den frühen Wanderungen der europäischen Völker, zur globalen Wirtschaftsgeographie, zur Geschichte Chinas und Indiens. Des Weiteren befassten wir uns mit der Kunst, zuerst allgemein mit der Geschichte, dann spezieller mit der deutschen Kunst der Gotik und der Renaissance.

Unabhängig davon erkundeten wir die literarische Form der Biographie, um einige unserer Theorien über das menschliche Verhalten zu überprüfen und zu vertiefen. Zu unserer grossen Freude konnten wir mit Plutarchs *Grosse Griechen und Römer* beginnen, wandten uns dann Rabelais' *Gargantua et Pantagruel* zu, dem *Tagebuch* des Samuel Pepys, in einer neuen polnischen Übersetzung. Wir lasen die Autobiographie des florentinischen Malers, Bildhauers, Silberschmieds und Mannes von Welt Benvenuto Cellini, die klassischen chinesischen Erzählungen *Alle Menschen sind Brüder*, die Pearl S. Buck ins Englische übersetzt hatte, deren Übersetzung dann ins Polnische übertragen worden war, aus dem sie nun Stanislaw wiederum ins Deutsche übersetzte. Als Zwischenspiel die *Aufzeichnungen des Pickwick-Klubs* von Charles Dickens, und dann die monumentale, von Beethovens Leben inspirierte Trilogie *Jean-Christophe* von Romain Rolland und Albert Schweitzer. In bewundernswerter Weise hatte er aktives mitfühlendes Handeln und Weisheit miteinander verbunden, ein dienendes Leben, wie eres für sich gewählt und in Lambaréné verwirklicht hatte, die Beschäftigung mit Bach und die Auseinandersetzung mit einem von allen metaphysischen Attributen befreiten Menschen Jesus Christus zur Seite gestellt. Es folgte Thomas Manns *Zauberberg*, ein Buch, dessen isolierte Welt eines Lungenanatoriums mit Menschen, die wie wir ausserhalb des Lebens existierten und doch noch am Leben waren, uns besonders ansprach. Und

so ging diese berausende Entdeckungsreise immer weiter, Monat für Monat.

Wir konnten auch die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen innerhalb der kommunistischen Welt verfolgen. Wir hatten einen zusätzlichen Sinn ausgebildet und gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen und feinste Nuancen mitzubekommen, oft dank der uns nicht verborgen bleibenden Weglassungen. Besonders genau verfolgten wir alle Veränderungen der wirtschaftlichen Lage in Polen und die unglaublich schlechte Situation der Künste. Das meiste von dem, was auf dem Gebiet der Theorie produziert wurde, war unlesbar und grotesk.

Eine systematische «Russifizierung» der traditionellen polnischen Kultur war in Gange. Egal welches Gebiet, polnische Wissenschaftler wurden nicht zur Kenntnis genommen, verdienstvolle, aus der Vorkriegszeit stammende polnische Werke durch eine Flut von Übersetzungen aus dem Russischen ersetzt, von denen die meisten wertlos waren. Ob ein Student nun Naturwissenschaften, Geschichte oder Kunst studierte, stets sah er sich gezwungen, auf russische Quellen zurückzugreifen. Man machte sich nicht einmal die Mühe, sie den polnischen Erfordernissen anzupassen. So befassten sich die Lehrbücher zur Zoologie und Botanik ausschliesslich mit der Fauna und Flora verschiedener Regionen der Sowjetunion. Das kam zu der fast vollständigen Vernichtung der polnischen Bibliotheken durch die Deutschen noch hinzu.

Die sichtbarste Zumutung war natürlich der «Kulturpalast» im Warschauer Zentrum, gegen den ich meinen eigenen kleinen Krieg geführt hatte. Tagaus, tagein wurde den Polen vom Architekten bis zum Maurer, wurde der gesamten Öffentlichkeit nahegebracht, dort zu lernen, wie die Dinge gemacht werden müssten. Was mochte wohl in den Köpfen der Polen vorgehen? Es musste für ein Volk, dessen Stolz und dessen Empfindlichkeiten aus jahrhundertelangen Kämpfen gegen fremde Herrscher herrührten, besonders aufreizend sein. Selbst wenn die Kommunisten auf eine offene Repression verzichteten, mussten sie sich in ihrer doktrinären Isolation allein schon durch ihre Methoden alle Kreise der Bevölkerung entfremden.

Unsere weitreichende Lektüre und unsere Studien führten schliesslich dazu, dass wir auch zum Schreiben zurückfanden. Wir nahmen uns die *Angry Harvest* erneut vor. Wir lasen die alten Hefte durch und beschlossen, noch einmal von vorne anzufangen und dabei so wenig wie möglich auf die erste Fassung zurückzugreifen. In gewisser Weise war dieses Werk zum Ersatz für das Tagebuch geworden, das wir nicht schreiben konnten, zu einer symbolischen

Darstellung der Trennung zwischen einer äusseren Welt und den Gejagten im Dämmerlicht des Kellers. Und so, wie in den folgenden acht Monaten die Jahreszeiten wechselten, aus dem Winter das Frühjahr 1953 wurde und dann der Sommer und wieder ein Winter, so wechselten auch in *Angry Harvest* die Jahreszeiten draussen auf dem polnischen Land, auf Leon Wolnys kleinem Bauernhof mit seinen geschlossenen Fensterläden.

Dem Schreiben widmeten wir die Vormittage. Nach dem Mittagessen und bevor wir uns unserer ersten Lektüre zuwandten, lasen wir den *Kurier*, vorausgesetzt, er kam. Es konnte nämlich auch geschehen, dass wir ihn überhaupt nicht oder nur ohne einen grossen Teil der ersten beiden Seiten erhielten. Manchmal bekamen wir tagelang nur ein symbolisches Zeichen in Form der letzten Seite. Sie enthielt lediglich Ankündigungen, lokale Nachrichten, Sport, den Veranstaltungskalender, die Radioprogramme und einen Fortsetzungsroman, also alles, nur keine Nachrichten. Trotzdem entging uns nur wenig. Früher oder später kamen wir hinter den Grund für das Fehlen dieses oder jenes Teils der Zeitung. Jahrelange Erfahrung hatte uns zu Experten in der Kunst gemacht, dem Fehlenden Informationen zu entnehmen. Obwohl ich die Einzelheiten der aufeinander folgenden tschechischen Säuberungsaktionen nie erfuhr, ahnte ich doch, dass es dort zu grossen Prozessen gekommen war. Ich fand sogar heraus, dass Otto Sling und Vladimir Clementis, der letztere zur Zeit meiner Entführung Aussenminister und beide ehemalige von Krakau nach London gegangene Flüchtlinge, aus irgendwelchen Gründen als Landesverräter verhaftet worden waren. Ich dachte an meine Verhöre im Jahr 1949. Konnte diese Neuigkeit wohl irgendetwas mit meinem Schicksal zu tun haben?

Im März 1953 kam ein paar Tage lang gar keine Zeitung. Wir baten «Engel», uns doch wenigstens die letzte Seite zuzugestehen, damit wir den Fortsetzungsroman weiterlesen könnten. In Wirklichkeit interessierte uns der natürlich überhaupt nicht. Uns war vor allem am Radioprogramm und an den Veranstaltungsberichten auf der Rückseite gelegen – beides wichtige Quellen. So war anlässlich politischer Prozesse am Ort mehrfach die Berichterstattung darüber im Radioprogramm verzeichnet gewesen. Unsere Bitten um den Fortsetzungsroman führten auch tatsächlich zum Erfolg, und wir erhielten die Seite nun regelmässig, während das Verbot der restlichen Zeitung eine zweite und eine dritte Woche bestehen blieb.

Schon nach wenigen Tagen hatten wir unseren ersten Hinweis, irgendein bedeutender Mensch war gestorben. Die Theater blieben zum Zeichen der

Trauer geschlossen. Es konnte sich nur um einen Spitzenfunktionär wie Bierut handeln, aber dann entdeckten wir die Ankündigung einer Rundfunkansprache von ihm. Die andere Möglichkeit war ein führender Sowjet. Dann machten wir den entscheidenden Fund: Wir vermissten im Radioprogramm den Sender Katowice (Kattowitz). Stattdessen stand «Stalinograd» über der unveränderten Programmfolge. Alles so wie immer, ausgenommen der Name der neuen Stadt, die über Nacht entstanden war. Wir waren aufgeregt, unserer Sache aber noch nicht sicher, auch wenn die Beweislage stark dafür sprach. Wir fuhren unsere Antennen mit verdoppelter Aufmerksamkeit aus. Den ganzen April 1953 hindurch bekamen wir zwar wieder alle vier Seiten der Zeitung, aber es fehlten doch noch immer einzelne Artikel, die ausgeschnitten worden waren. Erst die Zeitung vom 2. Mai brachte uns endgültig Gewissheit. Sie zeigte das übliche Bild der 1.-Mai-Parade auf dem Roten Platz. Die Bildunterschrift darunter lautete: «Malenko und andere sowjetische Führer auf dem Lenin-Stalin-Mausoleum.» Zwar wiesen die Texte auf der Seite die gewohnten Lücken auf, aber niemand hatte sich Bild und Bildunterschrift genau angesehen. Selbst wir hatten zuerst den zusätzlich in die Stirnseite des Grabmals gemeisselten Namen übersehen.

An diesem Tag waren wir in allerbesten Laune. Nicht nur wegen der geleisteten guten Detektivarbeit, sondern auch, weil wir wussten, dass Stalins Tod unvermeidlich das Ende einer Ära bedeutete. Es würde nun in Russland zu einer Phase der Unsicherheit und Instabilität kommen, was sich zu gegebener Zeit günstig auf unsere Lage auswirken konnte. Es war die Stalin-Ära gewesen, die uns fest im Griff gehabt hatte, und ihr Ende konnte eigentlich nur einen Wandel zum Besseren mit sich bringen. Der beste Beweis dafür war, dass unsere Bewacher unsere Reaktion auf die Nachricht fürchteten und alles taten, um diese vor uns verborgen zu halten. Jetzt, wo wir Bescheid wussten, war es natürlich umso erbitternder, dass man uns auch weiterhin grosse Teile der Zeitung vorenthielt, weil dort zwangsläufig irgendwo Hinweise auf Stalins Tod zu finden waren. Wir erwogen, «Engel» mitzuteilen, dass wir alles wüssten und dass es deshalb nicht nötig sei, diesen Unsinn fortzusetzen. Aber dadurch hätten wir nur verraten, wie genau wir aufpassten. Und dann würde man die Zustellung von Zeitungen als zu gefährlich ansehen oder man würde sie doppelt so scharf zensurieren wie bisher. Oder es konnte der Verdacht aufkommen, dass es irgendwo in unserem Keller eine Sicherheitslücke gab, was möglicherweise eine neue Serie von Verhören nach sich zog. Wir beschlossen also, damit zu leben

und über die klaffenden Wunden in der Zeitung hinwegzusehen, die jedesmal von dem grossen Geheimnis kündeten, dass Stalin gestorben war.

Unser Stillhalten zahlte sich aus. Im Juni registrierten wir die ständig steigende internationale Spannung und – was die Zeitungen betraf – einen neuen hysterischen Ton. Stand ein Krieg bevor? Was würde das für uns bedeuten? Stalin war nicht mehr da, und wir hatten gehofft, dass sich vielleicht eine allmähliche Veränderung ergeben würde, ohne die Gefahr einer Weltkatastrophe.

Plötzlich gar keine Zeitung. Gleichzeitig lief in einem Gebäude irgendwo in der Nähe ununterbrochen ein Radio, das zu den Nachrichtenzeiten so laut aufgedreht wurde, dass wir mit der Zeit Bruchstücke mitbekamen, vor allem in der relativen Stille des späten Abends und frühen Morgens. Wir schnappten Wörter auf wie «internationale Provokation», «amerikanische Aggression», «Grenzverletzungen» und hörten auch von jemandem, der als Feind des sozialistischen Vaterlandes entlarvt worden war. Stanislaw versetzte das alles in Hochstimmung, während es mich deprimierte. Vielleicht war diesmal wirklich der Dritte Weltkrieg ausgebrochen, hatte sich von Korea bis nach Deutschland ausgeweitet, und wir sassen in der Falle. Wir hörten stückweise eine Unterhaltung von Aufsehern mit, die in einem Raum über uns zu einer Besprechung zusammengekommen waren – da ging es um Vorhänge, Methoden der schnellen Verdunklung der Kellerzellen, Versicherungen, dass alle Vorbereitungen getroffen worden seien. Wir wanderten in einer Mischung aus Angst, Hoffnung und Entsetzen in unserer Zelle auf und ab. Was war aus den Erwartungen geworden, die wir mit Stalins Tod verbunden hatten?

Die Tage vergingen. Die Radiohysterie legte sich ebenso wie das Interesse an dem, was der Rundfunk zu sagen hatte. Es gab keine Verdunklung. Schliesslich bekamen wir sogar die Zeitung wieder, und man gestattete uns, einen Teil der Nachrichten zu lesen – der angebliche Versuch einer Provokation, die einen neuen Krieg hatte auslösen sollen, ein Coup, der fehlgeschlagen war. In winzig kleinen Stückchen erfuhren wir von dem Aufstand, zu dem es am 22. Juni in Ostdeutschland gekommen war. Im Zuge dieser Entdeckungen stiessen wir dann aber auch auf eine weitere Nachricht, die wir ganz sicher nicht hätten erfahren dürfen. Wir lasen eine Rede, die einer der ostdeutschen Führer gehalten hatte und in der er der Sowjetunion für die entschiedene Hilfe in Berlin dankte und für die rechtzeitige Entlarvung des Erzschorken Berija – Lawrenti Pawlowitsch Berija, Chef des Sicherheitsdienstes NKWD.

Wir erlitten fast einen Kollaps und taten die ganze Nacht kein Auge zu.

Das war eine radikale Wendung! Am folgenden Morgen schätzten wir das Ereignis als für uns sehr viel wichtiger ein als das Drama im geteilten Deutschland oder selbst den Tod Stalins. Dass Berijas Unterdrückungsapparat bei meinem unglücklichen Schicksal die Finger im Spiel hatte, davon war ich fest überzeugt. Berijas Leute waren ja nicht nur die über die ganze Sowjetunion verteilten Augen und Ohren des Systems, sondern dieses hatte auch in den Sicherheitsapparaten aller anderen kommunistischen Länder seine Handlanger sitzen, organisiert in einem Netzwerk, das unzerstörbar gewesen schien. Wie viele von den MBP-Leuten hier, die ich kannte oder nicht kannte, mochten Berijas Männer sein? Damals 1949 «Blackie»? «Zigarette»? Ganz sicher beide. Sie mussten jetzt scharf nachdenken. In Russland waren Säuberung und Kursänderung seit jeher unzertrennliche Zwillinge. In diesem monolithischen System musste das, was mit der Eliminierung Berijas in Moskau begonnen hatte, immer weitere Kreise ziehen, selbst hier.

Unsere Hoffnungen bekamen weitere Nahrung, als wir aus verschiedensten Teilinformationen den Schluss ziehen konnten, dass Berija hingerichtet worden war und im NKWD nach wie vor dramatische Veränderungen im Gange waren. Um unserer Erregung und Ungeduld entgegenzuwirken, konzentrierten wir uns so stark wie nie zuvor auf unsere Arbeit und stellten uns selbst neue Aufgaben. Ich nahm mir vor, wenigstens ein paar Brocken Polnisch zu lernen. Von Stanislaw angeleitet, erkannte ich allmählich, in welcher einmaligen Weise die polnische Sprache die kulturelle Verbindung von Ost und West widerspiegelt, slawische und lateinische Elemente verbindend. Das schien mir ein Reichtum und eine Präzision der Bedeutungsnuancen, grösser als in meiner eigenen Sprache.

Derweil stürzte sich Stanislaw, der ein ausgezeichnetes Ohr für Sprachen hatte – er behauptete, dass, beherrsche man Polnisch, alle anderen Sprachen leicht zu erlernen seien –, mit Macht auf das Englische. Schon 1951 und 1952 hatte er sein Englisch täglich erprobt. Es war deshalb keine Überraschung, als er mir nun zum Weihnachtsfest 1953 ein Geschenk in Form des Beschlusses machte, ab Neujahr bei unseren alltäglichen Unterhaltungen nur noch Englisch zu sprechen und den Gebrauch des Deutschen auf die Zeiten des Schreibens und der Studien zu beschränken. Da uns nun neben dem Polnischen drei weitere Sprachen zur Verfügung standen, wurde es auch schwerer, uns abzuhören.

Der uns allenthalben umgebende Wahnsinn hatte auch seine komischen Seiten. So wurde beispielsweise im Frühjahr 1953 der Dushraum, der unserer Zelle gegenüberlag, um ein Waschbecken und ein WC bereichert. Das war

«Engels» stolzes Werk. Nur hatte man das WC an die Warmwasserleitung angeschlossen, und immer wieder – vor allem an den Samstagen – konnten wir beobachten, wie das fast kochende Wasser hinab in die Kloschüssel schoss. Jedesmal, wenn wir uns auf dem WC niederliessen, mussten wir an diesen Luxus der Vorheizung denken, in dessen Genuss unser Allerwertester kam. Die Sache hatte Stil! Natürlich wurde der Gummiball im Spülkasten schnell in Mitleidenschaft gezogen, aber der Kasten war so dicht unter der Decke angebracht, dass der Ball nicht ausgetauscht werden konnte, ohne den Kasten abzuklemmen und herunterzuholen. Und so brach denn die Toilette zu den seltsamsten Zeiten in eine wahre Spülorgie aus und hatte schon den ganzen Korridor zuge-dampft, bevor noch ein Aufseher wachwerden und sich mit der Sache herum-schlagen konnte.

Da wir uns an der Nordostseite des Gebäudes befanden, die im Schatten einer vorspringenden Hausecke lag, drang nicht einmal im Sommer der kleinste Sonnenstrahl zu uns herab. Eines Tages, es war im Juli, wurden neben den Fenstern Löcher in die Wand gebohrt, ein erster Schritt, die Zellen mit mehr Tageslicht und Frischluft zu versorgen. Die hölzernen Einrahmungen wurden entfernt und durch Metallrahmen mit undurchsichtigem Glas ersetzt, aber nur an der Vorderseite, da ja die geöffneten Fensterflügel die Sicht nach den Seiten schon verdeckten. Etwa einen Meter breit und einen halben hoch, waren die neuen Glasblenden schräggestellt, so dass fast das volle Tageslicht zu uns hineingelangen konnte. Wie wir mit der Zeit entdeckten, hatte diese Veränderung noch einen weiteren, unbeabsichtigten Vorteil. Wenn wir den linken Fensterflügel schlossen und den anderen im rechten Winkel offenstehen liessen, konnten wir diesen als Spiegel benutzen, mit dem die gesamte Front unseres Hauses zu überblicken war, was uns zu einer Fülle zusätzlicher Informationen über unsere Umgebung verhalf.

Die neuen Glasblenden hatten auch noch andere unvorhergesehene Auswirkungen. So kamen oft Hühner, um in der Feuchtigkeit vor dem Fenster nach Würmern zu scharren. Einmal rannte ein Huhn gegen das Glas und zerbrach es, was uns zum ersten Mal einen direkten Blick auf die Welt vor dem Fenster ermöglichte, ein fast erschreckend wunderbares Erlebnis. In der Zeit, die uns bis zur Entdeckung des Unfalls blieb, konnten wir feststellen, dass dort tatsächlich eine Strasse in weitem Bogen zu einem unsichtbaren Tor führte. Da gab es Gras und Obstbäume und dahinter eine Mauer aus Ziegelsteinen, die ungefähr parallel zu unserem Haus verlief. Das interessanteste war das Gebäude hinter der Mauer. Wir hatten schon mitbekommen, dass es dort einige hohe Funkma-

sten und Antennen gab. Wir hatten ein Radio gehört, Fenster waren geöffnet und geschlossen worden. Das Haus war neu, langgestreckt und sehr viel grösser als unseres. Es musste das Verwaltungsgebäude des Komplexes sein. Die vielen Antennen machten zudem deutlich, dass es auch für die Kommunikation eine wichtige Rolle spielte.

Die Aufseher waren ein integraler Bestandteil unseres Lebens geworden, so dass wir sie mit einer Mischung aus Belustigung und Mitleid ansahen. Manchmal waren sie wie die Kinder. Sie belastete ja auch nicht der Gedanke, etwas Schlechtes oder Unmenschliches zu tun. Im Gegenteil, sie glaubten ihr Land zu schützen, indem sie die Anweisungen derer, die es wissen mussten, befolgten. Eines Tages tauchte ein kleines altersschwaches Kerlchen bei uns auf, wohl um die Aufsehermannschaft zu vervollständigen. Ich warf nur einen Blick auf ihn und schämte mich fast beim Anblick des unverkennbaren Elends und der Not. Er humpelte umher, als könnte ihn der leiseste Windhauch umpusten. Unsere Essensschüsseln setzte er so zaghaft ab, dass er immer einen Teil verschüttete. Dank seines vollständigen Mangels an Selbstvertrauen gelang es ihm immer, die einfachsten Verrichtungen in einem grossen Durcheinander enden zu lassen. Bei jeder Begegnung mit ihm waren wir in Bereitschaft, ihn aus Verlegenheiten zu retten. Wir nannten ihn «Zwerg». Die anderen Aufseher taufte ihn «Grossväterchen». Es sah ganz so aus, als sei er gerade noch mit dem Leben davongekommen. Im Laufe der Monate nahm er allmählich an Gewicht zu. Gleichzeitig schien er in einem anhaltenden Zustand ungläubigen Staunens, dass ihn das Dasein so gut behandelte. Mit der Selbstachtung wuchs auch seine Sicherheit. Seine schäbige Kleidung wurde durch eine Uniform ersetzt, dazu ein Paar brandneuer Schaftstiefel. Wir freuten uns, dass er, wenn auch verspätet, doch noch ein kleines Winkelchen vom Leben hatte mit Beschlag belegen können. Er war der Sanfteste der Sanften, unfähig, anderen weh zu tun, hatte er doch offensichtlich am eigenen Leibe allzu nachhaltig erfahren müssen, was das hiess. Er und «Engel» kamen als die beiden schon bejahrteren Aufseher vorzüglich miteinander aus, und «Zwerg» wurde für «Engel» das, was Freitag für Robinson Crusoe gewesen war. Die beiden plauderten oft stundenlang im Aufenthaltsraum der Aufseher miteinander.

Die grösste Freude bereitete «Zwerg» jedoch ein anderer Gefangener in unserem Keller, der aus irgendeinem Grunde seine Zelle jeden Morgen verlassen durfte, um die Zimmer oben auszufegen, Kohlen zu schleppen, ja, sogar den Schnee vom Weg draussen wegzuschaukeln. Einmal konnte ich ihn kurz

durch unser Guckloch sehen, ein alter weisshaariger Mann, der sich vor dem eigenen Schatten fürchtete. Ob diese Ängstlichkeit hier in diesem Gebäude ihren Ursprung hatte? Wie auch immer, er war der Liebling aller diensthabenden Aufseher, jemand, der ihnen Gesellschaft leistete und mit dem man während aller zu erledigenden Arbeiten reden konnte. Der Alte und «Zwerg» waren wie füreinander geschaffen, der Gefangene und sein Wärter. Sie erzählten sich gegenseitig ihre Lebensgeschichte, was wir stückchenweise mitanhören konnten. «Zwerg» hatte den grössten Teil der Kriegsjahre in deutschen Konzentrationslagern zugebracht. Unser weisshaariger Mitgefangener setzte ihm mit allen möglichen Fragen zu. Die grösste Angst hatte «Zwerg» jetzt vor einem Krieg, denn der würde die kleine Insel des Friedens, die er hier gefunden hatte, unweigerlich zerstören. Beide waren auf ihre Weise mit derselben Frage beschäftigt: Gab es irgendeine Hoffnung für ihre letzten Lebensjahre? Der Wärter und der Gefangene in der Stille dieses Kellers!

Auch die Aufseher wurden von Missgeschicken ereilt. So zum Beispiel an dem Tag, an dem «Veilchen» sich von dem Vertrauensgefangenen beim Reinigen einiger leerer Zellen helfen liess. Als der alte Knabe gerade in einer Zelle am anderen Ende des Korridors tätig war, hörten wir, wie ein Windstoss die Tür der Zelle nebenan zuwarf. Wir waren zu diesem Zeitpunkt gerade mit unserer Lektüre beschäftigt und schenkten dem wenig Beachtung. Aber dann hörten wir leises Pochen. Was hatte das zu bedeuten? Konnte es ein neuer Nachbar sein, der versuchte, unauffällig unsere Aufmerksamkeit zu erregen? Er schien doch Signale zu geben. Sollten wir mit einem Klopfen antworten? Stanislaw sprach sich dagegen aus. Es könnte eine Falle sein. Aber das Pochen wurde immer lauter, ungeduldiger und verwandelte sich schliesslich in ein Hämmern. Der Nachbar musste über irgendetwas sehr erregt sein. Dann eine gedämpfte Stimme. «Hallo! Hallo! Hallo!», begleitet von lauten Schlägen gegen die Tür. Plötzlich erkannten wir die Stimme. Das war keineswegs ein Gefangener, sondern «Veilchen»! Er hämmerte und schrie mit grösster Lautstärke, wie in Panik: «Hallo... Hallo!»

Alles blieb still im Keller. Schliesslich dämmerte es uns. Der Windstoss musste «Veilchen» versehentlich eingesperrt haben. Die Tür hatte natürlich innen keine Klinke. Aber warum kam der alte Mann nicht herbei und liess ihn wieder raus? Vielleicht nutzte er die Situation zu einem Ausbruchversuch? Offensichtlich trieb genau dieser Gedanke «Veilchen» fast in den Wahnsinn. Vielleicht würden ja auch wir zu fliehen versuchen! Es blieb ihm jetzt nichts anderes übrig, als einen der Aufseher oben aufmerksam zu machen. Verständlicherweise hatte er wieder freikommen wollen, ohne dass es jemand bemerkte.

Wenn ein Offizier anwesend wäre, würde dessen Aufmerksamkeit unweigerlich auch auf den Tumult gelenkt, den er machte. Aber zu diesem Zeitpunkt hatte «Veilchen» schon aufgehört, sich bei der Lächerlichkeit seiner Lage – er in der Zelle und der Gefangene draussen – aufzuhalten. Er fing an, wie ein Löwe zu brüllen und mit Händen und Stiefeln gegen die Tür zu donnern.

Keine Reaktion. Das Haustelefon klingelte. Das machte «Veilchen» endgültig verrückt, und er gab lautstark eine ganze Reihe Flüche von sich. In der Stille, die darauffolgte, konnten wir auf der Treppe Schritte hören. Jemand klopfte mit einem Schlüssel an die Gittertür. Man rannte doch nicht in eine Falle, indem man die Tür aufschloss, bevor man den Kollegen heil und gesund im Korridor sah!

«Lass mich raus, du blöder Idiot! Lass mich raus!»

Der andere Aufseher liess sich nicht beirren. «Was soll der Lärm? Warum kannst du nicht herkommen?»

«Ich bin eingeschlossen, du Idiot.»

«Wer hat dich denn eingeschlossen?» Der Aufseher argwöhnte eine Verschwörung.

«Niemand... Cholera... Du Schwachkopf, lass mich endlich raus!»

Aber der andere Aufseher war auf dem Posten. «Wer hat dich eingeschlossen, sag's mir.»

«Veilchen» trat in rasender Wut gegen die Tür. «Der Wind... der Wind... Scheisskerl!»

«Sag doch deinem Gefangenen, er soll aufmachen.» Seltsamerweise hatte der Gefangene sich jedoch in Luft aufgelöst. Niemand war im Korridor zu sehen.

Nach kurzem Überlegen sagte der Aufseher draussen: «Warte» und rannte nach oben. Er wollte kein Risiko eingehen. Wenig später kehrte er mit einem Kollegen zurück. Sie öffneten vorsichtig die Gittertür, kamen zu der Zelle neben der unseren und drückten die Klinke hinunter, woraufhin «Veilchen» mit einer Mischung aus Zorn und Erleichterung herausgeschossen kam.

«Aber wo ist er?» Wir konnten die drei den Korridor hinuntereilen hören. Wir konnten hören, wie eine Tür aufgemacht wurde. Eine vierte aufgeregte Stimme erhob sich. Als sie dann alle in unseren Teil des Korridors zurückkehrten, bekamen wir im Wesentlichen mit, was geschehen war. Der Windstoss, der die Tür nebenan zugeschlagen hatte, hatte auch den alten Mann in der Zelle eingesperrt, die er gerade reinigte. Es war eine herrliche Vorstellung gewesen.

Im Frühjahr 1954 fand die sogenannte Radfernfahrt für den Frieden durch Polen, Ostdeutschland und die Tschechoslowakei statt. Ein sportliches Ereignis, das die polnische Jugend mit der Begeisterung verfolgte, die man bei uns zu Hause einem Meisterschaftsspiel im Baseball entgegenbringt. Unsere Aufseher und auch «Engel» wurden von dem Fieber gepackt und waren fest davon überzeugt, dass es auch Stanislaw und mir so gehen müsse. Wenn also nun die abendliche Kübelzeit im Waschraum für mich kam, standen «Engel» und der Aufseher vom Dienst in der Tür unserer Zelle und berichteten Stanislaw in aller Ausführlichkeit von den Wechselfällen des Tages. Und wenn ich mit meinem Kübel zurückkam, grinste «Engel» mich an und sagte etwa: «Warten Sie nur, bis er Ihnen alles erzählt... Krusniak hat sich heute selbst übertroffen!» Es kam sogar vor, dass die Neuigkeiten weitaus früher über das Nachrichtensystem des Haustelefons nach unten drangen und «Veilchen» dann herbeieilte, leise an unsere Tür pochte und uns in höchster Erregung die Ergebnisse zuflüsterte. Die Aufseher und wir waren im Laufe der Jahre zu feststehenden Grössen geworden. Sie kannten uns und wir kannten sie, und es gab auf beiden Seiten keine offene Feindseligkeit. In gewisser Weise verband sie mehr mit uns als mit ihren Vorgesetzten.

Die Erholung von meinem zweiten Hungerstreik im November 1952 wurde durch die anhaltenden Verdauungsbeschwerden verzögert. Erst im Januar 1954 stand ich nach mehrfachen Bitten erstmals wieder dem Arzt gegenüber. Diesmal war «Zigarette» zu meiner Überraschung nicht anwesend. In den zurückliegenden Jahren hatte er hinlänglich deutlich gemacht, dass er hier draussen für jedes kleinste Detail, uns eingeschlossen, verantwortlich war. Und allwöchentlich hörten wir seine vertrauten Schritte auf dem Korridor, wenn er eine Zelle nach der anderen durch den Spion kontrollierte. Wir hatten schon bemerkt, dass er in der vergangenen Woche nicht dagewesen war. Jetzt kam ich zu dem Schluss, dass er erkrankt sein musste. Der Arzt schien über «Zigarettes» Fehlen nicht gerade traurig zu sein. Er untersuchte mich gründlich, verordnete einige Mittel und eine Umstellung der Ernährung und versicherte mir, dass schon noch alles in Ordnung kommen werde. Er hörte sich sogar meine üblichen Klagen über nicht eingehaltene Versprechungen an, ohne mich zu unterbrechen.

Ende Januar 1954, nach der Beendigung von *Angry Harvest*, brauchten wir dringend eine Pause. Deshalb wandte ich mich meinen Entwürfen zu, wobei mir Stanislaw Fakten zu Warschau lieferte, die ich benötigte. Unsere Bewacher versuchten, der Frage nach einem konkreten Projekt auszuweichen, zeigten dafür aber bei den Büchern grösseres Entgegenkommen.

Dann aber erreichten mich eine Rolle gutes Pauspapier, eine Reisschiene, ein Dreieck und ein Massstabslineal, jedoch immer noch kein Zeichengerät. Sie fürchteten wohl, dass dieses zu Gewalttaten gegen mich selber oder gegen andere missbraucht werden könnte.

Seit Beginn des Jahres 1954, und dann nach «Zigarettes» Verschwinden, trat «Engel» häufiger im Keller in Erscheinung und liess es sich des öfteren angelegen sein, während meiner abendlichen Reise mit dem Eimer mit Stanislaw zu plaudern und ihm eine Extra-Zigarette zukommen zu lassen. Da er auch für die Küche zuständig war, bereicherte er unsere Mahlzeiten gelegentlich um eine kleine Überraschung – da gab es etwa neue Kartoffeln und Bouletten zum Abendessen, dazu einen Becher Buttermilch, oder ein Schweineschnitzel, wenn ein Schwein geschlachtet worden war. An Polens fleischlosen Dienstagen fanden wir statt zäher Leber oder Lunge auch schon mal Hühner- oder Gänsefleisch oder auch ein Stück Karpfen in unseren Näpfen.

Der Mai verging. Mit der Rückkehr des warmen Wetters wurde die kalte Feuchtigkeit unserer Zelle zu einem drängenden Problem. Stanislaws Gesundheit verschlechterte sich auf Grund seiner angegriffenen Bronchien. Sein Herz zeigte Anzeichen einer drohenden Schwäche, und es schien nur noch ein Schritt zu einer Lungenentzündung. Ich konnte sehen, wie seine Kräfte von Tag zu Tag nachliessen. Es musste etwas geschehen. Wir bedienten uns einmal mehr der Taktik des indirekten Vorgehens, die darin bestand, um das offenkundig weniger Wichtige nachzusuchen, dessen Gewährung für sie jedoch mit grösseren Schwierigkeiten verbunden war, um so zu dem zu kommen, woran uns eigentlich lag – in diesem Falle, endgültig aus diesem Keller herauszukommen. Wir baten sie also, uns wegen Stanislaws Husten auf die sonnige Seite des Kellers zu verlegen, nämlich in die Zelle Nr. 11, die ich ja vor unserer Wiedervereinigung bewohnt hatte und in der jetzt eine sehr ungebärdige Gefangene untergebracht war. Sie würden es ganz bestimmt nicht auf eine durch die Verlegung in eine schlechtere Zelle ausgelöste Auseinandersetzung mit ihr ankommen lassen wollen – und aus Sicherheitsgründen konnte ihnen auch nicht daran gelegen sein, dass wir ihr allzu nahekamen.

Ob es nun der Erfolg unserer Strategie oder ein anderer Umstand war – jedenfalls flüsterte «Engel» uns am folgenden Morgen heimlich zu: «Die Sache wird in Ordnung gehen. Sie beide werden schon heute Abend hier rauskommen.»

Der letzte Sommer

Und so geschah es, dass wir, Stanislaw und ich, uns an einem Abend im Juni des Jahres 1954 draussen in der Weite der Bäume und Büsche und Gräser unter einem endlos sich dehrenden Himmel, der noch die Unentschiedenheit der dahinschwindenden Abenddämmerung zeigte, wiederfanden. Eine Brise voller Düfte und Erinnerungen an einen heissen Sommertag blies uns ins Gesicht und hüllte uns ein.

Als die Tür aufgegangen war, hatte man uns angewiesen, alle unsere Sachen auf unsere Strohsäcke zu packen und diese dann zu zweit wie eine Bahre hinauszutragen. Aber schon auf dem Korridor hatten wir aufgegeben. Es ging über unsere Kräfte, vor allem über die Stanislaws. Man forderte uns nun auf, die Matratzen liegenzulassen und mit unserer jeweiligen Habe weiterzugehen. Zum ersten Mal in fünf Jahren zogen wir um und brauchten uns nicht zu fragen, wo wir wohl landen würden. Ein ausserordentliches Zugeständnis – man hatte uns im Voraus mitgeteilt, dass man uns in die Zelle Nr. 1 des anderen Gebäudes zurückverlegen werde. Es gab keine Handschellen, keine verbundenen Augen. Wir stiegen einfach sichtbare Treppenstufen hinauf, gingen unter sichtbaren Bäumen, die leise in der Abendluft rauschten, durch einen sichtbaren Garten. So wie normale Menschen.

Zuerst wollte es mir wie etwas derart Verbotenes vorkommen, dass ich nicht einmal nach vorne zu sehen wagte, sondern den Blick fest auf Stanislaws Rücken gerichtet hielt. Erst nach einer Weile hob ich vorsichtig die Augen, wobei ich fest mit einem Anpiff rechnete. Dann aber nahm ich die Dinge rechts und links des Weges auf, Dinge, die noch die Hitze der eben erst hinter dem Horizont versunkenen Sonne ausstrahlten. Ich sagte mir: Nimm alles in dich auf, jede Einzelheit! Ich versuchte es, aber die Gefühle, die durch mich hindurchwogten, hatten mich vollkommen aus dem Tritt gebracht. Als wir auf den Kiesweg einbogen, blickte ich mich zu dem Umriss unbekanntes Gebäudes

Gebäudes um, das fünf Jahre meines Lebens verschluckt hatte, dessen Keller ich besser kannte als irgendetwas in meinem Leben. Sah es wirklich so aus, wie ich es mir mit Hilfe von Hunderten von Rückschlüssen vorgestellt hatte? Ich staunte es ungläubig an. Ja, es war alles da – es hatte ein Geschoss, war ganz zugerankt von wildem Wein, niedrig und von genau der vorgestellten Grösse mit Treppe, Terrasse und Balustraden.

Und doch war es nicht wiederzuerkennen, bot es einen höchst überraschenden Anblick. Wie unmöglich es doch ist, sich ein zutreffendes Bild von etwas zu machen, das man noch nie gesehen hat! Es ist so, als wollte man das Bild eines Menschen malen, den man nur aus einer lebenslangen Korrespondenz kennt. Wie anders sahen all die Details, die ich vom Keller aus registriert hatte, als Teil eines Ganzen aus! Da waren die gläsernen Blenden vor den Kellerfenstern, da der einsame Lichtstrahl, der aus einer der Zellen fiel. Da war das Fenster der Zelle Nr. 11, in der ich die härtesten drei Monate meines Lebens zugebracht hatte. Dort die Luke des Kohlenkellers unter der Terrasse vor dem Eingang, dort die kaum zu sehende kleine Öffnung dicht daneben, durch die ich beim Waschen so oft hinausgespät hatte. Wir bogen um die Ecke, die ich aus den Geräuschen so gut kannte. Dort, auf der anderen Seite des kleinen Stahlblechtores, lag sie, die grosse Masse des zweiten Gebäudes, in dem nicht ein Licht brannte. Tot und verlassen. Die Eingangstür in dem runden, turmartigen Vorbau stand offen. Drinnen folgte ich den Treppenstufen hinab in den kühlen Keller mit all seinen so vertrauten Gerüchen.

Zelle i. Stanislaw stand bereits mitten darin, starrte mich an, als ich eintrat. Er war totenblass. Der Schweiss stand ihm auf dem Gesicht, obwohl es hier unten durchaus nicht warm war. Seine Augen waren fiebrig und glänzten. Er keuchte, und als ich ihn mir genauer ansah, war mir, als schwankte er.

«Stanislaw, schnell, setz dich hin. Was ist passiert?... Setz dich, du hast dich überanstrengt.»

Im vergangenen Jahr hatte er periodisch auftretende Herzschmerzen gehabt, die ihm den Atem genommen und ihn fast hatten ersticken lassen. Stanislaws Zustand war auch «Vorhängeschloss» nicht verborgen geblieben. Er sagte: «Während wir auf die anderen Sachen warten, können Sie sich setzen.» Stanislaw setzte sich unsicher nieder. «Es geht mir gut... Es geht mir gut...» Er sah sich um, als suchte er nach etwas.

Ich wandte mich «Vorhängeschloss» zu und sagte: «Sehen Sie, es war höchste Zeit, uns da rauszuholen.»

Stanislaw Schwanken war glücklicherweise mehr eine emotionale als eine physische Reaktion gewesen. Natürlich war bei seiner Verfassung dieser Gang mit dem, was er zu schleppen hatte, eine viel zu grosse Anstrengung gewesen. Der wahre Grund aber war die Begegnung mit der Sommernacht, mit der Luft und der Weite, diese erste Berührung mit der Aussenwelt nach fünfeinhalb Jahren. Das hatte ihm den Atem genommen, denn es war durch den Panzer der Stärke, den er sich allmählich zugelegt hatte, hindurchgedrungen, hatte ihn plötzlich mit einer Flut von Gefühlen, die er nicht zu beherrschen vermochte, entwaffnet.

Wie relativ doch alles ist. Nach unserem fast zweijährigen Aufenthalt in dem grausigen Keller nebenan erschien uns dieser hier wie das Paradies, und ich konnte mir nicht vorstellen, je wieder etwas anderes oder Besseres haben zu wollen. Jetzt standen sowohl das Süd- als auch das Ostfenster in ihren hölzernen Einfriedungen weit offen, und die Sommerluft strömte durch die Zelle. Ich schob das Kopfende meiner Pritsche direkt unter das Fenster, so dass auch während ich schlief der Luftstrom über mein Gesicht hinwegging.

Am Morgen sassen wir neben dem Ostfenster, wo ein schmaler Streifen des Sonnenlichts zu uns hereindrang. Am Nachmittag wechselten wir zum anderen Fenster hinüber. Die verschiedenen Ernten wurden eingebracht. Sensen fuhren durch das Gras. Wir legten in dem schmalen Schmutzstreifen, der seit unserem Auszug im August 1952 überlebt hatte, erneut einen Fenstergarten an. Wieder fädelten sich Roggenhalme durch das Drahtgitter nach oben und schufen ein zartes grünes Flechtwerk. Wieder sprossen verschiedene andere Pflanzen und wurden sorgsam umhegt. Und wie zuvor erschienen diverse Vertreter des Tierreichs.

So verirrte sich ein grosser grüner Grashüpfer in unseren Waschraum, und wir nahmen ihn mit in die Zelle. Am Tage spazierte er mit langsamen, bedächtigen Schritten auf dem Rand unserer Betten oder am Fenstergitter, seinem Lieblingsplatz, entlang. Über Nacht sperren wir ihn in die Schachtel unseres Schachspiels, da die Verlockungen des Draussen und der Abenddämmerung stark auf ihn zu wirken schienen und wir unseren neuen Begleiter nicht verlieren wollten. Eine seiner Lieblingsspeisen war Zucker vom Boden unserer Teebecher, den wir ihm auf dem Ende von Strohhalmen als Bestechung anboten, damit er uns nicht verliess.

Da unser Grashüpfer des Abends immer unruhiger wurde, wandte sich Stanislaw der mühseligen Aufgabe zu, einen Grillenkäfig in chinesischer Manier zu bauen. Er tat dies mit der Geduld eines Goldschmieds. Er benutzte abgebrannte Streichhölzer als Käfigstangen, die er in Streifen aus geknetetem Brot

steckte. Er konstruierte sogar eine Schiebetür. Als spürte er seine bevorstehende Gefangensetzung, machte sich der Grashüpfer kurz vor Vollendung des Kunstwerks davon und liess sich zu unserer Bekümmernis nur wenige Schritte von unserem Fenster entfernt nieder, um uns mit seinem sägeartig kratzenden Gezirpe zu peinigen. Dafür zierte fortan der Käfig als erste kunsthandwerkliche Arbeit unsere Zelle.

Wenig später erlebten wir unser grösstes Tierabenteuer, das aber Formen annahm, die unser gesamtes Dasein durcheinanderzubringen drohten. Alles begann damit, dass eines Tages zur Zeit des Mittagessens eine einsame Wespe zu uns hereingeflogen kam und sich von dem Zucker am Boden meines Teebechers bediente. Am nächsten Tag fand sie sich zur selben Zeit wieder ein, nun aber in Begleitung einer zweiten. Am folgenden Tag waren es schon drei – und dann schwoll ihre Zahl rapide an.

Ich war fasziniert. Stanislaw dagegen wurde nervös und duckte sich immer, wenn ihm eins der Tiere zu nahe kam. Ich hatte Wespen in meiner Kindheit stets sehr gemocht, und wenn wir in Zürich im Sommer unter einem grossen Baum im Garten zu Mittag assen, gab es immer ein reges Hin und Her, und es mussten viele Rettungsaktionen unternommen werden, weil sie immer wieder im Apfelsaft landeten. Ich lernte allmählich einzelne Tiere zu unterscheiden und gab ihnen Namen, und meine Lieblingswespen durften von kleinen Bröckchen fressen, die ich zwischen den Lippen hielt. Ich war schon immer der Ansicht gewesen, dass Wespen weniger aggressiv sind als Bienen und nur stechen, wenn sie sich bedroht fühlen. Stanislaw liess sich grossmütig dazu herbei, meine Theorie zu überprüfen. Eigentlich war ja sowieso ich der Gefährdete, denn ich hatte unglücklicherweise eine Allergie gegen Wespenstiche, die bei mir schwere asthmatische Anfälle auslösten. Sollte ich hier unten von mehreren Tieren gestochen werden, würde niemand wissen, was passiert war, so dass auch keine entsprechende Behandlung erfolgen konnte. Ich war jedoch fest überzeugt, dass sie mich nicht angreifen würden.

Um besser beobachten zu können und eine Massenabfütterung zu ermöglichen, nahm ich süssen Tee in den Mund und liess ihn dann durch einen Strohhalm auf den flachen horizontalen Stab des Fenstergitters tröpfeln. So entstand ein zusammenhängender Trog von der Breite des Fensters. Da die Wespenpopulation von Tag zu Tag wuchs, musste ich die Teemenge ständig vergrössern. Oft dauerte es nicht länger als zehn Minuten, bis die ganze Teepfütze weggesaugt war. Ich benutzte bald auch Eierschalenhälften als Teetassen für die Wespen, die dann dichtgedrängt über ihrem Rand hingen. So, wie wir die Tiere kennenlernten, so stellten sie umgekehrt sich auf unsere Gewohnheiten ein. Sie

wussten genau, wann wir die einzelnen Mahlzeiten einnahmen, und erschienen in schöner Geschlossenheit noch vor den ersten Essensdüften. Sie hatten auch ihre bevorzugten Flugrouten. Manche kamen zum Fenster herein, machten eine Rundreise durch die Zelle und flogen zum selben Fenster wieder hinaus, während andere zum einen Fenster herein- und nach diagonalem Flug durch die Zelle zum anderen wieder hinausflogen. Wir experimentierten mit allen möglichen Veränderungen der Routineabläufe, der Futterplätze und der Fütterungsmethoden und staunten über die Schnelligkeit, mit der sich die Wespen jeweils umstellten. Bei der Mittagsmahlzeit erweiterten wir das Nahrungsangebot um winzig kleine Fleischstückchen. Dabei konnten wir eine Spezialisierung feststellen – bestimmte Wespen nahmen das Fleisch stets an, während es der Rest konsequent mied. Unsere Beobachtungen bestätigten uns auch, dass sie alles taten, um einem Kampf auszuweichen, es sei denn, sie wurden auf ihrem eigenen Territorium angegriffen. Sie stachen wirklich nur in reflexhafter Reaktion auf Schmerzen oder eine Bedrohung ihres Lebens. Und so gewann ich immer mehr Zutrauen zu ihnen und liess sie mutig aus meiner Hand oder von meinen Lippen fressen, wobei ich allerdings sicherstellte, dass es zu keinem Konkurrenzgerangel kam. Ich hatte keine Angst, sie zu vertreiben, wenn es mir zuviel wurde.

Die Gefahr drohte von einer ganz anderen Seite, nämlich von Wespen, die versehentlich in unsere Kleidungsstücke hineinkrochen und dann eingequetscht wurden. Oder einer von uns beiden legte einen Arm oder eine Hand auf ein verirrt, unbemerkt gebliebenes Tier. Unfairerweise war es zumeist Stanislaw, dem das passierte und der so in nur wenigen Wochen drei oder vier Stiche abbekam. Er nahm es jedoch philosophisch und verwünschte weder die Wespen noch mich.

Im Laufe der Zeit verbreitete sich die frohe Kunde bei allen Wespen der Umgebung. An einem Vormittag zählte ich in unseren Fensteröffnungen mehr als dreihundert. Wir verbrachten nun die Vormittage in einem unablässigen Gebrumm, so als befänden wir uns im Kontrollturm eines geschäftigen Flugplatzes. Unsere Aufseher besahen sich die Sache jedesmal, wenn sie die Tür aufmachten, mit Verwunderung und Furcht. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir Wespenlegionen für einen Gegenangriff vorzustellen, mit dem es uns endlich gelingen würde, alle Sperren zu durchbrechen. In meiner Phantasie tauchte ich Hände und Kopf in süssen Tee und ging dann auf den Aufseher zu, der gerade hereingekommen war. Mit ausgestreckten Händen und

umschwirrt von Wespen ging ich auf ihn los, und er wich in Panik vor den Tieren zurück, die auch ihn zu umkreisen begannen. Wir schnappten uns die Schlüssel, sperrten ihn in die Zelle und machten uns davon.

Die meisten menschlichen Bemühungen um einen engeren Kontakt zu einer anderen Art sind ja reich an unerwarteten Wendungen. So auch bei uns und den Wespen. Allmählich sahen wir uns einem von uns selbst geschaffenen Ungeheuer gegenüber, vor dem wir normalerweise davongelaufen wären – nur konnten wir das in diesem Falle nicht. Trotz aller Anstrengungen geriet die Wespenpopulation total ausser Kontrolle. Wir verringerten stufenweise das Nahrungsangebot. Die Wespen besetzten daraufhin lediglich unsere Zelle, bis wir in unserer Verzweiflung ihren Hunger stillten. Sie rächten sich dann auch dadurch, dass sie immer früher erschienen. Ursprünglich waren sie erst gegen halb elf aufgetaucht, aber jetzt entdeckten sie, dass wir auch schon um acht Tee tranken. Um nichts zu verpassen, fanden sie sich schon bei Tagesanbruch ein. Aus der halben Dunkelheit der Morgendämmerung kommend, zog sie starkes Licht an – und unsere 100-Watt-Birne verwirrte sie. Wenn sie dagegenflogen, versengten sie sich, wurden bei dem Versuch, wieder aus dem Raum herauszukommen, ganz wild und brummten, viele von ihnen tödlich verletzt, wie irre in der Zelle hin und her, genau die Situation, die zu einer wahllosen Stecherei führen konnte. Da sasssen wir dann plötzlich in dem Inferno uns pausenlos umfliegender Wespen, die fielen und schmerzgepeinigt abstürzten, benommen herumkrochen und überall – auf dem Boden, auf den Laken, unter denen wir Schutz gesucht hatten, und sogar auf unseren Köpfen – verendeten. Wenn alles endlich vorüber war und wir es geschafft hatten aufzustehen, war der ganze Fussboden mit Wespenleichen übersät – am ersten Tag waren es etwa zwanzig, am nächsten fünfzig, dann annähernd hundert. Das machte uns nicht nur Angst. Angesichts der Verheerungen, die wir mit unseren unschuldigen Kontakten angerichtet hatten, hatten wir schreckliche Gewissensbisse. Wir hätten den freundlichen Besuchern nie und nimmer ein Leid angetan und nun artete es zu einem Massensterben aus, dem wir nur hilflos zuschauen konnten.

Die einzige Lösung wäre natürlich gewesen, bei Nacht das Licht, das die Wespen hereinlockte, abzuschalten. Das jedoch kam, wie wir wohl wussten, für unsere Bewacher nicht in Frage. So trauten wir uns aus Angst davor, von einer Wespe im Todeskampf gestochen zu werden, kaum noch, irgendetwas anzufassen, uns niederzusetzen oder hinzulegen. Schliesslich beschlossen wir, unsere Fütterungen ganz einzustellen und systematisch jede Wespe wieder hinauszujagen, sobald sie in unserer Zelle erschien. Wir brauchten fast eine ganze

Woche, bis die Krise überstanden war und sich unser Zellenleben wieder normalisiert hatte.

Die Behandlung, die uns in unserer neuen Behausung seitens unserer Bewacher zuteil wurde, war von einer Art, wie wir sie zuvor noch nicht erlebt hatten. Was war geschehen? Viele kleine Dinge liessen erkennen, dass ein Sinneswandel stattgefunden hatte. Alle gaben sich die grösste Mühe, uns freundlich zu begegnen. «Engel» pflegte uns nicht nur regelmässig zu fragen, ob es uns jetzt gut gehe, als wären wir Krankenhauspatienten, sondern er dachte sich überdies immer wieder kleine Überraschungen beim Essen für uns aus. Als Antwort auf unser Interesse an Gemüse und Obst bereicherte er unsere Mahlzeiten um eine grosse Schüssel grünen Salat, der später durch Gurke, Rettich und Tomaten ergänzt wurde. Auch die Feiertage wurden nun wieder durch etwas Besonderes, das es zum Mittagessen gab, herausgehoben.

Darüber hinaus wurde unser Dasein durch etwas schwer Fassbares, niemals Ausgesprochenes erleichtert. Wir waren auf einmal wieder menschliche Wesen mit menschlichen Bedürfnissen, wie alle anderen auch, und nicht mehr Verbrecher, die bekamen, was sie verdient hatten. Zwar blieb die strenge Abschirmung ebenso eine unabänderliche Tatsache wie der ganze damit verbundene Sicherheitshokuspokus, aber davon abgesehen waren wir jetzt zwei Häftlinge, die Beachtung und eine höfliche Behandlung verdienten. Selbst das System der Vorhängeschlösser brach allmählich in sich zusammen. Angesichts des unregelmässigen Gebrauchs hätte nun eigentlich zur Unterstützung des ersten ein zweites Schloss angebracht werden müssen. Stattdessen wurde das Verfahren immer öfter dadurch vereinfacht, dass der Offizier schlicht den Pförtner mit dem Schlüssel herunterschickte, der dann später am Tage wieder abgeholt wurde. Wenn kein Offizier oder nur «Engel» heruntergekommen war, merkten wir das sofort an der entspannten Haltung der diensttuenden Aufseher. Wenn sie allein waren, fanden sie immer einen Vorwand, in der Gegend des Waschraums herumzuwerkeln, um mit uns plaudern und scherzen zu können, was nicht selten auf beiden Seiten zu grosser Ausgelassenheit führte.

Typisch für die neue Zwanglosigkeit war auch «Clowns» Bekanntgabe seiner jüngst erfolgten Verehelichung und seine Freude, als wir ihm dazu gratulierten. Oder die Sonnenfinsternis im Juli, während derer sich «Veilchen», da kein Offizier in der Nähe war, mit einer angerussten Glasscherbe vor unserem Fensterschacht aufbaute und uns einen detaillierten Bericht von dem lieferte, was er sah – wie ein Radioreporter bei einem Baseballspiel.

Die neue Atmosphäre zeigte sich in der Nachlässigkeit der Aufseher: So konnte ich zum Beispiel eine gebrauchte Rasierklinge unbemerkt aus einem Kohleneimer im Waschraum entwenden. Ein Aufseher hatte sie nach einer samstäglichen Rasur unachtsam dort hineingeworfen. Lange Erfahrung hatte mich gelehrt, niemals eine Gelegenheit auszulassen. Ich konnte es mir nicht leisten, diese Rasierklinge nicht in meinen Besitz zu bringen. Zuerst versteckte ich sie in der Sohle meiner Hausschuhe und später dann an einem etwas sichereren Ort, nämlich in einer der diagonalen Streben meines Feldbetts.

Im Juli entdeckten wir eine Nachricht, die uns stark erregte. Stanislaw sass nach dem Mittagessen neben dem Tisch, um aus der Zeitung vorzulesen, und ich ging in der Zelle auf und ab. Während er eine Zigarette rauchte, überflog er die Überschriften. Dann sah ich, dass er seine Zigarette ausmachte. Mit einer künstlich ruhigen Stimme sagte er: «Fangen wir an. Es gibt heute eine ganze Menge, deshalb unterbrich mich nicht.»

Stanislaw las mir nun wie beiläufig einige Berichte über die Sommerernte vor, denen ein paar Auslandsnachrichten folgten, darunter – als sei dies für uns nicht von sonderlich grosser Bedeutung – ein kurzer Bericht aus Moskau über den Prozess gegen einen gewissen Rumin, ehemals Chef der Vernehmungsabteilung des NKWD. In diesem Bericht wurde auf ein früheres Fehlurteil gegen eine Gruppe sowjetischer Ärzte Bezug genommen, das auf dem falschen, durch Folterung erpressten Geständnis beruhte, die Ermordung bestimmter hoher Funktionäre versucht zu haben. Rumin stand nun wegen des Einsatzes «unerlaubter krimineller Methoden» gegen Unschuldige, also wegen ungerechtfertigter Inhaftierung und anderer nicht näher bezeichneter, im sowjetischen Vaterland nicht statthafter Methoden, vor Gericht.

Ich blieb wie angewurzelt stehen und starrte Stanislaw an.

Er bedeutete mir weiterzugehen und gab keinen Kommentar, sondern las weiter vor, einen Bericht über die Erkundung einer Höhle, etwas über die Sonnenfinsternis. Dann las er ein paar längere Artikel noch einmal vor, unter anderem auch den bedeutsamen Bericht aus Moskau. Da hatten sie also Rumin mit grossem Tamtam vor Gericht gestellt für etwas, was in Russland viele Jahrzehnte lang gängige und unkontrollierte Praxis gewesen und dann nach dem Krieg den neuen kommunistischen Regimen aufgezwungen worden war!

Wies das nicht den Weg direkt zu diesen Kellern? Von einem Tag auf den anderen war das» was man in all diesen Jahren als «antisowjetische Verleumdungen» zurückgewiesen hatte, implizit eingestanden worden.

Aus irgendeinem Grunde war der Vorhang aus Schweigen und Dementis, der im Laufe der Zeit die Eliminierung von Millionen wehrloser Menschen möglich gemacht hatte, ein wenig gehoben worden. Das war kein Zufall.

Bisher hatte uns die Schere der Zensoren alles vorenthalten, was auch nur andeutungsweise mit Prozessen in den kommunistischen Ländern zu tun gehabt hatte. Dieser Bericht war ein so eklatanter Fehler, dass wir uns nur wundern konnten. Oder war es bewusst der Versuch, uns auf etwas hinzuweisen und gleichzeitig eine Stellungnahme zu umgehen, die Schwierigkeiten nach sich ziehen konnte – Teil also jener Methode des indirekten Vorgehens, die uns so vertraut geworden war? Die Vergesslichkeit eines Aufsehers oder das Auftauchen von drei Büchern auf unserem Fussboden, wo wir nur um eines gebeten hatten – wie oft hatte eine zufällig scheinende Kleinigkeit wichtige Signale enthalten!

Stanislaw flüsterte mir zu: «Stell dir das mal vor, Hermann. Alle Leute in der MBP-Hierarchie, vom kleinsten Aufseher angefangen, müssen über diesen Prozess gelesen und sich die Frage gestellt haben, ob das nicht am Ende auch auf sie Anwendung finden könnte. Alle an diesem riesigen Apparat Beteiligten müssen doch angefangen haben, ihre Rolle zu überdenken und sich zu fragen, ob ihre Hände sauber sind.»

Und hier unten? Alle, die Tag für Tag mit uns zu tun hatten, mussten sich doch allmählich darüber gewundert haben, dass wir hier festsassen, ohne dass sich in all den Jahren irgendetwas bewegt hatte. Nur wir allein waren in diesem höhlenartigen Keller untergebracht und Dutzende von Leuten waren ausschliesslich damit beschäftigt, sich um uns zu kümmern. Zuerst hatte man uns als Erzschorken angesehen, die an einer das Fundament der kommunistischen Welt bedrohenden Verschwörung beteiligt gewesen waren. Aber es war immer schwieriger geworden, diese Ansicht aufrechtzuerhalten. Inzwischen waren wir bloss noch ein Sonderfall. Von hier war es nur ein kleiner Schritt bis zu dem Verdacht, dass wir irgendwie ein Unfall waren, ein Irrtum, zu dem noch niemand eine Lösung gefunden hatte. Eine Verlegenheit.

Für uns war das nicht unbedingt von Vorteil. War es nicht für die polnischen Behörden mit jedem Jahr, das man uns im Gefängnis festgehalten hatte, ohne uns den Prozess zu machen, immer kompromittierender und deshalb unmöglicher geworden, uns freizulassen? Musste ihnen nicht letztlich ungeachtet aller späteren Risiken eine endgültige Beseitigung weniger kostspielig erscheinen als das öffentliche Eingeständnis eines Verbrechens?

Dagegen aber sprach die eindringliche Warnung, die von den Nürnberger Prozessen ausging. Wer würde die Verantwortung für unsere Beseitigung übernehmen wollen? Und dann war da noch Stalins Tod und die Ausschaltung Berijas. Und jetzt dieses weitere unmissverständliche Zeichen. War damit nicht eine Möglichkeit aufgetaucht, das Gesicht zu wahren und uns laufen zu lassen, ohne dass dies verheerende propagandistische Auswirkungen haben würde? Vielleicht in einem halben Jahr? Möglicherweise mussten wir ja auch noch ein ganzes Jahr warten, denn ein gewisser zeitlicher Abstand war erforderlich. Wir begannen, darüber zu spekulieren, wer als Sündenbock in Frage käme. So gut wie sicher musste es jemand sein, der mit unserem Fall zu tun gehabt hatte. «Zigarette»? Das schien durchaus naheliegend. Wir hatten ihn ja auch seit Jahresbeginn nicht mehr zu Gesicht bekommen. Die Frage beschäftigte uns immer mehr. Wir lasen die Zeitung mit verdoppelter Aufmerksamkeit, um festzustellen, ob irgendeiner der polnischen Spitzenfunktionäre aus den Nachrichten verschwunden war. Eine Zeitlang wurde Mine nicht erwähnt, dann schien Präsident Bierut sich in Luft aufgelöst zu haben, nur um anlässlich eines wichtigen Ereignisses in China wieder aufzutauchen.

In diesem Sommer war unsere Stimmung besser als je zuvor in den vergangenen fünf Jahren. Zum ersten Mal wagten wir den Gedanken offen auszusprechen, dass wir in einem Jahr wieder freie Menschen sein könnten – vorausgesetzt, unsere Gesundheit hielt stand und keine internationale Krise machte uns einen Strich durch die Rechnung. Unser Leben hatte einen neuen Sinn bekommen, das Gefühl, wir müssten uns vorbereiten und die noch verbleibende Zeit bestmöglich nutzen. Ich traute mich sogar, ein winziges Eckchen meines Bewusstseins für Gedanken an Kate und die Jungen zu öffnen. Ich entdeckte, dass Stanislaw ähnliche Gedanken beschäftigten, und so wurde mit grosser Vorsicht Alina und Kate wieder Zutritt zu unserer Kellerwelt gewährt. Wie sich unsere Entlassung und die Wiedervereinigung mit der Familie vollziehen würden, das wagten wir uns noch nicht auszumalen, aber beides war denkbar geworden.

Nach einem schlechten Anfang, der der Tatsache zuzuschreiben war, dass ich ihn 1951 bei den Zwangsernährungsversuchen heftig gebissen hatte, wurde «Bär» jetzt zum eindrücklichsten Beweis für das veränderte Verhältnis zwischen den Aufsehern und uns. Er hatte den grössten Schwung und die stärkste Persönlichkeit, war ein unbekümmerter Typ, ein fröhlicher Opportunist, die sich des Lebens freute, und ein treuer Diener seiner Herren. Mit seinen schwarzen Augen und seinem grossartigen Selbstvertrauen hätte er einen idealen Piraten in einem Douglas-Fairbanks-Film abgegeben. Während er mir anfangs

mit ständigem Missmut und grosser Zurückhaltung begegnet war, versuchte er Stanislaw spüren zu lassen, dass er ihm gegenüber keine Vorbehalte hatte. Jetzt aber lag ihm an einem guten Kontakt zu beiden. Das zeigte sich bei der morgendlichen Toilette, eine gemütliche, ausserhalb der Zelle verbrachte halbe Stunde, und vor allem bei den ausgedehnten samstäglichen Reinigungen, die Gelegenheit zu viel Gealber und Gelächter boten. In der Zeit nach dem Rumin-Prozess gelang es uns einmal, ganz behutsam auf die fünf Jahre zu sprechen zu kommen, die wir ohne bewiesene Schuld oder ein Verfahren hier verbracht hatten. Statt uns mit dem üblichen Hinweis – «Sie wissen ganz genau, warum Sie hier sind!» – zum Schweigen zu bringen, antwortete er mit der Bemerkung, es finde alles mal ein Ende. Man werde uns schon nicht für immer dabehalten. Und dann wechselte er, als er draussen jemanden vorbeigehen hörte, das Thema.

Angesichts dieses ersten Schimmers einer möglichen Rückkehr in das normale Leben verlangte mich mehr denn je danach, die Entwürfe zu Papier zu bringen, die mir durch den Kopf gegangen waren und die auf dem Fussboden als Strohkonstruktionen vorübergehend Gestalt angenommen hatten. Es war dieselbe kreative Aufwallung, der auch unsere Schreibhefte ihre Entstehung verdankten. Obwohl Stanislaw sehr an der Vollendung der zweiten, erweiterten Fassung der *Entengasse* lag, zeigte er ein grossmütiges Verständnis für mich. Er wusste inzwischen, dass bei mir die visuelle Darstellung stets den Vorrang vor der schriftlichen hatte. Die Zeit, die ich für meine Zeichenarbeit abzuzweigen gedachte, bedeutete für ihn zwar eine «Lücke», aber er war sicher, sie mit irgendeiner Beschäftigung ausfüllen zu können. Ausserdem machte es ihm Spass, mir als eine Art Warschauer Datenbank zu dienen. Er beteiligte sich also an der Entwicklung einer Strategie, die endlich die festgefahrenen Verhandlungen über die Lieferung von Zeichengerät wieder in Gang bringen und zu meinen Gunsten entscheiden sollte.

Der erste Schritt bestand darin, das Schreiben vorläufig abzubrechen und zu erklären, wir hätten unsere Überarbeitungen abgeschlossen. Natürlich würde dieses Vakuum ausgefüllt werden müssen. Wir konnten ja schliesslich nicht den ganzen Tag lang nur Bücher lesen. «Engel» meinte, er verstünde das, und war auch der Ansicht, dass etwas geschehen müsse. Wir wollten bei der Lösung des Problems ganz auf die freundliche Hilfe der Verantwortlichen bauen und ihnen die Initiative überlassen, damit alles im Lot blieb. Da es ihnen schon peinlich sein mochte, dass sie uns noch immer keine Spaziergänge ermöglicht hatten, würden sie wohl ihren guten Willen bekunden und uns eine befriedigen-

de Alternative offerieren. Das war der Kernpunkt unserer Strategie. Zwei Wochen vergingen, drei, ein Monat. Offensichtlich musste ihnen ein noch vernünftigerer, gleichwohl unangenehmerer Vorschlag präsentiert werden.

Wir spielten unsere letzte Karte aus, eine Karte, bei der Stanislaw betete, dass sie ihr nie und nimmer Beachtung schenken würden. Wenn ich nämlich als willkommenen Ausweg eine dritte Möglichkeit vorschlagen könnte, eine Lösung, die auf den ersten Blick ungeheuer vernünftig und harmlos aussah, für sie aber letztlich aus Gründen, die sie uns nicht nennen konnten, unannehmbar war, dann würde sie das derart in Verlegenheit bringen, dass sie eher geneigt waren, einen der beiden anderen Wege als das kleinere Übel zu wählen. Die Bombe, die ich platzen liess, war die ruhig vorgetragene Bitte, mir das Geigespielen zu gestatten. Ich tat dies so, als ginge ich von der naiven Annahme aus, dass sie gegen diese Form der Selbstbeschäftigung ganz und gar nichts einzuwenden haben könnten. Eine Geige taugte weder zu einem Selbstmord noch zu einem Angriff gegen andere, hinsichtlich des Zeichengeräts wahrscheinlich ihre Hauptsorge.

Obwohl ich nicht erwartete, die Erlaubnis wirklich zu erhalten, trug ich meine Bitte so vor, als setzte ich voraus, dass dies eine einfache Sache sei, die ihnen keine Schwierigkeiten bereiten würde. Nicht, dass ich nicht gern Geige gespielt hätte! Eine der grossen Entbehrungen der vergangenen Jahre war das Fehlen jeglicher Musik gewesen. In der einen oder anderen Form, aktiv oder passiv, war sie immer Bestandteil meines Lebens gewesen.

Ich hatte in meiner Jugend eine Geige besessen. Einige der schönsten Erinnerungen sind die Duos mit meiner Mutter am Flügel, einem Steinway, an dem ich sie in meiner frühen Kindheit zusammen mit dem Vater an Sonntagnachmittagen im Musikzimmer mit seinem Blick auf die Schweizer Alpen hatte vierhändig spielen sehen.

Ich schrieb mit grosser Sorgfalt eine Liste, die ich dann «Engel» übergab: Geige, Bogen, Kinnstütze und Harz, dazu Noten, im Wesentlichen Haydn, Händel, Mozart, Bach. Aber auch Beethoven und César Franck. Ich benannte jede einzelne Komposition und gab in einigen Fällen sogar die deutsche Ausgabe an. Alles sah überwältigend ernstgemeint aus. Stanislaw verstärkte diesen Eindruck noch dadurch, dass er versicherte, ich hätte mein Leben lang gespielt, was eine grobe Übertreibung war.

Armer Stanislaw. «Was aber, wenn die Geige kommt?»

Ich wusste, wovor er Angst hatte! Was konnte es Schlimmeres geben, als

stundenlang auf engstem Raum mit einer schlecht gespielten Solovioline zusammengepfercht zu sein, erst recht, wenn man nicht viel für Musik übrighat?

«Engel» starrte auf die von mir überreichte Liste und entdeckte dann, dass ihm dieses alles viel zu neu und unverständlich war, um eine Meinung dazu äussern zu können. Er sah jedoch sofort den Köder eines alternativen Auswegs aus dem bestehenden Stillstand. Nach einer Weile nickte er und strahlte über das ganze Gesicht. «Bär», der von der Tür aus zugehört hatte, war in höchstem Masse belustigt. Das passte vollkommen zu seinem Bild von mir als einem verrückten Amerikaner. Als er am Abend unsere Tür aufmachte, schüttelte er den Kopf und lachte. Er sagte, es sei dies eine vorzügliche Idee, Leuten wie ihm das Dasein hier unten erträglicher zu gestalten, fing an, rhythmisch mit den Fingern zu schnipsen, und meinte schliesslich, ich müsse unbedingt die neuesten Hits spielen.

Wir zweifelten nicht daran, dass die Nachricht von meiner Geigenspielbitte bis zum Abend so gut wie alle Aufseher erreicht hatte. Wie auch immer, die unseren wussten Bescheid. Am nächsten Morgen zur Frühstückszeit erschien «Vorhängeschloss» bei uns, die Liste in der Hand. Er war äusserst konsterniert. Er flehte mich an, wer habe schon je von Häftlingen gehört, denen es gestattet gewesen sei, in ihren Zellen herumzufiedeln? Das gäbe es nirgends auf der Welt! Er teile die Ansicht, dass irgendeine Form von Beschäftigung erforderlich sei. «Aber hier in der Zelle, wie wollen Sie da Geige spielen? Das würde man doch auf dem ganzen Gelände hören.» «Bär» an der Tür grinste bei dieser Vorstellung.

Ich erwiderte mit gespielter Naivität: «Aber was würde das denn ausmachen?»

«Vorhängeschloss» sass erneut in der Klemme, wusste nicht, was er antworten sollte. Ich sagte, mir sei dies als Lösung nur eingefallen, weil ich meiner eigentlichen beruflichen Neigung mangels Zeichengerät nicht nachgehen könne und weil auch die Spaziergänge abgelehnt worden seien. Er hob verzweifelt die Hände, blickte von einem zum anderen und begann zu lachen, indem er sich zum Gehen wandte.

Wir gingen in der Zelle auf und ab, Stanislaw unübersehbar geplagt von dem Gedanken, die Geige könnte das Rennen machen. Ich dagegen stellte mir «Vorhängeschloss» vor, wie er die Geschichte seinen Oberen vorzutragen versuchte, ohne sich dabei lächerlich zu machen. Das war «Engel» zweifellos passiert, als er damit zu «Vorhängeschloss» gegangen war, morgen früh würde sicher «Zigarette» an der Reihe sein, meine geistige Verfassung zu überprüfen

– und das in der Furcht, nun seinerseits von seinen Vorgesetzten ausgelacht zu werden.

Aber wir mussten weder auf «Zigarette» noch auf einen neuen Morgen warten. Ungefähr zehn Minuten nach dem Abgang von «Vorhängeschloss» hörten wir Schritte vorbeieilen. Es waren «Vorhängeschloss» und ein zweiter Offizier. Sie betraten oben das Haus. Wir waren sicher, dass sie zu uns wollten.

So war es. Die Tür tat sich auf, und «Vorhängeschloss» und «Freund» kamen hereinmarschiert, feierlich lächelnd. Und nun folgte die zeremonielle Übergabe des Zeichengeräts. Ich verneigte mich, nahm den schwarzen Kasten entgegen und öffnete ihn. Wir starrten auf die säuberlich in ihren samtene Schlitzen steckenden Stücke hinab. Ich hatte recht behalten. Nach der Logik hatte die Geige das Zeichengerät hervorgebracht. «Bär», der den Kopf zur Tür hereingesteckt hatte, schüttelte diesen mit gespielter Missbilligung. Und Stan? Er sah drein, als sei er soeben mit knapper Not der Verlegung in eine Strafzelle entgangen.

Ich machte mich sofort daran, die Arbeit zu organisieren. Ich hatte jetzt alles, was ich brauchte: einen hervorragenden Zeichentisch, Reisschiene, Dreiecke, Massstab, eine Rolle feinstes Pauspapier und einen wunderschönen deutschen Zirkelkasten, der ein Vermögen gekostet haben musste. Obwohl mir ein ganzes Arsenal an Spitzigem zugestanden worden war (aus einem Halter und einer Reissfeder liess sich ein zehn Zentimeter langer Dolch machen, der mehr als lang genug war, um das Herz zu erreichen), hatte man mir – ein krönender Anflug von Verrücktheit – keine Reisszwecken mitgeliefert, weil man sie wohl als zu gefährlich ansah. Ob man fürchtete, ich könnte sie verschlucken? Ich bekam stattdessen medizinisches Klebeband.

Ein paar Tage später hatten «Bär» und Stanislaw während der morgendlichen Reinigungszeit in einer Ecke des Waschraums eine vertrauliche Unterredung. Ich platzte vor Neugier und konnte die Rückkehr in die Zelle kaum erwarten. Da teilte mir Stanislaw mit, er habe eine sehr wichtige Frage an mich weiterzuleiten, und zwar, ob ich etwas von Kanarienvögeln verstünde. Aber gewiss doch – Kanarienvögel hatten mein Leben von der frühen Kindheit in Zürich bis zu meinen Studentenjahren in Cambridge, Massachusetts, begleitet.

«Gut... Sehr gut!... Glaubst du, du könntest einen Vogelkäfig entwerfen? Einen richtig schönen?» Er sah verlegen zu dem leeren Grashüpferkäfig hin, der am Fenstergitter hing. Es stellte sich heraus, dass «Bär» und ein Kollege ein Kanarienvogelpärchen gekauft hatten, um eine Zucht aufzubauen. Jetzt

wollten sie in ihrer Freizeit in der Gefängniswerkstatt einen Käfig bauen, hatten aber keine Ahnung, wie sie das anfangen sollten. «Bär» erkannte die Chance – da gab es doch einen Architekten, und da gab es auch einen Satz Zeichengeräte. Würde ich die Aufgabe übernehmen wollen?

Ich war ebenso erschrocken wie amüsiert. Nach fünfjähriger Untätigkeit sollte dies mein erstes konkretes Projekt werden? Da stand ein Kunde auf meiner Schwelle und verlangte einen Kanarienvogelkäfig! Und warum nicht? Das würde mich vor alle möglichen interessanten Probleme stellen. Ein bisschen seltsam war es trotzdem: Stanislaw und ich, die wir genau wussten, wie es war, gegen den eigenen Willen eingesperrt zu sein, sollten nun unsere kreativen Kräfte darauf verwenden, andere einzusperrn!

Ich sagte zu.

«Bär» war hochofret. «Der schönste Käfig, den man sich vorstellen kann.» Er breitete die Arme aus, um die Grossartigkeit des Gehäuses anzudeuten.

Ich fertigte eine Reihe von Skizzen an und zeigte sie ihm heimlich. Mit seiner Zustimmung begann ich mit den Plänen für den Käfig, dessen oberer Teil nach Art eines Tonnengewölbes konstruiert war. Ich entwickelte den Prototyp eines aus vorgeschneideten Drahtstäben konstruierten Hauses, dessen Bau ganz auf die Massenfertigung abgestellt war. Zusätzlich zu den Bauplänen und einer erläuternden Darstellung des fertig zusammengebauten Käfigs (einschliesslich der Platzierung der Sitzstangen, der Tür, der gläsernen Schutzumrandung, einer Tränke und eines Nistplatzes) fertigte ich eine massstabgerecht illustrierte Aufstellung aller Einzelteile aus Draht, Metall, Holz und Glas an, die genauen Aufschluss über Grösse und Zahl der Bauteile sowie – mit Hilfe von Symbolen – über ihre Position auf der Grund- und der Aufrisszeichnung gab. Stanislaw übertrug die erklärenden Texte ins Polnische.

Eine Woche lang arbeitete ich jeden Vormittag in fiebriger Erregung an dem Projekt. Endlich war es fertig, und am darauffolgenden Samstag händigte ich «Bär» während der Badezeit die Rolle mit den Zeichnungen aus, nachdem ich sichergestellt hatte, dass ihm alles bis in die letzten Einzelheiten hinein klargeworden war. Er zeigte sich beeindruckt, dass jeder einzelne Draht bis zum letzten Millimeter erfasst, das Gezeichnete so deutlich und leicht zu lesen war. Ich versicherte ihm, dass er damit Kanarienvogelkäfigmillionär werden könne, wenn er in die Serienfertigung ginge. Und es ist wirklich zu bezweifeln, dass ein Kanarienvogelkäfig und sein Bau jemals derart sorgfältig geplant und dargestellt worden sind.

Glücklicherweise war man «oben» nicht im geringsten daran interessiert, was ich zeichnete. Dort zählte einzig und allein, dass sie mich von der Schnaps-idee mit der Geige abgebracht hatten. «Bär» kam nur dann auf das Projekt zu sprechen, wenn er ganz sicher sein konnte, dass niemand mithörte – dann berichtete er von den Fortschritten in der Werkstatt und der Ansehnlichkeit des entstehenden Käfigs. Die Narben an Arm und Hand waren verziehen.

Stanislaw fand schnell etwas, womit er die Vormittage füllen konnte. Er hatte immer behauptet, keine sehr geschickten Hände zu haben. Der Bau des Grashüpferkäfigs hatte aber anderes gezeigt. Er verfiel also auf die Idee, einen viereckigen, korbartigen Behälter zu bauen, den wir ans Fenstergitter hängen konnten, um darin all unseren Kleinkram aufzubewahren. Zuerst stellte er ein «Sandwich-Fundament» aus geknetetem Brotteig und Streichholzschachtelbrettchen her, dann aus kreuzweise angeordneten Streichhölzern die übereinanderliegenden Zwischenböden. Aus Brot machte er lange Schnüre in verschiedenen Farben von hellbraun bis schwarz, wozu er Graphit und Zigarettenasche als Farbgeber benutzte, und flocht sie zu hübschen Mustern, um damit die Fugen und die Ober- und Unterseite zu verkleiden. Als nächstes fabrizierte er flache, geflochtene Bänder von verschiedener Breite und Machart und runde, gedrehte Kordeln. Von Tag zu Tag wurden seine Technik besser und sein Einfallsreichtum grösser. Nach etwa zwei Wochen hielt er den Lohn für seine Mühe in Händen – entstanden war ein Stück, das fast so haltbar und fest war wie echtes Flechtwerk.

Während ich mit den letzten vorbereitenden Studien für die Entwicklung des Warschauer Zentrums begann, nahm Stanislaw die Arbeit an dem ehrgeizigen Projekt eines ovalen Korbes auf, der als Nahrungsmittelbehälter für unseren Esstisch gedacht war. Er sollte ausgestellte Seitenflächen und ein ausgeklügeltes Muster aus Streichhölzern haben, die es kreuzweise auf einer sowohl schrägen als auch gebogenen Fläche anzubringen galt. Ich konnte über Stanislaws Geduld und Ausdauer nur staunen.

Das Zentrum von Warschau wurde für mich von Tag zu Tag realer. In den anderthalb Jahren, die seit den «Strohskizzen» auf dem Zellenfussboden vergangen waren, hatte ich anhand der Informationen aus den Zeitungen, aus dem dicken Band mit dem Sechsjahresplan, der die Zelle wieder mit uns teilte, aus der dem Warschauer Wiederaufbau gewidmeten Zeitschrift *Stolica* und nicht zuletzt mit Hilfe von Stanislaws profunder Kenntnis sowohl der oberirdischen als auch der unter den Trümmern begrabenen Stadt die städtebaulichen Probleme Warschaus eingehend studiert. Ich legte ein eigenes Strassennetz an und

stellte Daten zur Infrastruktur zusammen. Meine Planung sah eine erhöhte, zentral gelegene Fläche von etwa dreihundert mal tausend Metern vor, die auf der einen Seite durch die Marszalkowska, Warschaus wichtigste Nord-Süd-Achse, und auf einer weiteren durch die Aleje Jerozolimskie, die wichtigste West-Ost-Achse, begrenzt wurde. Auf dieser «Plattform» sollten sich in grosszügig bemessenem Abstand und zu Gruppen zusammengefasst etwa sechzehn städtische und staatliche Verwaltungsgebäude erheben, die zwischen fünf und sechs- unddreissig Stockwerke hoch waren.

Im Norden grenzte der Gesamtkomplex an den Sächsischen Garten und die dahinterliegende historische Altstadt. Unmittelbar südlich davon lagen die Trümmer des Hauptbahnhofes, dessen Wiederaufbau bereits im Gange war. Neben Einkaufszentren sollte dort ein Verkehrsknotenpunkt entstehen, in dem Fern- und Nahverkehrszüge, U-Bahn- und Buslinien zusammenliefen und der neben einem städtischen Flugterminal und unterirdischen Parkplätzen auch einen Hotelkomplex enthielt. Die Anlage aus verschiedenen Ebenen machte es möglich, der einförmigen Flachheit der weitgehend zerstörten Innenstadt entgegenzuwirken und zugleich Raum für die in den kommenden Jahrzehnten zu erwartende Erweiterung zu offerieren. Es sollte, der lebensfrohen Tradition Warschaus entsprechend, eine Vielzahl von Restaurants und Nachtlokalen geben, die Randbereiche unterhalb der «Terrasse» waren als Einkaufsarkaden gedacht, die «Terrasse» selbst war als eine grosse Fussgängerzone die parallel zur Marszalkowska von Norden nach Süden verlief, wo sie an die traditionellen, in ost-westlicher Richtung angelegten Park- und Erholungsgebiete stiess. Auf der Strassenebene sollte das einen unbehinderten Verkehrsfluss gewährleisten, ein Gesichtspunkt, der beim augenblicklich laufenden Wiederaufbau der Stadt gänzlich ausser Acht gelassen worden war.

Ich ging das Projekt auf zwei Ebenen gleichzeitig an. Die eine war der städtebauliche Gesamtentwurf, die andere der Detailentwurf einzelner baulicher Bestandteile, wobei letzteres ein Arbeitsvorgang mit offenem Ende war, liessen sich doch immer neue Bauentwürfe anfertigen, die Planungen über Jahre ausdehnen. Ich stellte einen nach Monaten unterteilten Arbeitsplan auf, der den Zeitraum bis zum Sommer 1955 umfasste. Ja, diese Zeit würde ich wahrscheinlich brauchen. Alles kam gut hin, vorausgesetzt, es gab keine Verzögerung oder Unterbrechung.

Und so machte ich mich nach fünf Jahren beruflicher Untätigkeit fieberhaft ans Werk. Am Anfang standen die Beschränkungen, die mir die vorhandenen unterirdischen Schienenstränge auferlegten, deren Ersatz durch neue, die Anla-

ge von Bahnsteigen, Tunnels und vertikaler Verbindungen. Es endete elf Stockwerke über der Erde bei der von den Sternen beschienenen Glaskuppel des Nachtlokals auf dem Dach des Hotelflügels. Erschreckt musste ich feststellen, dass es mir schwerfiel, mich bildlich auszudrücken. Durch den Verlust des visuellen Gedächtnisses war alles irgendwie schematisch geworden. Zudem war das, was ich aus zweiter Hand den Zeitungen und der *Stolica* an Beobachtungen hatte entnehmen können, so fremd, dass es keine Bedeutung zu haben schien, allenfalls als warnender Hinweis darauf, was man tunlichst unterliess.

Die Schwierigkeiten traten nun ausgerechnet in dem Augenblick auf, als ich von einem Gefühl der Zielgerichtetheit und kreativer Sensibilität vorangetrieben wurde, die der Einsicht in die Verantwortung des Planers entsprangen. Ich wusste, dass ich besonderes Gewicht auf die holistischen Erfordernisse des Entwerfens, auf die Beziehung zwischen dem einzelnen Bauwerk und seinem physischen, sozialen und ökonomischen Umfeld legen musste. Eine Planung, die diesen ganzheitlichen Zusammenhang unberücksichtigt liess, konnte einfach keine gute Planung sein, auch wenn sie noch so kreativ war. Was mir in lange zurückliegenden Jahren noch undeutlich bewusst gewesen war und mich schliesslich zur Aufgabe der im privaten Sektor stark ausbeuterischen Rolle des Architekten zum Planen und Entwerfen im öffentlichen Bereich getrieben hatte, das lieferte mir jetzt klare Direktiven für die Zukunft. Ich stand vor einem Neubeginn.

Auch wenn ich die Zeichenarbeit auf die Vormittage beschränkte, um danach mit Stanislaw unsere gemeinsamen Projekte weiterzuverfolgen, gingen mir unaufhörlich Einzelheiten meines Entwurfs durch den Kopf, auch nachts oder in den frühen Morgenstunden vor Tagesanbruch. Ich konnte das Ende des Frühstücks kaum abwarten, so sehr drängte es mich zurück ans Zeichenbrett. Da ich keinen Platz für die Ablage der einzelnen Zeichnungen hatte, ging ich dazu über, sie eine neben der anderen an der Wand aufzuhängen, bis der Streifen einmal um die Zelle herumreichte. Dann entstand ein zweiter Streifen über dem ersten und ein dritter darunter. Abgesehen davon, dass ich so die bisher geschaffenen Teile ständig begutachten und miteinander verknüpfen konnte, bekam es auch unserer Zelle gut, die nun, belebt durch die Ausdehnung in eine vorgestellte Metropole, die kaum weniger zu Stanislaw gehörte als zu mir, richtig behaglich wurde. Stanislaw blieb oft vor einem der Blätter stehen, und seine Fragen zeigten, dass auch er sich inzwischen mit dem Projekt auseinandersetzte und bestimmte Aspekte aus der Perspektive dessen bewertete, der sein ganzes Leben in der Stadt zugebracht, der ihr früheres Doppelleben, ihren Glanz und

ihr Elend, geteilt und ihre erschütternde Zerstörung miterlebt hatte. Ich tat deshalb so, als wäre er mein Auftraggeber und repräsentiere sowohl die Warschauer Öffentlichkeit als auch die Stadtverwaltung.

Inzwischen war der Sommer vorübergegangen. Beide hatten wir in unserem zeitlosen Dasein zu einer neuen Zufriedenheit gefunden. Das Herannahen des sechsten und des siebenten Winters unter der Erde brachte keine Angst und Verzweiflung mehr mit sich. Konnten wir nicht schon im nächsten Jahr um diese Zeit freie Menschen sein, und zwar wir beide, obwohl unsere «Fälle» gar nichts miteinander zu tun hatten?

Das war für die Behörden jetzt wahrscheinlich die grosse Frage, da sie uns 1949 zusammengesteckt und wir seither keinen Kontakt mehr mit anderen Gefangenen gehabt hatten, war es aus Gründen der Sicherheit unmöglich, den einen zu entlassen und den anderen nicht. Wie wenig die konstruierten Beschuldigungen, die jeden von uns ursprünglich hierher gebracht hatten, miteinander zu tun haben mochten, wir waren inzwischen nicht mehr zwei Probleme, sondern nur noch ein einziges. Wir bezeichneten unsere Situation als «doppelt einsam». Stanislaws Entlassung war wohl angesichts der vielen Polen, mit denen die verschiedenen Einrichtungen des Landes vollgestopft waren und die alle mehr oder weniger an dem rücksichtslosen Versuch beteiligt gewesen waren, die politische Geschichte ihres Landes während des Krieges zugunsten der Kommunisten umzuschreiben, dringlicher als die meine.

Das Eingeständnis, dass sie mich gefangenhielten, würde sehr viel grössere Schwierigkeiten machen. Alles liess erkennen, dass sie die Spuren meiner Verhaftung sorgfältig verwischt hatten. Käme Stanislaw jedoch raus, dann wäre auch das Geheimnis meines eigenen Verschwindens sehr schnell gelüftet. Deshalb war eine gleichzeitige Entlassung fast unerlässlich. Ich beneidete die polnische Regierung nicht um das Dilemma, in das sie sich selbst gebracht hatte. Stanislaw und ich trafen trotzdem ein paar elementare Vorsichtsmassnahmen. Wir schlossen feierlich einen Pakt und gelobten, dass derjenige, der als erster freikam, es zu seiner dringlichsten Aufgabe machen und alles in seinen Kräften Stehende tun würde, auch den anderen herauszuholen.

Da ich so intensiv mit meinem Bauprojekt beschäftigt war, schenkte ich einer Reihe kleinerer Vorkommnisse kaum Beachtung und fragte nicht nach ihrer möglichen Bedeutung. Einen potentiellen Hinweis enthielt zum Beispiel die Tatsache, dass uns «Vorhängeschloss» eines Morgens besuchte und dabei Stanislaw ganz unvermutet die Frage stellte, ob er sich eigentlich die Amnestie von 1946 zunutze gemacht habe. Das war überraschend, denn als Stanislaw

verhaftet worden war, hatte sich die Amnestieurkunde bei seinen Sachen befunden. Die Tatsache, dass er sie unterzeichnet hatte, war für die Behörden bei den Vernehmungen hinderlich gewesen und wohl der Hauptgrund dafür, dass sie es nicht gewagt hatten, ihm wegen des erfundenen Vorwurfs einer subversiven Tätigkeit während der letzten Monate des Krieges und der ersten Nachkriegsjahre öffentlich den Prozess zu machen. Es sah danach aus, als sei Stanislaws Fall von jemandem wiederaufgenommen worden, der mit den Einzelheiten überhaupt nicht vertraut war. Weitaus grösseres Gewicht hatte die Tatsache, dass durch die Erwähnung der Amnestie die Betonung nun auf Stanislaws Unschuld gelegt wurde. Das Ereignis bestätigte jedenfalls unsere Vermutung, Stanislaw könnte der erste sein, dem die Entlassung bevorstand, vielleicht schon im kommenden Frühjahr. Ich erhöhte das Tempo meiner Arbeit und fragte mich, ob ich mein Programm wohl von zwölf auf neun Monate verkürzen könnte.

Ein paar Tage später – es war gegen Ende September – wurde Stanislaw nach oben gerufen. Wieder kein «Zigarette». Stattdessen ein weiterer Neuling, der eine Reihe offensichtlich unzusammenhängender Fragen durchging, zu denen die Antworten bereits in den Akten standen. Dann ganz plötzlich ein Themenwechsel: «Ach, sagen Sie mal, wie ist eigentlich der Gesundheitszustand Ihres Kollegen?» Und nach kurzer Pause der hingeworfene Zusatz: «Ist Ihnen irgendetwas darüber bekannt, dass er jemals geschlagen oder misshandelt worden ist?»

Wir kamen zu dem Schluss, dass wir es einmal mehr mit dem bekannten Spielchen des indirekten Vorgehens zu tun hatten. Es war überhaupt nicht um Stanislaw gegangen, sie hatten sich einzig und allein für mich interessiert und Stanislaw als zuverlässigste Informationsquelle benutzt. Das war tatsächlich eine aufregende Wendung!

Am folgenden Abend gab es eine weitere Überraschung. Kurz nachdem wir uns auf unseren Pritschen zur Ruhe gelegt hatten und die Possen unserer augenblicklichen drei Mäusegenossen beobachteten, die an den Rohren hoch- und runterrannten und über unsere Betten sausten, wurde es draussen im Korridor lebendig. Es war jemand heruntergekommen. Wir sahen auf die sich öffnende Tür: Wer war dran? Höchstwahrscheinlich noch einmal Stanislaw. Ich war seit meinem Besuch beim Arzt vor einem Jahr im anderen Gebäude nicht mehr nach oben geholt worden. Stanislaw wollte aufstehen, aber da grinste «Engel» und zeigte auf mich.

Oben sah ich hinter dem Schreibtisch sofort den vertrauten grossen, glänzenden Schädel des Arztes. Und neben ihm stand der Offizier, der auch im Ja-

nuar hier gewesen war. Ich war enttäuscht – wozu der Arzt? Er lächelte mir jedoch zu und erkundigte sich nach meinem Befinden, überhörte meine Antwort, prüfte eingehend Lunge, Herz und Blutdruck, beklopfte meine Knie, tastete nach Lymphknoten, fuhr mit dem Finger meinen Rücken hinunter, besah sich Mund und Rachen und nahm sich auch noch meiner rektalen Beschwerden an. Die Frage nach meinem allgemeinen Gesundheitszustand beantwortete er nun mit einer detaillierten medizinischen Bestandsaufnahme.

Nach all der Überbeanspruchung durch die Hungerstreiks hatte mir vor allem mein Herz Sorge gemacht, und die entsprechende Frage stellte ich so, dass sie ihm vielleicht weitergehende Auskünfte entlockte.

«Werde ich beispielsweise wieder Ski laufen können?» Angesichts meiner augenblicklichen Lage eine durchaus alberne Frage.

Beide lachten, und der Arzt meinte: «Sicher, warum nicht? Mit den ganz normalen Einschränkungen, die für einen vierundvierzigjährigen Mann gelten, und nach einer kurzen Übergangszeit natürlich, nicht gleich von einem Tag auf den anderen, wenn Sie hier raus sind.» Und wieder lächelte er, und als ich mich zum Gehen anschickte, setzte er noch hinzu: «Was das betrifft, können wir, glaube ich, etwas tun, um Ihre Erholung ein wenig zu beschleunigen.»

Wieder in der Zelle, erwartete Stanislaw gespannt, was es an neuen Hinweisen gab.

«Warum wollte er dich wohl so gründlich untersuchen? Da steckt ganz bestimmt mehr dahinter. Denk mal an das, was gestern passiert ist.»

Ich war schon so oft enttäuscht worden, dass ich mich im Zaum hielt. Trotzdem, während ich dalag und alle Einzelheiten noch einmal überdachte, schien es, dass diesmal irgendetwas anders gewesen war, ohne dass ich hätte sagen können, was. Weniger das, was gesprochen worden war, eher etwas Undefinierbares in der Atmosphäre, das nur die sensibilisierten Sinne eines alten «Gefängnishasen» wahrzunehmen vermochten.

Am folgenden Morgen flüsterte mir Stanislaw in der sicheren Ungestörtheit des Waschraums zu: «Ist es die Gorringham Road 82? Kates Adresse in London?»

Ich bejahte, und er bat mich, die polnische Anschrift zu wiederholen, die er mir genannt hatte. Das hatten wir früher schon getan, aber diesmal war es wie die letzte Besiegelung eines heiligen Versprechens – keiner von uns beiden wollte die Freiheit akzeptieren, solange der andere noch in der Vergessenheit dieses Kellers litt. Es konnte nur eine einzige Lösung geben. Wir gaben uns die

Hand und sahen uns fest in die Augen, dann kehrten wir in die Zelle und zu unseren jeweiligen Beschäftigungen zurück.

Schon bald war ich wieder vertieft in eine Reihe von perspektivischen Darstellungen der weiträumigen Halle meines zentral gelegenen Hauptbahnhofs. Das Mittagessen kam zur üblichen Zeit, und danach las mir Stanislaw aus der Tageszeitung vor. Später am Nachmittag wandten wir uns unseren gemeinsamen Studien zu. Wir steckten gerade mitten in einer Geschichte der Kunst von der frühchristlichen Zeit bis zur Gegenwart, genauer gesagt in der Übersetzung des monumentalen Werkes des französischen Kunsthistorikers Pierre Labadon. Im Augenblick beschäftigte uns die englische Architektur der Gotik, eine meiner Lieblingsepochen, und ich unterbrach Stanislaw immer wieder, um mich ergänzend über verschiedene Bauwerke, die ich gut kannte, auszulassen.

Stanislaw fuhr mit dem Lesen fort, während ich in der Zelle auf und ab ging, wobei mein Blick über die an der Wand hängenden Zeichnungen glitt. Ich mochte den Frieden dieser Stunde, den Klang von Stanislaws Stimme, die weiten Horizonte unserer gemeinsamen Erkundungsreisen, die englischen Kathedralen. Das war die wohlverdiente tägliche Zeit der Entspannung, die uns Nahrung gab für stundenlange Gespräche später am Abend, wenn wir auf unseren Pritschen lagen.

Allmählich drang in unser Bewusstsein, dass vor dem Fenster Unruhe entstanden war. Ein paarmal brach Stanislaw ab, um zu lauschen. Auf dem Gehweg waren ganz eindeutig «Freunds» Schritte zu hören. Oben rief «Bär» einem anderen Aufseher zu, er solle sich die Jacke anziehen und sich fertigmachen, er könne gleich hereinfahren. Wie oft schon hatten wir das geschäftige Aufbruchstreiben anlässlich des Schichtwechsels gehört, das Gelächter und Geplauder, die Verabschiedungen, die Ermahnungen zur Eile – bruchstückhafte Laute eines normalen Lebens, die zu uns herunterdrangen.

Meine Aufmerksamkeit wurde durch das Klirren der Gittertür am anderen Korridorende abgelenkt. Sie musste für «Freund» aufgemacht worden sein. Aber was mochte ihn zu dieser Stunde hier herunterbringen? Es gab in diesem Keller doch nur uns beide. Schritte nahten. Stanislaw verstummte. Wir sahen beide zur Tür, als sie sich öffnete. Es musste etwas Besonderes sein. Ein neues Buch? Ein Ruf nach oben – für Stanislaw oder mich?

«Freund» hatte ein gerötetes Gesicht und sah aufgeregt aus. Er deutete auf mich und forderte mich auf, ihm voran nach oben zu gehen. Der Raum, in den ich gewiesen wurde, war leer. Niemand hinter dem Schreibtisch, kein Arzt, kein

Offizier. «Freund» kam atemlos hinter mir herein und blieb neben dem Schreibtisch stehen.

Er sprach kein Deutsch, konnte nur ein paar Wörter. Er begann auf Polnisch. Ich bekam das Wesentliche mit. «Sie werden jetzt reisen.» Er winkte mit der Hand zum Fenster hin. «Besseres Essen... gesunde Nahrung... frische Luft... Spaziergänge... Verstehen Sie?» Ich war verwirrt. Er versuchte es erneut, streute ein paar deutsche Wörter ein. «Ja, alles. Sehr gut. Sehr gut. Spazierengehen.» Wieder zeigte er aufs Fenster. «Nur noch einen Augenblick...» – und dann verschwand er durch die Tür, liess mich allein im Zimmer zurück. So etwas hatte es noch nie gegeben.

Ein kurzer Anfall von Erregung, dann das «Alte-Hasen-Syndrom»: Lass dich nicht gehen, Hermann! Ganz ruhig bleiben... Eine Veränderung, die meine ganze Kraft und Wachsamkeit beanspruchen würde. Es war, als versickerte alles Gefühl in diesem angespannten, lauernden Warten. Rasend schnell gingen mir eine Reihe von Möglichkeiten, die wir erörtert hatten, durch den Kopf. Die, die mich mit Schrecken erfüllte, war eine örtlich begrenzte Freilassung, vielleicht um den Preis, nie wieder in den Westen zurückkehren zu können, auf eine Wiedervereinigung mit Kate und den Jungen endgültig verzichten zu müssen. Ein Trugbild der Freiheit mit einem Schildchen daran, das einen unannehmbaren Preis nennt. Das Bild wurde immer bedrückender. Einmal mehr Zuckerbrot und Peitsche? Was, wenn ich zurückwiche, was dann? Stanislaw hatte mich gewarnt: Wenn du an diesem Punkt angekommen bist, dann mach bloss nicht die Ilir zu! Nach einem solchen Manöver wären ihnen alle Möglichkeiten genommen, ohne Gesichtsverlust aus der Sache herauszukommen.

«Freund» erschien wieder, so atemlos wie zuvor. Zu meiner Überraschung befand ich mich schon wieder auf dem Weg zurück nach unten. «In wenigen Minuten wir gehen Auto», sagte «Freund» noch, als sich die Zellentür hinter mir schloss.

Aber irgendetwas stimmte da nicht. Ja, da lag das Buch geöffnet auf dem Tisch, meine Brille darauf. Aber Stanislaw war fort, und das ohne ein einziges Wort des Abschieds. Eine neue Form der Einzelhaft, um mir irgendeine Übereinkunft abzupressen? Weshalb wäre es sonst wohl notwendig gewesen, uns zu trennen?

Es war jedoch keine Zeit zu verlieren. Ich dachte sofort an die Rasierklinge, die ich in einer Strebe meines Feldbetts versteckt hatte. Es war wichtig, dass ich sie bei mir trug. Für den Fall, dass alles schiefging, blieb mir immer dieser Ausweg. Ich bückte mich, zog die Klinge hervor, steckte sie in mein Brillenetui, schob die Brille hinein und das Etui in die Aussentasche meines Jacketts.

Das war gerade erledigt, als die Tür wieder aufging. «Freund» winkte mir. Ich sah mich um. Aber natürlich, die Zeichnungen an der Wand, Stanislaws Körbe! Ich gab zu verstehen, dass ich die Zeichnungen gern von der Wand nehmen würde. Er nickte beruhigend. Sie würden mir nachgebracht werden.

«Und wo ist mein Kollege?»

«Freund» winkte ab. «Schon weggefahren in Auto.»

Sollte das heissen: Vor mir und mit demselben Ziel? Meine ganze Ersatzwelt schien in sich zusammenzufallen. Wie sehr wünschte ich, sie hätten uns an diesem Nachmittag in Ruhe gelassen. Der ganze so sorgfältig und mühsam errichtete Bau unseres Gefängnisdaseins war dem Einsturz nahe.

Ich folgte der Aufforderung und verliess die Zelle. Von ihm und «Veilchen» begleitet, bog ich oben vom Korridor zur Treppe ab, ging die Stufen im runden Eingangsvorbau hinunter, hinaus und dann draussen am Gebäude entlang, aber nicht in der Richtung wie an jenem Juniabend, sondern in der genau entgegengesetzten. Unbestimmt wie in einem Traum drangen die goldenen Herbstfarben zu mir durch. Jetzt gingen wir neben dem Küchenanbau durch die kleine Pforte in der Mauer – und dort vor uns auf der kiesbestreuten Zufahrt stand mit geöffneten Türen der Wagen des Roten Kreuzes. Sofort registrierte ich den absurden Anblick eines grossen, abgewetzten Sessels, der das Innere des Fahrzeugs beherrschte. Mit einiger Mühe machte man mir klar, dass dieser königliche Sitz für mich bestimmt sei. Ich kletterte also ins Auto und liess mich in den Sessel fallen, das Gesicht der offenstehenden hinteren Tür zugewandt.

«Freund» setzte sich hinter mir auf einen kleinen Klappstuhl, während auf den kurzen Holzbänken zu meinen beiden Seiten zwei unserer Aufseher Platz nahmen. «Freund» erkundigte sich, ob ich es auch bequem habe, ich nickte, die Frage hatte etwas unglaublich Lächerliches. Auch «Freund» und die anderen Aufseher erfassten wohl die Komik des Ganzen, als ich mich in gespielter Vornehmheit im Sessel zurücklehnte und meine Knie durch die zerfransten Risse dessen stachen, was einmal Hosen gewesen waren.

Die Tür wurde zugemacht, und wir fuhren los. Die untere Hälfte der Seitenscheiben war mit Farbe zugespinnelt worden, aber durch die obere konnte man hindurchschauen. Ich konnte deshalb von meinem Sessel aus nur die Dinge sehen, die sich in grösserer Höhe befanden als ich selbst – das Dach des Gebäudes, dessen feuchter Keller mich so lange beherbergt hatte, die Wipfel von Bäumen, an denen wir vorbeifuhren, die Gefängnismauer, der obere Teil des Tores, das hinter uns geschlossen wurde.

Durch das kleine ovale Fenster in der Tür sah ich die staubige Strasse hinter uns davonsausen. In einiger Entfernung tauchte schemenhaft ein schwerer offener Armeelastwagen auf und verschwand immer wieder in den aufgewirbelten Staubwolken. «Bär» stand, indem er sich an den Holzlatten hinter der Fahrerkabine festhielt, in einen grossen Umhang gehüllt da und unterhielt sich angeregt mit einem der mir unbekannteren Aufseher. Wir fuhren jetzt auf einer Asphaltstrasse, die Dächer von niedrigen Bauernhäusern flogen vorbei.

Stanislaw und ich hatten einmal versucht, unseren Aufenthaltsort zu bestimmen und waren zu dem Schluss gekommen, dass er an dem marschigen Ufer der Weichsel liegen musste, ungefähr sieben oder acht Kilometer südlich der ins Herz von Warschau hineinführenden Poniatowski-Brücke. Auf Grund der Eisenbahn- und Strassengeräusche hatten wir unser Domizil an den Rand einer kleinen Vorstadt namens Waver gelegt. Wenn das stimmte, dann war ich jetzt auf der Lubliner Strasse in nördlicher Richtung nach Warschau unterwegs.

Etwas später wurde auf der Flussseite der Strasse ein hoher Uferdamm erkennbar und Menschen, die darauf entlanggingen. Menschen, richtige Menschen in ihrem Alltagsleben, wahrscheinlich nach der Arbeit auf dem Nachhauseweg. Zum ersten Mal seit fünf Jahren. Ich rang nach Luft, während ich vor dem Abendhimmel immer mehr Silhouetten dahinschlendernder Leute sah, die in eigenartigem Winkel über mir vorbeisausten. Es war, als sähe ich von einem festen Punkt aus auf eine sich drehende Bühne.

Bald war der Uferdamm wieder verschwunden und ramponierte, vernachlässigte Wohnblöcke flogen vorbei. Allmählich gingen hier und da Lichter an. Eine Küche, ein Wohnzimmer, wieder eine Küche, ein Mensch, die Arme auf Fensterbrett gelehnt, der müssig hinausschaute. Wir schwenkten nach rechts und hielten an. Eine Ampel. Weiter, nach links in eine Strasse mit glatter Fahrbahndecke.

Plötzlich sah ich geradewegs in eine volle Strassenbahn hinein, die wir langsam überholten. Die vielen Gesichter, die Gesten, die unterschiedlichen Körperhaltungen der Fahrenden, die sich unterhielten oder aus dem Fenster starrten. Unwirklich. So viel Farbe. So viel Jugend. Frauen, hübsch zurechtgemachte Frauen in gutsitzenden Kleidern. Alle auf einem durch den Gang des alltäglichen Lebens vorgezeichneten Weg irgendwohin, und dies ohne zu wissen, dass in dem kleinen Pritschenwagen neben ihnen jemand fast verrückt wurde.

Ich konnte einige Wahrzeichen der Stadt ausmachen, die mir aus der *Stoli-*

ca, den Zeitungen und dem Band mit dem Sechsjahresplan bekannt waren, das Nationalmuseum, das Hauptquartier der Kommunistischen Partei Polens (eines der besseren unter den neuen Gebäuden), und dann, als wir nach links in die Nowy Swiat einbogen, kurz das moderne Kaufhaus ein Stück die Aleje Jerozolimskie hinauf. Ich wusste schon, wohin wir fuhren, und zwar die Alea Stalina hinauf und direkt zum MBP-Hauptquartier, wo ich vor fünf Jahren verschwunden war.

Ein Gedanke versuchte sich in mir festzusetzen: Das war keine gewöhnliche Verlegung. Die Entlassung? Deutete nicht alles daraufhin? Wie vorausgesehen, fuhren wir hinter dem eisernen Tor durch einen Torbogen in einen Innenhof hinein. In den Mauern mit ihren Fenstern erkannte ich sofort die weit zurückliegende Vergangenheit wieder, den Blick durch die Gardinen hinaus. Inzwischen war es Abend geworden, und der Hof lag im Dämmerlicht.

Die Wagentür wurde aufgemacht. Fast erwartete ich, «Zigarette» zu sehen, in der Türöffnung stand jedoch ein Funktionär, der mich herauswinkte. Aber statt mich zur Eingangstür im Hof zu führen, zeigte er auf eine schwarze Limousine, die direkt neben dem Rot-Kreuz-Fahrzeug parkte und deren hintere Tür offen stand, damit ich sofort einsteigen konnte. Bevor ich noch in der Lage war, einen Gedanken zu fassen, sass ich schon zwischen zwei reglosen Männern in Mantel und Hut, während vor mir der Rücken eines weiteren trübselig wirkenden, mit Hut versehenen Individuums zu erkennen war, daneben ein jugendlicherer Fahrer.

Und schon krochen wir im Halbdunkel hinter einem anderen, ähnlich aussehenden Wagen mit farblosen Männern in Mantel und Hut her. Mein Fall war geregelt worden, aber nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Man hatte sich für ein lebenslanges Verschwindenlassen entschieden, für jenen anderen Ausweg, der den Behörden offenstand. Ich tastete nach meiner Jackentasche. Das Brillenetui steckte noch darin.

Meine Angst wuchs. Wir fuhren über eben jene Brücke zurück, über die ich vor einer Viertelstunde in die Stadt hineingelangt war. Mit jeder Minute wurde der Verkehr schwächer. Ich versuchte Strassenschilder zu lesen, die gelegentlich im Licht unserer Scheinwerfer auftauchten. Aber sie waren meist schon vorbei, ehe ich sie hatte entziffern können. Ostwärts, ostwärts... Russland... Sibirien. Noch eine halbe Stunde, und wir waren an der Grenze. Der Wagen vor uns verlangsamte das Tempo, und der unsrige schloss dicht auf. Ein rotes Lichtsignal erschien an der rechten Seite des Wagens vor uns. Er bog ab, und wir folgten. Mir war das Hinweisschild entgangen, aber den Richtungswechsel re-

gistrierte ich sofort. Wir fahren jetzt nicht mehr nach Osten, sondern auf einer anderen, baumgesäumten Strasse in südlicher Richtung.

Wir passierten eine grössere Kreuzung, und diesmal konnte ich den Ortsnamen «Lublin» erkennen. Nun stand eines absolut fest: Unser Ziel war nicht die russische Grenze! Vielleicht war es doch nur die Verlegung in ein anderes Gefängnis. Vielleicht sass in dem Auto vor uns zwischen zwei ähnlichen Männern Stanislaw. Am Ende unserer Reise fanden wir uns dann einmal mehr in ein und derselben Zelle wieder. Aber wo und warum?

Wir verlangsamten erneut das Tempo. Das Auto vor uns bog nach rechts von der Hauptstrasse ab, und wir folgten. Ich konnte das Hinweisschild nicht lesen. Kiefernduft hüllte uns ein. Wir holperten über eine Landstrasse, an beiden Seiten Wald. Wir fahren also auch nicht nach Lublin. Wieder war die Angst da. Ein einsamer Wald bei Nacht! Hatten wir nicht in der *Entengasse* einen Kiefernwald dieser Gegend als Szene einer heimlichen Ermordung und Beerdigung einer jüdischen Familie durch die Gestapo gewählt? Andere Ereignisse der Kriegszeit kamen mir in den Sinn. Wilna, Katyn. – Wir fahren langsamer. Hielten wir etwa hier im Nirgendwo an? Wir bogen nach links ab, ein Hinweisschild: «Otwock».

Der Waldgürtel von Otwock, etwas über zwanzig Kilometer südöstlich von Warschau. Was hatte Stanislaw mir über Otwock erzählt, ausser dass es an der Bahnstrecke nach Lublin lag und dass es die Endstation der elektrischen Schmalspurvorortbahn war. Mir fiel wieder ein, dass Otwock für die Warschauer Gegend so eine Art Kurort war, galten doch im Falle von Atemwegserkrankungen Kiefernwälder und Sandboden als von heilsamer Wirkung.

Nach einer weiteren Biegung sah ich Lichter zwischen den Bäumen. Ich traute meinen Augen nicht. Auf der anderen Seite eines hohen Drahtzauns, neben dem wir anhielten, erkannte ich in einiger Entfernung die Umriss eines Gebäudes, das so aussah wie eine kleine Villa mit flachem Dach und Stuckverzierungen. Die breiten Fenster beider Etagen waren hell erleuchtet, ebenso ein hohes, über beide Stockwerke reichendes Treppenhaufenster oberhalb eines Eingangsvordaches. Wir warteten vor einem Gittertor, und erst jetzt bemerkte ich am Strassenrand Soldaten mit Gewehren. In der Tür der Villa erschien ein Mann in Zivil und eilte herbei, um das Tor zu öffnen. Wir fahren hindurch und über eine vernachlässigte Zufahrt bis vor die Eingangstür des Hauses, während der andere Wagen ausserhalb des eingezäunten Geländes blieb.

Ich starrte das schmucke weisse Gebäude an, ein wohlthuendes Beispiel

des sogenannten «internationalen Stils», der mir so überaus vertraut war. Es wirkte in seiner romantisch-märchenhaften Umgebung und beleuchtet von dem vom weissen Sand reflektierten Licht unserer Scheinwerfer fast kitschig. Ich erinnere mich, dass die Wagentür aufgemacht wurde, dass eine beruhigende Stimme mich aufforderte auszusteigen, an den schlafwandlerischen Gang auf einem Weg, durch eine Tür, eine teppichbelegte Treppe hinauf in einen hell erleuchteten, modern eingerichteten Salon, der von einem in einer Ecke stehenden grossen Kachelofen erwärmt wurde. Ein kleiner Mann mit einem winzigen Schnurbärtchen und einer Kappe auf dem Kopf trat mit mir ein. Mit einer weit ausholenden Armbewegung sagte er: «Schön, nicht? Für Sie. Alles für Sie.» Er sagte dies in stockendem Deutsch und wies auf eine Glastür, durch die ein Nebenraum mit einer Kommode, einem runden Tisch, modernen Stühlen, einer Nachttischlampe und einem sorgfältig gemachten Metallbett, das so aussah, als stammte es aus einem Krankenhaus, zu sehen war.

«Ihr Bett... Aber sind Sie hungrig? Abendessen, ja? Und was?»

Hilflos hob ich die Schultern. Ich fühlte mich ganz schwach und fragte, ob ich mich setzen dürfe. Er lachte über die Frage und schob mir schnell einen Sessel hin.

«Es gibt Eier, Schinken, Käse, Wurst, Milch, Tee, Brötchen, Butter... Also, was möchten Sie?»

Ich war wie gelähmt.

«Nun gut, überlassen Sie das alles mir... Inzwischen wird Ihnen mein Genosse hier Gesellschaft leisten.»

Der Mann, den ich vorhin das Tor hatte öffnen sehen, reichte mir die Hand. Er war ein ziemlich untersetzter, irgendwie nach einem Intellektuellen aussehender Mensch mit wachen Augen und einer dichten schwarzen Mähne. Er bot mir eine Zigarette an und zeigte auf ein Buch, in dem er gelesen hatte. In gutem, aber nicht akzentfreiem Deutsch erkundigte er sich, ob ich es kenne. Es war ein Roman von Ilja Ehrenburg. Ich schüttelte den Kopf, setzte aber hinzu, dass ich den *Sturm* gelesen hätte. Er blieb bei dem Thema Bücher, und wir sprachen über Thomas Mann. Er stellte mir auch Fragen zur amerikanischen Literatur, und ich erwähnte *Die Nackten und die Toten* und sagte ihm, das sei der letzte Roman gewesen, den ich zur Kenntnis hätte nehmen können. Er wollte wissen, ob ich jemals selbst etwas geschrieben hätte, und ich berichtete ihm von den im Laufe der vergangenen vier Jahre vollgeschriebenen hundertzwölf Schreibheften. Diese Konzentration auf ein ganz bestimmtes Thema half mir. Es war ja

das erste Mal seit Jahren, dass jemand – von Stanislaw abgesehen – ernsthaft mit mir als einem Ebenbürtigen sprach. Es war berauschend.

Ein dritter Mann erschien mit einem Tablett, darauf ein Teller mit vier noch brutzelnden Spiegeleiern, Schinken, Brötchen, Käse. Ihm auf den Fersen der Mann mit dem kleinen Bärtchen, der vollendete Schweizer Hotelier. Er rang die Hände und entschuldigte sich, dass er nur eine derart improvisierte Mahlzeit bieten könne. Morgen früh werde er eine Liste meiner Vorlieben anfertigen und selbst zum Markt gehen. Der Anblick eines so reichhaltigen Essens auf weissen Porzellantellern mit Besteck, serviert auf einem Tisch mit Tischtuch darauf, war unwiderstehlich. Wo ich auch sein mochte und was immer dies alles bedeutete, ich wollte dieses Stückchen Märchenwelt so intensiv geniessen, wie es nur gehen wollte. Was schadete es schon, einmal Alice im Wunderland zu sein? Ich hatte dort unten gelernt, in der Gegenwart zu leben. Ein Bilderbuch, das ich Hugh und Alan einmal vorgelesen hatte, kam mir in den Sinn. Es ging um einen Jungen, den die Mutter zu Bett gebracht hatte. Dicht neben dem Bett stand ein Schaukelpferd. Der Junge war auf dem Schaukelpferd losgeritten, immer weiter und weiter bis zu einem Märchenschloss, wo ihn eine Prinzessin von einem Fenster aus herbeigewinkt und zum Tee eingeladen hatte, bei dem es herrliche Sachen zu essen gab.

Nach dem Essen fragte der untersetzte Mann, ob ich Lust hätte, Schach zu spielen. Ich war mit zwei Runden einverstanden. Das war mein erster Versuch mit der Wirklichkeit. Ich verlor beide Spiele. Da ich es nicht mehr gewöhnt war, lange aufzubleiben, führte man mich in ein gekacheltes Bad, und bevor ich ins Bett kroch, zog ich den Fenstervorhang ein klein wenig zur Seite und spähte in die Nacht hinaus. Sie war sternenklar. Ein fast voller Mond schien durch die Kiefern auf den Sand mit seinen kleinen Flecken aus Kiefernnadeln und Grasbüscheln. Ein Stückchen weiter weg konnte ich einen Zaun und die Umrisse einer menschlichen Gestalt sehen, ein Wachposten, der langsam am Zaun entlangging.

Ich legte mich hin und versuchte, mich an das Datum auf der heutigen Morgenzeitung zu erinnern. Es war der 29. September. Immer wieder kam jemand auf Zehenspitzen in den Salon, um durch die offene Tür einen schnellen Blick auf mich zu werfen. Das Licht, das vom Flur hereinschien, liess ein Halbdunkel entstehen, in dem ich noch deutlich zu sehen war. Dennoch hatte ich das Gefühl, allein zu sein, ganz für mich, bei gelöschtem Licht in einem richtigen Bett und ohne Spion in der Tür, durch den ich heimlich beobachtet wurde. Ein neuer Abschnitt meines Lebens hatte begonnen. Schon schien die Zelle mit dem Fries

meiner Entwürfe, mit dem grossen Zeichentisch und dem dekorativen Flechtwerk, mit Stanislaw, der mir etwas über die gotischen Kathedralen Englands vorlas – noch vor drei Stunden mein Leben! – weit entfernt. Als ich sah, wie einer der Männer sich auf der Couch nebenan, die so gestellt war, dass er mich direkt im Blick hatte, zur Ruhe legte, wusste ich, dass die Zelle Nr. i und alles, was damit in Zusammenhang stand, endgültig fort war. Ich verspürte eine ganz neue Furcht – die Furcht vor der Konfrontation mit einer Welt, die ich nicht mehr kannte. Wie sollte ich damit fertig werden?

Waldparadies

Welch eigenartiges Gefühl, in einem richtigen Bett aufzuwachen. Alles war mir unbegreiflich, die Heimeligkeit der Dinge um mich her, der Teppich auf dem Boden, die Wärme, die der grosse Kachelofen zwischen den Zimmern ausströmte, die frisch gestrichenen weissen Wände, die schmucken modernen Möbel und die Musselgardinen am Fenster, durch die die ersten orangefarbenen Strahlen der noch tiefstehenden Sonne ins Zimmer drangen. Fremd und zugleich eine Erinnerung an lange Vergessenes.

Ich stützte mich auf und spähte durchs Fenster. Ein spärliches Muster knorriger Kiefern, die, je weiter entfernt, immer mehr im dichten Morgennebel verschwanden. Vollkommene Waldesstille – und durch alles hindurchleuchtend das auf den Nadeln glitzernde Licht der Sonne, die noch nicht über die Baumwipfel emporgestiegen war. Ein sanfter, nach Wald duftender Lufthauch wehte durch das leicht geöffnete Fenster herein. Die dünnen Grasbüschel im Sand der Wege erinnerten an eine Dünenlandschaft am Meer. Nicht die Spur eines Gartens oder irgendeiner Bepflanzung, nur ein hoher Drahtzaun etwa hundert Meter vom Haus entfernt, dahinter ein breiter, baumloser Streifen, dann ein zweiter, ähnlicher Zaun, hinter dem der Wald ununterbrochen weiterging.

Ein Bauernwagen mit Gummirädern, von einem Pferd gezogen, zockelte gemächlich auf dem Weg hinter dem Zaun entlang, und zwei Gestalten in schweren Mänteln, zuerst so gut wie gar nicht zu bemerken, gingen, ebenfalls an der Aussenseite, am Zaun entlang – ich befand mich also auf einem bewachten Grundstück. Neben der Einzäunung und den still auf und ab gehenden Gestalten gab es zwischen mir und der Aussenwelt in weitaus grösserer Nähe noch ein starkes, zusammenschiebbares und mit einem Vorhängeschloss gesichertes Gitter vor meinem Fenster. Es war brandneu und sah ganz so aus, als sei es erst gestern und allein meinethwegen dort angebracht worden. Kein Hinausspringen

möglich! Und ein Blick zwischen die näher beim Haus stehenden Bäume offenbarte einen Mann im Regenmantel, der untätig dort herumstand und mir zulächelte, als er mich bemerkte. Und hier oben hatten sich zwei weitere Männer diskret in das dritte Zimmer zurückgezogen, um später, von wieder zwei anderen abgelöst, ihre Aktentaschen zu nehmen und zu gehen. Dezent, aber vertraut. Zwei Hindernisse draussen, ich selbst isoliert, im Obergeschoss, fünf Männer, offensichtlich nur damit befasst, mich auf die eine oder andere Art zu bewachen – und wie viele noch, die nicht sichtbar waren? Aber angesichts dieser wunderbaren Welt, die sich um mich herum aufgetan hatte, bemerkte ich sie kaum. Das allerwunderbarste war, dass es Menschen gab, die mich anlächelten, die herbeikamen, um mir Guten Morgen zu sagen, die sich erkundigten, wie ich geschlafen hatte, und die sich bis ins kleinste Detail um mein Wohlergehen sorgten. Wie wäre es mit einem heißen Bad? Was hätte ich denn gern zum Frühstück? Die Morgenzeitungen? Nicht enden wollende Belustigung über meine Versuche mit dem Polnischen und ihre mit dem Deutschen.

Der kleine Kerl mit dem gestutzten Bärtchen erschien, hatte Notizblock und Bleistift dabei und setzte sich an meinen Tisch. Die anderen sprachen ihn mit «Kommandant» an, und ich konnte sehen, dass er hier draussen das Sagen hatte. Er entschuldigte sich dafür, dass alles noch so wenig organisiert sei. Offensichtlich war der Betrieb hier erst mit meinem Eintreffen aufgenommen worden. Es werde noch ein Koch kommen, um mir eine spezielle Diätkost zuzubereiten. Ob ich ihm für die Zwischenzeit all die Dinge nennen wolle, die ich gern hätte? Obst, Schokolade, Bohnenkaffee, Sahne, frischer Fisch – alles kam auf seine Liste. Dann hielt er inne und besah sich mit gespielter Entsetzen meine arg mitgenommene Kleidung, die in dieser Umgebung tatsächlich nicht sehr passend wirkte – diese Reste meines Anzuges aus dem Jahr 1948 mit der knielosen, zerfransten Hose, die von einem um die Taille geschnürten Bindfaden gehalten wurde und einen Reissverschluss hatte, der nicht mehr funktionierte, mit dem kragenlosen Hemd, den sockenlos getragenen Schuhen, aus denen meine Zehen herauschauten. Er nickte – Schuhe, Anzug, Hemd, Unterwäsche, Schlips, Mantel. Er werde sogleich in die Stadt fahren, um das alles zu besorgen.

Mich befiel Beklommenheit – der Aufenthalt an diesem Ort war also nicht nur ein vorübergehender, sondern stellte einen neuen Abschnitt meines Gefängnislebens dar. Ich fragte deshalb nach meinen Entwürfen und den Zeichenutensilien. Er sagte, das werde noch alles herüberschickt werden, so auch mein Koffer (den ich seit 1949 nicht mehr gesehen hatte).

Ich erkundigte mich, ob ich draussen Spaziergehen dürfe, und erhielt die Antwort, er wolle mit mir gehen, sobald er Zeit habe. Gleichsam als Übergang wurde mir gestattet, auf einen sonnigen, vom Arbeitszimmer aus zu betretenden Balkon hinauszugehen. Dort behielten mich zwei Aufseher im Auge, die am Geländer lehnten und miteinander plauderten.

Endlich der Gang nach draussen, von dem ich immer geträumt hatte. Und doch konnte ich mich irgendwie nicht entspannen. In jedem Raum, selbst noch in diesem, begann ich sofort, wie ein Tier im Käfig hin und her zu laufen. Erst so konnte ich nachdenken.

Ich verschaffte mir schnell einen Überblick über die unmittelbare Umgebung. Die im Obergeschoss gelegene Wohnung war mein Privatterritorium und bestand aus drei Zimmern, von denen zwei mein eigentliches Quartier bildeten. Das dritte war das Arbeitszimmer mit dem kleinen Balkon. Am oberen Treppenabsatz befand sich auch eine geräumige Küche, unbenutzt, aber ausgestattet mit Essgeschirr, und am anderen Ende des kurzen Flurs gab es eine Toilette und ein gekacheltes Bad mit einem breiten Fenster, durch das man auf den Wald hinausblickte und das mit dem gleichen Sicherheitsgitter versehen war wie die beiden nach vorn hinausgehenden. Im Erdgeschoss, von dem ich nichts sehen konnte, führten der Kommandant und seine Mannschaft das Regiment. Dort wurden alle Mahlzeiten zubereitet, und es oblag einer jungen, hübschen Hausangestellten, mir das Essen zu servieren und meine Zimmer saubermachen – nach all den Jahren die erste Frau in meiner Nähe. Der Kommandant hatte sie mir mit einem Augenzwinkern präsentiert und mir zu verstehen gegeben, sie sei da, um alle meine Wünsche zu erfüllen. Die Mehrdeutigkeit dieser Bemerkung beschäftigte meine Phantasie, aber ich war nicht in der Stimmung, ihr auf den Grund zu gehen.

Wenn ich vom Balkon hinabblickte, konnte ich einen Betonplattenweg sehen, der von der Haustür in den Wald hineinführte. Zwischen den Bäumen war der Umriss einer zweiten Villa gerade noch erkennbar, und offensichtlich führte der Plattenweg dorthin. Auch die Aufseher nahmen ihn, wenn sie vom Dienst nach Hause gingen. Wahrscheinlich beherbergte die andere Villa auch einen Gefangenen. Stanislaw?

Während ich mich ganz dem berauschten Gefühl hingab, wieder ein menschliches Wesen zu sein, suchte ich doch nach den Gründen für diese Veränderung. Warum befand ich mich in diesem Waldparadies? Warum wurde mir – wie dem kleinen Jungen im Traum – diese Aufmerksamkeit zuteil? Ich entwickelte drei Theorien. Ich wurde für eine Entlassung «gezähmt». Stanislaw hatte mir oft geschildert, wie das normalerweise ablief, wenn unschuldige Häft-

linge, die es nie bis zu einem Verfahren gebracht hatten, entlassen werden sollten. Hätte man sie auf direktem Wege aus der Zelle in die Freiheit entlassen, wäre ihr Verhalten unberechenbar gewesen. Sie konnten, von Jahren der Anspannung und Hoffnungslosigkeit plötzlich befreit, zusammenbrechen. Es war auch damit zu rechnen, dass sie voller Zorn und Ressentiment waren. Ihre physische und psychische Verfassung würde andere erschrecken, sie konnten unerwünschtes Gerede und Gerüchte auslösen und wären ein lebender Beweis für das, was zwar geraunt, aber nie öffentlich ausgesprochen wurde, nämlich für den Terror. Deshalb wählte man ein fein abgestuftes Programm der allmählichen Verbesserungen – ähnlich dem System, das bei Leuten Anwendung findet, die als Zeugen der Anklage auftreten sollen und deren Bereitschaft zur Mitarbeit man erhöhen will. Das Programm konnte ganz verschieden ausgestattet sein, je nachdem, welche Bedeutung man der Person beimass. Es konnte lediglich besseres Essen beinhalten, die Genehmigung von Lektüre, Spaziergängen und kurzen Kontakten mit der Familie, dazu eine aufmerksamere Behandlung durch die Aufseher und eine weniger straffe Disziplin. Es konnte aber auch die Veränderung der Umgebung bedeuten, Zusammenlegung mit Gefangenen, die entlassen werden sollten. Etwas wie meine jetzige Lage war uns allerdings nie in den Sinn gekommen.

Gegen diese Theorie sprach, dass es hier wohl nicht um eine Veränderung für lediglich ein, zwei Wochen ging. Alles deutete auf einen längeren Zeitraum hin. Meine Bitte, mir die Weiterarbeit an meinem Planungsprojekt zu gestatten, war auch der Versuch, grössere Klarheit zu gewinnen. Bei einem Kurzaufenthalt hätte es sich kaum gelohnt, den Zeichentisch abzubauen und hierher zu transportieren. Die Antwort hatte gelautet, man werde alles nach und nach herüberschicken, vielleicht im Laufe einer Woche. Und später könne auch dafür gesorgt werden, dass ich deutschsprachige Zeitungen und Zeitschriften erhalte. Der Kommandant versicherte mir, es sei lediglich eine Frage der Zeit, grundsätzlich könne alles, was ich brauchte, beschafft werden. Dies liess mich zu dem Schluss kommen, dass eine Entlassung – wenn sie denn überhaupt vorgeesehen war – nicht in der allernächsten Zukunft erfolgen würde.

Dann gab es noch eine dritte Möglichkeit, die um vieles schlimmer war als die Fortsetzung meiner Kellerexistenz. Konnte dies hier nicht alles auch ein neues Riesenzuckerbrot sein, das mich auf die Konfrontation mit abschliessenden Forderungen vorbereiten sollte? Wollten sie vielleicht einen Handel schliessen, dem ich mich nicht mehr versagen konnte? Vielleicht war dies bereits die erste Station auf dem Weg, der über die Aufgabe meiner bisherigen

Identität zu irgendeiner neuen Existenz führte, einer isolierten Existenz im verborgenen – in der ich durch eigenes Handeln für immer von der Wiedervereinigung mit meiner Familie und von jeder Aussicht auf Beistand von aussen abgeschnitten war.

So vergingen die Tage, und ich wartete mit einem gewissen Fatalismus auf den kritischen Augenblick der Entscheidung. Am dritten Tag brachte mir der Kommandant einen Anzug, der ungefähr meine Grösse hatte und mir einigermassen stand, dazu einen ähnlich gearteten Mantel und einen Schlafanzug, Socken, Hemd und Unterwäsche, kurz alles, was erforderlich war, um mich in einen halbwegs vorzeigbaren Menschen zu verwandeln, selbst wenn keines der Kleidungsstücke genau passte. Meine ganze Freude aber galt alten Freunden aus der Vergangenheit, nämlich meinen Mokassins, die man irgendwo wiedergefunden und deren Bindfäden man durch richtige Schnürsenkel ersetzt hatte. Als ich all die Prachtstücke angelegt hatte, meinte der Kommandant voller Stolz, jetzt könne er mich auf einen Spaziergang mitnehmen.

Diesen ersten Gang – ein kleines Stück den Plattenweg entlang, zwischen den Bäumen hindurch – werde ich nie vergessen. Ich war wie betrunken, unsicher auf den Beinen, und musste schon nach fünf Minuten, ausser Atem, aufgeben und mich hinlegen. Ich hatte, immer wenn ich den Blick von dem Weg vor mir wegwandte, um mich umzusehen, den Kommandanten neben mir angerempelt. Fünf Jahre lang war ich nur auf und ab gegangen und hatte dabei den Blick immer fest auf den Boden vor mir gerichtet. Es hatte ja keinen Ausblick in die Ferne gegeben, und die sichtbare Welt war auf die engen Grenzen der Zelle beschränkt geblieben. Die Folge war, dass ich das Gleichgewicht nur halten konnte, wenn ich auf den Weg direkt vor mir blickte. Hinzu kam die körperliche Schwäche, die ich bis dahin noch gar nicht so registriert hatte. Aber dieser Spaziergang, bei dem ich ja auch die Treppe hinunter- und wieder hinaufsteigen musste, erschöpfte mich, und es gab Tage, an denen ich mich einem solchen Ausflug nicht gewachsen fühlte, obwohl der Wunsch nach draussen stark war.

Eines Morgens brachte der Kommandant einen jungen Mann in mein Zimmer, Hauptmann Wrobelski, wenn ich das richtig verstanden hatte. Er war Anfang dreissig und trug Zivil, war ernst, aber freundlich und sprach fließend Deutsch. Und so begann die faszinierende und aufschlussreiche Begegnung mit Mietek. Schon bei seinem zweiten Besuch entdeckte ich, dass er über eine grosse Bildung und ein erstaunlich gutes musikalisches Gedächtnis verfügte. In meinem sehnlichen Verlangen nach einem so wesentlichen Bestandteil meines früheren Lebens stürzte ich mich sofort auf diese Eigenschaft. Während meiner

Gefangenschaft hatte es immer wieder Zeiten gegeben, in denen ich von dem Versuch absorbiert war, mir jedes Musikstück, das ich irgendwann einmal kennengelernt hatte, ins Gedächtnis zurückzurufen – seien es nun Lieder, Stücke, die ich auf der Geige gespielt, in Konzerten oder auf Schallplatte gehört hatte, oder Chorwerke, an deren Aufführung ich teilgenommen hatte. Dabei war ein recht umfangreiches Repertoire von Fragmenten zusammengekommen, die ich entweder vor mich hin summte oder in meinem Kopf zum Klingen brachte, vor allem grosse Teile aus Bachs h-moll-Messe, aus der Matthäus-Passion und aus Brahms' Requiem. Und natürlich «Ode an die Freude» aus der Neunten Symphonie von Beethoven. Diese erinnerten Musikstücke waren einer meiner wertvollsten Schätze gewesen. Jetzt, wo ich Mietek an meiner Seite hatte, wurde das Repertoire immer grösser – er piffte und summte bekannte Motive, angefangen bei Palestrina über die Musik des Barock bis hin zu Beethoven und seinen polnischen Lieblingskomponisten, Chopin und Szymanowski.

Von der Musik kamen wir zur Literatur. Ich erzählte ihm von Stanislaw und meinen Versuchen. Wieder erstaunte er mich durch sein Gedächtnis! Wenn wir unter den Bäumen spazierengingen oder auf dem Balkon oder im Wohnzimmer sassen, unterhielt er mich mit klassischer deutscher Dichtung, vor allem mit Gedichten von Goethe und Heine, seinem Lieblingsautor, mit deutschen Versionen von Puschkin und Lermontow und – in einer anderen Tonlage – mit Bert Brecht. Für die Zeit meines Alleinseins brachte er mir einige Bände Goethe mit. Wir diskutierten über literarische Themen, über die Kunst allgemein und schliesslich über die Architektur. So bewegten wir uns unmerklich auf den Bereich der Politik zu.

Ehe ich es noch begriffen hatte, war ich bei einer Kritik der polnischen Architektur der Gegenwart und ging mein Lieblingsthema, den sowjetischen Kulturpalast und mein gegen ihn gerichtetes Manifest, an. Mietek hörte ein wenig verkrampft zu, sagte aber nichts. Ich dehnte meine Kritik auf die neueste Literatur aus Russland und Polen aus. Bis zu dieser Wendung unserer Gespräche hatten wir die eine grosse Realität, die uns jederzeit vor Augen stand, nämlich meine fünfjährige Einkerkung, ausgeklammert.

Eines Morgens fragte er mich geradeheraus, wie ich über das, was mir widerfahren war, dächte. In der gleichen Weise, in der wir über Musik gesprochen hatten, und so, als ob wir alles aus einer gewissen Distanz betrachteten, versuchte ich ohne Emotion eine Ungerechtigkeit zu schildern, zu der ich mich wohl als Kenner äussern konnte. Ich sprach darüber nicht wie über eine persönliche Angelegenheit, sondern als ginge es allein um eine gemeinsam unternom-

mene kritische Analyse und darum, ein Krebsgeschwür im Herzen des kommunistischen Glaubenssystems aufzudecken. Es bleibe die Frage, ob das, was geschehen war, symptomatisch war für ein im Grunde genommen brüchiges System oder einfach eine Krankheit, die das System unabhängig von seinem Zustand befallen habe und die geheilt werden könne.

Hatte Mietek mich in eine Falle gelockt? War es nicht seine Pflicht, mir mit dem Hinweis auf meine Schuld zu antworten? Konnte er mir eine so klare Verurteilung durchgehen lassen, was ja doch einer Zustimmung gleichgekommen wäre? Einen Augenblick lang sass er mit zusammengedrückten Lippen da, aber zu meiner Verwunderung unternahm er dann keinen ernsthaften Versuch, das ungeheure Unrecht, das mir zugefügt worden war, in Abrede zu stellen. Nein, er bestätigte es mit seiner Antwort sogar, für die er die Worte sehr sorgfältig wählte.

«Im Augenblick ist es ganz unvermeidlich, dass Sie alles ins Persönliche übersetzen. Wie könnte es auch anders sein? Wir können von Ihnen nicht erwarten, dass Sie sich ein faires und objektives Urteil bilden, das das Gesamtbild berücksichtigt. Das kommt vielleicht noch. Wahrscheinlich aber nie. Wir müssen jedoch die gesellschaftlichen Zielsetzungen von den Turbulenzen unterscheiden, denen sie ausgesetzt sind und bei denen im Unterbewusstsein der Menschen gewaltige Kräfte freigesetzt werden. Was immer geschieht, wir dürfen unsere ursprünglichen Ziele nicht aus den Augen verlieren.»

Er dachte eine Weile nach und fuhr dann fort: «Man hat uns nie eine Chance gegeben. Vergessen Sie nicht, dass wir seit den Tagen Lenins ständig unter Beschuss gestanden haben, weil wir abzuwenden versucht haben, was dann doch dieser Kreuzzug, zu dem die ganze Welt gegen uns aufgebrochen ist, über uns gebracht hat. Hat es je etwas Unmenschlicheres gegeben als die Ermordung so vieler Millionen unserer Leute im Zweiten Weltkrieg und die Zerstörung der gesamten Existenzgrundlage dieses Landes hier? Das soziale Gefüge und mit ihm die ursprünglichen Ziele mussten notgedrungen Verformungen erleiden, konnten dem Missbrauch einfach nicht standhalten. Angst bringt Gewalt hervor und Gewalt den Missbrauch der Macht, und beide zusammen erzeugen Blindheit.»

Da er erneut verstummte, wollte ich nach Stalins Millionopfern fragen, aber er sprach weiter: «In Ihrer Welt ist die soziale Gerechtigkeit nie mehr als ein fernes Nebenprodukt gewesen, nie das Hauptanliegen. Sie ist nur Gerede, mit dem der andauernde Missbrauch der Macht zur Befriedigung der Habgier verschleiert wird. Ihre ungeheuren Ressourcen haben bei Ihnen zu Hause diese

Täuschung weitgehend verdeckt, nicht aber die Ausbeutung, Armut und Gewalt, die Sie in der Sicherheit Ihres fernen Südamerikas aufrechterhalten haben, und auch nicht Ihren traditionellen Missbrauch der Schwarzen. Was ich damit sagen will, ist, dass es auf beiden Seiten eine Bilanz des Guten und Bösen gibt, über die man endlos streiten kann. Der Ausgangspunkt für uns Kommunisten war aber die Sorge um den Menschen, während die treibende Kraft Ihrer Gesellschaft stets die persönliche Habgier war. Das können Sie nicht bestreiten.»

Ich mühte mich nach Kräften, den Anschein der intellektuellen Übung aufrechtzuerhalten. «Aber vielleicht ist das angesichts der Grenzen der menschlichen Persönlichkeit der einzig mögliche Weg, Mietek. Das, was mit Ihrem Traum geschehen ist, scheint das doch zu bestätigen. Der Marxsche Entwurf einer auf Anstand gegründeten Gesellschaft ist zwar eindrucksvoll und scheint einen gewissen logischen Unterbau zu haben, aber er lässt die Realität der menschlichen Selbstsucht und Skrupellosigkeit unberücksichtigt. Und was den Hang des Menschen zum Missbrauch der Macht angeht... Sehen Sie sich doch Ihr System an», platzte ich heraus, nun nicht mehr in der Lage, mich noch länger zu beherrschen.

Mietek wurde sichtlich steif, überhörte aber meinen Kommentar und sprach weiter: «Vielleicht ist es ja viel verlangt, aber wenn wir irgendwohin gelangen wollen, raus aus diesem Dschungel, bevor er uns verschlingt, dann muss das Individuum zurückstehen, bis wir es geschafft und den Schlamassel hinter uns gebracht haben. So, wie Sie das bei sich tun, kommen Sie heraus, obwohl Sie in Gütern von nicht sehr hohem Gebrauchswert förmlich ersticken und die Freiheit haben, alles für die Erreichung der eigenen, individuellen Ziele zu tun, egal, wie hoch die sozialen Kosten...»

Ich unterbrach ihn. «Und Sie, Sie... Ihre vielgerühmten Zwecke, die jedes Mittel heiligen, schauen Sie sich doch mal an, wohin Sie das gebracht hat.» Ich wollte über Marx hinausgehen. Hatte nicht im Grunde genommen Lenins Taktik, mit der er 1918 die Machtübernahme angestrebt hatte, den Exzessen der Stalin-Zeit Tür und Tor geöffnet? Das war die prinzipielle Frage. Aber ich wagte nicht, sie zu stellen. Keiner von uns beiden hatte bislang Stalin erwähnt. Sollte lieber Mietek ihn ins Spiel bringen. Wir waren sowieso dabei, von einem ruhigen Gesprächston in einen feindlichstreitenden zu verfallen, und das wollte ich verhindern. Wieder und wieder war ich kurz davor, ihm ins Gesicht zu sagen, wie durchsichtig doch seine Bemühungen waren, mir sein kommunistisches Paradies nahezubringen. Sein Glaube, man könnte die gründliche Schu-

lung der hier verbrachten Jahre durch ein einziges Gespräch auslöschen, war absurd. Ich hielt das seiner Jugendlichkeit zugute. Sobald er mit seinem Indoktrinationsprogramm wieder anfangen wollte, versuchte ich ihn abzulenken. Ich machte ihm keinen Vorwurf, es war der Grund seines Hierseins, ein wesentliches Element des «Zähmungsprozesses». Immerhin verdankte ich ihm eine geistige Verfassung, in der ich Probleme ohne Hass und Bitterkeit würde angehen können, wenn der nächste Akt dieses Dramas begann.

Eines Tages verkündete mir Mietek bei unserem gemeinsamen Mittagessen, ich werde an diesem Nachmittag wichtigen Besuch bekommen. Es handele sich um eine Funktionärin, die meinen Fall überprüft habe. Ich war sehr aufgeregt. Damit würde ich sicher einer der drei hypothetischen Möglichkeiten näherkommen. Aber welcher?

An diesem Vormittag hatte ich endlich alle meine Entwürfe und das Zeichengerät bekommen und war gerade dabei, mit Hilfe eines der Aufseher den Zeichentisch zusammenzusetzen, als mir der Kommandant Frau Markowska ankündigte. Sie war ziemlich klein, dunkelhaarig, Anfang fünfzig und obwohl einfach, so doch mit dem typischen polnischen Pfiff gekleidet. Mit einem Jägerhütchen, an dem eine helle Feder steckte, und einem lose um den Hals geschlungenen Schal war sie eine Erscheinung von modischer Finesse. Sie sprach fließend Deutsch. Bei Tisch zog sie eine Dose Nescafe und eine Schachtel feinsten Zigaretten aus ihrer Handtasche. Sie fragte den noch bei der Tür herumstehenden Kommandanten, ob wir einen Kaffee und etwas Gebäck bekommen könnten. Sie wirkte freundlich und einnehmend.

Sie sagte, sie sei herausgekommen, um mir mitzuteilen, dass mein Fall von einer Kommission der polnischen KP, der sie angehöre, überprüft werde und dass, meine tägliche Versorgung ausgenommen, ich nicht mehr dem Sicherheitsministerium, sondern der direkten Zuständigkeit ihrer Kommission unterstehe. Sie meinte, es bestünden gute Aussichten, die ganze Angelegenheit im Laufe der Zeit zu klären, aber sie sei gegenwärtig noch nicht in der Lage, weitere Einzelheiten mit mir zu erörtern.

Dann kam sie auf meine augenblickliche Lage zu sprechen, um mir damit zu verstehen zu geben, dass für sie das Thema erledigt sei, und erkundigte sich nach meinen Bedürfnissen und nach meinem Gesundheitszustand. Ich hätte gern etwas darüber erfahren, wohin denn nun die Reise gehen sollte, was unter «Klärung» zu verstehen war. Ob Freiheit und das Wiedersehen mit Kate und den Jungen – oder ob jener andere Weg gemeint war, nämlich eine neue Existenz irgendwo im Osten nach einem endgültigen Verzicht auf die Rückkehr in

den Westen. Das erschien mir wahrscheinlicher. Ich entsann mich jedoch der Warnung Stanislaws und schwieg.

Frau Markowska betonte noch einmal, die Dinge seien noch nicht weit genug gediehen, um mit mir über meinen Fall zu sprechen. Sie hoffe aber, dazu bei künftigen Zusammentreffen in der Lage zu sein. Fast mechanisch fragte ich sie, ob sie etwas über Kate und die Jungen wisse. Ja, sie wisse, dass es ihnen gut gehe und dass sie bei Kates Eltern in London seien. Sie setzte hinzu, sie habe kürzlich sogar ein Photo von allen dreien gesehen und werde versuchen, es aufzutreiben. Ich war von dieser ersten direkten Nachricht so überwältigt, dass ich bei der Erwähnung des Photos, das ja nur in einer Zeitung abgedruckt gewesen sein konnte, nicht einmal erschrak. Frau Markowska holte nun aus ihrer Aktenmappe zwei alte Karten und legte sie mit der Bildseite nach unten auf den Tisch. Als sie aufstand, um zu gehen, berührte sie sie leicht mit der Hand und sagte: «Für Sie. Schauen Sie sich's an, wenn Sie allein sind.»

Die Tür schloss sich hinter ihr, und ich starrte auf die Tischplatte. Ich wollte sie umdrehen und hatte zugleich Angst. Ich erkannte die Photokarten wieder – sie waren damals in meinem Koffer gewesen. Zwei Vergrößerungen. Aufgenommen 1942 in New York unten am Hudson River, und zwar an jenem Sonntag, als für uns feststand, dass Kate schwanger war, unser Hugh unterwegs. Gleich würde ich in Kates strahlendes Gesicht sehen – ein Bild, das ich eine Ewigkeit nur in meinem Kopf herumgetragen hatte. Der Damm, den ich dort zwischen uns errichtet hatte, würde brechen, aber nun mit offizieller Billigung. Kate sollte wieder Zutritt zu meinem Leben haben. Aber war das denn schon sicher? Ich drehte das obere Photo um. Es war das mit Selbstauslöser gemachte Bild von uns beiden, in glücklicher Unschuld gegen einen grossen Stein gelehnt. Und das andere, das war die Nahaufnahme von Kates Gesicht. Ich starrte ungläubig darauf hinab, konnte den Blick nicht von den Bildern wenden.

Ich musste irgendetwas tun, um die Gefühle abzureagieren, die in mir hochkamen. Es war geschafft. Ich hätte es Kate gern über die Hunderte von Meilen hinweg, die uns noch trennten, zugerufen. Ich rannte im Zimmer umher. Kate, Kate, weisst du es auch? Was hast du gerade eben gemacht, als ich dich ansah? Ich hatte dich verlassen, aber das ist vorbei! Du kannst jetzt in meinen Gedanken wieder bei mir sein. Wir sind wieder zusammen. Ich tastete nach dem Brillenetui in meiner Jackentasche und zog es heraus. Dann eilte ich zur Toilette und holte die Rasierklinge aus ihrem Versteck. Ich dachte: Du wirst nicht mehr gebraucht. Ich zerbrach sie in kleine Stücke, spülte sie weg – und mich schau-

derte, als ich sie verschwinden sah. Zu denken, dass ich sie vielleicht hätte benutzen müssen!

Zwei Tage vergingen, und dann liess sich Frau Markowska – wie versprochen – wieder an meinem Tisch nieder. Diesmal, so meinte sie, könne sie Bestimmteres sagen. Dass es da ein paar Unregelmässigkeiten gegeben habe, das sei bereits klargestellt. Sie werde nicht versuchen, das Vorgehen des Sicherheitsministeriums zu verteidigen.

Ihr Eingeständnis elektrisierte mich. Ich unterbrach sie aggressiv: «Wissen Sie eigentlich, was man mir und meiner Familie Ungeheuerliches angetan hat?... Sagen Sie mir, wie so etwas in einem zivilisierten Land geschehen kann. Sagen Sie es... sagen Sie es!» Ich war ausser mir.

Sie hörte mich so ruhig an, als hätte sie damit gerechnet. Sie wartete ab, bis ich mich wieder beruhigt hatte. Dann sagte sie einfach und ohne zu protestieren: «Wir wissen das nur zu gut, und alles, was ich zu Ihrem Trost vorbringen kann, ist, dass wir tiefe Scham empfinden und entschlossen sind, dafür zu sorgen, dass dieses schlimme Kapitel bald als ein abgeschlossenes der Vergangenheit angehört. Aber Sie müssen Geduld haben.» Sie sah mich sehr eindringlich an, als sie sagte: «Hören Sie. Hören Sie... ich habe nur eine Frage: Wollen Sie unsere Aufrichtigkeit auf die Probe stellen? Wir werden alles Menschenmögliche tun, um das Unrecht, das Ihnen zugefügt worden ist, wiedergutzumachen, vorausgesetzt, Sie trauen unserer Ernsthaftigkeit...» Sie schwieg eine Weile und setzte dann hinzu: «Was würden Sie zum Beispiel als ein vernünftiges Vorgehen ansehen?»

Da entsann ich mich des Briefes, den ich 1951 an Präsident Bierut geschrieben und in dem ich einen Kompromiss vorgeschlagen hatte, von dem ich annahm, er würde es den Polen ermöglichen, mich laufenzulassen. Waren nicht alle damaligen Vorschläge auch heute noch brauchbar, zumindest als Ausgangspunkt? Ich fragte Frau Markowska, ob sie den Brief kenne. Ja, aber sie könne sich nicht mehr an die Einzelheiten erinnern. Warum?

«Der Test, von dem Sie sprachen. Das ist er. Es war mir damals mit dem, was ich schrieb, ernst. Was mich angeht, hat es immer noch Gültigkeit. Und wie ist es mit Ihnen?» Ich hatte eine Karte ausgespielt, die für sie unerwartet kam.

Sie dachte einen Augenblick nach. Dann sagte sie, sie wolle sich das genauer ansehen und mit ihren Kollegen erörtern. Mehr könne sie im Augenblick nicht sagen.

Am folgenden Tag sahen wir uns wieder. Sie begrüsst mich herzlich und zog ein zusammengefaltetes Papier aus der Aktentasche. Als sie es öffnete,

ich auf meine eigene verblasste Handschrift auf vergilbtem Papier und mir war, als hätte ich einen archäologischen Fund vor mir. Ja, es war meine Schrift. Alles war wieder da. Wenn ich mir damals hätte vorstellen können, dass ich den Brief eines Tages wieder vor Augen haben würde!

«Meine Genossen von der Kommission und ich haben uns, Ihrer Bitte entsprechend, dieses Material angesehen und sind der Meinung, dass es uns als Grundlage für unsere gemeinsamen weiteren Überlegungen dienen kann. Sie sehen, wir sind dabei, uns von Ihnen auf die Probe stellen zu lassen. Betrachten wir die Punkte im Einzelnen.» Sie strich das Papier, das vor ihr auf dem Tisch lag, glatt.

«Wir können nichts darin entdecken, über das sich nicht reden liesse. Es ist mehr eine Frage, wie es dem gegenwärtig erreichten Stand angepasst werden kann.» Sie faltete den Brief wieder zusammen und verstaute ihn in der Sicherheit ihrer Aktenmappe. «Ich sehe, Sie sind sehr müde. Lassen wir es für heute gut sein und machen wir morgen weiter.» Sie stand auf. «Wir werden scharf nachdenken, Sie ebenfalls, und dann werden wir sehen.»

Auch meine Gedanken hatten sich etwas anderem zugewandt, nämlich Kate. Ich drängte darauf, endlich Kontakt zu ihr aufnehmen zu können. Das war die eigentliche Probe. Sie war der einzige Mensch, dem ich vertrauen konnte. Frau Markowska erklärte, das sei unglücklicherweise im Augenblick noch nicht möglich, aber die Zeit werde kommen. Meine Entlassung stünde also nicht unmittelbar bevor? Sie erwiderte, das, was mir widerfahren sei, habe mancherlei Komplikationen zur Folge gehabt, von denen einige über die Grenzen Polens hinausreichten. Man brauche Zeit, um alles zu entwirren. Ein direkter Kontakt mit dem Westen sei augenblicklich nicht möglich. Ob es vielleicht sonst noch jemanden gebe, dem ich vertraute, jemanden hier im Osten?

Blitzartig fiel es mir ein, aber natürlich, Kates Schwester lebte in Ostberlin, war mit einem deutschen Kommunisten verheiratet, der 1936 aus einem der Konzentrationslager Hitlers gerettet worden war und während des Krieges in England ein neues Zuhause gefunden hatte. 1949 hatte er einen hohen Posten im ostdeutschen Erziehungsministerium bekleidet. Ich war sicher, dass Priscilla, obwohl vielleicht noch Kommunistin, Kates Interessen den Vorrang vor allen anderen Loyalitäten geben würde. Könnte sie nicht als Ersatz für Kate fungieren, bis es mir möglich war, mit dieser direkt Verbindung aufzunehmen? Und verringerte die Einbeziehung Priscillas nicht auch die Gefahr eines neuerlichen erzwungenen Verschwindens?

«Ja, die Schwester meiner Frau lebt in Ostberlin.» Ich berichtete, was ich über sie, ihren Mann und beider Aufenthaltsort im Jahr 1949 wusste. Frau Markowska hielt alles in ihrem Notizbuch fest. «Wir werden sehen, was wir tun können.»

Am nächsten Nachmittag erschien Frau Markowska zu meiner Überraschung in Begleitung eines kleinen, grauhaarigen Herrn. «Genosse Dluski vom Zentralkomitee. Er reist heute Abend nach Berlin, um Ihre Schwägerin aufzusuchen und sie hierher zu bringen, damit sie bei Ihnen sein kann. Sie sehen, meine Genossen und ich tun alles, um Ihnen behilflich zu sein.»

Meine Stimmung war bestens. Die Bedeutung von Herrn Dluskis Erscheinen hier draussen war mir nicht entgangen. Man sagte damit: Sehen Sie, wer sich da mit Ihrem Fall befasst. Einer von ganz oben! Wir schicken diesen vielbeschäftigten Funktionär, weil uns daran liegt, dass Sie nicht enttäuscht werden. Jetzt war ich an der Reihe. Frau Markowska hatte vom «gegenwärtig erreichten Stand» gesprochen. Sie hatte mich damit indirekt dazu eingeladen, den Anfang zu machen, indem ich meine eigenen Bedingungen stellte. Ich liess also alle Vorsicht ausser Acht (diesmal war kein Stanislaw da, der mich hätte warnen können) und nannte die Punkte, die berücksichtigt werden mussten:

Meine Entlassung müsse bedingungslos erfolgen. Das Wort «Entlassung» sei zwar bisher noch niemals ausgesprochen worden, aber sei es nicht das, worum es hier gehe? (Wie auch immer, Frau Markowska verzog keine Miene, als das Wort über meine Lippen kam.)

Die polnische Regierung müsse eine Erklärung abgeben, in der sie ihren Fehler eingestehe und meine Unschuld bestätige, und diese Erklärung dann sowohl im Osten als auch im Westen an die Presse geben.

Stanislaw müsse gleichzeitig mit mir entlassen werden.

Eine finanzielle Entschädigung sei zu zahlen. (Ich schlug 60'000 Dollar als Minimum vor, wobei mir als Grundlage der Berechnung das mir in den vergangenen fünf Jahren entgangene Gehalt diene.)

Die polnische Regierung müsse alle Kosten für die Wiederherstellung meiner Gesundheit übernehmen.

Alle meine Notizbücher müssten mir zurückgegeben werden.

Mir müsse unzweideutige Auskunft darüber erteilt werden, was mit meinem Bruder geschehen sei.

Und schliesslich müssten alle Personen, die sich mir gegenüber eines Vergehens schuldig gemacht hätten, bestraft werden. Ich dachte hier vor allem an «Zigarette», «Pferdezahn» und einen der Aufseher.

Es folgte ein langes Schweigen, das Frau Markowska schliesslich mit der fast beiläufig gestellten Frage brach: «Wenn wir alle diese Bedingungen zu Ihrer Zufriedenheit erfüllen würden, wären Sie dann bereit, öffentlich zu erklären, dass Sie die Sache als endgültig abgeschlossen ansehen?» Ich dachte eine Weile nach und bejahte die Frage dann, weil ich irgendwie befürchtete, das alles könnte wie eine Fata Morgana ganz plötzlich verschwinden.

Es war zwar noch nichts endgültig entschieden, aber ich konnte doch an ihrem Verhalten ablesen, dass ich gewonnen hatte. Ich gab mir die äusserste Mühe, meine Erregung zu verbergen. So verabschiedeten wir uns distanziert und förmlich als zwei ungleiche Verhandlungsführer im Dienste unterschiedlicher Interessen.

Unsere fünfte Sitzung fand zwei Tage später statt. Frau Markowskas Verhalten beruhigte sofort. Zweifellos entwickelten sich die Dinge. Sie bat um Erläuterungen zu einer Reihe von Detailfragen und zu meinem Punkt 8, der ihnen einige Schwierigkeiten bereitete. Wer sollte für Vergehen an mir zur Rechenschaft gezogen werden? An wen speziell ich dabei dächte? Ob ich bereit sei, eine entsprechende Aufstellung zu machen, die man bei einem Prozess verwenden könne?

Ich fühlte mich in einer Falle gefangen. Natürlich sollte man mit «Zigarette» so verfahren, wie er es verdient hatte, desgleichen mit «Pferdezahn». Das galt vielleicht sogar auch für den Arzt – wegen der Rolle, die er bei meinen Hungerstreiks gespielt hatte. Aber wer garantierte mir, dass das Sicherheitsministerium keine Macht mehr über mich hatte, dass es nicht zu einem plötzlichen Wechsel kam? Und abgesehen davon war das letzte, was ich mir wünschte, die Verstrickung in irgendeine interne gerichtliche Auseinandersetzung. Ich wusste zu genau, wie solche Verfahren aussahen. Andererseits aber war da die Verpflichtung den anderen und vor allem Stanislaw gegenüber, dafür Sorge zu tragen, dass das, was ihnen angetan worden war, nicht ungesühnt blieb. Ich sagte Frau Markowska, ich wolle mir die Sache durch den Kopf gehen lassen.

In dieser Nacht sass ich lange auf und schrieb eine vorläufige Aussage gegen «Zigarette», «Pferdezahn», den Arzt und einen der Aufseher. Ich hatte zwar noch nicht entschieden, wie ich sie verwenden wollte, aber irgendwie durften solche Dinge nicht noch einmal geschehen, und ich hatte die moralische Pflicht, mich nicht durch Schweigen zum Mittäter zu machen. Als Frau Markowska das nächste Mal erschien, beschloss ich, ihr das ausgearbeitete Papier zwar zu lesen zu geben, es ihr aber noch nicht auszuhändigen.

Sie las das Geschriebene durch und sah fragend auf – und ich war auf ihre Reaktion nicht im geringsten vorbereitet. «Es tut mir leid, aber wir sehen uns nicht in der Lage, Ihrer Forderung nach Bestrafung des Mannes, gegen den sich Ihre Klage vor allem richtet, zu entsprechen. Oberst Swiatlo... also der, den Sie «Zigarette» nennen» – und sie zeigte mir zum Zweck der Identifizierung ein Bild des vertrauten brutalen Gesichts – «...fällt nicht mehr unter unsere Zuständigkeit. Sie müssen sich da bei Ihren Freunden in Washington um Hilfe bemühen. Er war die ganze Zeit als amerikanischer Agent tätig, und als wir ihm endlich auf die Schliche kamen, setzte er sich schnell zu seinen Herren ab. Im vergangenen Dezember ist er, vorgeblich in unserem Auftrag, nach Berlin gereist, dort verschwunden und dann bei Ihrem dortigen Konsulat wieder aufgetaucht. Er ist in Ihrem Land zum Helden avanciert. Er behauptet sogar, Ihnen das Leben gerettet zu haben.» Sie betonte, dass er es gewesen war, der mein gesamtes Dasein kontrolliert und überhaupt die Idee gehabt hatte, mich zu entführen, ferner, dass ihn mehrmals nur eine Intervention von oben daran gehindert hatte, mich zu liquidieren.

«Zigarette» in Washington zum Helden aufgestiegen, ausgerechnet der Mann, dem ich nie würde verzeihen können! Das musste ein Trick sein, den sie sich hier ausgedacht hatten, um mich zu verwirren – insbesondere die Behauptung, er sei die ganze Zeit amerikanischer Agent gewesen. Damit hatte Frau Markowska ihr Blatt überreizt. Ich war verbittert, fühlte mich auf ganzer Linie hintergangen. Ich musste allein sein. «Ich möchte Sie bitten zu gehen», sagte ich übergangslos.

Sie erhob sich. «Ich verstehe... Ich weiss, was Sie empfinden müssen, und ich sehe, dass Sie mir nicht glauben... Wenn Sie es in der *New York Times* lesen könnten, würde das helfen?» Ich nickte, erwiderte damit aber nicht ihren Abschiedsgruss.

Diese Wendung stürzte mich in einen Aufruhr widerstreitender Gefühle. Die Welt wusste also Bescheid – und endlich auch Kate. Das war es, worum ich all die Jahre gekämpft hatte. Das konnten sie jetzt nicht mehr rückgängig machen – niemals mehr. Aber durch wen war es dazu gekommen? Bislang hatte sich mein Argwohn allein gegen die gerichtet, die mich gefangengehalten hatten, und gegen das, wofür sie standen. Und nun war derjenige, der für mich dies alles am meisten verkörpert hatte, in meinem Amerika ein geehrter Gast! Das bedeutete, dass auch ich in eine gewaltige Propagandashow von Presse, Radio und Kongressausschüssen hineingezogen werden würde – und das zusammen mit ihm: Ich, der ich ihn in Stücke reissen würde, sollten wir uns jemals als Gleichberechtigte in ein und dem selben Raum wiederfinden. Wo ich doch

schon vor langer Zeit beschlossen hatte, im Falle meiner Entlassung wenigstens dafür zu sorgen, dass mein persönliches Unheil nicht hochgespielt wurde und die angespannten internationalen Beziehungen zusätzlich belastete. Die Tatsachen sollten durchaus bekannt werden, dies aber nicht im Rahmen einer überzogenen, vom Kalten Krieg diktierten Seifenoper. Eine Neutralisierung meines Falles, die Herauslösung aus der politischen Auseinandersetzung war mir als der einzig ehrenhafte Weg erschienen. Diese Möglichkeit stand jetzt nicht mehr offen. Ich hatte plötzlich ein ganz neues Gefühl des Verfolgtseins. Jetzt waren alle – selbst meine Freunde daheim – hinter mir her, um mich zur Strecke zu bringen. Ich konnte niemandem mehr vertrauen – weder hier noch drüben. An wen konnte ich mich noch halten? Nur an mich, an Kate und an Stanislaw. Die Möglichkeit, dass «Zigarettes» Übertritt in einem Zusammenhang mit dem eifrigen Bemühen der polnischen Seite stand, meinen Fall abzuschliessen und mich zu entlassen, kam mir nur undeutlich zu Bewusstsein.

Am nächsten Tag ging es weiter. Ich hielt auf Distanz. Frau Markowska zog eine Zeitungsseite aus ihrer Aktentasche und breitete sie vor mir aus. Es war die *New York Times*, wie sie es angekündigt hatte. Die Nummer stammte vom 29. September, war also ungefähr zwei Wochen alt. Die Titelseite – rechts ein grosses Bild von «Zigarette», aufgenommen während einer Sendung der *Stimme Amerikas*, und die Überschrift: «Polnischer Überläufer macht Angaben zu vermisster Familie Field.» Es stimmte also. War ich nicht am dreissigsten hierher verlegt worden? Folglich gab es einen direkten Zusammenhang. Und Kate wusste, dass ich lebte und wo ich festgehalten worden war. Warum dürfe ich denn dann nicht wenigstens einen Brief an sie schreiben? Und warum sei ich überhaupt immer noch hier?

Zu meiner Überraschung dachte Frau Markowska einen Augenblick nach, bevor sie antwortete. «Es gibt keinen offiziellen Kanal. Wir sind auf Swiatlos Aussagen nicht eingegangen. Es gibt keine Möglichkeit, Ihre Frau zu erreichen, ohne dass dies bekannt würde. Aber da fällt mir ein, dass unsere Londoner Botschaft den Boten machen könnte, wenn unser Aussenminister bereit wäre, das Risiko auf sich zu nehmen. Was uns angeht, so macht uns der Druck Sorge, dem Ihre Frau im Augenblick ausgesetzt ist. Sie könnte zu Aussagen gedrängt werden, die den ganzen Prozess ins Stocken bringen. Da könnte ein von Ihnen kommendes Wort der Ermutigung durchaus hilfreich sein. Schreiben Sie ein paar Zeilen. Ich kann nichts versprechen, aber wir wollen es versuchen. Der Botschafter hat natürlich das letzte Wort.»

Ich konnte es gar nicht glauben. «Schreiben Sie jetzt gleich etwas.» So beiläufig dahingesagt. Etwas! Seit fünf Jahren meine ersten an Kate gerichteten Worte. Ich zog mich ins Nebenzimmer zurück und setzte mich, den Schreibblock auf den Knien, auf die Bettkante. Ich wollte ihr in diesen wenigen Augenblicken alles geben, was in mir war. Ihr sagen, dass endlich alles vorüber sei, dass wir jetzt nur noch vertrauensvoll in die Zukunft blicken dürften. Hatte ich jedoch irgendeine Veranlassung, das zu schreiben? Es konnte doch alles eine Falle sein, ein Trick, um unsere Unsicherheit zu verlängern? Hatte Frau Markowska nicht gesagt, dass ihre Seite noch nie zugegeben hatte, mich überhaupt in der Hand zu haben? Entgegen meiner ursprünglichen Absicht ging ich nur äusserst vorsichtig auf meine Situation ein, schrieb bloss, dass diejenigen, in deren Händen ich sei, mir versichert hätten, wir sollten bald wieder zusammengeführt werden und müssten lediglich etwas Geduld haben und ihnen vertrauen. Zum Schluss liess ich meine eigene Unsicherheit durchklingen. Die Erfahrungen der Vergangenheit hätten mir nur wenig Zutrauen gelassen, und das oben Gesagte sei alles, woran wir uns im Augenblick halten könnten. Ich beschwor sie, Ruhe zu bewahren und nichts zu unternehmen. Wenn nicht bald etwas geschehe und sie nicht von mir höre, solle sie nach eigenem Ermessen verfahren. Was mich betreffe, so wolle ich alles tun, um sicherzustellen, dass wir in Verbindung bleiben könnten.

Frau Markowska überflog das von mir Geschriebene. Sie runzelte die Stirn: «Es liegt beim Botschafter.»

Ich fragte: «Und wie wäre es, wenn meine Schwägerin als Botin eingesetzt würde?»

Frau Markowska erwiderte, dass man sie in Berlin nicht gefunden habe, dass sie offensichtlich nicht mehr dort lebe. Es gebe eine Spur, die nach Dresden führe, aber wie auch immer, schnelle Ergebnisse könne ich sowieso nicht erwarten. Ihr sei jedoch eine Engländerin genannt worden, die ihre Hilfe angeboten habe. Sie sei in dem gerade in Ostberlin zusammengekommenen Weltfriedensrat aktiv und heisse Monica Felton. Möglicherweise könne sie ja dazu bewegt werden, über Warschau nach London zurückzureisen.

An Monica Felton erinnerte ich mich mit eher gemischten Gefühlen. Ich hatte sie einmal kennengelernt-sie war Stadtplanerin in Diensten des *Ministry of Town and Country Planning* und als solche 1949 für die Planung der neuen, im englischen Kohlrevier liegenden Stadt Peterlee zuständig gewesen. Für mich repräsentierte sie die radikale Linke des Englands der Nachkriegszeit, und dass ich damit nicht ganz falsch lag, bestätigte mir die Tatsache, dass ihr Name

immer wieder in polnischen Zeitungen auftauchte, zumeist im Zusammenhang mit Vorträgen und Interviews, die einen deutlich antiamerikanischen Akzent hatten. Ich zögerte, aber dann behielt doch der Wunsch, mit Kate wie auch immer in Verbindung zu treten, die Oberhand. Es war ja auch klar, dass im Augenblick sowieso nur jemand als diskret genug gelten würde, der den Kommunisten annehmbar erschien. Ich gab also nach.

Und so begann durch mein eigenes Zutun eine unglückliche Verbindung mit der durch spinale Kinderlähmung verkrüppelten Monica Felton, die zwei Tage später mit Tränen in den Augen vor mir stand. Sie war auf dem Rückflug nach London und nur für ein paar Stunden in Warschau. Sie stelle sich gern als Botin zur Verfügung und wolle Kate eine Nachricht überbringen. Wenn ich schnell einen Brief an meine Frau schreiben wolle, werde sie die Verantwortung für die Zustellung übernehmen und niemand solle etwas von diesem Kontakt mitbekommen. Kate würde also schon morgen von meiner Liebe und meinem Glauben, dass sich alles zum Guten wenden werde, erfahren. Sie hatte ein Recht darauf. Für mich wäre es eine Rettungsleine, die niemand wieder einziehen könnte. Ich ging ins Nebenzimmer und schrieb. So plötzlich, wie diese Erscheinung aus der Vergangenheit erschienen war, so plötzlich verschwand sie auch wieder in der Dunkelheit des Waldes.

Ich räumte Frau Markowska gegenüber ein, dass sich mein Misstrauen nicht allein gegen die polnischen Behörden, sondern gegen jedermann richte. Ich hätte gelernt, nur noch mir selbst zu vertrauen, weshalb für mich der Kontakt zu anderen Menschen schwierig, ja, fremd geworden sei. Ob ich wohl Stanislaw sprechen könne?

Nein, das sei schwierig, da er noch Häftling war und sie nicht für ihn zuständig.

Was könne man mir von Oberst Gecow und seiner Frau sagen? Meine Freunde Lolek und Anka, die 1949 kurz vor mir verschwunden waren. Frau Markowska sah gequält drein. Sie werde sich nach den beiden erkundigen. Dann wechselte sie das Thema.

Am nächsten Tag hakte ich sofort nach: «Wissen Sie jetzt etwas über Oberst Gecow und seine Frau?»

Sie zögerte. Dann sagte sie: «Anna Gecow geht es gut, sie arbeitet in der Kinderklinik. Wir können ein Treffen mit ihr arrangieren. Was Oberst Gecow angeht...» Sie schwieg eine Weile. Ich wusste, was kam. «Wie es aussieht, ist er im Gefängnis an einer Lungenentzündung gestorben. Es tut mir leid...»

Schon bei meinen Verhören damals hatte ich den Eindruck gewonnen, dass die Dinge nicht gut für ihn standen. Wieviel hatte wohl unsere Freundschaft zu seinem Leiden und zu seinem Tod beigetragen?

«Ja, ich würde gern mit Anka Gecow sprechen.» Man wolle ein Wiedersehen mit ihr in Warschau arrangieren.

So kam es eines Abends zu einem der seltsamsten Augenblicke dieser seltsamen Tage des Übergangs in eine Welt, die mir entglitten war. Der Wagen hielt vor dem ornamentalen Eingang zu einem kleinen Palais, das in einer von der Nowy Swiat abgehenden Sackgasse lag. Ich wurde in ein Vestibül der Art geführt, wie ich sie immer mit Konferenzen von Staatsoberhäuptern verbunden hatte, blieb aber mit den verspiegelten Wänden und dem eleganten Mobiliar allein und fühlte mich unbehaglich. Da musste ein Irrtum vorliegen. Ich sollte doch Anka wiedersehen und dachte, dazu sei irgendein diskretes kleines Cafe vorgesehen, wo wir uns ungestört unterhalten konnten.

Und dann kam gänzlich ausser Atem eine Gestalt hereingestürzt.

«Hermann... Hermann...»

Wir hielten uns umarmt, sprachlos, weinten und lachten zugleich, und das Geräusch hallte von den Marmorwänden wider. Und dann erst sahen wir uns durch unsere Tränen hindurch an und wussten sogleich, was der andere durchgemacht hatte.

Wir gingen langsam zu einer der seitlichen Galerien und setzten uns dort auf ein Sofa. Jemand kam herein und stellte Weingläser, Flaschen, Pralinen und andere Süßigkeiten auf das Tischchen neben uns. Ankas Augen hatten noch immer jene feurige Eindringlichkeit, die ich seit jeher mit ihr verbunden hatte. Ihr schwarzes Haar, die dunkle Haut und die hohen Wangenknochen erinnerten mich daran, dass sie mir einmal gesagt hatte, in den frühen Tagen unter den Nazis in Ostpolen habe sie einzig die Tatsache gerettet, dass sie für eine Ukrainerin gehalten worden sei.

1949 – ja, sagte sie, man habe sie kurz vor meiner Ankunft verschwinden lassen. Vor einem Jahr sei sie nach einem Pro-forma-Verfahren entlassen worden, und man habe ihr gestattet, diskret und leise ihre Arbeit als Kinderärztin wieder aufzunehmen. Sie arbeite und wohne in der Klinik. Mehr sei ihr von ihrem Leben nicht geblieben. Und dann berichtete sie mir von Lolek. Die Geschichte von der Lungenentzündung, die stimme nicht. Er habe der Verzweiflung nachgegeben und sich zu Tode gehungert, wobei seine Gesundheit schon durch die schlimme Behandlung bei den Verhören untergraben gewesen sei. Die Behörden hätten ihn kürzlich, um ihn posthum irgendwie zu rehabilitieren, auf einen Soldatenfriedhof umbetten wollen, aber dem habe sie sich widersetzt,

denn das wäre einer letzten Demütigung gleichgekommen. Sie habe auf einem ganz normalen Grab auf dem Friedhof, auf dem auch andere Angehörige von ihm ruhten, bestanden.

Und was nun? Sie sagte, sie habe nur noch eine Verantwortung im Leben, nämlich dafür Sorge zu tragen, dass es in Polen nie wieder zu dieser Art von Verstössen gegen die Menschenrechte kommen könne. Sie sei sicher, dass auch Lolek diese Position vertreten hätte. Ihrer beider Leben sei durch den Kampf gegen den Faschismus und für eine gerechtere Gesellschaftsordnung in Polen geprägt worden. Der Versuch sei zwar trostlos gescheitert, aber jetzt gebe es keinen Stalin mehr. Und eine Rückkehr zu den Zuständen vor dem Krieg sei undenkbar. Dies sei eine letzte Gelegenheit. Wahrscheinlich sei zu viel Glaube verbogen, zu vieles pervertiert worden, aber sie wolle ihr Ziel unbeirrt weiterverfolgen.

Sie hatte die Zelle mit vielen Frauen geteilt. Die schlimmste Zeit war für sie die gewesen, in der sie die Zelle nur mit einer anderen Frau bewohnt habe, die verrückt geworden sei und ihr jeden Abend angedroht habe, sie im Schlaf zu erwürgen. Sie war sicher, dass es sich dabei um eine Form von absichtlicher Einschüchterung gehandelt hatte. Es hatte jedoch auch erträgliche Momente gegeben. Da sei auch eine Frau gewesen, die habe enorm viel Mut gehabt. Sie habe Alina geheissen. Als Anka sie mir näher beschrieb, musste ich sie unterbrechen: «Und wie war ihr Nachname?»

«Mierzenska... Ihr Mann war Offizier gewesen und ein Jahr zuvor in Wroclaw verhaftet worden. Er hiess Stanislaw. Sie wurde ungefähr zur selben Zeit wie ich entlassen.»

Ich traute meinen Ohren nicht. Alina. Durch Stanislaw hatte ich ja eine recht genaue Vorstellung von ihr, wusste ich von den eigenartigen Umständen, die die beiden während des Warschauer Aufstandes zusammengebracht hatten. Da hatte Stanislaw sie ja als angebliche deutsche Spionin, die im Schnellverfahren zum Tode durch Erschiessen verurteilt werden sollte, verhört und war dabei zu dem Schluss gekommen, dass es sich um eine Verwechslung handeln musste, die dem in der Stadt herrschenden Chaos zuzuschreiben war. Es stellte sich heraus, dass sie eigentlich eine Grabowska war, also in direkter Linie vom letzten polnischen König August Poniatowski abstammte, dessen Nachkommen nicht mehr der Status als Prinzen oder Prinzessinnen zuerkannt worden war. Und es war auch kennzeichnend für diese Zeit der unerwarteten Wendungen, dass Stanislaw und Alina ein paar Wochen später geheiratet hatten.

Ganz allein mit den Säulen, dem Marmor und den Spiegeln, unterhielten

wir uns bis spät in die Nacht. Es war ja für uns beide das erste Mal, dass wir uns alles von der Seele reden, unsere lange unterdrückten Erinnerungen austauschen und Fragen nach der Gegenwart und der Zukunft stellen konnten. Es war klar, dass ich passiver und sehr viel skeptischer war, was irgendwelche Glaubensrichtungen oder Ideologien anging. Ich hörte vorwiegend zu. Als ich dann später wieder allein hinten im Wagen sass und durch die kühle Luft des flachen Landes zurück in mein Waldasyl gefahren wurde, dachte ich darüber nach, wie ich eben dort in Warschau im Glück halbgezwonnener Freiheit bei aller menschlichen Tragik ein vertrautes Stückchen Vergangenheit wiedergefunden hatte.

Am nächsten Morgen hielt Mietek eine Überraschung für mich bereit. «Ich weiss, dass es Ihnen noch schwerfällt, unter Menschen zu sein. Sie werden das aber bald überwinden müssen, denn wir hatten da so eine Idee. Hier in Warschau lebt gerade ein Ehepaar aus Amerika, ein polnischer Atomphysiker und seine Frau, eine Anthropologin aus New York, die gerne einen Abend mit Ihnen verbringen würden. Sie würden sich bei den beiden wie zu Hause fühlen. Unter Ihren eigenen Leuten zu sein, wäre das eine Hilfe?»

Ich überlegte. Es war schon eine seltsame Idee – und wozu diese plötzliche Besorgtheit?

«Wie heissen sie?»

Er suchte in seiner Tasche nach einem Zettel. Es handelte sich um den Atomphysiker Dr. Leopold Infeld und seine Frau, die Anthropologin Dr. Margaret Schlauch. Ich kannte ihre Namen und hatte auch einen Artikel von Margaret Schlauch gelesen. Der Gedanke gefiel mir. Warum nicht? Mit ihrer Hilfe war es mir vielleicht möglich, wieder ein wenig mehr aus mir herauszugehen.

Und so fand ich mich schon am nächsten Abend in einer Wohnung wieder, die durchaus ein Apartment in New York hätte sein können – genauer gesagt, ich sass in einem Zimmer mit Bücherregalen, Bildern an den Wänden – von denen einige bekannte amerikanische Sujets zeigten – und dekorativen, von den Künstlern primitiver Volksstämme angefertigten Skulpturen. Der Esstisch stammte direkt aus meiner Erinnerung – mit seinen Platzdeckchen und dem Porzellan von Russell Wright, dem Silber und den Weingläsern! Anfangs war ich noch verlegen und orientierte mich an den anderen. Es war ja alles viel leichter, wenn man nur eine Emailleschüssel, einen Holzlöffel und einen Becher hatte. Aber die Infelds waren von zwangloser Herzlichkeit, als wir uns zu Tisch setzten und über gemeinsame Erinnerungen an das New York der Kriegs-

zeit sprachen und über die Ereignisse, die sie zu ihrem Entschluss gebracht hatten, nach Warschau zu übersiedeln. Es war ganz so, als hätte ich nur mal eben bei ihnen vorbeigeschaut. Kein Wort davon, wie ich hierher geraten war. Keine Überraschung. Keine Fragen.

Erst beim Kaffee allein mit Infeld in dessen Arbeitszimmer sagte dieser ohne Umschweife: «Erzählen Sie mir von Ihrem Aufenthalt hier.» Bei diesem offenkundigen Understatement huschte ein trauriges Lächeln über sein Gesicht: «Und Sie können hier in diesem Zimmer ganz offen mit mir reden. Ich weiss, dass es keine besonders schöne Geschichte sein wird.»

Ich hatte mir vorgenommen, so wenig wie möglich zu sagen. Schliesslich war ich noch immer ein Gefangener, und ich hatte Frau Markowska gegenüber die Bereitschaft bekundet, meinen Fall als abgeschlossen anzusehen, sollten alle meine Forderungen erfüllt werden. Aber Infeld war kein potentieller Kalter-Krieg-Gegner, sondern offensichtlich einer von ihnen. Und wenn man Leuten wie den Infelds die nackte Wahrheit vorenthielt, welche Gewissheit gab es dann, dass all dies nicht wieder geschah? Hatte ich genaugenommen nicht sogar die Pflicht zu reden? Und das tat ich und dabei wurden meine Vorwürfe immer schwerer.

Infeld war sichtlich erschüttert und unterbrach mich nur selten, um die eine oder andere Frage zu stellen. Als ich meinen Bericht beendet hatte, sagte er fast tonlos: «Natürlich wussten wir ungefähr, was vor sich ging, aber die Hysterie des Kalten Krieges machte es uns unmöglich, Dichtung von Wahrheit zu unterscheiden. Unsere Gesellschaft ist so neu und so verwundbar, und ihre Unerfahrenheit, besonders in Fragen der Sicherheit, würde ihr selbst in normalen Zeiten zu schaffen machen. Deshalb haben wir versucht, damit zu leben. Ich bin Ihnen sehr dankbar, Hermann, dass Sie den Mut gefunden haben, mich mit der beschämenden Wirklichkeit zu konfrontieren. Dass es sich um ein tief in unserer gesellschaftlichen Ordnung steckendes Übel handelt, steht ausser Frage. Aber ist es schon zu spät, es auszumerzen und wenigstens etwas von dem zu retten, was wir versprochen haben? Das ist unsere Aufgabe hier in Polen, und der erste Schritt ist, den Tatsachen ins Auge zu sehen.»

Als wir uns verabschiedeten, sagte Infeld, er arbeite häufig in dem auf einem ehemaligen Landgut namens Nieborow untergebrachten Klub der Wissenschaftler und ich sei ihm dort jederzeit als Gast willkommen. Das ehemalige Schloss der Radziwills und der dazugehörige Park lägen in sehr schöner ländlicher Umgebung und seien ein idealer Ort, um Spaziergänge zu machen und die Gespräche fortzusetzen. Der Vorschlag sagte mir sehr zu. Ich stand noch

ganz im Bann der Erfahrung, nun schon zum zweiten Mal aus meinem schützenden Panzer herausgekommen zu sein.

Es war ein berauschendes und unheimliches Gefühl, und als ich vor Kälte zitternd hinten in dem offenen Wagen sass, der mich durch die Oktobernacht zurück in meinen sicheren Hafen brachte, verkroch ich mich wieder in mich selbst. Dort war ich sicher vor den Attacken einer hektischen Wirklichkeit, die keinen Raum liess nachzudenken und in der ich bei jeder Begegnung mit anderen Menschen auf der Hut sein musste. Ich war froh, wieder in meinem eigenen Bereich allein zu sein, geborgen in jener Zeitlosigkeit, die mir Sicherheit bot.

Aber das war nicht von Dauer. In den folgenden Tagen spürte ich, wie sich das Tempo beschleunigte, so dass ich all dies vergass. Frau Markowska erschien mit einem schweren wollenen Morgenmantel, der mir über die kälter werdenden Vormittage hinweghelfen sollte. Sie entschuldigte sich dafür, dass er um einiges zu gross war, er gehöre ihrem Sohn, der bereit gewesen sei, sich davon zu trennen. Ich fühlte mich geehrt. Sie hatte einmal durchblicken lassen, dass er der führende Musikkritiker Warschauer war. Im übrigen war das der Hinweis, der es mir später ermöglichte herauszufinden, wer Frau Markowska wirklich gewesen war.

Mietek deutete an, dass schon bald etwas geschehen werde, und tatsächlich kam Frau Markowska eines Tages schon zur Mittagszeit zu mir.

«Morgen sind Sie ein freier Mann», sagte sie. Einfach so.

Ich war jetzt seit fast einem Monat hier draussen. Wie sollte ich ohne jede Vorwarnung mit einer solchen Veränderung fertig werden? Jetzt war ich es, der protestierte: «...und es gibt noch so viel, worüber wir uns verständigen müssen. Sie haben meinen Forderungen erst zum Teil entsprochen. Und überhaupt, ich weigere mich, mich von der Stelle zu rühren, solange Sie nicht auch Mierzenski entlassen haben. Und was ist mit meinem Bruder? Ich habe immer noch nicht erfahren, was aus ihm geworden ist. Sie sagten, er habe sich in Ungarn aufgehalten, aber Sie wüssten nicht, ob er noch lebe. Das ist doch Unsinn. Ihre Sicherheitsdienste reden doch miteinander, oder etwa nicht? Ich glaube gar nichts, bis ich nicht mit ihm telefoniert habe.»

Sie eröffnete mir, es werde noch an diesem Tage im Arbeitszimmer ein Apparat zu meinem persönlichen Gebrauch installiert, ich sei also nicht mehr auf das Telefon unten im Haus angewiesen. Sie würden die Leitung noch in der Nacht verlegen, wenn ich bereit sei, aus meinen Räumen auszuziehen und die Nacht auf der Couch im Arbeitszimmer zu verbringen.

Es sei keine Zeit zu verlieren. Sie hätten die Absicht, in der ersten Nach-

richtensendung früh am nächsten Morgen bekanntzugeben, dass ich entlassen worden sei. Ich erinnerte sie daran, dass ich darauf bestanden hatte, über alle Erklärungen, die sie abzugeben gedachten, informiert zu werden. Sie bestätigte mir das und zog ein mit Schreibmaschine beschriebenes Blatt Papier hervor. Ich überflog den Text.

«Hermann Field, ein amerikanischer Staatsbürger, wird am heutigen Tag aus einem Gefängnis in Polen entlassen, in dem er seit 1949 widerrechtlich festgehalten worden ist. Er ist von allen Anklagepunkten freigesprochen worden und wird für die widerrechtliche Inhaftierung voll entschädigt. Gegen alle, die sich irgendwelcher Vergehen gegen ihn schuldig gemacht haben, werden entsprechende Massnahmen eingeleitet werden.»

Was die Entschädigung anbetraf, so stimmte Frau Markowska dem Vorschlag zu, dass dafür mein Verdienstausfall massgebend sein solle. Über die genaue Summe könnten wir uns nach meiner Entlassung einigen. Die Schreibhefte seien am Vortag hergeschickt worden. Die amerikanische Botschaft sollte von meinem Aufenthaltsort in Kenntnis gesetzt werden, danach sei dann alles einzig und allein meine Sache. So einfach war das. Sie würden es allerdings gerne sehen, wenn ich vorher und noch hier draussen einem AP-Korrespondenten, der polnischer Staatsbürger sei, ein für die polnische Presse bestimmtes Interview gäbe. Andere ausländische Korrespondenten seien augenblicklich nicht da. Er würde das Telefon benutzen können, das bis dahin funktionieren werde. Wie wäre es mit vormittags zehn Uhr?

Mir gefiel das nicht. Seien wir denn nicht übereingekommen, dass ich diesen Ort als Privatperson verlassen würde, der Fall damit abgeschlossen sei? Das beziehe sich doch nicht allein auf den Westen, sondern auch auf Polen. Es würde sich doch wohl einigermaßen merkwürdig ausnehmen, wenn ich, ein Amerikaner, mich über meine Gefühle als erstes Leuten gegenüber äusserte, die meine ehemaligen Häscher und Bewacher repräsentierten – noch dazu, wo ich noch in ihren Händen sei. Frau Markowska erwiderte, es werde sofort zu grosser Verwirrung und einer Fülle von Spekulationen kommen, die sich schädlich auswirken könnten. Ein Interview mit mir könne da vorbeugen.

Und was war mit morgen? Wie konnte ich einfach in eine Welt hinausspazieren, die ich überhaupt nicht mehr kannte? Es gab hier doch noch so viel zu regeln. Wenn ich erst einmal im Westen war, hatte ich keinen Einfluss mehr. Das Stanislaw gegebene Versprechen! Aber wie würde Kate, wie die Öffentlichkeit reagieren, wenn ich meine Abreise hinausschob?

Ich fürchtete nun die erste Begegnung mit meinen Landsleuten von der Bot-

schaft. Was würden sie denken? Die Sache mit «Zigarette». Die Botschaft müsste mir garantieren, dass ich niemals mit ihm in einem Raum zusammen sein würde. Und inzwischen hatte ich auch eine gewisse Kenntnis der Dinge, die sich zu Hause in Amerika abspielten. Die Polen hatten erst kürzlich ein Kurzwellenradio besorgt. Trotz der Kakophonie hatte ich ein paar Meldungen mitbekommen, in denen mein Name genannt worden war. Ausserdem hatte man mir ausgewählte Nummern von *Life* und Zeitungsausschnitte erlaubt, dazu Alistair Cookes Buch «*A Generation on Trial*», in dem Hintergründe und Klima des Hiss-Prozesses untersucht werden. Das alles trug dazu bei, dass ich mich ganz krank fühlte. Nicht nur hier wurden Menschen verfolgt und gejagt, sondern auch zu Hause. Ich las über Anhörungen vor dem Kongress, die ein gewisser Senator McCarthy leitete. Tauschte ich einfach nur einen Wahnsinn gegen einen anderen ein? In einigen amerikanischen Kommentaren wurde sogar die Vermutung geäußert, ich müsse bei meiner Rückkehr mit einer Vorladung rechnen.

Ich kam zu dem Schluss, dass ich Zeit gewinnen musste. Ich wollte mich nicht hetzen lassen, von niemandem. Ich konnte mich dem Sperrfeuer der Presse nicht aussetzen, solange ich nicht wusste, was alle anderen wussten. Ich wollte nicht einfach im Wagen der Botschaft mit unbekanntem Ziel davonfahren. Ich wollte auf meine alte Taktik der vierundzwanzigstündigen Wartezeit zwischen dem Entschluss zu einer Tat und ihrer Ausführung zurückgreifen. Wenn nur Kate bei mir sein könnte!

Der Abend kam. Ich wurde in das Arbeitszimmer umquartiert und sollte dort bleiben, um zu verhindern, dass schon vor der öffentlichen Bekanntgabe etwas nach draussen sickerte, womöglich durch die Arbeiter, die überall waren und Vorbereitungen trafen. Es wurde gehämmert und gebohrt, offenbar entfernten sie die faltbaren Fenstergitter wieder, die nicht mehr zu meiner «Freiheit» passten. Das erklärte aber noch nicht alles, was da vor sich ging. Mir fielen die Vertiefungen ein, die 1949 in die Zellenwände geschlagen worden waren. «Iwan»? Ich war der Meinung gewesen, die dafür erforderlichen Kabel seien längst an Ort und Stelle gewesen, als sie mich hierher verlegt hatten, aber vielleicht war dem ja nicht so.

Bei meiner ersten Begegnung mit meinen Landsleuten sollte also wahrscheinlich eine dritte Partei ungesehen anwesend sein.

London 1954

Eine Stimme aus der sowjetischen Arktis

Manchmal geschieht das Unwahrscheinliche schliesslich doch. Ende Februar 1954 erfuhr Bob Wallach, Ehemann der verschollenen Erica, vom amerikanischen Aussenministerium, zwei entlassene deutsche Gefangene hätten berichtet, sie seien seiner Frau in Workuta, dem sowjetischen Arbeitslager nahe am Polarkreis, begegnet.

Am 13. März 1954 erhielt Bob dann eine Rotkreuzkarte von Erica selbst. Die Karte kam aus Russland und war mit einer Antwortkarte versehen, auf der Bob ihr zurückschreiben konnte. Nach dreieinhalb Jahren des Schweigens erreichte die Familie plötzlich diese Nachricht vom Polarkreis, die die Mitteilung enthielt, sie, Erica, habe ein wunderschönes Weihnachtsgeschenk bekommen, nämlich die Erlaubnis zu schreiben! Sie wollte wissen, wie es den Kindern ging und wo sie waren.

Ihr selbst, schrieb sie, gehe es gut, sie bitte nur um Zusendung einiger Dinge: Wollsachen, feste Schuhe, eine Zahnbürste und Nahrungsmittel. Sie sollten sich aber ihretwegen keine Sorgen machen. Sie hoffe jetzt, schon bald entlassen zu werden und das nächste Weihnachtsfest mit Bob und den Kindern feiern zu können.

Nun schien alles möglich. Vielleicht kam demnächst ja auch eine Karte von Hermann aus der Arktis. Dabei vergassen wir allerdings den Unterschied nicht: Erica war in Berlin verschwunden, als die Sowjets im Osten Deutschlands noch ihre «Zone» besetzt hielten. In formaler Hinsicht war deshalb ihr Abtransport nach Russland gerechtfertigt, im Gegensatz zu dem einer der Fields. Erica dort wieder herauszubekommen war allerdings auch mit einer ernsthaften Schwierigkeit verbunden: Sie war keine amerikanische Staatsbürgerin, sondern eine Deutsche, die durch Hitler «staatenlos» geworden war.

Im Sommer 1954 wollte Elsie mit ihrer gesamten Familie nach Europa kommen. Sie hatte vor, zu Beginn des Aufenthalts einige Zeit in England Station zu machen. Und so traf sie im Juni ein, als mein Semester fast zu Ende war. Nur Hugh und Alan hatten noch bis Juli Schule. Elsie fuhr in die Schweiz weiter, und ich wollte später mit den Jungen folgen. Das würde ein grosses Abenteuer werden, vor dem ich mich aber auch ein wenig fürchtete. Ich war seit meiner Reise nach Paris 1951 nicht mehr im Ausland gewesen und hatte immer noch Angst. Die Geschichte der Frau Donald Macleans war noch nicht vergessen, die erst im vergangenen Sommer mit ihren Kindern aus der Schweiz verschwunden war.

Vielleicht hatte auch das Aussenministerium Bedenken – oder war es schlichte Arbeitsüberlastung, dass es sechs Wochen dauerte, bis die Reise genehmigt und mein Pass mit dem entsprechenden Vermerk zurückgeschickt wurde? Oder lag es daran, dass – anders als sonst üblich – bei der letzten Verlängerung der Gültigkeitsbereich meines Passes auf Grossbritannien eingeschränkt worden war?

Wir flogen bei strömendem Regen aus London ab, aber über Frankreich wurde der Himmel klar, und wir schauten auf die Felder unten auf der Erde hinunter. Das Abenteuer hatte begonnen! Ich war in Hochstimmung. Wir landeten in Basel und fuhren mit der Eisenbahn nach Sarnen weiter, wo Elsie uns abholte. Schliesslich die Fahrt mit der Schwebbahn, die über den Kiefernwäldern dahinschaukelte und an den grossen, vom Sonnenuntergang rötlich gefärbten Felsmassiven entlang höher und immer höher glitt. Endlich die Ankunft in dem zweieinhalbtausend Meter hoch in den Schweizer Alpen gelegenen Melchsee Frutt – und das nur dreizehn Stunden nach unserem Aufbruch in der Corringham Road!

Die Luft war herrlich und so anregend, dass ich in den ersten Nächten schon gegen vier Uhr vollkommen erfrischt aufwachte und nicht wieder einschlafen konnte. Bauernhofgeräusche und -gerüche drangen durchs Fenster herein und riefen glückliche Erinnerungen an frühere Ferien wach, in denen ich mit meinen Eltern zum Bergsteigen oder Skilaufen gewesen war.

Elsie kannte sich immer noch gut aus, wir gingen viel spazieren und krochen zwischen den Felsen umher, und allmählich dachten meine Jungen immer weniger an Londoner Bus-Nummern und begeisterten sich immer mehr für die Berge. Auch ich erholte mich gut und war, als wir nach einem Monat nach England zurückkehrten, in der Lage, dem Dasein wieder zuversichtlicher ins Auge zu blicken. Ohne Hermanns Schwester Elsie hätte ich das alles nie geschafft.

Durch einen seltsamen Zufall hatte eine Frau Gerlach, die als Gefangene in der UdSSR gewesen und schliesslich entlassen worden war und an die ich geschrieben hatte, tatsächlich von den Fields reden hören. Sie schrieb mir, ein deutscher Journalist, den sie in Workuta kennengelernt hatte, habe mal den Namen Herta Field erwähnt.¹ Sie meinte, dieser Journalist, der noch nicht entlassen worden sei, habe 1950-51 einige Monate lang mit Herta in einem Moskauer Gefängnis gesessen, von dem aus Herta dann nach Karaganda geschickt worden sei.

Das war zwar nur eine Information aus zweiter Hand, aber die Geschichte erschien durchaus plausibel und bestärkte uns in unserer Ansicht, dass die Fields wahrscheinlich alle in die Sowjetunion gebracht worden waren.

Es gelang uns, die geographische Lage der grösseren sowjetischen Arbeitslager zu ermitteln, an die wir nun Rotkreuzpostkarten schicken wollten – in der Hoffnung, dass man sie unseren Familienangehörigen zustellen und ihnen die Erlaubnis erteilen würde, die Karten zu beantworten. Das war nur ein Versuch, erschien jedoch der Mühe wert. Ich stellte mir Hermann bei der Arbeit vor. Wahrscheinlich befand er sich in Karaganda. Das war ein Gebiet, in dem Kohle gefördert wurde und wo nach Auskunft eines anderen heimgekehrten Gefangenen Menschen aus vielen verschiedenen Ländern arbeiteten. Unter ihnen waren ja vielleicht auch Amerikaner.

Der Kalte Krieg schien ein wenig an Schärfe zu verlieren, und es kam zu einem Anstieg der Zahl inoffizieller Kontakte über den Eisernen Vorhang hinweg. Ende September wollte eine Delegation britischer Parlamentarier nach Moskau reisen. Ich sah darin eine Gelegenheit, die ich nicht verpassen durfte.

Es gelang mir schliesslich, mit Christopher Mayhew, einem Labour-Abgeordneten, der früher einmal der britischen UN-Delegation angehört hatte, zu sprechen.

Endlich ein Durchbruch

Es war der 28. September 1954. Ich war mit einigen College-Freundinnen in die Stadt gefahren, um mir *Hedda Gabler* anzusehen. Wir assen etwas und wollten gerade ins Theater aufbrechen, als ich plötzlich das Gefühl hatte, ich sollte nochmal zu Hause anrufen und nachfragen, ob alles in Ordnung sei.

Meine Mutter kam an den Apparat. Sie war über meinen Anruf hocherfreut, denn die Presse hatte sich mit einer erstaunlichen Geschichte bei ihr gemeldet. Ein Mann mit Namen Josef Swiatlo hatte in Washington erklärt, er sei derjenige, der Hermann seinerzeit in Polen verhaftet habe.

Sie las mir die Notizen vor, die sie sich über den Pressebericht gemacht hatte. Polen! Und das hatte ich so lange für ein unschuldiges Land gehalten. Der Bericht war jedoch ungeheuer detailliert und überzeugend. War das vielleicht am Ende die Information, die wir die ganze Zeit gebraucht hatten?

Ich rief die Botschaft an, aber es war schon fast acht und niemand mehr da, der mir weiterhelfen konnte. Ich eilte zum Theater und erzählte meinen Freundinnen, was ich erfahren hatte. Ich war so aufgeregt, dass ich zitterte und kaum zusammenhängend sprechen konnte. Aber um mich gegen Enttäuschungen zu wappnen, sagte ich: «Natürlich kann sich herausstellen, dass das auch nur ein Gerücht ist.» Trotzdem fühlte ich mich nicht imstande, mir das Theaterstück anzusehen, und fuhr heim.

Kaum war ich zu Hause angekommen, klingelte das Telefon. Die Presse bat um einen Kommentar. Ich wünschte, die Botschaft hätte mir ein paar Verhaltensregeln gegeben, aber Swiatlos Geschichte von der Verhaftung Hermanns auf dem Warschauer Flugplatz und von seinem Verschwinden in einem polnischen Gefängnis klang so überzeugend, dass ich sie für wahr hielt. Ich durfte nichts äussern, was sie in Zweifel zöge. Ich sagte also, es sei die erste Nachricht von Hermann seit fünf Jahren, und ich sei schrecklich aufgeregt. Dann ging ich ins Bett und sehnte den Morgen und weitere Neuigkeiten herbei.

Sobald die Botschaft geöffnet hatte, rief ich dort an und erkundigte mich, für wie verlässlich sie die Aussagen Swiatlos hielten. Und welche Bestätigung dafür vorliege, dass Hermann tatsächlich noch am Leben sei, wenn Swiatlo Polen doch bereits vor zehn Monaten verlassen habe. Ich fragte, was ich ihrer Ansicht nach tun solle. Und ob es sinnvoll sei, irgendwelche Gesuche loszuschicken.

Die Londoner Botschaft war anscheinend nicht davon in Kenntnis gesetzt worden, dass man Swiatlo wie ein Kaninchen aus dem Hut zaubern und der Öffentlichkeit präsentieren würde, denn man war dort genauso ratlos wie ich. Sie telegraphierten jedoch für mich nach Washington.

Elsie war noch nicht wieder in die Vereinigten Staaten zurückgereist und hielt sich in Genf auf. Wie wünschte ich mir, sie wäre in London! Stattdessen gaben wir ein kleines Vermögen für Telefongespräche aus, um zu erörtern, was zu tun sei, und um unsere Hoffnungen und Befürchtungen auszutauschen.

Denn jetzt stand uns eine noch weitaus härtere Zeit bevor. Unsere Hoffnungen waren um vieles grösser als je zuvor, aber es bestand ja auch die grauenvolle Möglichkeit, dass es sich wieder nur um eine Luftblase handelte. Die Spannung war schrecklich.

Am 29. September konnte ich den Zeitungen entnehmen, dass das amerikanische Aussenministerium zeitgleich mit Swiatlos Aussagen Noten an Polen (Hermann betreffend) und an Ungarn (Noel und Herta betreffend) übermittelt hatte. Ausnahmsweise waren diese Noten in voller Länge in der *New York Times* veröffentlicht worden.²

Die diplomatische Note, die dem polnischen Aussenministerium von der amerikanischen Botschaft in Warschau am 28. September 1954 überbracht wurde, ging auf die Tatsache ein, dass keine Hermann betreffende Anfrage bisher befriedigend beantwortet worden war. Man wolle, so hiess es in dem Schriftstück, die polnische Regierung jetzt davon in Kenntnis setzen, dass der frühere stellvertretende Leiter der Abteilung X des polnischen Ministeriums für öffentliche Sicherheit (MBP), Josef Swiatlo, einiges an Informationen geliefert habe. Die Note zitierte ausführlich Swiatlos Bericht von Hermanns Ankunft in Polen, von der ihr folgenden Festnahme und Inhaftierung.

In der Note hiess es weiter, Hermann habe während seines Aufenthalts in Prag Helena Syrkus und Mela Granowska angerufen und beide gebeten, ihm bei der Beschaffung eines Visums behilflich zu sein. Diese Anrufe seien dem Ministerium für öffentliche Sicherheit in Polen gemeldet worden, dessen Chef, General Stanislaw Radkiewicz, gewusst habe, dass man in Ungarn den Rajk-Prozess, an dem Noel beteiligt sein würde, vorbereitete. Deshalb habe man beschlossen, Hermann nach Polen einreisen zu lassen, um mit Blick auf diesen Prozess einen entsprechenden Gebrauch von ihm zu machen. Präsident Bierut habe dem Vorhaben zugestimmt, und Frau Granowska habe Hermann ein Visum beschafft, woraufhin dieser dann nach Warschau geflogen und von ihr zu Helena Syrkus und Oberst Leon Gecow gebracht worden sei.

Die Verhaftung Hermanns habe vor seinem Rückflug nach Prag auf dem Warschauer Flugplatz erfolgen sollen. Man habe Swiatlo gesagt, Präsident Bierut selber habe die entsprechenden Anweisungen gegeben, und die Kontrollstellen auf dem Warschauer Flugplatz seien informiert worden. Hermann sei von Helena Syrkus und Mela Granowska zum Flugplatz begleitet worden, habe sich dort von ihnen verabschiedet und dann die Zollkontrolle passiert. Er sei offiziell als Passagier des CSA-Fluges nach Prag geführt worden.

«Die Verhaftung erfolgte durch Swiatlo, der Hermann Field aufforderte, ihn zu einem wartenden Wagen zu begleiten, bei dem noch ein Helfer und ein Fahrer bereitstanden. Hermann Field ging mit Swiatlo zu dem Auto, und dann fuhren sie mit dem Helfer und dem Fahrer zu einem Untersuchungsgefängnis, das von der Abteilung X des Ministeriums für öffentliche Sicherheit in Miedzeszyn unterhalten wurde.

Es ist bekannt, dass Oberstleutnant Piasecki von dieser Abteilung eine gründliche Vernehmung Hermann Fields geleitet hat. Funktionäre des Ministeriums für öffentliche Sicherheit haben zugegeben, dass das Verhör keine Beweise dafür zutage förderte, dass Hermann Field ein Spion war oder für die amerikanische Regierung Spionage getrieben hatte, und sind zu dem Schluss gekommen, dass er als unschuldig angesehen und geschützt werden müsse. Es ist ferner bekannt, dass Hermann Field noch immer in Polen in Miedzeszyn im Gefängnis sitzt.

Angesichts der obigen Information ersucht die Regierung der Vereinigten Staaten um sofortigen konsularischen Zugang zu diesem amerikanischen Staatsbürger und um schnellstmöglichen Abschluss der zu seiner Repatriierung erforderlichen Massnahmen.»

In der an Ungarn gerichteten Note hiess es, Swiatlo habe ausgesagt, er und General Roman Romkowski seien seinerzeit nach Budapest gereist und hätten dort erfahren, dass die ungarischen Behörden Noel und Herta Field nach ihrem Verschwinden im Sommer 1949 unter Bewachung in die ungarische Hauptstadt geholt hätten. Die beiden seien von Swiatlo im Gebäude der Sicherheitsbehörde AVH, wo sie inhaftiert gewesen seien, getrennt verhört worden. Noel habe Swiatlo gegenüber erklärt, dass er nicht spionierte, sondern Material für ein Buch über die sogenannten Volksdemokratien gesammelt habe. «Angesichts dieser Information ersucht die Regierung der Vereinigten Staaten um sofortigen konsularischen Zugang zu diesen amerikanischen Staatsbürgern und um schnellstmöglichen Abschluss der zu ihrer Repatriierung erforderlichen Massnahmen.»

Zusammen mit dem Text der Noten erhielt die Presse eine Kurzbiographie Josef Swiatlos, aus der zu ersehen war, dass er im September 1948 zum Ministerium für öffentliche Sicherheit (MBP) in Warschau versetzt und dort einer gerade neu eingerichteten Stelle zugeteilt worden war, die die Anklage gegen Wladyslaw Gomulka, den früheren Generalsekretär der polnischen KP, und General Marian Spychalski, den ehemaligen Stabschef der polnischen Armee, vorbereiten sollte. Beide waren auf Grund politischer Anschuldigungen verhaf-

tet worden und hatten seitdem ohne ein öffentliches Gerichtsverfahren im Gefängnis gesessen. Das Sonderbüro, zu dem Swiatlo gehört hatte, war dann 1951 zur Abteilung X des MBP geworden und seitdem für den Schutz der polnischen KP und des Regimes vor interner politischer Subversion zuständig.

Zum Zeitpunkt seines Seitenwechsels war Swiatlo stellvertretender Leiter dieser Abteilung X gewesen. Er war am 3. Dezember 1953 in einer Sondermission nach Ostberlin gereist und am 5. Dezember über die Grenze in den westlichen Teil der Stadt gegangen, wo er die amerikanischen Stellen um Asyl gebeten hatte.

Das alles machte deutlich, dass auch das Aussenministerium Swiatlos Geschichte glaubte. Es war schon ein Wunder, dass ausgerechnet der Mann, der Hermann verhaftet hatte, in den Westen übergewechselt war. Nun schien die Frage, wie ich mich verhalten sollte, geklärt: Nichts tun, was die Politik des Ministeriums stören könnte, und zeigen, dass auch ich Swiatlo seine Geschichte abnahm. So stellte ich mich, als die Pressefotografen bei uns erschienen, mit den Kindern im Gedanken an die erste echte Nachricht von Hermann nach fünf Jahren und der Forderung der Presseleute nachkommend «hoffnungsvoll lächelnd» in Positur.

Schon am folgenden Tag gab Swiatlo ein zweites Interview. Elsie rief überaus beunruhigt an und sagte, Swiatlo glaube, Noel und Herta seien tot, während Hermann «dem Tod ins Auge geblickt» habe, als er, Swiatlo, vor zehn Monaten aus Polen weggegangen sei.

Es war schon spät am Abend. Ich rief bei der *New York Times* an. Dort war nur ein Mann anwesend, der Nachtdienst hatte. Er wollte mir den Text des Interviews nicht vorlesen. «Es ist keine angenehme Lektüre», sagte er. «Das macht mir nicht aus», erwiderte ich. «Ich habe nie geglaubt, dass er da einen Spaziergang macht. Ich muss einfach wissen, was gesagt worden ist.» Um vorbereitet zu sein, machte ich mich auf das Schlimmste gefasst, und er las mir den Zeitungsbericht vor:

«Nach den zwei Hungerstreiks Mr. Fields sei er, so sagte Mr. Swiatlo, bemüht gewesen, seinem Gefangenen weitere Selbstmordversuche auszureden ... Ein paar Monate später jedoch, als Mr. Fields Gesuch um Auskunft über seine Frau und die Kinder abschlägig beschieden worden war, habe man ihn in letzter Minute an dem Versuch hindern können, sich zu erhängen ... Das sei vor dem März 1951 gewesen, als er [Swiatlo] nach Budapest gereist sei, um dort bei Mr. Fields Bruder und seiner Schwägerin Auskünfte über ihn einzuholen.

Dem Überläufer zufolge hatte jedoch der polnische Präsident Boleslaw Bierut erst Anfang des vergangenen Jahres einem Mitarbeiter gegenüber geäußert, dass ‚der Field schon zu lange lebt‘. Eine solche Äußerung Bieruts komme, so sagte Mr. Swiatlo, einem Todesurteil gleich.»

Ich dankte dem Mann von der *New York Times* und legte auf. Armer Hermann! Es war tatsächlich alles so schlimm, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich wusste, wie verzweifelt er gewesen sein musste, wie verzweifelt angesichts endloser Jahre im Gefängnis, in denen er nie erfahren würde, was aus uns allen geworden war. Möglicherweise dachte er auch, die Jungen und ich seien ebenfalls entführt, vielleicht über Bord der «Batory» gestossen worden.

Als ich ins Bett ging, fühlte ich mich nicht mehr so hoffnungsvoll. Welchen Beweis hatten wir denn dafür, dass Hermann noch lebte? Hatte er vielleicht nur überlebt, um am Ende doch zu erliegen, weil er nicht wusste, dass die von Swiatlo gelieferten Informationen inzwischen aller Welt bekannt waren? Das führte zu der Frage, die sich sofort jedem stellte: Warum mussten seit Swiatlos Seitenwechsel zehn Monate vergehen, bis das Aussenministerium Gebrauch von den wertvollen Informationen machte, die er mitgebracht hatte? Zehn Monate, in denen Hermann unendlich viele Male hätte gestorben sein können, während nicht eine einzige diplomatische Note nach Polen geschickt worden war? Stattdessen hatte man sich dreimal an die Tschechoslowakei gewendet – allein in jenem Monat August! Und nicht nur das. Weder Elsie noch ich hatten von der Existenz Swiatlos gewusst und in unserer Unwissenheit und Verzweiflung das Aussenministerium und das Rote Kreuz immer wieder gedrängt, etwas für uns zu tun. Unsere nach Russland geschickten Rotkreuzpostkarten erhöhten möglicherweise den Verdacht der anderen Seite, dass wir über keine zuverlässigen Beweise verfügten, wo unsere Angehörigen geblieben waren, weshalb ich Elsie sofort in Genf anrief und bat, das Rote Kreuz zu ersuchen, keine weiteren mehr abzuschicken.

Christopher Mayhew von der Parlamentariergruppe, die nach Moskau reisen wollte, rief mich an und fragte, was sie jetzt tun sollten. Ich sagte, ich hielt es noch immer für hilfreich, wenn sie die Sowjets bäten, ihren Einfluss bei den Polen geltend zu machen.

Ich meinerseits suchte nun den amerikanischen Generalkonsul in London auf, schrieb an den Botschafter Flack in Warschau und bat ihn dringend, alles

in seiner Macht stehende zu tun, um die Genehmigung zu einem Besuch bei Hermann zu erhalten, und legte dem Schreiben einen kurzen Gruss an diesen bei.

Zusätzlich schickte ich noch ein Telegramm direkt an Hermann – nach «Miedzeszyn bei Warschau». Natürlich konnte der Schalterbeamte auf der Post diesen Ort in seinem internationalen Verzeichnis nicht finden, meinte jedoch, die Sache sei «den Versuch wert». Ich dachte mir, dass das Telegramm, wenn es denn Hermann je erreichte, ihn aufmuntern würde. Wenn nicht, dann zeigte es den Polen wenigstens, dass ich Hermanns Aufenthaltsort als festgestellt ansah. Das Telegramm erreichte Hermann nicht.

Über das Internationale Rote Kreuz schickte ich eine Postkarte an Hermann, die vom polnischen Roten Kreuz zugestellt werden sollte. Daran angeheftet war eine spezielle Empfangsbestätigungskarte, die dann auch tatsächlich mit dem Vermerk «Okt. 14, Miedzeszyn poczta Jozefow k/Otwocka» zurückkam, allerdings ohne eine Unterschrift. Hermann hat die Postkarte nie erhalten.

Mit dem Gedanken, die Polen würden vielleicht die Möglichkeit begrüßen, das Gesicht zu wahren und zu sagen, sie hätten Hermann aus humanitären Gründen und nicht auf Druck des amerikanischen Aussenministeriums hin entlassen, schrieb ich ein Gesuch an den polnischen Präsidenten Bierut. Die amerikanische Botschaft hatte nichts dagegen einzuwenden, und so ging ich mit meinem Schreiben zur polnischen Botschaft und bat um ein Gespräch mit dem Botschafter. Man sagte mir, er sei gerade in Polen, und deshalb fragte ich nach dem Geschäftsträger. Aber der wollte mich nicht empfangen, und man sagte mir nun, ich solle ihnen schreiben. So schrieb ich denn am 6. Oktober einen Brief an die Botschaft und bat darum, mein Gesuch an Bierut nach Polen weiterzuleiten. Zwei Tage später wurde mir mitgeteilt, das sei geschehen. Daraufhin schickte ich ihnen eine für Hermann bestimmte Nachricht, und wenig später liess man mich wissen, auch diese sei nach Polen weitergeleitet worden. Hermann hat sie aber nie erhalten. Ob mein Gesuch den Ministerrat, der inzwischen an die Stelle des Präsidenten getreten war, je erreicht hat, entzieht sich meiner Kenntnis.

So gingen die Tage dahin. Ich hielt es nicht für allzu dringlich, meine Nachrichten an Hermann gleichsam durchzuboxen, denn ich sagte mir, dass die Polen, wenn er noch am Leben war, schon dafür Sorge tragen würden, dass sich daran nichts änderte. Swiatlos Aussagen hatten Hermanns Lage erheblich sicherer gemacht, jedenfalls wenn man voraussetzte, dass Swiatlo nicht zu spät damit gekommen war.

Was mich jedoch beunruhigte war die Tatsache, dass die Note des Aussenministeriums noch immer nicht beantwortet worden war und man nicht nachge-

hakt hatte. Deshalb schrieb ich am 8. Oktober an das Ministerium und ersuchte es, «seiner Note Nachdruck zu verleihen und der polnischen Regierung den Anreiz zu einer positiven Antwort zu geben». Ausserdem wandte ich mich mit der Bitte um Unterstützung an Präsident Eisenhower und das American Institute of Architects.

In dem ersten Statement, das in der *New York Times* erschienen war, hatte Swiatlo auf das Ausmass der Leiden Hermanns hingewiesen, aber auch auf seine Stärke. Wie bewunderte ich seinen Mut, mit dem er immer wieder Forderungen gestellt hatte und mit dem er – die einzige ihm verbliebene Waffe – in den Hungerstreik getreten war!

Manchmal waren wir voller Hoffnung, dann wieder deprimiert. In dem Versuch, der Ungewissheit ein Ende zu machen, verschaffte Elsie ihrem Washingtoner Anwalt, Mr. Martin, die Möglichkeit, mit Swiatlo zu sprechen, was am 11. Oktober im Aussenministerium geschah.³ Swiatlo war zu Auskünften gern bereit und berichtete nochmals ausführlich, wie er Hermann verhaftet hatte und unter welchen Bedingungen dieser bis zur Zeit seines, Swiatlos, Seitenwechsels im Dezember 1953 inhaftiert gewesen war. Was Swiatlo in seinem holprigen Englisch schilderte, konnte natürlich nur eine subjektiv gefärbte Darstellung der eigenen Rolle sein, die möglicherweise nicht mit Hermanns Wahrnehmung derselben Ereignisse übereinstimmte.

Swiatlo bestätigte, dass man, als Hermann sich um ein polnisches Visum bemüht hatte, «in Zusammenarbeit mit dem wichtigsten sowjetischen Berater, der im Sicherheitsministerium in Warschau sitzt», beschlossen habe, ihn ins Land einreisen zu lassen und dann zu verhaften. «Es gab keine spezielle Anweisung, ihn der Spionage zu beschuldigen. Es ging mehr um politische Spionage im Zusammenhang mit seinem Bruder.»

Swiatlo bekräftigte, dass weder Noel noch Herta oder Hermann je zugegeben hatten, als Spione tätig gewesen zu sein. Und er sagte auch, er halte Hermann für unschuldig. Gefragt, warum die polnische Regierung nie zugegeben habe, dass sie Hermann festhalte, antwortete Swiatlo: «Sie hätten Hermann Field den Prozess machen müssen, um zu begründen, warum sie ihn festhielten ... aber er gestand nicht, was sie ihm vorwarfen.»

Swiatlo sagte, er sei bei den Verhören Hermanns nicht dabei gewesen, habe aber öfter mit ihm gesprochen, da er für seine «Lebensbedingungen» zuständig gewesen sei. Hermann habe immer wieder wissen wollen, aus welchem Grund sein Bruder verhaftet worden sei und aus welchem er selber, und er habe verlangt, ihm eine Möglichkeit zu geben, mit seiner Familie und seinen Kindern in Verbindung zu treten.

Swiatlo meinte, er habe Hermann zu sagen versucht, dass er Geduld haben solle und dass der Fall vielleicht ja doch noch irgendwie gelöst würde. «Zusätzlich zu den schwierigen Bedingungen, unter denen jeder Häftling in polnischen Gefängnissen lebt, war die Lage Hermanns besonders schwierig. Vor allem, weil er in Isolationshaft war. Während der ganzen Zeit durfte er nicht im Gefängnishof Spaziergehen ... Er verweigerte die Nahrung... Er wollte jemanden in der Zelle haben, mit dem er wenigstens reden konnte. Da es der Plan der polnischen Regierung war, Field nie wieder in Freiheit zu setzen, hielten sie es für ratsam, ihm einen Mann in die Zelle zu legen, der auch nie wieder freigelassen werden würde... Mierzewski ... Field begann einen zweiten Hungerstreik. Er versuchte, sich aufzuhängen. Es gab eine Entscheidung der KP, er solle nichts mehr zu essen bekommen. Wenn er in Hungerstreik trat, soll er das tun, und der Fall sollte auf diese Weise beendet werden. Es gab keinen Befehl, ihm nichts zu essen zu geben, das war kein Befehl, sondern er sollte einfach nicht am Hungerstreik gehindert werden. Ich schickte einen Arzt, es war der Arzt des Sicherheitsbüros ... Ausserdem redete ich mit ihm und sagte ihm, dass immer Zeit ist, seinem Leben ein Ende zu setzen, wenn man sich dazu entschlossen hat, deshalb sollte er nichts übereilen, weil das der allerletzte Schritt ist, den er nie wieder würde zurücknehmen können...» Deshalb hätten sie zur Zwangsernährung gegriffen.

Swiatlo sagte, Hermann habe einen Brief an die amerikanische Botschaft in Warschau geschrieben und gebeten, dass sie sich um ihn kümmern sollten, weil er amerikanischer Staatsbürger sei. Natürlich sei dieser Brief nicht abgeschickt, sondern zu den Akten genommen worden. Als er Hermann zum letzten Mal gesehen habe, seien seine Gesundheit und sein Geist in schlechter Verfassung gewesen.

Swiatlo berichtete auch, wie er und sein Vorgesetzter, General Romkowski, stellvertretender Sicherheitsminister, im August 1949 nach Budapest gefahren waren, um Noel und Herta zu Personen zu befragen, die sie in Polen kannten. Nach dem Krieg hätten die beiden für das *American Unitarian Service Committee* in Polen gearbeitet und ein Krankenhaus in Piekary im schlesischen Industrieviertel aufgebaut.

«Nun ja», sagte Swiatlo, «die ungarischen Behörden zeigten uns ziemlich lange Geständnisse, in denen beide Spionage zugaben, aber in unseren eigenen Unterhaltungen hat Noel überhaupt nichts zugegeben ... Der beste Beweis dafür, dass er getan hat, was die Anklage behauptet, wäre gewesen, wenn er zu den Angeklagten des Rajk-Prozesses gehört hätte, und das hat er nicht.»

Swiatlo bestätigte, dass die Ungarn sowohl Noel als auch Herta aus ihrem Prager Hotel verschleppt hatten – im Falle Hertas stünde ausser Frage, dass die tschechischen Behörden erst Wind davon bekommen hätten, als alles schon gelaufen war. Sie hätten sich bitter darüber beklagt, dass man danach sie dafür verantwortlich machte. «Solange Slansky am Leben war, war die Haltung der Tschechen negativ.»

Als Swiatlo mit Noel und Herta gesprochen hatte, war beider Zustand «sehr, sehr schlecht. Es sah so aus, als hätten die Ungarn ihnen schwer zugesetzt, um Geständnisse zu bekommen.»

Im März 1951 war Swiatlo erneut in Ungarn gewesen, weil die polnische Regierung «eine Gruppe von Vernehmungsoffizieren organisieren wollte, die diesen Fall Field, Noel und Hermann, bearbeiteten ... Der polnischen Regierung wäre es lieber gewesen, die Ungarn hätten Field [Hermann] übernommen». Aber die Ungarn hätten ihm gesagt, eine nochmalige Vernehmung Noels und Hertas sei jetzt nicht mehr möglich. Daraus habe er den Schluss gezogen, dass beide nicht mehr am Leben seien. Mr. Martin fragte daraufhin, ob man die beiden nicht auch nach Moskau gebracht haben könnte, worauf Swiatlo antwortete: «In dieser Welt ist alles möglich.»

Swiatlo wusste auch von Erica Wallach. «Soweit ich verstehe, wurde sie von den Sowjets irgendwo in Berlin verhaftet.» Er meinte, dies von seinem Chef, General Romkowski, gehört zu haben.

Mr. Martin fragte weiter, was seiner Ansicht nach die polnische Führungsspitze tatsächlich über den Fall Hermanns denke. Darauf Swiatlo: «Wenn man erst einmal gewöhnt daran ist, nicht ehrlich zu sein, dann ist es sehr schwer, ehrlich zu werden, deshalb ist es schwer, etwas zu sagen... Sie werden wohl behaupten, dass er amerikanischer Spion ist, aber sehr verstockt und nichts zugeben will... und einer, der schwer zu zerbrechen ist.»

Und was meine der Oberst selbst?

«Ich hatte Zugang zu allen diesen Unterlagen, die in Polen, Ungarn und in der Tschechoslowakei überall gleich waren. Für mich ist klar, dass sie keine Spione sind ... zu dem Schluss bin ich schon gekommen, als ich noch in Polen war. Das ist nicht der einzige Grund, warum ich jetzt hier bin, aber doch einer der Gründe.»

Gefragt, was die polnische Regierung seiner Ansicht nach mit Gefangenen wie Hermann zu tun beabsichtigte, meinte Swiatlo, man werde sie nicht freilassen, weil sie die Regierung der Lüge beschuldigen würden. Ausserdem könne die Entscheidung, sie zu entlassen, nur mit Zustimmung Moskaus getroffen werden, und man hätte in der Tat eine diplomatische Note dorthin und nicht nach Warschau schicken sollen.

Ich hatte den Eindruck, dass Swiatlo alle Fragen offen beantwortete. Ich wusste nicht, was die hier und da herausgenommenen Teile enthielten, fürchtete aber, dass es sich um Schilderungen grausiger Tatbestände handelte, die man der Familie nicht hatte zumuten wollen. Swiatlo hatte gesagt, alle Fields seien zum Zeitpunkt seines Zusammentreffens mit ihnen trotz ihrer schlechten körperlichen Verfassung im Vollbesitz ihrer geistigen Fähigkeiten gewesen. Hermanns Selbstmordversuch hatte er nicht für ein Zeichen geistiger Verwirrung gehalten, sondern als durchaus vernünftig unter bestimmten Voraussetzungen, und als nicht gerade ungewöhnlich.

Swiatlos ausführlicher Bericht bestärkte mich in der Auffassung, dass der Oberst selbst auch nur ein Rädchen in einem sehr viel grösseren, von Moskau bewegten Getriebe gewesen war. Kein Licht warf das Gespräch jedoch auf die Frage, warum es nach Swiatlos Seitenwechsel so lange gedauert hatte, bis man ihn endlich der Öffentlichkeit präsentierte. Ich hatte vom Aussenministerium nur die mündliche Auskunft erhalten, die Überprüfung der Aussagen Swiatlos sei sehr zeitaufwendig gewesen und man habe den politisch richtigen Zeitpunkt wählen müssen, um das Ziel, die Freilassung der Gefangenen, auch tatsächlich zu erreichen.

Elsie war in London zu Besuch gewesen und musste zurück zu ihrer Familie, die sich noch in Genf aufhielt. Dieses Mal war ich besonders traurig, als ich sie verabschiedete. Wie lange würden wir diesen Kampf wohl noch kämpfen müssen?

Als ich vom Flughafen nach Hause fuhr, erregte eine Zeitungsüberschrift meine Aufmerksamkeit: «Ungarische Justiz im Irrtum: Ein erschreckendes Eingeständnis.» Der Bericht aus Budapest, der das Datum des 14. Oktobers trug, zitierte einen hochrangigen ungarischen Kommunisten mit dem Hinweis, die Leiter des früheren Staatssicherheitsamtes hätten viele Personen unter Anwendung rechtlich nicht zulässiger Methoden verhaften lassen. Alle diese Fälle seien jedoch nach Abschluss des Falles Peter überprüft worden, und man habe diejenigen Gefangenen, deren Unschuld festgestellt worden sei, entlassen.

General Gabor Peter war 1949 Chef des Sicherheitsamtes gewesen, als Noel verschwunden und der damalige ungarische Aussenminister Laszlo Rajk hingerichtet worden war. Peter selber war 1953 verschwunden und im Jahr darauf, 1954, wegen «Verbrechen gegen den Staat» zu einer lebenslänglichen Haftstrafe verurteilt worden. Jetzt machten die Ungarn Rückzieher. Konnte es sein, dass sie nun auch Noel freiliessen und zugaben, es sei alles ein Irrtum gewesen? Unmöglich war das nicht. Und wenn die Ungarn dieser neuen Linie

folgten, warum dann nicht auch die Polen? Auf diese Weise würden sie gleichfalls in die Lage versetzt werden, Hermann ohne Gerichtsverfahren zu entlassen. Das war uns in diesen langen Jahren immer viel zu schön erschienen, als dass wir es zu hoffen wagten. Nun plötzlich schien es im Bereich des Möglichen zu liegen.

Dann ein weiterer Hoffnungsschimmer. Die britische Parlamentariergruppe war aus London zurückgekehrt, und Mr. Mayhew schrieb mir am 18. Oktober:

«Ich sagte Ihnen heute Morgen ja einen schriftlichen Bericht über mein kurzes Gespräch mit Molotow zu, zu dem es bei einem Empfang der britischen Botschaft in Moskau kam.

Ich sagte ihm, ich sei mit einer Engländerin, Mrs. Field, bekannt, Mutter zweier kleiner Jungen. Ihr Mann sei 1949, als die internationale Lage sehr wirr und schwierig gewesen sei, auf einem Flug von Warschau nach Prag verschwunden. Die britische Parlamentarierdelegation hoffe nun sehr, dass er, Mr. Molotow, vielleicht ein paar Nachforschungen anstellen lassen würde. Diese Nachforschungen könnten ergeben, dass dies nicht eine Angelegenheit der sowjetischen, sondern eher eine der polnischen Regierung sei. Aber bei einem so menschlichen Fall wie diesem hoffe die Delegation, dass Mr. Molotow in der Lage sein werde, eine Lösung zu finden.

Molotow antwortete: ‚Aber Sie glauben doch an den Grundsatz der Nichteinmischung? Wie kann ich mich in eine Angelegenheit einmischen, die einzig und allein Sache der Polen ist?‘

Die Entschiedenheit, mit der Molotow darauf hinwies, dass der Fall eine Angelegenheit Polens sei, erweckte in mir den Eindruck, dass er mit der Sache vertraut war. Ich sagte, ich sei sicher, dass Mr. Molotow, hätte er so wie ich den Fall von Ihnen selber geschildert bekommen, auf Grund seiner Erfahrung den Weg zu einer Lösung weisen könne. Molotow antwortete: ‚Aber was würden denn Sie davon halten, wenn sich andere Länder in solcher Weise in Ihre Angelegenheiten einmischten?‘

Ich sagte, ich würde bei einem menschlichen Problem dieser Art nicht zögern, mit dem betreffenden Verbündeten Grossbritanniens zu sprechen. An diesem Punkt wechselte Molotow jedoch abrupt das Thema.

Später sagte ich zu Gromyko, der zugehört hatte, es sei schade, dass Mr. Molotow nicht in der Lage zu sein scheine, uns in dieser Frage zu helfen.

Obwohl es doch nur eine Geringfügigkeit sei, die aber grossen Eindruck auf die britische Parlamentarierdelegation machen würde.

Nach einer kleinen Weile sagte Mr. Gromyko in recht freundlichem Ton: ‚Aber Sie müssen verstehen, er konnte Ihnen keine andere Antwort geben.‘

Es stimmt natürlich, dass Mr. Molotow, selbst wenn er gewillt gewesen wäre, die Angelegenheit bei den Polen zur Sprache zu bringen, sich gehütet hätte, in irgendeiner Weise zu erkennen zu geben, dass er dies tun wolle. Gleichwohl fürchte ich, dass seine Haltung und seine Antworten keinen Anlass geben, sich ermutigt zu fühlen.»⁴

Ich selbst sah daraus, dass Molotow den Fall als eine Angelegenheit Polens bezeichnet hatte, und das liess mich hoffen, dass Polen die Sache schliesslich doch zugeben würde.

Während dieser Zeit hatte ich weiter unterrichtet, denn ich hätte den Verstand verloren, wenn ich untätig geblieben wäre. Und solange ich nicht wusste, ob meine Anstrengungen überhaupt zu etwas führen würden, konnte ich es mir gar nicht leisten, die Arbeit aufzugeben. Ich war jetzt 42, und es würde immer schwerer werden, später eine neue zu finden. Trotzdem musste ich die Stelle wieder aufgeben.

Ich machte mir keine grossen Hoffnungen, dass ich über die polnische Botschaft viel erreichen würde. Sie baten mich brieflich um Vor- und Familiennamen meines Mannes, was merkwürdig war, hatte ich doch für meine Korrespondenz mit ihnen Briefpapier benutzt, dessen Kopf seinen vollen Namen aufwies. Dann schrieben sie mir erneut und erbaten eine Kopie ihres vorigen Briefes an mich, da die entsprechende Akte nicht auffindbar sei.

Eines Abends fand ich gleich zwei Briefe von ihnen vor. In dem ersten teilte man mir mit, ich könne ihr letztes Schreiben unbeachtet lassen, und sie hätten meinen Brief an Hermann nach Polen weitergeleitet. In dem zweiten stand, der Botschafter sei wieder zurück und könne mich am nächsten Vormittag, am Samstag, den 23. Oktober, empfangen.

Ich beschloss hinzugehen und nahm meinen Vater mit. Ausserdem setzte ich die amerikanische Botschaft in Kenntnis.

Diesmal war die Art und Weise, wie man mich bei der polnischen Botschaft empfing, eine andere. Während mein Vater auf mich wartete, wurde ich vom Botschafter begrüsst. Wir sassen in tiefen Sesseln vor einem brennenden Kamin, und der Botschafter kritzelte mit einem Stift auf einer Schachtel Zigaret-

ten der Marke «Wawel» herum. Der Wawel ist der Krakauer Burgberg mit seiner grossen Schlossanlage, die ich vor dem Krieg mal besucht hatte.

Er meinte, ich erwarte sicher eine Auskunft von ihm, ich dürfe zuversichtlich sein. «Sie können mir glauben, dass die Angelegenheit in nicht allzu ferner Zukunft in einer Weise geregelt werden soll, die Sie zufriedenstellen wird.»

Das klang grossartig, und mein Herz klopfte. Ich wartete auf mehr.

«Ich habe Ihren Brief an den polnischen Präsidenten gesehen. Wir haben zwar jetzt an Stelle eines Präsidenten einen Staatsrat, aber das macht nichts. Ihr Brief wird sorgfältig bearbeitet werden. Ich möchte Ihnen sehr gern helfen, aber Sie müssen darauf achten, dass Sie nichts tun, was die Dinge noch schwieriger machen könnte.»

Er erklärte mir, diese heiklen Dinge, die komplizierter seien, als ich es mir vorstellte, seien leichter in aller Stille zu regeln. Es gebe Leute, die mich gern vor ihren eigenen Karren spannen würden, aber die seien nicht in der Lage, mir zu helfen. Zeitungsleute seien stets nur an einer Story interessiert, wenn sie damit Geld verdienen könnten. Ich aber wolle ja doch wohl kein Filmstar sein, mit Bildern von mir und den Kindern in jeder Zeitung. Ich solle mich lieber ganz still verhalten.

Ich antwortete, das hätte ich fünf Jahre lang getan. Ich hätte die Presseleute nicht eingeladen, sondern sie hätten sich für den Fall interessiert.

Der Botschafter riet mir, nicht an die Vergangenheit zu denken, uns gehe es jetzt einzig und allein um die Zukunft und darum, die Angelegenheit so bald wie möglich zu regeln. Es sei eine rein menschliche Frage. Er sei sicher, dass ich meinen Mann liebe und dass er mich und seine kleinen Jungen liebe und dass ich lediglich meinen Mann wiederhaben wolle. Aber Josef Swiatlo sei ein Provokateur. Jetzt behaupte er, mein Mann sei pro-kommunistisch eingestellt. Ob ich Swiatlos Aussagen gesehen hätte?

«Ja, ich habe die Presseberichte gelesen.» Ich wollte nichts sagen, was irgendeinen Zweifel an Swiatlo hätte erwecken können.

Der Botschafter sprach langsam weiter, während ich auf der Kante meines Sessels hockte und gespannt zuhörte, damit mir trotz seines eigentümlichen Akzents keines seiner Worte entginge.

«Ihr Mann lebt.» Ich spürte, wie mein Herz höher schlug. «Und er ist bei recht guter Gesundheit. Seine Lebensbedingungen sind keineswegs schlecht. Es ist kein Gefängnis, sondern eher eine Villa.»

«Haben Sie ihn gesehen?»

«Nein, aber als ich jetzt in Polen war, hat man mir von ihm berichtet.» «Es würde mir das Warten sehr erleichtern, wenn ich ihm schreiben könnte,

und er mir. Ich habe ihm über die Botschaft hier eine Nachricht geschickt, aber keine Antwort erhalten.»

Er sagte, ich könne wieder schreiben und ihm dem Brief bringen.

«Und werden Sie mich wissen lassen, wenn es Neuigkeiten gibt?»

«Gewiss. Aber es ist eine sehr heikle Sache. Ich möchte, dass Sie mir vertrauen, ich werde mein Bestes tun. Sie sollten nur mit mir sprechen, und diese Unterhaltung bleibt unter uns, nicht wahr? Das verstehen Sie doch?»

Ja, das verstand ich. Es kommt für mich aber, dachte ich bei mir, ein bisschen spät, mein Vertrauen jetzt plötzlich dem polnischen Botschafter und niemandem sonst schenken zu sollen. Die Polen hatten bisher nicht das Geringste getan, um mir zu helfen.

«Natürlich können Sie tun, was Ihnen beliebt, aber ich rate Ihnen doch, mir zu vertrauen. Es geht hier nicht um die Schuldfrage. Fünf Jahre sind eine lange Zeit, und wir wollen die Sache endlich in einer sowohl für Sie als auch für mich guten Weise regeln.»

Es folgte mehr im gleichen Stil – über Swiatlo, der ein Provokateur sei, und wie ich alles zunichte machen würde, wenn ich mich schlecht betragen und auf Publicity setzen würde.

«Und wie lange werde ich noch warten müssen?»

«Das kann ich im Augenblick noch nicht sagen. Aber als verantwortlicher Botschafter darf ich Ihnen folgendes versichern: Sie können darauf vertrauen, dass alles Ihren Wünschen gemäss geregelt wird.»

Ich dankte ihm mehrmals für seine Freundlichkeit und dafür, dass er mich empfangen hatte. «Sie haben mir grosse Hoffnung gemacht und ich will versuchen, mich in Geduld zu üben.»

Er begleitete mich durch das Treppenhaus des einst luxuriösen Hauses nach unten, wo mein Vater auf mich wartete. Ich machte die Herren miteinander bekannt, und dann gingen wir.

Ich befand mich jetzt in einem Dilemma. Stimimte es, dass ich alles zunichte machte, wenn ich mich nicht an den Rat des Botschafters hielt? Wie konnte er von mir erwarten, dass ich die grosse Neuigkeit für mich behielt? Verlangte er tatsächlich, dass ich auch der amerikanischen Botschaft nichts sagte, eben in dem Augenblick, wo die amerikanische Regierung Protest einzulegen gedachte?

«Wie weit kann ich wohl den Polen trauen?» fragte ich meinen Vater.

«So weit, wie du sie mit einem Tritt befördern kannst», antwortete er.

Es gab eine Lektion, die ich, wie ich meinte, wirklich gelernt hatte, nämlich dass ich ohne die Unterstützung der amerikanischen Regierung nichts war, und dass die Kommunisten kein echtes Interesse an mir hatten.

Nur die amerikanische Staatsbürgerschaft würde Hermann retten. Herta hatte unsere Regierung nicht gebeten, Noel zu helfen, aber deshalb wurde er auch nicht besser behandelt. Sie hatte mir geschrieben, sie habe Hermanns Fall Helena Syrkus anvertraut, die, wie sie fest glaubte, am geeignetsten sei, der Sache nachzugehen. Und was hatte Helena getan? Den Polen lediglich dabei geholfen, Aussenseitern den Eindruck zu vermitteln, dass Hermann gar nicht in Polen inhaftiert war. Herta hatte mir geraten, keine offiziellen Schritte zu unternehmen, sondern mit meinen Kindern an Bord der «Batory» nach Hause zu fahren und auf Hermann zu warten, der mit dem Flugzeug folgen werde, «sobald alles geklärt» sei. Ich habe nie bereut, ihrem Rat nicht gefolgt zu sein.

Wie viele Gesuche hatte ich an die Polen gerichtet! Ich hatte das Ehepaar Syrkus angerufen, hatte geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Ich hatte mich 1949 vergeblich um ein Gespräch mit dem polnischen Botschafter bemüht, und als es mir endlich gelungen war, einen kleinen Botschaftssekretär zu erwischen, hatte der mir nichts sagen können. Ich hatte mich an Radkiewicz, den Minister für öffentliche Sicherheit, gewandt und war keiner Antwort gewürdigt worden. Und auch Elsie war seitens der polnischen Botschaft in Washington keinerlei Hilfe zuteil geworden. Die Polen waren fünf Jahre lang bei ihrem hinauszüglernden Schweigen oder ihren Wir-wissen-von-nichts-Antworten geblieben, bis schliesslich etwas Einschneidendes geschehen war: Sie hatten sich mit der Tatsache konfrontiert gesehen, dass die Wahrheit heraus war, dass sie vor aller Welt ausgebreitet lag und Eingang in eine amerikanische Note gefunden hatte.

Da entdeckten sie plötzlich, dass sie Hermann hatten – und alles war nur ein Irrtum gewesen. Und mich baten sie jetzt, mein Vertrauen nur ihnen und niemandem sonst zu schenken!

Nein, dazu war es jetzt zu spät. Ich war mir in einem Punkt sicher: Weder meine noch Hermanns Position würde gestärkt werden, wenn sie zu der Ansicht gelangten, sie könnten mich und das amerikanische Aussenministerium gegeneinander ausspielen. Das befreite mich allerdings nicht von der Angst, ich könnte wertvoller Nachrichten von Hermann verlustig gehen, wenn ich darauf bestand, die Verbindung zu meiner Regierung aufrechtzuerhalten. Und wenn es mir nicht gelang, der Presse aus dem Weg zu gehen.

Die amerikanische Botschaft war der Ansicht, dass die Einladung zu einem Gespräch mit dem polnischen Botschafter ein sehr hoffnungsvolles Zeichen war.

Kampf um eine Seele

Es war Samstag, und wir glaubten, am Wochenende würde nicht mehr viel geschehen, deshalb fuhren meine Eltern weg und ich blieb mit den Kindern allein in London. Im Schlaf meinte ich, das Telefon klingeln gehört zu haben. Ich stolperte nach nebenan und nahm den Hörer ab.

«Mrs. Field? Hier ist die Nachrichtenagentur Reuters. Wir haben gute Nachrichten für Sie. Radio Warschau hat gerade bekanntgegeben, dass Ihr Mann aus dem Gefängnis entlassen und von allen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen freigesprochen worden ist.»

«Ist das wahr? Kann ich mich darauf verlassen?»

«O ja, es ist ganz offiziell.»

Ich brach in Tränen aus. Er war in Sicherheit, endlich das Ende unserer Leiden erreicht! Alles andere zählte nicht.

«Mrs. Field? Mrs. Field? Möchten Sie eine Erklärung abgeben?»

«Ich kann jetzt nicht...»

«Darf ich sagen, dass Sie überwältigt sind?»

«Ja.»

Ich legte auf. Dann warf ich mich aufs Bett und schluchzte meine Erleichterung heraus – das Ende der Anspannung, der Ungewissheit, der erweckten und wieder zerstörten Hoffnungen. Ich dankte Gott, dass uns die Welt gnädig gewesen war; dass Hermann, der so viele Tode hätte sterben können, noch am Leben war; dass ich, die ich schon damit gerechnet hatte, für den Rest meines Lebens allein zu bleiben, meinen Mann zurückerhielt – und unsere Söhne ihren Vater. Glaubte ich, dass es geschehen war, weil wir es uns immer so sehr gewünscht hatten? Nein, ich wusste, dass es viele Frauen gab, die ihren Mann so sehr liebten wie ich den meinen und die ihn doch verloren hatten. Nein, ich glaubte, dass ich einer grossen Gnade teilhaftig geworden war, für die ich ewig dankbar sein würde.

Ich stand auf und schaltete das Licht an. Es war fünf Uhr fünfzig am 25. Oktober 1954.

Hugh hatte das Telefon auch gehört. «Was ist los?» rief er.

Ich ging zu ihm. Er stand mitten in seinem Zimmer. Ich sagte: «Hermann ist aus dem Gefängnis entlassen worden.»

Er weinte, und wir hielten uns wortlos umarmt.

Das Telefon klingelte erneut. Diesmal war es International News Service. Ich griff nach einem Stift und kritzelte das folgende mit:

«Radio Warschau meldete, dass Hermann Field aus dem Gefängnis entlassen und von allen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen freigesprochen worden ist. Man sagte, Field sei entlassen worden und habe volle Genugtuung erhalten ... das sei nach einer eingehenden Überprüfung geschehen, die ergeben habe, dass alle von Josef Swiatlo gegen ihn erhobenen Vorwürfe jeder Grundlage entbehrten und die Erfindung von amerikanischen Agenten und Provokateuren seien...»

Ich zerbrach mir nun aber nicht den Kopf darüber, welche Erklärung sich die Polen ausgedacht hatten, um ihr Gesicht wahren zu können. Ich wollte lediglich eine Bestätigung durch die BBC haben und wartete ungeduldig auf die Sieben-Uhr-Nachrichten. Und dann war es soweit: «Radio Warschau kündigte die Entlassung Mr. Hermann Fields an, eines amerikanischen Architekten, der bei der Suche nach seinem Bruder verschwunden war...»

Da war es! Kein Zweifel mehr möglich. Hugh war so aufgeregt, dass wir das Radio auch um acht wieder anstellen mussten. «Ich möchte das viele, viele Male hören», sagte er.

Inzwischen war auch Alan aufgewacht und hörte zu.

«Wann wird Daddy kommen?» fragten sie.

«Das weiss ich nicht. Polen liegt natürlich ein ganzes Stück weit weg. Aber er wird jetzt irgendwann kommen.»

Ich machte ihnen das Frühstück, und ununterbrochen klingelte das Telefon. Zeitungen riefen an und Freunde, die die BBC-Nachrichten gehört hatten. Und meine Eltern waren nicht da.

Ich entschuldigte Hugh in der Schule. Alan musste wegen einer Handverletzung sowieso zu Hause bleiben. Dann rief ich Elsie in Paris an und den amerikanischen Generalkonsul. Diesem sagte ich, Hermann solle direkt nach London kommen, damit ich ihn so bald wie möglich wieder bei mir habe.

Dann rief mein Vater an. Ich bat ihn, nach London zurückzukehren, weil ich eine wahre Flut von Nachfragen erwartete und Hilfe brauchte. Noch während wir telefonierten, erschien die blonde Sekretärin des polnischen Botschafters und richtete mir aus, dass der Botschafter mich zu sprechen wünsche.

Mir war nicht wohl bei dem Gedanken, die polnische Botschaft allein aufzusuchen, und deshalb rief ich von einer Telefonzelle aus die amerikanische Botschaft an und sagte dort Bescheid.

In der polnischen Botschaft eingetroffen, wurde ich sofort zum Botschafter gebracht. Ob ich die Nachrichten gehört hätte? Ja, das hätte ich, sagte ich und fragte ihn, ob ich mich fest darauf verlassen könne. Ja, das könne ich, es sei offiziell. Die Dinge hätten sich schneller klären lassen als erwartet, und jetzt dürfe ich der Rückkehr meines Mannes getrost entgegensehen. Ich glaube, er freute sich wirklich.

Das war alles. Das Gespräch hatte etwas Befremdliches – es schien so gar keine Notwendigkeit dafür zu bestehen. Ich fing an zu befürchten, es könnte vielleicht doch noch etwas schief gehen. Deshalb rief ich später noch einmal den amerikanischen Konsul an und fragte, ob die Polen irgendetwas unternehmen könnten, um sich doch noch aus der Sache rauszuwinden. Er meinte aber, das glaube er nicht, er sei sicher, alles werde gutgehen.

Auf der Heimfahrt holte ich Alan ab. Vor unserem Haus sahen wir eine grosse Zahl junger Leute herumlungern, natürlich war es die Presse. Da mir der polnische Botschafter ja nahegebracht hatte, dass ich kein Filmstar war, wollte ich lieber darauf verzichten, für die Fotografen zu posieren, und liess – als Kompromiss – nur zu, dass sie mich und Alan auf dem Gang zum Haus ablichten.

Abgesehen von meiner grossen Freude gab es eigentlich nichts, was ich den Reportern mitteilen konnte. Die Presse ihrerseits zeigte sich jedoch unternehmungslustig. Eine Agentur rief die amerikanische Botschaft in Warschau an, die bestätigte, dass Hermann entlassen worden war, gleichzeitig aber auch mitteilte, dass man nicht wisse, wo er sich aufhalte. Das beunruhigte mich. Einem Gerücht zufolge wollten die Polen Hermann nach Berlin schicken. Andere Agenturen passten alle Flugzeuge aus Polen ab, die im Westen landeten. Eine Zeitung erbot sich, mir auf ihre Kosten ein Telefongespräch mit Hermann zu vermitteln. Da aber niemand wusste, wo er sich befand, war das nicht so einfach, und ausserdem gefiel mir der Gedanke nicht, dass die ersten Worte, die wir wechseln würden, in einer Redaktion aufgezeichnet wurden. Ich blieb den ganzen Tag im Haus und wartete auf weitere Nachrichten.

Gegen acht Uhr abends rief die Sekretärin des polnischen Botschafters an. Er habe Neuigkeiten für mich, ob ich so bald wie möglich bei der Botschaft vorbeikommen könne? Mein Vater fuhr mich hin.

Der Botschafter sass an seinem Schreibtisch. Er überreichte mir einen Umschlag. Ich öffnete ihn. Ein langer Brief in Hermanns Handschrift! Ich zitterte und begann zu lesen:

«Otwock, 24.Okt. 1954. Meine Liebe, wenn dies Dich erreicht, wird die offizielle Ankündigung meiner Befreiung schon rausgegangen sein ...»

Nach all diesen Jahren die ersten Worte von ihm! Der Beweis, dass er wirklich noch am Leben war, oder es wenigstens vor zwei Tagen noch gewesen war, und dass es ihm gut genug ging, um einen so langen Brief schreiben zu können! Ich las weiter:

«In einer Welt, die für mich vor so langer Zeit aufgehört hat zu existieren... habe ich von dem Angebot der polnischen Regierung Kenntnis genommen, mir für die Rekonvaleszenz Einrichtungen zur Verfügung zu stellen ...»

«Kenntnis genommen!» Was für eine seltsame, amtlich klingende Sprache. Hatte er diesen sorgfältig und durchdacht abgefassten Brief wirklich selbst geschrieben? Oder hatte ihm jemand den Text diktiert? Und die von den Polen offerierten Rekonvaleszenz-Einrichtungen – bedeutete das, dass er vorhatte, noch dort zu bleiben und sich zu erholen, statt auf der Stelle auszureisen? Wie konnte er das ertragen, und wie sollte ich mit der Ungewissheit fertig werden? Vielleicht wollten die Polen gar nicht, dass er in die nicht-kommunistische Welt zurückkehrte? Schliesslich hatten die Kommunisten ja noch nicht zugegeben, dass sie auch Noel festhielten.

«... darüber hinaus werde ich nichts unsere Zukunft Betreffendes unternehmen, ohne es vorher mit Dir abgesprochen zu haben. Die polnische Regierung wird Dir ein Visum ausstellen, so dass Du nach Polen kommen und bei mir sein kannst. Lass mich wissen ...»

Das war es also! Statt dass Hermann herauskam, sollte ich dorthin reisen. Aber war das wirklich Hermanns Wunsch? Ich besah mir den Brief, aber er beantwortete mir meine Frage nicht.

Dann las ich ganz unten: «P. S. Vernichte diesen Brief vor Verlassen der Botschaft.» Ich sah unverwandt auf das Schreiben hinab und tat so, als läse ich noch. Diesen Brief vernichten – aber warum? Warum sollte ich diesen kostbaren Brief vernichten, die ersten Worte, die ich in fünf Jahren von ihm erhalten hatte und die ich immer wieder lesen wollte, um zu begreifen, was er mir sagte? Eigentlich war das Schreiben ja auch der einzige Beweis, dass Hermann wirklich noch am Leben war. Angenommen, es käme doch noch etwas dazwischen und sie liessen ihn nicht heraus – sollte ich angesichts dieser Möglichkeit mein einziges Beweisstück vernichten? Ich entschied mich dagegen. Auch wenn ich damit der ersten Bitte, die Hermann an mich richtete, nicht entsprach, und auch wenn der Botschafter wahrscheinlich wusste, wie diese Bitte lautete, faltete ich den Brief sorgfältig zusammen und steckte ihn in die Tasche.

«Ich danke Ihnen sehr. Das ist die erste Nachricht, die ich von meinem Mann selbst erhalten habe, und ich bin sehr dankbar dafür...»

Er klingelte, woraufhin die Sekretärin erschien und mich im Lift nach unten brachte. Ich fühlte mich wie in Trance. Endlich hatte ich Nachricht von Hermann, und er wollte mich nach all diesen Jahren des Schweigens noch immer haben. Zugleich war ich auch deprimiert. Es würde also doch nicht so leicht gehen. Er würde Polen nicht schon morgen mit dem Flugzeug verlassen, sondern erwartete mich dort. Das stellte mich vor ein ganz neues Problem. Hatte ich nicht schon geahnt, dass die Sache einen Haken haben könnte? Hatte schon mal jemand von einem Amerikaner gehört, der fünf Jahre lang ohne Gerichtsverfahren im Gefängnis gesessen hatte und dann mit der Begründung der dafür Verantwortlichen, das sei nur ein Irrtum gewesen, wieder entlassen worden war? Nein, an dieser Geschichte war irgendetwas falsch, und ich wusste nicht, was gespielt wurde.

Mein Vater fuhr mich nach Hause. Dort las ich mit meinen Eltern zusammen Hermanns Brief noch einmal durch, und wir versuchten herauszufinden, was sich dahinter verbarg.

Wie kam er bloss auf den Gedanken, ich würde nach allem, was geschehen war, nach Polen reisen wollen? Die Vorstellung, meinen Fuss auf polnischen Boden setzen zu sollen, machte mir angst. Es gab immer noch keine Nachricht von Noel und Herta. Ich war das einzige noch fehlende Glied. Sie hatten Noels Frau, aber die Hermanns noch nicht. Wie konnte ich wissen, ob Hermann nicht nur freigelassen worden war, um mich nach Polen zu locken? Wenn ich erst einmal dort wäre, würden sie ihn vielleicht wieder verschwinden lassen. Nein,

dachte ich, darauf werde ich mich nicht einlassen. In unserer Familie hatten wir ja inzwischen alle so unsere Erfahrungen mit Geschichten dieser Art. Hermann, Herta und Erica waren Noel nachgereist. Ich wäre eine schöne Närrin, wenn ich das nun fünf Jahre später auch noch täte! Was einzig und allein zählt, ist, wo man sich befindet, dachte ich. Ist man erst einmal auf kommunistischem Gebiet, dann ist man auch in ihrer Hand. Ich musste Hermann dazu überreden, allein auszureisen und darauf zu verzichten, dass ich ihn in Warschau abholte.

Am folgenden Tag, am 26. Oktober, trafen zwei Telegramme von Hermann ein, eins für die Jungen und eins für mich. Das an die Jungen war so typisch für ihn und erweckte in mir den Eindruck, dass er wieder ganz er selbst war. Die beiden freuten sich riesig, schrieben ihr Telegramm ab und nahmen es mit in die Schule. Ein kühner Reporter überredete uns dazu, den Text an die Presse zu geben.

«HALLO, HUGH UND ALAN! WAS HALTET IHR DAVON, WIEDER EINEN DADDY ZU HABEN? ICH HABE GERADE AUSGERECHNET, DASS WIR UNS VOR EINTAUSENDNEUNHUNDERTUNDACHTZEHN TAGEN ZUM LETZTEN MAL GESEHEN HABEN. ICH DENKE, WIR WERDEN UNS VIEL ZU ERZÄHLEN HABEN. ICH HABE DEM ARZT GESAGT, ER SOLLE SICH EIN BISSCHEN BEEILEN, WEIL ICH BALD BEI MEINEN JUNGEN SEIN MÖCHTE. DERWEIL EUCH BEIDEN EINE FESTE DADDY-UMARMUNG. EUER VATER.»

Das Telegramm an mich wiederholte die Bitte, zu ihm nach Polen zu kommen. Ich wurde auch nochmals in die polnische Botschaft gebeten und vom Botschafter zu dieser Reise eingeladen – auf ihre Kosten. Ich wiederholte aber, mein Mann solle zu mir nach London kommen.

In der amerikanischen Botschaft erfuhr ich, dass es Botschafter Flack in Warschau gelungen war, mit Hermann zu sprechen und ihm den Brief zu übergeben, den ich ihm schon vor ein paar Wochen in Vorbereitung dieses Ereignisses geschrieben hatte. Und das amerikanische Aussenministerium gab die folgende Erklärung heraus:

«Dem Ministerium ist mitgeteilt worden, dass Botschafter Flack Hermann Field am gestrigen Tag in einem Sanatorium in der Nähe Warschaus, in das er im September aus dem Gefängnis verlegt wurde, besucht hat. Mr. Field sagte, er wolle in diesem Sanatorium bleiben, bis seine Gesundheit wiederhergestellt sei. Er sagte ferner, er habe fünf Jahre lang keine Verbindung zur Aussenwelt gehabt und fühle sich deshalb noch nicht imstan-

de, vor die Presse zu treten oder öffentliche Erklärungen abzugeben. Der Botschafter beabsichtigt, Mr. Field einen weiteren Besuch abzustatten.»

Auf die Frage unserer Botschaft, ob ich nach Polen zu reisen gedenke, erwiderte ich, das täte ich nicht, solange sie nicht garantieren könnten, dass ich wieder herauskäme. Sie sagten, sobald ich auf polnischem Boden sei, könnten sie nichts mehr zu meinem Schutz tun, und alles hänge dann lediglich davon ab, ob mich die Polen wieder ausreisen lassen wollten oder nicht. Die Art und Weise der Freilassung Hermanns sei ohne Beispiel, und niemand wisse, welchen Zweck die Polen verfolgten.

Ich kam zu dem Schluss, dass die Aussichten auf einen glücklichen Ausgang nicht gut waren, ging zur Post und gab ein langes Telegramm an Hermann auf. Ich hätte die Einladung der polnischen Regierung nach Polen erhalten, wolle ihr aber nicht Folge leisten. Ich sei bereit zu warten, bis er sich in der Lage fühle, die Reise anzutreten und an einen Ort zu kommen, an dem wir beide in Frieden miteinander allein sein könnten. Ich hätte den amerikanischen Botschafter in Warschau gebeten, dies mit ihm zu besprechen.

Inzwischen waren die Presseleute überaus aufdringlich, in der Annahme, Hermann werde in allernächster Zukunft zurückkehren. Das Telefon klingelte pausenlos, so dass wir zu keiner Zeit ungestört waren, aber wir wagten nicht, den Apparat abzustellen, weil es ja immer sein konnte, dass Hermann uns zu erreichen versuchte.

Am 27. Oktober, zwei Tage nach Hermanns Entlassung, rief mich der Botschaftsrat der amerikanischen Botschaft in Warschau an. Botschafter Flack sei gerade bei Hermann gewesen, der sich etwa dreissig Kilometer ausserhalb Warschaus aufhalte. Hermann habe mein Telegramm erhalten, und sein Zustand sei recht gut. Er zeige grossen Mut, aber es sei alles auch sehr schwer für ihn. Er werde mich bald anrufen, und Botschafter Flack bitte mich dringend, so ruhig wie möglich zu bleiben. Hermann sei einverstanden, sich mit mir ausserhalb Polens zu treffen. Er könne jederzeit reisen. «Sie werden feststellen, dass er sehr bestimmte Vorstellungen davon hat, wohin er reisen will. Ich möchte Ihnen empfehlen, wenn möglich die Presse aus dem Spiel zu lassen.»

Ich war so aufgeregt, dass ich noch während unseres Gesprächs zu weinen anfang. Jetzt würde sich also doch noch alles schnell klären. Ich sammelte mich und wartete auf Hermanns Anruf.

Und dann kam er. Seine Stimme drang aus dem fernen Polen – und aus

dem Jahr 1949 – an mein Ohr! Er klang gänzlich unverändert. Es war unverkennbar mein Hermann, mein lieber, lieber Hermann, endlich. Auch er sprach ganz ruhig, und wir unterhielten uns überaus vernünftig miteinander. Aber was mir heute davon noch gegenwärtig ist, sind nicht die Worte, sondern die damit verbundenen Gefühle. Es war wie ein Traum, der ganz vernünftig erscheint und an den man sich trotzdem beim Erwachen nicht mehr erinnern kann. Was allein zählte, war, dass ich seine Stimme gehört hatte. Endlich nicht mehr diese Decke aus Schweigen, und ich musste mich nicht mehr auf diplomatische Noten und Presseberichte verlassen. Er lebte noch und hatte mir bewiesen, dass ihm noch an mir und den Jungen gelegen war.

Er war enttäuscht, dass ich nicht nach Polen kommen wollte, meinte dann aber, er werde wohl in der nächsten Woche soweit sein, dass er reisen könne.

«Ich habe darüber nachgedacht, wohin wir fahren könnten. Ich möchte gern, dass wir uns in Gandria in der Schweiz treffen. Das ist ein kleines Dorf am Luganersee. Mutter hat mich einmal dorthin mitgenommen, als ich noch klein war... Vielleicht Montag oder Dienstag. Ich rufe morgen Abend wieder an, wenn die Jungen aus der Schule zurück sind.»

Am nächsten Morgen klingelte erneut das Telefon. Warschau. Wieder Hermann? Nein, es war für meine Mutter – ein Anruf meiner Schwester Priscilla. Was um alles in der Welt machte sie in Warschau?

Ich hörte atemlos zu, wie meine Mutter das Gespräch beendete. Sie schien bemüht, Priscilla zu beruhigen. «Ja natürlich. Ich hole dich vom Flugplatz ab, Liebling ... Also nein, versprechen kann ich nicht, dass alle da sein werden. Ich freue mich darauf, dich wiederzusehen.»

Meine Mutter hatte die Stimme ihrer Tochter schon fünf Jahre nicht mehr gehört. Sie wandte sich vom Telefon ab und erschien mir ein wenig betroffen. «Ich wünschte, es wäre nicht geschehen. Priscilla ist in Warschau. Sie trifft mit Hermann zusammen und dann kommt sie hierher.»

«Klang sie in Ordnung?»

«Da bin ich mir nicht sicher. Sie war viel zu erregt. Sie redete in einem fort. Ich konnte sie gar nicht bremsen.»

So war das also! Ich war wütend. Wie kam es, dass meine Schwester plötzlich bei Hermann in Warschau war? War das nicht ein Versuch, Hermann zu verwirren und ihn dazu zu bringen, die kommunistische These zu schlucken, dass alle seine Schwierigkeiten «amerikanischen Provokateuren» zuzuschreiben seien? Priscilla lebte in Dresden, in Ostdeutschland, nicht in Polen. Es war

ihnen nicht gelungen, mich zu einer Reise nach Polen zu bewegen, und da versuchten sie eben mit anderen Mitteln zu verhindern, dass Hermann ihr Land verliess. Und dabei setzten sie meine eigene Schwester gegen mich ein!

Meine Mutter fuhr zum Flughafen und holte sie ab. Meine Schwester sprach ununterbrochen, und meine Mutter glaubte, sie stehe kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Die Reise war sehr anstrengend gewesen, und in Warschau hatte Priscilla vor lauter Aufregung nicht schlafen können. Sie war in einem Zustand totaler Erschöpfung und musste sich in ärztliche Behandlung begeben. Jetzt hatten meine armen Eltern also zwei Krisen zu bewältigen!

Ich konnte mir gut vorstellen, dass meine Schwester dort in Warschau nicht der einzige Mensch gewesen war, der sich mit riesigem Blumenstrauss im Arm zu Hermanns Villa aufgemacht hatte, um ihm zu versichern, wie leid ihm dieser schreckliche Irrtum tue. Aber ich konnte auch die Möglichkeit nicht ausser Acht lassen, dass wir vielleicht beide nicht wieder aus Polen herauskommen würden, wenn ich jetzt hinführe, um etwas dagegen zu unternehmen.

Am nächsten Tag, am 29. Oktober, wurde ich erneut zur polnischen Botschaft bestellt. Der Botschafter wiederholte die Einladung zu einer Reise nach Polen und sagte, ich könne von meiner Familie mitnehmen, wen ich wolle, gleichgültig ob es Kinder oder Erwachsene seien. Der Besuch könne ein kurzer sein, aber durchaus auch ein langer, ganz wie wir es wünschten.

«Und warum möchten Sie, dass ich nach Polen reise?» fragte ich.

«Es ist der Wunsch Ihres Mannes. Wollen Sie andeuten, dass wir ihn gegen seinen Willen festhalten?»

«Ich deute überhaupt nichts an. Aber ich möchte Sie bitten, Ihrer Regierung zu sagen, dass es für alle Beteiligten die beste Lösung wäre, wenn man meinen Mann dazu bewegen würde, schnell nach Hause zu kommen.»

Ich erinnere mich, dass ich beim Abschied noch sagte: «Mein Mann ist Amerikaner, nicht Pole. Er wollte sich eine Woche lang als Besucher in Ihrem Land aufhalten.»

An jenem Tag rief auch Hermann wieder an. Der amerikanische Botschafter Joseph Flack sei bei ihm gewesen, und: «Ich sagte ihm ganz offen, dass dies alles der Vergangenheit angehöre ... Hier gibt es jedoch noch eine ganze Menge anderer Leute, deren Fälle noch nicht geklärt sind, und ich muss solange bleiben, bis das alles geregelt ist.»

Ich protestierte. «Darum sollte sich ein anderer kümmern. Deine Hauptverantwortung sind jetzt deine Frau und deine Kinder!»

Was um alles in der Welt sollte das bedeuten – er müsse dabei helfen, dass auch andere Fälle geklärt würden? Natürlich, wir hatten noch immer nichts von Noel und Herta gehört, aber ich war nicht überzeugt, dass Hermann etwas für sie tun konnte, wenn er in Polen blieb.

Am folgenden Vormittag sagte er, es sei ein Ausschuss gebildet worden, der untersuchen solle, warum er festgehalten worden war. Er könne erst abreisen, wenn das geklärt sei und die Verantwortlichen ihre Strafe erhalten hätten. Er müsse also noch eine Woche bleiben. «Ich lasse mich nicht drängen», setzte er noch hinzu.

Bei unserem abendlichen Telefongespräch versuchte ich dann, ihn zu beruhigen. «Denk nicht, dass ich dich drängen will. Versuch nur, dich mir nahe zu fühlen.» Obwohl ich unser Haus in Cleveland verkauft hatte, besaßen wir doch immer noch die Valley Farm in Massachusetts, die ihm so viel bedeutete. «Du glaubst gar nicht, wie viele Freunde du hier drüben hast. Eine solche Geschichte zeigt, wo deine wahren Freunde sind.»

Er erzählte mir, die meiste Zeit sei noch ein anderer Mann in seiner Zelle gewesen. Sie hätten zusammen Bücher geschrieben, und er wolle, dass ich sie mit ihm, Hermann, überarbeite und für eine Veröffentlichung vorbereite.

«Ich bin so froh, dass du ein so gutes Verhältnis zu Elsie hast», sagte er.

«Weil wir zusammen soviel durchgemacht und so lange um dich gekämpft haben.»

Dann sprach auch Elsie, die ihre Familie in der Schweiz zurückgelassen hatte und zu mir nach London gekommen war, zum ersten Mal mit Hermann, was für sie beide sehr aufregend war. Am nächsten Tag schlug er Elsie vor, mit mir zusammen für eine Weile zu ihm nach Polen zu kommen. Am folgenden Tag bat er sie, alles in ihren Kräften Stehende zu tun, um mich umzustimmen und mir über meine Ängste hinwegzuhelfen. Die Polen würden für alle Kosten aufkommen.

Aber Elsie blieb fest. Sie sagte, sie wolle sich den Polen nicht verpflichtet fühlen und wenn sie komme, dann auf eigene Rechnung. Sie könne aber bei all dem nicht nur an ihn denken, sondern müsse auch mich und die Kinder in ihre Überlegungen einbeziehen. «Kate kann das nur für sich selbst entscheiden.»

«Aber ich muss sie hier bei mir haben, zu meiner Unterstützung. Ihr solltet beide für einen Monat oder so herkommen. Du weisst ja, Elsie, dass auch noch andere Familienangehörige betroffen sind und andere Leute... «

«Natürlich weiss ich das. Aber ich bin viel mit Kate zusammen gewesen und vertraue ihrem Urteil.»

Die arme Elsie sass in der Klemme. Sie wollte so gern zu ihrem Bruder reisen, mich aber auch nicht im Stich lassen. Wir zermarterten uns das Hirn nach einer Lösung. Schliesslich wussten wir ja nicht, wie es um Hermanns Gemütsverfassung bestellt war, und mussten befürchten, dass dieser Konflikt für ihn gefährlich sein könnte.

Meine täglichen Gespräche mit Hermann gingen alle auf die Rechnung der polnischen Regierung. An den meisten Tagen telefonierten wir zweimal miteinander, einmal morgens und noch einmal abends, weil ich ihm gesagt hatte, ich könne nicht schlafen, wenn ich nicht wisse, ob er noch dort sei und ausser Gefahr.

Nach fünf Jahren in einem Keller fühlte Hermann sich in seiner Rekonvaleszenten-Villa, wo ihm jeder Wunsch erfüllt wurde, wie im Paradies und wagte sich nicht in die Welt hinaus, die ihm fremd geworden war. Ich dagegen lebte in dauernder Spannung. Die ganze Geschichte war ja ohne Beispiel. Wer hatte denn schon je gehört, dass die Kommunisten einen Gefangenen laufen und ihn sich in einer Villa mitten im Wald in aller Freiheit erholen liessen – und das in dem Land, in dem er eingekerkert gewesen war! Hermann schilderte mir die Schönheiten der Umgebung in leuchtenden Farben.

Von Noel und Herta hatten wir immer noch keine Nachricht. War es denkbar, dass Hermann jetzt, wo er – was die polnische Regierung anbetraf – «frei» war, endgültig verschwinden könnte? Die amerikanische Botschaft in Warschau hatte ihm einen neuen Pass ausgestellt, und die Polen hatten ihre Ausreisegenehmigung hineingestempelt. Da konnten ihn doch jetzt die Russen entführen, und die Polen würden die Achseln zucken und sagen: «Wir wissen nicht, wo er steckt. Er war frei und konnte reisen, wohin er wollte.» Meine Angst war, dass man ihn in die falsche Richtung schicken könnte.

Unsere Telefongespräche schienen zu keiner Lösung zu führen. Eines Tages sagte ich ihm, sie müssten doch schrecklich teuer sein. Alles, was er zu tun habe, sei, jetzt endlich da raus und zu uns zu kommen.

Die nervliche Anspannung zeigte auch bei mir Wirkung. Ich war in den zurückliegenden fünf Jahren chronisch überbeansprucht gewesen, und jetzt hielt die Spannung, die Swiatlos Aussagen hatte entstehen lassen, schon einen Monat an, so dass die Verzögerung allmählich schwer zu ertragen war. Trotz Schlaftabletten sass ich oft schon viele Stunden vor Tagesanbruch an meinem Schreibtisch und schrieb lange Briefe an Hermann, in denen ich ihm all das nahezuzubringen versuchte, was sich seit seinem Verschwinden draussen in der Welt zugetragen hatte.

Auch am 2. November sass ich wieder an dem kleinen Tischchen vor meinem Schlafzimmerfenster. Ich sah zum Mond am Londoner Nachthimmel hinauf. Wenn Hermann jetzt dort in seiner Villa in den polnischen Wäldern wach wäre, würden für ihn der Mond und der Himmel genauso aussehen. Ich begann einen neuen Brief, in dem ich ihm erklärte, warum ich nicht nach Polen kommen wollte. Ich schrieb, wie Noel, Herta und Erica verschwunden waren und dass Erica sogar zum Tode verurteilt, dann aber nach Workuta geschickt worden war. Ich schrieb, es könne uns im Falle meiner Reise nach Polen niemand garantieren, dass ich dort auch wieder herauskäme, und ich könne Hugh und Alan nicht zu Waisenkindern machen. «Wir haben diese Kinder in die Welt gesetzt, und Du weisst, wie sehr ich sie liebe.»

Ich erinnerte ihn daran, dass er Amerikaner sei und dass angesichts der fortbestehenden Spannungen zwischen den Vereinigten Staaten und der kommunistischen Welt kein Amerikaner zwischen diesen beiden Welten hin und her schwanken könne, «ohne sich selber kaputtzumachen». Er habe die Wahl: Entweder er kehre zu mir, den Kindern und seinen Freunden zurück, oder er bleibe für immer in Polen, ohne uns.

Ich schrieb, es sei uns zwar nicht gelungen, festzustellen, wo er verhaftet worden sei, dass das amerikanische Aussenministerium aber trotzdem seinetwegen viele diplomatische Noten an die Polen geschickt und ich sie ebenfalls um ihre Hilfe ersucht hätte. Sie hätten jedoch keinen Finger krumm gemacht. «Und jetzt plötzlich ist der polnische Botschafter die Freundlichkeit selbst... Dabei haben sie schon dadurch, dass sie mir zuvor nie geholfen haben, erkennen lassen, wie wenig ihnen an meinem Glück gelegen ist.»

Man habe ihm sicher gesagt, Swiatlo sei ein amerikanischer Agent, und ich könne mir gut vorstellen, wie sehr er den Mann hasse, aber er solle sich auch daran erinnern, dass er nicht gewusst habe, für wen Swiatlo gearbeitet hatte.

Offensichtlich seien es zwei Dinge, die ihn in Polen festhielten. Das eine sei die Angst davor, was ihm widerfahren würde, wenn er herauskäme, und das andere die Vorstellung, er könne durch sein Bleiben all jenen helfen, die so wie er fälschlicherweise beschuldigt worden waren. Ich versuchte, ihn zu beruhigen: «Ich gebe zu, dass einige Leute auf Grund der Irrationalität, der der Kalte Krieg Vorschub geleistet hat, schwer haben leiden müssen, vor allem in Amerika. Aber das Aussenministerium ist nicht in einer Weise betroffen, dass Dir irgendeine Gefahr droht ... Ich bin vielmehr fest davon überzeugt, mein Lieb-

ling, dass Du ohne die Bemühungen des Ministeriums noch nicht aus dem Gefängnis entlassen worden wärest.»

Was die Frage der Entlassung anderer Gefangener angehe, so könne ich nicht sehen, wie er ihnen dadurch helfen wolle, dass er in Polen bleibe. Auch Elsie sei der Meinung, dass seine Anwesenheit dort keinen Einfluss auf die Entscheidung haben werde, Noel und Herta gleichfalls freizulassen.

Was seinen Wunsch angehe, Übeltäter ihrer gerechten Strafe zuzuführen, so solle er daran denken, dass er Amerikaner sei und kein Recht habe, sich in die inneren Angelegenheiten Polens einzumischen.

Schliesslich versuchte ich, ihm die Angst zu nehmen, die er und die Polen vor der Presse zu haben schienen. Ich wies daraufhin, dass die Presse zwar durchaus ihre eigenen Interessen habe, dass es manchmal jedoch durchaus von Nutzen sei, wenn Tatsachen öffentlich würden, so wie die, dass er sich jetzt in Polen befinde. Aber selbstverständlich würde ich der Presse seinen genauen Aufenthaltsort nicht mitteilen, so dass sie ihn nicht behelligen könnten.

Ich schloss mit einem leidenschaftlichen Appell: «Wenn Du bleibst und tust, worüber wir gesprochen haben, brichst Du mir das Herz. Ich habe fünf Jahre lang um Deine wahre Freiheit gekämpft und möchte Dich jetzt nur davor bewahren, einen nicht wieder gutzumachenden Fehler zu begehen. Niemand hat Druck auf mich ausgeübt. Ich sitze allein in meinem Schlafzimmer und schreibe diese Zeilen an Dich ... Ich bitte Dich, Liebling, meinem Urteil mehr zu trauen als dem irgendeines in Osteuropa beheimateten Menschen und dafür zu sorgen, dass Du bald zu mir in die Schweiz, nach Schweden oder in ein anderes nicht-kommunistisches Land Deiner Wahl kommen kannst. Ich werde die amerikanische Botschaft in Warschau bitten, mir zu bestätigen, dass Du diesen Brief gelesen hast. Deine Frau Katie.»

Ich zählte die Seiten – es waren sechs, und beidseitig beschrieben. Vielleicht würde ja dieser Brief einen Sinneswandel bewirken.

Es wurde langsam hell. Ich legte mich wieder ins Bett und schlief sofort ein.

Der diplomatische Draht der Amerikaner nach Polen schien langsam, und die meisten meiner Briefe erreichten Hermann erst, nachdem er Polen verlassen hatte. Aber dieser Brief kam rechtzeitig.¹

Tag für Tag suchten Elsie und ich nach einem Weg aus der Sackgasse. Die Briten hatten angeboten, Hermann mit einer Militärmaschine direkt nach London zu bringen, aber das hatte er abgelehnt. Auch der Vorschlag, dass wir uns

in Kopenhagen treffen sollten, war durchgefallen. Allem Anschein nach wollte er in keinen der NATO-Staaten ausreisen, weshalb wir auf Schweden verfielen und die Bitte an den Botschafter dieses Landes in Warschau richteten, Hermann in die schwedische Botschaft zu holen und ihm neutralen Schutz zu gewähren, bis geklärt sei, wie er zu uns nach Schweden gelangen könne.

Aber das alles klappte nicht, und schliesslich reiste Elsie in die Schweiz zurück, um zu sehen, ob sich dort irgendetwas arrangieren liesse und Hermann dazu gebracht werden könnte, dorthin auszureisen. Sie erfuhr, dass in Warschau ein Architekten-Kongress stattfand und dass unter den Delegierten der Schweizer Architekt Hans Brechbuehler war, der bei dem Kongress im Jahr 1949 mit Hermann das Zimmer geteilt hatte. Sie suchte ihn auf, und er versprach, sich mit Hermann in Verbindung zu setzen und zu versuchen, ihn zu einer Ausreise zu überreden. Die Schweizer Behörden sagten zu, Hermann die Einreise in die Schweiz zu erleichtern, und versicherten Elsie, dass er vor den Russen sicher sein werde. Ausserdem wolle man alles tun, um ihm die Presse vom Leib zu halten.

In dieser Zeit sprachen Hugh und Alan täglich am Telefon mit Hermann und erzählten ihm von ihrem Schulleben so, als wäre er ihnen wieder ganz nahe und vertraut. Wenn ich manchmal meinte, wir würden ihn nie mehr herausbekommen, sah ich mich versucht zu sagen: «Wenn du nicht herkommst und deinen Kindern Vater sein willst, dann ist es nicht richtig, sie wieder an dich zu binden.»

Mir machte jetzt auch die Sicherheit der beiden Jungen Sorgen. Eine Möglichkeit, mich nach Polen zu holen, wäre ja immerhin gewesen, sie dorthin zu entführen. Vielleicht, um mich diesbezüglich endgültig zu beruhigen, suchte mein Vater den Chef der Special Forces der Londoner Polizei auf und fragte ihn um seine Meinung. Ausserdem hielt Vater in seinem Tagebuch fest, wo die Jungen hingingen und wann sie aus der Schule zurückerwartet wurden. Oft holte er sie auch selbst ab.

Hermann erzählte mir, dass er von Botschafter Flack alte Ausgaben der *New York Times* bekommen habe, die die vergangenen fünf Jahre abdeckten, und dass die Lektüre ein fürchterlicher Schock für ihn gewesen sei. Er habe ja von den weltpolitischen Geschehnissen nur wenig erfahren, und die Heftigkeit des Kalten Krieges und das politische Klima, das vom Senator Joseph McCarthy in den Vereinigten Staaten geschaffen worden sei, hätten ihn zutiefst erschreckt.

Am Morgen des 14. November beschloss ich endlich, alle Diplomatie fahren zu lassen und Hermann das Wichtigste dessen, was sich in den zurücklie-

genden fünf Jahren zugetragen hatte, zu berichten, mochte das Gespräch abhören wer wollte. Ich begann mit den Schauprozessen, bei denen der Name Field gefallen war, und kam auf die Männer zu sprechen, die in Ungarn und in der Tschechoslowakei gehenkt, in Deutschland eingesperrt worden waren.

Er bat mich aufzuhören, aber ich sagte: «Du brauchst gar nichts zu sagen, ich werde fortfahren.» Und ich erzählte ihm von Erica Wallach, die nach Berlin gefahren war, die man dort verhaftet und zum Tode verurteilt hatte, und von der wir wussten, dass sie sich jetzt in einem russischen Arbeitslager befand. Ich berichtete ihm, wie sein Freund Karel Markus in der Tschechoslowakei verschwunden war, und dass man mir gesagt hatte, seine Frau und seine Kinder seien tot aufgefunden worden. Und ich liess ihn wissen (das war eigentlich eher für die Polen oder Russen bestimmt, falls sie zuhörten), dass es, sollte ihm etwas zustossen und er nicht herauskommen, diesmal kein dummes Geschwafel über amerikanische Agenten geben würde, dass ich wüsste, dass russische Agenten dahintergesteckt hätten, und auch genügend Beweise dafür vorlegen könne. Des Weiteren sagte ich, dass sie, wenn sie wirklich den Kalten Krieg anheizen wollten, dieses dumme Spielchen mit ihm bloss weiterzuspielen brauchten, denn ich würde dann schon dafür sorgen, dass es ordentlich Zunder gebe!

Hermann klang ein wenig betroffen. Ich zitterte. Aber jetzt wusste er immerhin über einige Dinge Bescheid. Vielleicht half ihm das zu verstehen, warum ich nicht zu ihm kommen und ihn abholen wollte und warum er seine Ausreise nicht noch länger aufschieben sollte. Denn ich war inzwischen wirklich verzweifelt. Wir hatten einen toten Punkt erreicht. Ich lebte von Beruhigungsmitteln und Schlaftabletten und sass trotzdem die Nächte wach in meinem Zimmer und versuchte, einen Ausweg zu finden. Ich hatte seit Hermanns Entlassung zehn Pfund abgenommen.

Wenn ich an Hermann dachte, hatte ich immer wieder dasselbe Bild vor Augen: Er hing an einem Seil tief unten in einem Brunnenschacht, und ich versuchte unablässig, ihn heraufzuziehen. Aber sobald er dem Brunnenrand näherkam, blieb er irgendwie stecken, und ich schaffte es nie, ihn über den Rand zu hieven. Eines Tages zog ich in meiner Wut – oder vielleicht auch nur um der Selbsterhaltung willen – das Fazit, dass ich geschlagen war. Ich ging ins Wohnzimmer meiner Eltern. Auf dem Kaminsims stand ein Foto mit Hermann, mir und den Kindern, und ich sagte zu meinem Vater: «Nimm es bitte weg, Daddy. Ich weiss, dass ich am Ende bin.»

«Ich tu's in meinen Schreibtisch, für den Augenblick», erwiderte mein Vater.

Vor dem Ausbruch

Als der 25. Oktober anbrach, lag ich in unruhigem Schlaf. Kurz vor fünf wachte ich auf und stellte das Radio an, suchte den Warschauer Sender. Und da kam sie auch schon, die folgenschwere Nachricht – in polnischer Sprache. Ich hörte meinen Namen und bekam ein paar Schlüsselwörter wie «Josef Swiatlo», «amerikanischer Agent», «Provokateur» mit. Ich hatte sofort ein unbehagliches Gefühl. Der Text war länger als am Vortag abgesprochen, und es war ganz bestimmt nicht derselbe. Ich wartete. Dann wurde er auch in englischer Sprache verlesen:

«Infolge einer zur Mitte des Jahres 1953 von den staatlichen Stellen angeordneten Untersuchung kamen einige Fälle von grober Verletzung der Rechtsstaatlichkeit ans Licht, und es wurden in diesem Zusammenhang gründliche Ermittlungen vorgenommen. Im Laufe dieser Untersuchungen enttarnten die zuständigen Stellen Josef Swiatlo als Lockspitzel des amerikanischen Geheimdienstes. Es war Swiatlo mit Hilfe gefälschter Papiere und auf Grund von Fehlern bei den entsprechenden Kontrollen gelungen, in die Sicherheitsorganisation unseres Landes einzudringen.

Als Agent provocateur bediente sich Swiatlo verschiedener verbrecherischer Methoden und falscher Aussagen, um eine Reihe von Bürgern zu verleumden und zu belasten. Er machte sich das Fehlen einer ordnungsgemässen Überwachung zunutze, wählte ein paar Leute aus und brachte es dahin, dass sie auf Grund falscher Anschuldigungen verhaftet wurden. Eine der auf diese Weise festgenommenen Personen war der amerikanische Staatsbürger Hermann Field. Die gegen ihn erhobenen Vorwürfe hatte sich Swiatlo mit besonders provozierender Perfidie ausgedacht. Swiatlo befürchtete, die angeordnete Untersuchung würde zu seiner Ent-

tarnung führen, und es gelang ihm, ausser Landes zu fliehen. Heute setzt er seine provokative und subversive Tätigkeit offen als entarnter amerikanischer Agent fort, verbreitet Lügen, Verleumdungen und irreführende Informationen über den Rundfunk, die ebenso absurd wie schamlos sind. Diese Provokation ist Teil einer gegen Polen gerichteten Kampagne und wird von Amerikanern geleitet, die vor nichts zurückschrecken, wenn es um die Erreichung ihrer Aggressionsziele geht. Es ist allgemein bekannt, dass diese Leute alles daran setzen, die Wiederbelebung der Wehrmacht unter Führung der alten Hitlergefolgschaft mit ihren verbrecherischen Nazimethoden zu erzwingen.

Die Untersuchungen haben ergeben, dass die von Josef Swiatlo gegen Hermann Field erhobenen Anschuldigungen jeder Grundlage entbehren. Dementsprechend ist Hermann Field aus der Haft entlassen und voll entschädigt worden.

Weitere Anschuldigungen, die gegen bestimmte polnische Staatsbürger erhoben worden sind, haben sich als falsch und unbegründet herausgestellt, und die unschuldigen Opfer sind ebenfalls auf freien Fuss gesetzt worden. Die Ermittlungen werden fortgesetzt, und es sind Massnahmen gegen diejenigen ergriffen worden, die sich mangelnder Wachsamkeit und unzureichender Aufsichtsführung schuldig gemacht haben.»

Ich fühlte mich betrogen. Das hatte keine Ähnlichkeit mit der Version, der ich zugestimmt hatte. Die erste Handlung nach Wiedererlangung der Freiheit machte mich schon zum Teil einer Kampagne, die eben jene, die mich gefangen gehalten hatten, gegen mein eigenes Land führten. Was wusste ich – abgesehen von dem, was er mir angetan hatte – über Swiatlo? Was wusste ich zum gegenwärtigen Zeitpunkt überhaupt? Wie sollte ich nach dieser antiamerikanischen Demonstration den Vertretern der Botschaft gegenüberreten?

Jetzt hatte ich das Heft in der Hand. Als erstes wollte ich das für zehn Uhr angesetzte Interview absagen. Ich hatte es sowieso nicht gewollt, und jetzt war es nicht mehr möglich, den Fragen auszuweichen. Auf polnischem Boden würde ich Mittelpunkt einer heftigen Kontroverse sein, ohne Chance, das Land als Privatmann zu verlassen und die zurückliegenden fünf Jahre als abgeschlossenes Kapitel anzusehen. Ich nahm mir vor, mich aus allem, was für diesen Tag geplant sein mochte, herauszuhalten.

Frau Markowska kam eine halbe Stunde vor Beginn des geplanten Interviews nach Otwock. Mein Vorgehen bezeichnete sie als unverantwortlich. Ich erwiderte, sie hätten gegen alle Zusagen im Zusammenhang mit meiner Entlassung verstossen, ich war nicht bereit, mit irgendjemandem zu sprechen, auch nicht mit der Botschaft, bevor nicht alle Fragen geklärt waren.

Die Stunden vergingen. Frau Markowska pendelte zwischen mir und dem Telefon hin und her und die Spannung wuchs. Ihre Vorhaltungen, ich liesse es zu einem internationalen Zwischenfall kommen, die amerikanische Botschaft verlange entsprechend der Presseverlautbarung ein unverzügliches Zusammenreffen mit mir, inzwischen sei auch das Aussenministerium involviert und meine hiesige Adresse nicht mehr länger zu verschweigen, beantwortete ich mit Schweigen.

Die Art und Weise, wie meine Rückkehr ins Leben schon gleich zu Beginn misslungen war, hatte etwas Komisches und gleichermassen Trauriges an sich. Nach all den Wochen der Vorbereitung waren die Polen nun sichtlich aus der Fassung gebracht. Sie hatten sich als die Initiatoren meiner Befreiung darstellen und dies in ihrem Revier feiern wollen, bevor dann die Leute von der Botschaft erschienen und alles unwiderruflich in amerikanische Regie übergang. In aller Frühe, noch bevor ich aufgestanden war, hatten sie die vorderen Räume meiner Wohnung mit Blumen geschmückt. Champagner, Pralinen, Obst und zartes Gebäck waren bereitgestellt. Der Kommandant hatte mich voller Stolz begrüsst.

Jetzt waren wir alle verärgert. Inzwischen war es später Nachmittag, und kein Problem war gelöst worden. Plötzlich stürzte der Kommandant herein: «Sie sind da, die Amerikaner!»

Und schon konnte ich hören, wie sich jemand unten an der Schwelle die Schuhe abtrat. Ich konnte meine Erregung kaum noch zügeln. Der Augenblick war da! Meine Landsleute.

In der Tür erschienen drei kräftige Gestalten, ausser Atem und schwer mit Geschenken beladen. Ich wollte ihnen entgegen! Wir würden einfach in ihren Wagen steigen. Ich wäre umgeben von meinesgleichen, nicht mehr von diesen schweigsamen Figuren mit ihren Hüten, deren Krempe schlaff herabhingen. Wir würden durch das Tor rauschen, uns gar nicht erst die Mühe machen, es zu öffnen. Wen scherte das noch? Diesmal wäre es keine Phantasievorstellung. Der böse Traum war endgültig hinter uns zurückgeblieben. Freiheit!

Aber natürlich wusste ich, dass es nicht so einfach war. Ich wappnete mich und zog mich in die Schale des «alten Hasen» zurück.

Die anderen sahen einander überrascht um. Jemand hatte ihnen die Schau gestohlen. Der grösste von den dreien ergriff das Wort.

«Willkommen, Mr. Field! Darf ich Ihnen unseren Botschafter, Joseph Flack, vorstellen. Ich bin Botschaftsrat Oechsner. Und dies ist unser Kollege John Dennis, Zweiter Sekretär...» Sein Blick erfasste den festlich geschmückten Raum. «Wir schätzen uns glücklich, dass auch wir diesen ersten Augenblick der Freiheit mit Ihnen teilen dürfen... Viele von uns haben hart daran gearbeitet, das möglich zu machen.» Der Vorwurf war unüberhörbar.

Mr. Flack trat zu mir und schüttelte mir die Hand. Er war ein kleiner, älterer Herr mit weissem Haar und einer warmherzigen, sympathischen Art. «Ich bringe Ihnen Grüsse von Kate und Ihrer Schwester, die zwar schon vor Wochen bei uns eingegangen sind, aber bis jetzt nicht zugestellt werden konnten. Ich habe heute mit Kate telefoniert. Natürlich wartet sie sehnhch darauf, Sie wiederzusehen. Wir werden alles tun, um das zu beschleunigen.» Ich steckte die Briefe in die Tasche. Bei diesem ersten Augenblick mit Kate wollte ich allein sein.

Wie vertraut die Gesichter! Als sei ich wieder zu Hause. Der Klang des Englischen, von anderen Stimmen gesprochen als von meiner eigenen. Wir setzten uns um den mit Gaben vollgehäuften Tisch. Es waren noch alte Bekannte dazugekommen – eine Tube Ipana-Zahncrème, ein Rasierapparat und Pinsel von Gillette, ein Päckchen Lucky Strike, amerikanisches Bier, ein paar Nummern der *New York Times* und von *Life*. Zeichen meiner verlorengegangenen Welt. Für einen Augenblick drang die schlichte Aufrichtigkeit dieser Geste zu mir durch. Wir lachten spontan.

Sie erkundigten sich nach meiner Gesundheit und meinen Lebensumständen und betrachteten die Entwurfszeichnungen, die ich an den Schränken und Wänden des Zimmers aufgehängt hatte. Nach allem, was die Botschaft wusste, hatte ich die zurückliegenden Jahre hier draussen in der Villa als Gefangener der Luxusklasse zugebracht, und das war ja auch genau der Eindruck, den die hiesigen Stellen hatten erwecken wollen. Ich kam vorsichtig auf die Vergangenheit zu sprechen und liess durchblicken, dass ich bis vor wenigen Wochen in einer ganz anderen Umgebung, nämlich in dem Vernehmungszentrum in Miedzyszyn gelebt hatte. Sie lächelten. Sie kannten den Ort. Er lag in Sichtweite des Klubs der ausländischen Journalisten am Ostufer der Weichsel. Ich musste unwillkürlich denken, dass dies einer der Gründe war, die «Zigarette» davor hatte zurückschrecken lassen, mir die Erlaubnis zu Spaziergängen zu erteilen.

Ich fühlte mich zunehmend unwohl und hatte die Vorstellung, dass die Unterhaltung unten mitgehört wurde. Ich nahm auch an, dass meine Besucher einen ähnlichen Verdacht hatten. Ausserdem argwöhnte ich, dass beide Seiten alles, was ich sagte, zum eigenen Vorteil verwenden würden. Nach all dem Tamtam um meine Entlassung und angesichts seiner antiamerikanischen Tone würde es zu einer lebhaften Suche nach berichtenswerten Geschichten kommen. Ich war offensichtlich nur eine Karte in einem gewaltigen Pokerspiel.

Der Botschafter sagte, seine Frau und er würden sich freuen, mich als Gast bei sich begrüßen zu dürfen, bis meine Abreise aus Polen arrangiert worden sei. Ein Teil von mir wollte alle guten Vorsätze über Bord werfen und sagen: «Ja, natürlich, sehr gern!» Aber wie konnte ich das? Mir waren die Hände gebunden. Wie sollte ich erklären, dass ich keine andere Wahl hatte, als noch hierzubleiben? Belauscht von unsichtbaren Ohren, konnte ich nicht über die noch laufenden Verhandlungen sprechen. In meinem Dank an Mr. Flack deutete ich an, ich brauchte noch eine Verschnaufpause, um mit den folgenreichen Entwicklungen, mit denen ich so plötzlich konfrontiert worden sei, zurechtzukommen; bei meinem geschwächten Gesundheitszustand wolle ich kein Risiko eingehen; dieses Waldrefugium trotz des Drahtzauns und der damit verbundenen Erinnerungen an die Gefangenschaft böte Ruhe, um zu mir selbst zu finden.

Oechsner schüttelte ungläubig den Kopf, aber Botschafter Flack meinte beruhigend, niemand wolle mich drängen. Ich solle das tun, was ich für richtig halte. Ob es hier ein Telefon gebe? Ja? Dann würde er, wenn mir das recht wäre, versuchen, Kate am folgenden Abend für mich an den Apparat zu holen. Sie selbst wollten am Nachmittag wieder herauskommen.

Ich war Mr. Flack dankbar, dass er der Situation die Spannung genommen hatte. Ich mochte ihn von Anfang an, und er wies einmal beiläufig daraufhin, dass wir einen ähnlichen Quäker-Hintergrund hatten. Oechsner sagte zu, einen Stapel *Time* und ausgewählte Nummern der *New York Times* mit herauszubringen, womit er indirekt einräumte, dass bis zu meiner Abreise noch ein paar Tage vergehen könnten. Obwohl die Leute von der Botschaft ohne ihr Vorzeigestück und irritiert von meiner Weigerung, diesen Ort zu verlassen, wieder abfahren mussten, hatte ich doch das Gefühl, dass diese erste Begegnung mit meinen Landsleuten freundlich zu Ende gegangen war.

Wieder allein, zog ich den Brief aus der Tasche. Der 4. Oktober und Kates Worte, vor nur Wochen geschrieben. Wir hatten es nach all den Jahren des Schweigens geschafft.

Ich griff hastig nach einem Bleistift und schrieb ein Telegramm:

ENDLICH FREI! GROSSE SEHNSUCHT, DICH WIEDERZUSEHEN UND WIEDER MIT DIR VEREINT ZU SEIN. ES GEHT MIR SCHON BESSER, BIN ABER NOCH NICHT SOWEIT, UM SCHON ALLEIN REISEN ZU KÖNNEN. SCHLAGE DESHALB VOR, DASS DU ZU KURZEM BESUCH HERKOMMST, WENN DICH DIE JUNGEN EINE WOCHE ENTBEHREN KÖNNEN. DIE POLNISCHEN BEHÖRDEN HABEN ANGEBOTEN, DEINE REISEKOSTEN ZU ÜBERNEHMEN. SCHLAGE VOR, DU WENDEST DICH WEGEN VISUM UND TICKET AN IHRE BOTSCHAFT. UND INFORMIERST AMERIKANISCHE BOTSCHAFT LONDON, WELCHEN FLUG DU NIMMST. MAN WIRD DICH HIER VOM FLUGPLATZ ABHOLEN. LASS DICH UMARMEN UND HALTE DURCH.

Und dann schrieb ich noch eines an die Jungen.

Der Kommandant versprach, die Telegramme sofort zum Telegrafenampt bringen zu lassen. Er schien von den Ereignissen des Tages bewegt zu sein.

Plötzlich durchfuhr es mich. Wir waren ja noch gar nicht wirklich beieinander! Ich hatte die Gelegenheit verpasst! Statt hier zu sitzen, könnte ich jetzt mit meinen Landsleuten dahinsausen, auf dem Weg zu Kate und den Jungen. Hatte ich uns in meiner eigenen Falle, in der Falle der 24-Stunden-Regel, gefangen? Aber da gab es schliesslich noch eine Verpflichtung, die über alles andere ging – das Versprechen, das ich Stanislaw und er mir gegeben hatte.

Als ich so auf diesen ersten Tag meiner «Freiheit» zurückblickte, hatte ich den Eindruck, mitten in einem ständigen Hin und Her gesteckt zu haben, dessen einziger Zweck es gewesen war, mir das Gleichgewicht zu rauben. Was würde Tag Nr. 2 bringen?

An seinem Beginn war die polnische Seite wieder am Zug. Ich machte einen wankenden Spaziergang mit Mietek (ich fand es immer noch schwer, nicht im Zickzack zu gehen), der durchblicken liess, dass man, was das polnische Sicherheitssystem anging, über einschneidende Korrekturen nachdachte. Es würde einen grossen Hausputz geben. Er bezog sich vage auf Kräfte jenseits der Grenzen seines Landes, die eine Rolle gespielt hätten. Aber es würde, sagte er, mit Blick auf den Westen schwierig werden, denn der warte nur auf ein Eingeständnis der Schwäche, um sich sofort auf sie zu stürzen.

Nach dem Frühstück erschien Frau Markowska, geschäftsmässig wie immer, hatte aber auch zu ihrer Herzlichkeit zurückgefunden. Ostentativ übergang sie die Ereignisse des Vortages. «Wir haben jetzt nicht mehr sehr viel Zeit, und es gibt noch so viele Fragen zu klären. Die amerikanische Presse und selbst Ihre Kate meinen, wir verzögerten Ihre Entlassung. Zunächst also die Frage der Entschädigung...»

Sie griff in ihre Handtasche und zog ein grosses Scheckbuch heraus. «Hier haben Sie einen Scheck der polnischen Staatsbank über 50'000 Dollar. Das entspricht zwar nicht ganz Ihrer Forderung, aber wir werden nicht über diese Summe hinausgehen. Wir sind kein reiches Land. Sie können den Scheck überall im Westen einlösen.

Alles, was wir von Ihnen verlangen, ist, dass Sie das Aufsehen um Ihre Entlassung nicht zu Schritten gegen uns nutzen, sondern bekräftigen, dass wir im Rahmen des Möglichen Schadenersatz geleistet und dass Sie uns gegenüber keine weiteren Forderungen haben.»

Nach kurzem Schweigen fuhr sie fort: «Dann ist da noch die Frage Ihrer Gesundheit. Wenn wir die Kosten übernehmen sollen, müssen wir erst Ihren Gesundheitszustand feststellen. Wir schlagen vor, dass Sie sich in der besten Klinik Warschaws, das ist die, in der sich auch alle unsere Spitzenfunktionäre von Partei und Regierung behandeln lassen, einer gründlichen Untersuchung unterziehen. Das lässt sich in ein paar Tagen arrangieren, aber bevor wir eine Verpflichtung eingehen können, ist eine ganze Reihe von Untersuchungen erforderlich. Und das dauert mindestens eine Woche bis zehn Tage. Vielleicht wäre es Ihnen lieb, wenn Ihnen Kate während dieser Zeit Gesellschaft leistete und danach mit Ihnen zusammen für einen Monat zur Rekonvaleszenz nach Zacopane führe? Als unser Gast. Es könnte sein, dass das alles ist, was Sie brauchen.» Bei diesem Gedanken lachte sie unwillkürlich auf.

Ich stimmte den Untersuchungen im Krankenhaus und in der Zahnklinik zu – vorausgesetzt, sie würden sobald wie möglich durchgeführt. Aber sie waren nun einmal nicht zu umgehen, wenn mir an einer Übernahme späterer Behandlungskosten durch die Polen gelegen war. Denn diese Kosten konnten, so schätzte ich, durchaus beträchtlich sein, und die vergangenen fünf Jahre mussten unsere finanziellen Reserven daheim weitgehend aufgezehrt haben. Ein Grund mehr, dass Kate herkam, denn dann konnte ich das alles mit ihr besprechen.

Frau Markowska kam dann auf meine Forderung, die Leute, die ich ihr genannt hatte, müssten bestraft werden. Abgesehen von Swiatlo, dessentwegen ich mich mit den Amerikanern auseinandersetzen müsse, seien die anderen

schon alle in Haft. Es wäre von Nutzen, wenn ich in Person gegen sie aussagen könnte. Ich lehnte das ab. Für einen amerikanischen Staatsbürger war es unpassend, an einem internen Verfahren beteiligt zu sein, vor allem nach dem Knalleffekt ihrer Verlautbarungen zum Fall Swiatlo.

Die gemeinsam mit Stanislaw geschriebenen Geschichten waren vollständig wieder aufgetaucht. Frau Markowska fügte verwundert hinzu: «Man hat mir gesagt, es seien weit über hundert Hefte.» Sie lachte. «Sie werden warten müssen, bis ein Lastwagen verfügbar ist.»

Die schwierigste Frage hatte sie vor sich hergeschoben, die Frage der Entlassung Stanislaws. Sie bedauere, sagen zu müssen, dass sie sich nicht in der Lage sähen, meinem Wunsch schon jetzt zu entsprechen. Ich war entsetzt. Wann? Nicht später als nächstes Jahr, und zwar Mitte Juni. Sein Fall sei eng mit dem einer Reihe hochrangiger polnischer Politiker verknüpft, und die entsprechenden Untersuchungen seien noch nicht abgeschlossen. Ich könne bestimmt verstehen, dass es ihnen aus Gründen der Sicherheit und der Fairness unmöglich sei, ihn vor den anderen freizulassen.

Ich entgegnete, dass dies für mich nicht akzeptabel sei. Jeder weitere Tag, den er in jenem Keller sitzen müsse, während ich frei sei, wäre mir unerträglich. Ich würde nicht von der Stelle weichen, bevor diese Frage nicht entschieden sei. Kaum hatte ich das gesagt, kam mir der Verdacht, dass es zum gegenwärtigen Zeitpunkt wohl nicht gerade als Drohung wirken konnte. Sie hatten es nicht eilig. Die Peinlichkeit, nicht in der Lage zu sein, mich loszueisen, die blieb allein den Amerikanern vorbehalten. Im Augenblick hatte ich jedoch keine andere Wahl. Die Polen würden der Sache nach einer Weile müde werden. Wie auch immer, die vage Zusage eines späteren Entlassungstermins war nicht ausreichend. Ich traute ihnen nicht über den Weg. Ich konnte meinem Anliegen nur hier und jetzt Nachdruck verleihen. Die bei dieser Frage vor uns liegende Qual der Entscheidungsfindung konnte ich bislang nur undeutlich erkennen.

Und so ging das Hin und Her weiter. Am Nachmittag erschienen nach schnellem Szenenwechsel meine Landsleute wieder bei mir. Oechsner hatte Wort gehalten und trug einen schweren Paken verschiedener Publikationen unter dem Arm. Er zog eine *New York Times* aus dem Stapel. «Da, alles über Sie. Die Aussage vom Oberst und unsere beiden langen Ersuchen an die polnische und die ungarische Regierung. Jetzt werden Sie besser verstehen, warum Sie heute ein freier Mann sind und Ihre Frau in London Sie ungeduldig erwartet.»

Ich dankte ihm. Was für ein Gefühl, von allen Seiten umworben zu werden!

«Sie brauchen einen neuen Pass. Die Polen werden ihn für das Ausreisevisum benötigen. Wir haben deshalb eine Polaroid mitgebracht.»

Wir gingen des besseren Lichtes wegen auf den kleinen Balkon hinaus. Das Resultat entsetzte mich. Ich sah fremd aus, das war überhaupt nicht ich. Schläff und erledigt. Die Augen, kaum sichtbar unter schweren Lidern, schauten nach innen. Blicklos.

«Ich möchte nicht, dass Kate dies vor unserem Wiedersehen zu Gesicht bekommt.»

«Keine Angst. Es kommt nur in den Pass, den wir Ihnen für Ihre Rückreise ausstellen.»

Als wir dann um den Tisch sassen, informierte ich sie über die drei letzten, zwischen mir und den Polen noch ungeklärten Fragen, die Entlassung von Stanislaw, Auskünfte über das Schicksal meines Bruders und die Wiederherstellung meiner Gesundheit. Mr. Oechsner war überrascht, dass ich gewagt hatte, mit meinen Gegnern zu verhandeln, obwohl ich praktisch noch in ihrer Gewalt war. Wer hätte schon je so etwas gehört? Dazu sei schliesslich die Botschaft da. Und ich tue damit jemandem sehr weh, nämlich Kate, deren Verzweiflung mit jeder weiteren Stunde der Ungewissheit wachse.

Ich war auf dieses Argument vorbereitet. «Es würde die Sache wesentlich beschleunigen, wenn Kate hier wäre, wenn sie mir bei der Rückkehr ins Leben helfen würde und wir das Land gemeinsam verlassen könnten.»

Oechsner blickte noch bestürzter drein. «Aber sie hat Angst davor. Das können Sie doch sicher verstehen. Sie würde an jeden Ort der Welt reisen, nur nicht nach Warschau. Aber gut, Sie haben ja in ein paar Stunden Gelegenheit, selbst mit ihr zu sprechen. Sie ruft heute Abend gegen acht Uhr an.»

Das Telefon klingelte Punkt acht. «Mr. Field, hier ist die Botschaft. Wir haben Mrs. Field in London am Apparat. Bleiben Sie dran, wir verbinden sie mit Ihnen.»

Und dann von weit her. «Manchie... liebster Manchie... hier ist deine Kate...» Trotz aller guter Vorsätze brach ich in Tränen aus und konnte kein Wort herausbringen.

«Manchie». Das war immer ihr eigener Kosename für mich gewesen, eine komische Missbildung des Spitznamens, den ich in meiner Schweizer Kinderzeit gehabt hatte, und zwar «Männeli», kleiner Mann. «Manchie, hörst du mich?... Kannst du mich hören?...» Ich sah sie vor mir, wie sie da in der Goringham Road in London am Flurfenster bei der alten Standuhr am Telefon sass. Ich weiss nicht, was ich sagte, als ich endlich wieder sprechen konnte. Fragen nach ihr, nach den Jungen, nach Elsie.

Dann ihre unvermeidliche Frage: «Wann kommst du? Ich habe Angst um dich. Bevor du nicht polnischen Boden verlassen hast, ist nichts sicher. Wir könnten es nicht ertragen, wenn jetzt etwas schiefginge. Denk dran, wir drei haben fünf Jahre lang auf dich gewartet. Gewartet... gewartet.» Sie verstummte. Ich wusste, dass jetzt sie am anderen Ende der Leitung mit den Tränen kämpfte.

Ich bemühte mich um Nüchternheit. Es gab noch einige Dinge, die zu klären waren. Sie müsse Geduld haben. Und ausserdem fühlte ich mich noch zu unsicher, um in eine unbekannte Welt hinauszureisen. Ob sie nicht zu mir kommen könne? Ich machte ihr klar, dass ich nach wie vor Schwierigkeiten mit anderen Menschen hatte. Ich sagte, wir könnten doch hier in meinem kleinen Waldversteck ein paar ruhige Tage miteinander verbringen, um uns neu kennenzulernen. Ich beschrieb ihr die Schönheit der Kiefern im Morgennebel und des nachts, wenn der Vollmond schien.

Ich spürte, wie Kate angestrengt versuchte, ruhig zu bleiben. «Aber lieber Manchie, du scheinst ganz vergessen zu haben, was dir passiert ist! Du willst doch jetzt sicher nicht auch mich einem solchen Risiko aussetzen. Denk an Hughie und Alan, deine Söhne, Hermann...» Die Unterhaltung geriet ins Stokken. Ich versicherte ihr, dass wir über die Botschaft in telefonischer Verbindung bleiben und uns morgen um dieselbe Zeit wieder sprechen würden. Ich fühlte mich leer. Ich fiel aufs Bett und sank in tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen – es war der 28. – erkundigte sich Mietek, wie die Verbindung mit Kate gewesen sei. Der Umweg über die Botschaft sei lästig und unnötig und ich könnte fortan jederzeit und so lange, wie ich wolle, mit Kate telefonieren, ich brauchte lediglich den Hörer abzunehmen. «Verlangen Sie einfach die internationale Vermittlung.»

Ich verbrachte nun jede freie Minute mit dem grossen Stapel Zeitungen und Zeitschriften, den Mr. Oechsner auf dem Fussboden meines Zimmers hinterlassen hatte, und versuchte, mich wieder auf den Stand der Dinge zu bringen und mit den augenblicklich vertretenen Standpunkten vertraut zu machen, die ich immer verwirrender fand, je länger ich mich damit befasste. Was ich in den zurückliegenden Jahren bei den Berichten polnischer Zeitungen über Ereignisse zu Hause in Amerika als typisch kommunistische Tiraden abgetan hatte, fand sich auch in den Berichten von *Time* und den Bildern von *Life* wieder. Die Vereinigten Staaten schienen fest im Griff einer alle Bereiche des amerikanischen Lebens verunstaltenden Paranoia zu sein. Wo war die intellektuelle Integrität, von der ich geträumt, wo die Wärme der menschlichen Beziehungen,

nach der ich mich die ganze Zeit gesehnt hatte? Wo das Bemühen, fremde Ansichten zu verstehen? Wo die Vielfalt, die hier so fehlte?

Welche Sicherheit erhofften wir uns denn, wenn uns beim Ringen darum die Sicherheit unserer Humanität verlorenging? Stalins Welt hatte doch genau dies getan, alle Hoffnungen auf einen neuen Gesellschaftsvertrag durch die Verletzung der Menschenrechte, durch die Arbeitslager und manipulierten Prozesse, durch den Wald von Katyn und die Massenhinrichtungen von Oppositionellen zunichte gemacht. Das gab Amerika aber nicht das Recht, seine eigenen verbogenen Werte anderen als einzig mögliche Alternative aufzuzwingen. Was bedeutete es für die Russen, der andauernden Bedrohung durch die Atombomben ausgesetzt zu sein, über die das einzige Land verfügte, das es für angebracht gehalten hatte, davon Gebrauch zu machen? Gewiss, es hatte Grund zu der Annahme bestanden, dass Stalins Entschlossenheit, Russland nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs durch einen Ring von Pufferstaaten zu schützen, mit einer Übernahme ganz Europas hätte enden können. Kennans Politik der Eindämmung, mit der man dieser Gefahr begegnet war, war danach eine durchaus vernünftige Vorsichtsmassnahme gewesen – ein Auf-Distanz-Gehen, während sich der Staub der Nachkriegsinstabilität legte. Aber inzwischen schien diese Vorsichtsmassnahme zu einem unsinnigen selbstgerechten Antikommunismus verkommen zu sein, den man hegte und pflegte und der nur allzu sehr jenem ähnelte, der Hitlers Deutschland gezeichnet hatte.

Ich war deprimiert. War ich wieder ein Aussenseiter? Sicher erwartete man daheim, dass ich nach meiner Begegnung mit den schockierenden Verirrungen der Gesellschaft hier zum fanatischen Antikommunisten geworden war. Aber es musste doch eine mittlere Position geben, irgendwo einen Ort für vernünftige Menschen. Oder waren wir schon alle über den Punkt hinaus, von dem es kein Zurück mehr gab?

Am Nachmittag kamen die Besucher von der Botschaft. Ich dankte für die Reaktion der Regierung auf die Enthüllungen Swiatlos. Ich wollte seine allgemeine Chronologie der Ereignisse nicht in Frage stellen. Und dann berichtete ich ihnen von meiner Lektüre der Zeitungen, die sie mir mitgebracht hatten. Es sehe daheim wohl nicht so rosig aus, meinte ich vorsichtig. Ich müsste auf der Zusage bestehen, dass man mich nicht als Zirkuspartner Swiatlos in irgendeine Anhörung vor dem Kongress hineinziehen werde. Ich war bereit, in einem ernstzunehmenden Rahmen einen vollständigen Bericht zu liefern, weigerte mich aber, mich an einer öffentlichen Inszenierung zu beteiligen. Ich wollte wissen, welche diesbezüglichen Garantien mir die Botschaft geben könne.

Man erinnerte mich daran, dass die Botschaft die Exekutive repräsentiere und keinen Einfluss darauf habe, wie der Kongress seine Geschäfte betreibe. Man könnte mir also die gewünschten Garantien nicht geben. Ich erwiderte, das reiche mir nicht aus. Nach allem, was ich in den vergangenen fünf Jahren durchgemacht hätte, glaubte ich ein Recht darauf zu haben, mein Leben in Ruhe und Frieden neu aufbauen zu können. Ich war nicht gewillt, einen Missbrauch gegen einen anderen einzutauschen.

Eine unbehagliche Stille breitete sich aus, die ich mit der Frage durchbrach, ob sie Informationen über Noel hätten.

Die Ungarn hatten jedoch trotz aller Bemühungen der Botschaft in Budapest nicht so reagiert wie die Polen. Es bestand auch die Möglichkeit, dass er nicht mehr am Leben sei. Sie meinten, man könnte mit einem beträchtlichen öffentlichen Interesse an seiner Person rechnen, weshalb nicht auszuschliessen sei, dass auch ich mit hineingezogen würde.

Sie zeigten mir die neuesten Zeitungen, in denen die Frage gestellt wurde, warum ich noch immer in Polen festsässe. Spekulationen dieser Art würden, sollten sie fortgesetzt werden, die Dinge nur erschweren. Aus diesem Grunde wäre die Botschaft gern in der Lage gewesen, einen bestimmten Tag anzugeben. Ich sagte, ich müsse erst noch die ärztlichen Untersuchungen in der Warschauer Klinik hinter mich bringen. Ausserdem fühle ich mich noch nicht sicher genug, die Reise allein zu machen. Oechsner sagte, sie könnten mir vollen Schutz und absolute Geheimhaltung garantieren. Sie würden mich mit einer amerikanischen Militärmaschine nach Frankfurt bringen, wo mich Kate in Empfang nehmen könne.

Ich hatte die Zeit auf meiner Seite. Aber was hatte Zeit überhaupt zu bedeuten? Bis vor kurzem hatte es sie so gut wie gar nicht mehr gegeben, während nun alles von Minuten abhing.

An diesem Abend beschäftigte mich die Frage, was aus Noel geworden sein mochte. Ich fragte deshalb am folgenden Morgen Frau Markowska ganz direkt. Eines könnte sie mir garantieren, nämlich, dass beide, Noel und seine Frau, am Leben waren. Die Polen mussten nun dafür sorgen, dass ich mit Noel telefonieren konnte, denn nur auf diese Weise war es möglich, die Aussage auf ihre Wahrheit hin zu überprüfen und ihnen Glauben zu schenken. Es war absurd zu behaupten, der polnische Sicherheitsapparat könne sein ungarisches Gegenstück nicht zu einer Zusammenarbeit bewegen.

Es war schwer, in der Welt, die mir fremd geworden war, allein zu sein und niemandem mehr vertrauen zu können. In gewisser Weise musste ich mich jetzt gegen beide Seiten zur Wehr setzen, gegen die Polen, die die Klärung wichtiger

Fragen weiterhin vor sich her schoben, und gegen meine Landsleute, die mich in den Tumult hineinzustossen gedachten, der mich bei Erreichen Amerikas erwartete. Ich war Teil eines sehr komplizierten Spiels, und solange es mir gelang, ohne Emotionen und kühl zu agieren, solange konnte mich auch niemand überfahren.

Kaum waren meine Freunde von der Botschaft abgefahren, da kam Mietek hereingestürzt. «Sie haben Glück! Sie haben wirklich Glück! Sie haben sie endlich gefunden und direkt nach Warschau gebracht. Sie sehen, Sie können sich auf uns verlassen...»

«Aber wen denn?» Schon während ich die Frage stellte, hatte ich eine bedrückende Vorahnung.

«Ihre Schwägerin.» Mietek bemerkte natürlich, dass meine Reaktion nicht eben überschwänglich war.

Was sollte ich sagen? Seit meiner ersten Bitte hatte sich alles verändert. Ich brauchte jetzt nur noch morgens, wenn ich aufgestanden war, und noch einmal abends zum Telefonhörer zu greifen und konnte am anderen Ende der Leitung Kates Stimme hören. Ich benötigte keinen Vermittler mehr. Trotzdem hatte Priscilla auf meinen Hilferuf hin alles stehen und liegenlassen und eine mühsame, lange Reise auf sich genommen. Es lag nicht an ihr, dass sich inzwischen die Lage verändert hatte. Immerhin war nun endlich jemand von Kates Familie da – das war es ja gewesen, worum ich gebeten und worauf sich Kate nicht eingelassen hatte!

Als ich später in das angespannte, müde Gesicht vor mir sah, war ich selbst viel zu erschöpft, um noch eine Regung zeigen zu können. Priscillas Blick hatte etwas Eindringliches, und Ruhelosigkeit hielt sie ständig in Bewegung, als sie mir meine Fragen, wie ihr Leben in den vergangenen Jahren gewesen sei, beantwortete. Als aus dem Abend Nacht geworden war, drängte ich sie wiederholt, sich auszuschlafen, aber sie sagte, das könne sie nicht.

Zu meiner Erleichterung erfuhr ich, dass weder sie noch ihr Mann meinetwegen eingesperrt oder misshandelt worden waren. Hans hatte seine Stelle im Ostberliner Erziehungsministerium verloren und war nach Dresden versetzt worden, wo er die Leitung eines neuen Lehrerbildungsinstituts übernommen hatte. Priscilla hatte ihre Arbeit als Künstlerin fortsetzen können, aber Hans war – wie so viele seiner ostdeutschen Kollegen – zurückgestuft worden. Die plötzliche Nachricht von meiner Entlassung, der dann das Auftauchen eines unbekanntem polnischen Abgesandten gefolgt war, hatte in ihnen eine Art Euphorie ausgelöst.

Obwohl sie zwei Nächte nicht geschlafen hatte, fand sie auch in der dritten

keine Ruhe, wie ich an dem Licht sehen konnte, das aus der Glastür des Arbeitszimmers fiel, wo man ihr ein Bett gemacht hatte. Sie erweckte den Eindruck, das war mir am Morgen klar, als würde sie von dem Bewusstsein getrieben, eine Mission erfüllen und dadurch das Geschehene wiedergutmachen zu müssen. Sie befand sich in einem Zustand der totalen, sich beständig durch sich selbst erneuernden Überreiztheit.

Ich wandte mich an Frau Markowska, und es wurde ein Beruhigungsmittel bestellt. Da mir der Gedanke, Priscilla könnte in ihrem gegenwärtigen Zustand mit den Leuten von der Botschaft Zusammentreffen, unangenehm war, veranlasste ich, dass sie am Nachmittag nach Warschau gefahren wurde. Sie kam am frühen Abend zurück, aber ihr Zustand hatte sich nicht gebessert. Ich schlug ihr vor, nach London weiterzureisen und sich bei ihrer Familie auszuruhen. Die Situation hier wurde langsam unmöglich. Priscilla griff zum Hörer und meldete ein Gespräch mit Kate an, nur um diese dann zu drängen, zu ihr nach Warschau zu kommen. Als sich die Schwester standhaft weigerte, teilte ihr Priscilla mit, sie werde sobald wie möglich zu ihr nach London kommen.

Priscilla flog am 30. Oktober nach London, ohne dass sich ihre Überreiztheit bis dahin gebessert hätte. Ich konnte ihr weder ihr sprunghaftes Verhalten noch die zusätzliche Belastung, die sie mir aufbürdete, zum Vorwurf machen. Denn ich war es ja gewesen, der sie beim ersten Herumtasten nach einer Lösung in eine Lage gebracht hatte, mit der sie nun nicht fertig werden konnte. Sie und auch Monica Felton waren auf meine fehlgeleiteten Initiativen hin hier aufgetaucht, hatten damit auf meine Hilferufe reagiert.

Die Welt, in die ich nun zurückgekehrt war, setzte mich in Erstaunen. Tag für Tag kamen sie zu meiner Burg im Wald gepilgert, auf ihrem eigenen Gang nach Canossa, Pilger, die reute, was sie über mich gedacht hatten, die sich rechtfertigten, die um Vergebung baten, dass sie sich gegen mich gestellt hatten. Ich konnte kein Mitleid mit ihnen haben wegen der Unannehmlichkeiten, die sie nun zu ertragen hatten, ich konnte ihre Tränen nicht trocknen, die ihnen selbst galten, nicht mir.

Was die Frage meiner eigenen Abreise anbetraf, so schien die eine Lösung sich von Tag zu Tag zu entfernen. Jeden Morgen und jeden Abend unternahmen Kate und ich einen neuen Versuch, den Knoten zu lösen, aber alles wurde nur immer schlimmer. Ich hatte das Gefühl, wir befänden uns dort im internationalen Telefonnetz in einem Goldfischglas – wie viele Leute mochten uns wohl zuhören und hatten dabei jeweils ihr ganz eigenes Interesse, die Sache am Kochen zu halten? Dinge sickerten zur Presse durch, und niemand war imstan-

de festzustellen, wo sich das Leck befand. Ich sah mich nicht in der Lage, mit Kate in aller Offenheit über das Stanislaw gegebene Versprechen zu reden. Und Kate konnte unmöglich begreifen, was von ihrer eigenen Wirklichkeit so weit entfernt war. In ihrer wachsenden Verzweiflung und der Angst, dass alles mit meinem endgültigen Verschwinden enden könnte, führte sie mir an immer drastischeren Beispielen vor Augen, welches Risiko ich einging. Als sie mir in dem Versuch, mich zu warnen, detailliert von den Menschen, die in Osteuropa verschwunden waren, und von den dortigen Prozessen zu berichten begann, geriet ich meinerseits angesichts ihrer Offenheit und der Tatsache, dass sich das eine Ende der Leitung hier auf kommunistischem Boden befand, in Panik.

Ich gab vor, dass ich mich daran zu gewöhnen versuchte, wieder mit anderen Menschen zusammenzusein, und zwar durch Einkaufsfahrten nach Warschau, durch Besuche bei Infeld in seinem Refugium Nieborow, durch Besuche von Konzerten und gelegentlich abends bei Mietek und seiner Familie. Jede einzelne dieser Unternehmungen stellte in Kates Augen eine neue Bedrohung dar, obwohl ich ihr immer wieder versicherte, dass ich nie ohne Begleitung sei und stets in einem Wagen mit Fahrer führe.

«Aber Manchie, hast du denn ganz vergessen, in wessen Händen du bist?»

Und tatsächlich fühlte ich mich immer unsicherer, nur aus einem anderen Grund: Die Telefongespräche konnten unautorisierten Zuhörern einen Weg zu politisch motiviertem Terrorismus weisen. Setzte ich mich da nicht einem neuen Risiko aus? Dass es immer noch vereinzelt Gruppen von Widerständlern gab, die gegen das Regime operierten, war mehr als wahrscheinlich. Welche Methode wäre wohl geeigneter gewesen, Polens internationales Ansehen zu ruinieren, als mir aufzulauern, mich verschwinden zu lassen und dann zu behaupten, dies alles sei das Werk der Geheimpolizei gewesen? Selbst bei denen, die hier draussen zuständig waren, spürte ich ein gewisses Unbehagen – der Kommandant und Mietek schärfen mir immer wieder ein, ich sollte in der Stadt eine geschäftige Strasse niemals allein überqueren, mich immer dicht an meinen Begleiter halten. Es entging mir nicht, dass die Jacke des Fahrers stets in Gürtelhöhe eine Ausbuchtung hatte, die nur eines bedeuten konnte.

Was die staatlichen Stellen anging, war ich ziemlich sicher, dass sie zu diesem Zeitpunkt keinen Rückzieher mehr machen konnten und mich in den Westen entlassen mussten. Die Möglichkeit, dass sie das nicht taten, war endgültig dahin. Das Interesse der ganzen Welt an meinem Fall war inzwischen viel zu gross, was die polnische Seite allerdings nicht daran hinderte, ihn auf ihre Wei-

se abzuschliessen: Ausreise erst, wenn sich die Aufregung gelegt hatte; die ständig wiederholte Einladung zu einem gemeinsam mit Kate zu verbringenden Erholungsurlaub in den Bergen der Tatra; oder das offizielle Angebot des polnischen Wiederaufbau-Ministeriums, sechs Monate als Stadtplaner in Lodz mitzuarbeiten, um so wieder in meinen Beruf zurückzufinden. Oder ein halbes «Übergangsjahr» in Indien? Dann wäre auch Stanislaw frei. Oder die fortwährenden Entschuldigungen, dass es noch nicht gelungen war, den Telefonkontakt mit Noel herzustellen. Das alles schienen mir Versuchsballons zu sein, die zugleich etwas Widersinniges an sich hatten. Aber wie den Kreis durchbrechen?

Mein ursprüngliches Lumpengewand war zwar inzwischen längst durch ein Sammelsurium von Kleidungsstücken ersetzt worden, aber es musste zweifellos noch etwas geschehen, bevor ich in jene andere Welt hinausziehen konnte. Und so erschien denn eines Tages ohne jede Vorwarnung ein Schneider, der mir für einen erstklassigen Anzug und einen Mantel aus Stoffen meiner Wahl Mass nahm. Der Kommandant raunte mir zu, der Schneider sei kein anderer als der Mann, der die Verantwortung für die Garderobe des Präsidenten trage. War das ein neues Mittel, meine Abreise hinauszuschieben, oder geschah es wirklich, um mich für das Unausweichliche so vorzeigbar wie nur möglich zu machen? Bei der letzten Anprobe etwa eine Woche später liess ich den Schneider wissen, dass ich in die Berge zum Skilaufen wolle, und so wurde mir ohne Widerrede ein handgeschneiderter Skianzug zuteil. Der Anzug, so gab ich nun zu bedenken, werde nichts nützen, wenn ich nichts Entsprechendes an die Füsse bekäme. Wie wäre es also mit neuen Schuhen? Und bei Lichte besehen seien auch ein Paar Skischuhe nicht fehl am Platze. Und so tauchte wenig später, das Heer der Arbeitskräfte verstärkend, auch noch ein Schuhmacher auf.

Der Streit um meine Seele ging bis in die Details. Da war etwa die amüsante Begebenheit, als mich Mr. Dennis von der Botschaft fragte, ob ich nicht Lust hätte, mit ihm am Abend in ein Rostropowitsch-Konzert zu gehen. Obwohl es schon ausverkauft sei, werde mir die Botschaft sicher eine Sonderkarte besorgen können. Aber ach, diesmal teilte man der Botschaft mit, ihre drei Plätze seien leider bis auf einen schon vergeben. Wie durch Zufall kam dann Mietek auf dasselbe Konzert zu sprechen und sagte, es sei ihm gelungen, zwei Karten speziell für uns zu ergattern. Wie gross war meine Überraschung, als ich, nachdem wir unsere Plätze eingenommen hatten, auf meiner anderen Seite Mr. Dennis entdeckte, der sehr geknickt dreinblickte.

Oder die Sache mit den Koffern. Da meine irdische Habe, bei Null begin-

nend, ständig umfangreicher wurde, würde ich eine ziemlich grosse Menge Gepäck haben, welchen Reiseweg ich am Ende auch wählte. Mr. Oechsner schnitt dieses Thema an und erbot sich freundlicherweise, mir für den Anfang einen Ersatzkoffer von sich zur Verfügung zu stellen. Am nächsten Morgen standen – ohne weitere Erklärung – zwei neue, wunderschöne Koffer in meinem Zimmer. Der Kommandant bemerkte dazu nur beiläufig: «Für Ihre Reise... in polnischem Stil», und grinste.

Ich willigte ein, zum Lunch in die Botschaft zu kommen, trotz finsterner Gesichter bei den Polen und düsterer Andeutungen. Sie fuhren mich hin und der Wagen blieb für die Rückfahrt vor dem Botschaftsgelände stehen. Es war das erste Mal, dass ich ohne das Risiko, von «Iwan» belauscht zu werden, frei zu sprechen wagte. Und doch kam ich mir, trotz all der Herrlichkeit, der neuen Bekanntschaften und der Hamburger in der Cafeteria, fehl am Platz vor, in einer Umgebung, die mir fremd geworden war und die mir Angst machte. Ich kehrte mit dem Gefühl der Erleichterung über die Weichselbrücke in mein Waldversteck zurück.

Morgennebel

Aus Tagen wurden Wochen. Noch immer gab es drei ungelöste Probleme. Das erste war meine Angst, allein reisen zu müssen, und mein Argwohn gegenüber jeder vorgeschlagenen Lösung, das zweite mein Wunsch, Kate wiederzusehen, ohne dass sich dabei die gesamte Welpresse auf uns stürzte. Das dritte und nach wie vor hartnäckigste war die Entlassung Stanislaws. Was den direkten Kontakt mit Noel anging, hatte ich die Hoffnung so gut wie aufgegeben.

Die ersten beiden Hindernisse entfielen unerwarteterweise dank einer Kombination bewusster Anstrengungen und glücklicher Umstände. Eines Morgens erhielt ich einen Anruf von der Schweizer Gesandtschaft. Ein Schweizer Architekt sei bei ihnen, der als Delegierter an einem in Warschau stattfindenden Kongress zu Fragen des Wohnungsbaus teilnehme. Er wolle mich gern sprechen. Er behaupte, mich zu kennen, und habe dem Schweizer Gesandten gesagt, er nehme an dem Kongress nicht zuletzt deshalb teil, weil er mir vielleicht auf diese Weise behilflich sein könne. Wie sich herausstellte, war es Hans Brechbuehler aus Bern, der bei dem internationalen Kongress zum Thema «Moderne Architektur», der kurz vor meinem Verschwinden 1949 in Bergamo in Italien stattgefunden hatte, ein Zimmer mit mir geteilt hatte.

So wurde ich zum Mittagessen in die Gesandtschaft eingeladen. Welch ein Vergnügen, in den Schweizer Dialekt mit all seinen Assoziationen zu verfallen! Die Atmosphäre zeichnete sich durch familiäre Herzlichkeit aus. Nicht nur erbot sich Brechbuehler, mich zusammen mit ein paar anderen Architekten der Schweizer Delegation auf meiner Reise zu begleiten, sondern der Gesandte sagte mir auch, er habe sich bereits mit der Schweizer Polizei in Verbindung gesetzt, die mich bei der Ankunft in der Schweiz und während meines Aufenthaltes dort abschirmen sollte. Sie hätten Verständnis für mein Bedürfnis nach Ruhe und würden dafür sorgen, dass ich sie bekäme. Die Delegation reise in

ein paar Tagen ab, und zwar am Freitag. Der Gesandte versprach, sich um ein Ticket zu kümmern. Mir ist die kleine Konferenz in der Schweizer Gesandtschaft als einer der glücklichsten Augenblicke dieser sich hinziehenden Wochen in Erinnerung. Jetzt war mir wenigstens die Angst vor einer einsamen Reise hinaus in eine unsichere Welt genommen!

Und die Frage der Entlassung Stanislaws? Inzwischen hatte ich das Gefühl, dass die Polen selbst angesichts meiner verzögerten Abreise und der schlechten Presse, die ihnen das einbrachte, ungeduldig wurden. Das könnte jedenfalls bei dem neuen, von ihnen nun unterbreiteten Vorschlag eine Rolle gespielt haben. Sie seien zwar nicht in der Lage, Stanislaw jetzt schon zu entlassen, versprochen aber, er werde das Weihnachtsfest als freier Mann zusammen mit seiner Frau und seinem Sohn feiern können. Ob ich damit einverstanden sei.

Bis Weihnachten waren es nur noch fünf Wochen. Aber durfte ich ihnen trauen? Ich erwiderte: «Nein. Nur wenn er mir persönlich und unter vier Augen hier draussen versichert, dass er selber der Zusage unbedingte traut.»

Sie sagten, sie könnten darauf nicht sofort eingehen, denn es seien schwierige technische Einzelheiten damit verbunden. Ich spürte aber, dass sie sehr erleichtert waren. Und so wurde auch das letzte Hindernis aus dem Weg geräumt. Jetzt konnte ich Kate fest zusichern, dass es der über Prag führende Flug nach Zürich am kommenden Freitag sein würde. Sicher... ganz sicher... Freitag... Freitag... nur noch fünf Tage bis dahin!

Endlich war alles geregelt. Die ärztlichen Untersuchungen hatten mir einen ganzen Stapel zu späterem Gebrauch bestimmter Röntgenaufnahmen und ein befriedigendes Gesundheitsattest beschert, zur Erleichterung von Frau Markowska. Die Ärzte hatten einen längeren Erholungsurlaub in den Bergen vorgeschlagen. Da nun feststand, dass ich diesen nicht in Polen verbringen würde, überreichte mir Frau Markowska einen 500-Dollar-Schein – den ersten, den ich je zu Gesicht bekommen hatte – für den Aufenthalt in der Schweiz.

Alles geregelt? Nicht ganz. Die Botschaft liess mich wissen, dass man mich früh um sieben Uhr mit dem Wagen abholen und zum Flugplatz, ja, bis zum Flugzeug bringen werde. Als das Frau Markowska hörte, legte sie sofort ihr Veto ein. «Solange Sie sich auf polnischem Boden befinden, sind wir für Ihre Sicherheit zuständig, und wir werden Sie zum Flugplatz bringen.» Sie schien, was diesen Punkt anbetraf, nicht mit sich handeln lassen zu wollen.

«Nein, ich bin nicht bereit, mich zu fügen. Ich war Ihr Gefangener, jetzt bin ich entlassen. Ich bin Ihnen nicht mehr unterstellt, und es ist Sache der Botschaft, mich hier abzuholen.»

Ich wandte mich umgehend an Botschafter Flack, wobei ich mir ein bisschen lächerlich vorkam. Er nahm es jedoch gelassen auf und wollte lediglich vermeiden, dass ein neues Hindernis entstand.

«Wie wäre es, wenn die Polen Sie bis zur Eingangstür des Flughafens brächten? Dort würden wir Sie dann in Empfang nehmen, und die anderen könnten sich offiziell und in unserer Gegenwart von Ihnen verabschieden. Während wir auf das Flugzeug warten, sitzen wir zusammen an einem Tisch, die Polen an einem zweiten. Wenn der Flug dann aufgerufen wird, begleiten wir Sie bis ins Flugzeug.» Das klang einigermaßen kindisch, aber wenn es nicht anders ging, wollte ich mich fügen. Ich kehrte zu Frau Markowska zurück, die zwar finster dreinblickte, dann aber einverstanden war. Niemand hatte sein Gesicht verloren.

Dann kam der Mittwoch – und das Unerwartete geschah. Ich erfuhr die Neuigkeit aus dem Radio: Ungarn hatte Noel und Herta in die Freiheit entlassen. War das zeitlich so arrangiert worden, um erneut alle meine Pläne zunichte zu machen? Statt Erleichterung und Freude empfand ich Unmut. Jetzt war seine Freiheit, von der ich gewollt hatte, dass sie ein Teil meiner eigenen sein sollte, zu etwas irgendwie Losgelöstem geworden. Nein – niemand und nichts sollten mich jetzt noch von meiner Abreise abhalten, nicht einmal der Umstand, dass Noel entlassen worden war und mich vielleicht brauchte. Ich unterliess sogar alle Bemühungen, ihn telefonisch zu erreichen.

Und so wurde es Donnerstag, und der unvergessliche, verrückte letzte Nachmittag und Abend in Polen brachen an. Die sich überstürzenden Ereignisse machten mich benommen. Nichts schien mehr real zu sein. Stanislaw sollte am Nachmittag herauskommen, um hier in Otwock mit mir zusammen fünf Stunden in «Freiheit» zu verbringen.

Plötzlich der Gedanke: Wie wäre es nach all diesen Jahren mit ein paar Geschenken? Warum hatte ich nicht eher daran gedacht! Ich liess den Fahrer kommen, sprang ins Auto. «Der Kunsthandwerkladen am Platz der Verfassung... schnell!» Und schon fuhren wir los.

Es war noch früh am Nachmittag. Ich konnte mich darauf verlassen, mit Hilfe des Fahrers um vier Uhr wieder zurück zu sein. Im Geschäft war ich von der Reichhaltigkeit des Angebots überwältigt. Ich hatte ja seit fünf Jahren keinerlei Kauf mehr getätigt. Ich erstand einen hübschen, von Bauern in Lowicz in leuchtenden Farben gewebten Teppich für Kate, dann noch ein paar kleinere

Dinge. Als wir zurück nach Otwock rasten, stellte ich erschrocken fest, dass es schon nach fünf war.

In der Zwischenzeit hatte man Stanislaw, der noch immer in einer der Zellen von Miedzeszyn hauste, ohne Vorwarnung oder Erklärung frische Sachen zum Anziehen gebracht. Draussen wartete ein Auto mit Fahrer auf ihn und fuhr mit ihm – wiederum ohne jede Erklärung – in Richtung Warschau los. Sollte er mit seiner Familie wiedervereinigt werden? Warum brachten sie ihn dann aber nicht direkt zu Alina? Er bekam es mit der Angst – könnte es sich um eines der anderen Szenarios handeln?

Erst als sie auf die Lubliner Strasse kamen und in Richtung der im Wald von Otwock gelegenen Enklave fuhren, teilte man ihm mit, dass er etwa fünf Stunden in Freiheit verbringen solle – «zusammen mit einem Ihnen bekannten Menschen». Alina?

Stattdessen standen sich wenige Minuten zwei Männer gegenüber und starteten sich ungläubig an. Da wir nicht in den üblichen, uns vertrauten Kleidern steckten, sahen wir in uns Fremde, die so angezogen waren, als kämen sie gerade von der Arbeit nach Hause. Stanislaw war ausser Atem und blass. Sein Blick wanderte von mir fort, suchte in meinem luxuriösen Quartier nach irgendjemand anderem. Wie unpassend mussten ihm meine im Gefängnis entstandenen, ihm so bekannten Zeichnungen an den Wänden vorgekommen sein. Er gab auf und sah mich stumpf an.

Sein Blick fiel auf den Stapel der mitgenommen aussehenden grünen Schreibhefte. Er lief hin und fuhr mit der Hand darüber. «Hermann... ich kann's gar nicht glauben... nicht vernichtet... unser Kapital... Du wirst sehen! Ich hab's dir ja immer gesagt.» Er hatte die Enttäuschung, die im ersten Augenblick unserer Begegnung deutlich zu spüren gewesen war, überwunden.

Wir durften keine Zeit mehr verlieren. Die Sonne stand bereits tief über dem Horizont, und wir hatten noch eine Menge zu besprechen. «Komm, lass uns zusammen machen, was wir da drüben nie geschafft haben. Der Kiefernwald wird dir guttun.» Seine Blässe machte mir Sorgen. Als wir ausser Hörweite des Hauses waren, berichtete ich ihm, was in den vergangenen Wochen passiert war und dass ich schon am folgenden Tag Kate wiedersehen sollte. Ich erinnerte ihn an das Versprechen, das wir uns gegenseitig gegeben hatten, und erzählte ihm, wie ich hier ausgeharrt hatte, um seine gleichzeitige Entlassung zu erreichen, dass aber das Beste, was ich aus ihnen hatte herausholen können, die Zusage «nicht später als Heiligabend» gewesen war. Ich müsse es von ihm selber hören: Würde er eine solche Verzögerung hinnehmen können? Und traue er ihrem Versprechen?

Stanislaw sagte: «So schwer mir auch jede weitere Stunde dort unten wird, so ist mir doch auch klar, dass es eine politische Unmöglichkeit ist, mich eher zu entlassen als die vielen Landsleute, die direkt oder indirekt in meinen Fall verwickelt sind. Weisst du, du hast eigentlich unglaublich viel erreicht. Das Dezemberdatum, das wäre sehr viel früher, als ich je gedacht hätte. Es wird in aller Stille geschehen müssen. Sie können die Sache unmöglich bis dahin abgeschlossen haben.»

«Das ist es ja. Welche Veranlassung hast du, ihnen Glauben zu schenken?»

«Die Ankündigung deiner Entlassung und die Sache mit ‚Zigarette‘ hat alles verändert, nicht nur für dich, sondern auch für uns andere. Alle wissen jetzt, dass wir unschuldig sind und dass es nur eine Frage der Zeit ist. Und jetzt unser Zusammentreffen hier draussen und das Versprechen, das sie dir gegeben haben. Es wäre die Sache nicht wert. Sie wissen, dass du die Entwicklung verfolgen wirst, wo immer du bist...» Er überlegte kurz und fuhr dann fort: «Und du und ich, wir sind ja nur der Beginn einer Veränderung, die weit über die Grenzen Polens hinausgehen wird. Du wirst sehen. Erwinnere dich nur an Stalins Tod, an Berijas Hinrichtung und an unser Gefühl damals. Es wird kommen, das Ende dieser Schreckensjahre wird kommen... wenn auch vielleicht nur ganz allmählich. Es wird geschehen, aber es wird ein langsamer Prozess sein... Vielleicht wird es Jahrzehnte dauern.»

Es fiel mir ganz plötzlich wieder ein, und ich unterbrach ihn: «Und, Stan, du wirst es nicht glauben...» Und ich erzählte ihm von Ankas Begegnung im Gefängnis und von ihrer Freundschaft mit Alina. Ich war ein bisschen unsicher, denn er hatte oft zu erkennen gegeben, er glaube trotz aller während der Verhöre gehörten Drohungen nicht, dass sie sie verhaften würden. Er errötete. «Sie war auf diese Art von Prüfung so schlecht vorbereitet... aber zu wissen, dass sie schon seit einiger Zeit draussen ist und frei...» Er lächelte spitzbübisch. «Und jetzt lass du dich erinnern. Ich habe dir doch mal gesagt, ich wüsste, ihr sei etwas sehr Schönes passiert. Und du hast dich über meine Sehergabe mokiert... da hast du's nun! Wie auch immer, es ist etwas Schönes, über das ich nachdenken kann, wenn ich heute Abend in die Zelle zurückkehre. Das wird mir alles erleichtern.»

Wir gaben uns die Hand. «Also, Weihnachten bei Alina und Kate... diesmal kein Stroh aus irgendeiner Matratze.»

Als wir zum Haus zurückkamen, war es fast Nacht. Unser Kladdenstapel. Ich sollte die Hefte erst einmal an mich nehmen, damit sie in Sicherheit kämen. Wir würden dann zunächst mit einem Manuskript einen Versuch machen – ich

wollte es redigieren und für die Vorlage bei einem Verlag vorbereiten. Ich würde ihm eine Kopie schicken, nach der er dann eine polnische Fassung anfertigen konnte. Aber welches? Ich hatte mein Herz an *Angry Harvest* gehängt. Diese Geschichte hatte mir immer am meisten bedeutet – in Rosa steckte so viel von mir. Stanislaw dachte an die *Duck Lane* als an das gewichtigere Werk, war dann aber auch der Ansicht, dass es sehr viel spezieller mit polnischen Erfahrungen zu tun hatte. Die Botschaft von *Angry Harvest* war universaler und würde im Westen eher verstanden werden. Wir waren uns einig, dass bei der Entfernung von so vielen tausend Meilen die Herausgabe des Buches schwierig werden würde – aber schliesslich hatten Schwierigkeiten uns ja noch nie aufhalten können.

Noch ein Handschlag, und unsere künftige Zusammenarbeit war besiegelt.

Im Arbeitszimmer klingelte das Telefon. Der Kommandant kündigte ein Gespräch aus Zürich an. Ich lief zum Apparat. «Ja, ich bin's, Katie. Ich bin morgen da, sicher...» Wir besprachen gerade ein paar noch offene Fragen, als uns die Vermittlung unterbrach. «Pan Field, da ist ein Gespräch aus Budapest für Sie» – und Kates Stimme war nicht mehr zu hören.

Stattdessen war da jetzt eine andere Stimme aus der Vergangenheit zu hören: «Hermann, hier ist Noel, dein Bruder. Ich fürchtete schon, du wärst bereits weg... Seit Stunden versuche ich...»

Ich unterbrach ihn. «Wie steht's um deine Gesundheit, Noel? Nicht so gut? Und ist Herta bei dir? Ich habe gestern davon erfahren. Ich habe wochenlang versucht, Kontakt mit dir aufzunehmen, aber es gab immer irgendwelche Ausflüchte. Bist du jetzt wirklich frei? Ja? Du hast ein kleines Haus ganz für dich? Klingt wie hier...» Fragen über Fragen. Es war offenkundig lächerlich, den Versuch zu unternehmen, unser beider Leben in einem Frage-und-Antwort-Spiel abzuhandeln.

Und dann kam, was ich gefürchtet hatte: «Hermann, wir sind es einander schuldig, uns noch einmal zu treffen, bevor du in den Westen ausreist. Kannst du deine Abreise nicht um eine Woche verschieben und die Zeit mit uns hier an dem Ort, an dem wir uns erholen, verbringen?»

War es nicht Noel gewesen, nach dem ich vor fünf Jahren gesucht hatte? Und jetzt, wo er gefunden war, sollte ich ihm plötzlich den Rücken zuwenden? Aber ich blieb standhaft. Kate erwartete mich in wenigen Stunden in Zürich. Es gab keine Frage mehr, alles war entschieden.

«Es tut mir leid, Noel. Es ist zu spät.»

Es hatte keinen Zweck mehr weiterzureden. Ich sagte, ich würde ihm aus

der Schweiz ausführlich schreiben. Ein plötzlicher Gedanke – Monica Felton. «Hier ist eine Dame zu Besuch, eine alte Stadtplanerkollegin aus England...» Wenn er mehr über die Hintergründe dieser Zeit erfahren wolle, würde sie sicher gern über Budapest nach Hause zurückreisen und ihm persönlich und in meinem Namen Bericht erstatten. Wir beendeten das Gespräch – er mit Trauer und Enttäuschung, ich mit bitterer Entschlossenheit und Trauer. Und mit einem kurzen Anflug von Besorgnis Monicas wegen. Schliesslich war sie Teil seiner und dieser Welt hier, nicht der meinen. Und was konnte sie schon wissen?¹

Ich kehrte ins Wohnzimmer zurück. Alle, auch Stanislaw, standen herum und warteten. Vor uns hatten wir eine festlich gedeckte Abschiedstafel, mit Champagner, mit weissem Tischtuch und Stoffservietten, mit Porzellantellern und richtigem Besteck. Als wir uns gesetzt hatten, tranken Stan und ich auf das Wohl von Alina und Kate, und der Kommandant und die «Mannschaft» des Hauses schlossen sich an. Dann widmeten wir uns ganz dem Fest und versuchten, das Ende des schönen Scheins so lange wie möglich hinauszuschieben.

Es wurde immer später, und während wir den Abend genossen, sahen wir immer häufiger besorgte Gesichter zur Tür hereinspähen. Der Kommandant gab ein ums andere Mal durch Gesten zu verstehen, es sei jetzt Zeit. Er flüsterte mir ins Ohr, es gehe auf Mitternacht zu, und unten warteten Frau Markowska und andere Freunde, um mir beim Packen zu helfen. Schliesslich erhoben wir uns, Stan und ich, und gingen auf unsicheren Beinen nach unten und in die Nachtluft hinaus, wo ein Wagen auf Stanislaw wartete. Seine kurzen Stunden in der Freiheit waren zu Ende.

«Stan, es klingt zwar verrückt, aber du musst uns auf der Valley Farm besuchen...»

Es herrschte einen Augenblick lang Stille. «Das werde ich», sagte er dann, «du wirst sehen.» Und er fügte nach einer Weile noch hinzu: «Aber nur unter der Bedingung, dass ihr, du und Kate, herkommt und hier mit uns den zehnten Jahrestag dieses Abends nach echt Warschauer Art in einem der Keller in der *Stare Miasto* feiert. Vergiss es nicht! Und dann werden wir uns ordentlich einen antrinken. Deine puritanische Seele wird nicht mehr sein, was sie vorher war.»

Die Wagentür wurde zugeschlagen. Ich sah ihn zwischen den Kiefern verschwinden, flankiert von zwei Gestalten mit Schlapphut. Der Stanislaw von Zelle Nr. 4 in Miedzczyn. War das eben alles nur Einbildung gewesen?

Obwohl ich nur wenige Stunden geschlafen hatte, wachte ich am Morgen des 19. schon früh auf. Ein dichter Novembernebel umhüllte sanft die Umrisse der Kiefern. Es war ein unendlich kostbarer Anblick. Dieses kleine Stückchen Waldfrieden stellte in Miniaturform die Wiederentdeckung jener Welt dar, die zu einer blossen Erinnerung geworden war. Seine Schönheit bedeutete mir: Es gibt eine andere Seite. Dass der Ort nur wenige Meilen von jenem entfernt lag, an dem ich die Unmenschlichkeit des Menschen Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr hatte erdulden müssen, erschien belanglos.

Später, auf dem Rücksitz des offenen Wagens, sah ich auf das weisse Haus zurück, das sich langsam in den sich leicht bewegenden Nebelschwaden auflöste. Es sah traurig aus. Sein Bewohner war fort. Der kurze Augenblick, wo es als Heimstatt gedient hatte, war vorbei. Vor uns fuhr ein Auto und hinter uns ebenfalls, genau wie in jener Nacht der entscheidenden Veränderung. Jetzt sass ich jedoch mit meinem umfangreichen Gepäck allein hinten auf dem Rücksitz, während der Kommandant vorn eine muntere Konversation in Gang hielt und sichtliches Vergnügen daran hatte, mir das Ehrengelait zu geben. Dieselbe vertraute Szenenfolge – das lange Stück offene Landstrasse, die Poniatowski-Brücke, das Stadtzentrum, am Lazienki Park vorbei, dann die Strasse, die zum Flugplatz hinausführt.

Ich konnte zwei Gruppen erkennen: Links vom Haupteingang des Flugplatzes standen die Architekten Szymon und Helena Syrkus, Frau Markowska, Herr Brechbuehler und ein paar unbekannte Leute, wahrscheinlich heimreisende Delegierte des Architekten-Kongresses. Und ein Stück entfernt rechts vom Eingang meine Landsleute von der Botschaft. Der Wagen hielt vor dem Eingang. Die Übergabe erfolgte steif, streng nach Protokoll. Ich schüttelte denen, die sich im Waldrefugium um mich gekümmert hatten, die Hand und ging dann, um Botschafter Flack und Mr. Oechsner zu begrüßen. Ohne mich umzublicken, betrat ich das Flughafengebäude zusammen mit meinen neuen Gastgebern, die mich zu einem Tisch geleiteten und zu einer Tasse Kaffee einluden. Die andere Gruppe nahm an einem weiter entfernt in der Halle stehenden Tisch Platz. Es drängte mich einen kurzen Augenblick, hinüberzugehen und Notiz von ihrer Anwesenheit zu nehmen. Aber nein, es gab keine zwei Höfe mehr. Die offizielle Übergabe meines Körpers hatte stattgefunden. Das Protokoll musste eingehalten werden, und ich fühlte mich da, wo ich war, sehr wohl. Die Spannungen der früheren Zusammentreffen in Otwock waren verschwunden und wir plauderten zwanglos.

Wiederholt kam die Durchsage, das Flugzeug aus Prag werde verspätet ein-

treffen. Unwillkürlich wurde ich nervös. Dieser Flugplatz war mit zu vielen Erinnerungen verbunden, die sich mir fortgesetzt aufdrängten. Aha, wieder eine Ankündigung in polnischer Sprache, diesmal viel länger. Ich versuchte, das Wesentliche mitzubekommen. Unser Flugzeug hatte nicht aus Prag abfliegen können, weshalb der Rückflug dorthin gestrichen werden musste. Es folgte eine kurze Pause. Dann fuhr der Ansager fort und gab bekannt, dass es gelingen sei, eine von Moskau nach Prag fliegende Maschine umzudirigieren, die uns mitnehmen solle – sie werde in etwa zwanzig Minuten landen. Ich erstarrte. Ich erinnerte mich sofort an Stanislaws Bericht von der polnischen Untergrund-Delegation, die 1945 in einer sowjetischen Maschine zu angeblichen Verhandlungen gestartet und spurlos verschwunden war.

Mr. Oechsner sagte: «Warten Sie, ich bin gleich wieder da.» Er kehrte schon bald wieder zurück. Seiner Ansicht nach sei die Sache in Ordnung. Der amerikanische Gesandte in Prag sei angewiesen, bei der Ankunft des sowjetischen Flugzeugs auf dem Flugplatz zu sein, und der Vertreter der Swiss Air habe zugesagt, das Flugzeug nach Zürich werde erst abfliegen, wenn ich an Bord sei. Das war Oechsners Hauptsorge gewesen. Er hatte nämlich Kate sein Wort gegeben, dass ich nicht in Prag hängenbleiben würde. Das wichtigste war jetzt zu verhindern, dass sorgsam ausgearbeitete Pläne von Neuem durcheinandergerieten. Alle bemühten sich, mich zu beruhigen.

Und so geschah es, dass ich ausgerechnet aus einem sowjetischen Flugzeug meinen letzten Blick auf Warschau warf, das in den zurückliegenden fünf Jahren mein zwangsweises und nie gesehenes Zuhause gewesen war. In einer weiten Spirale gewann die Maschine an Höhe, während ich nervös darauf wartete, dass es sich aus der Kreisbewegung lösen und auf den vorgesehenen Kurs in Richtung Westen einschwenken würde.

Kate

Es war der Morgen des 18. November 1954. Draussen Nebel. Mein Vater und ich fuhren zum Flughafen hinaus. Unsere Maschine sollte um neun Uhr fünfzehn fliegen. Hermann hatte noch einmal dringend gebeten, ich solle ohne Wissen der Presse in die Schweiz kommen, und deshalb hatte ich eigentlich unter falschem Namen reisen wollen. Aber auf Grund eines Missverständnisses waren die Flugscheine auf den Namen meines Vaters ausgestellt worden. Elsie war schon vorausgereist. Als ich nun auf den Gepäckstücken den Namen «Thornycroft» sah, wollte ich den Flughafen verlassen und per Schiff und Eisenbahnzug nach Zürich fahren. Der Nebel war jedoch so dicht, dass unsicher war, ob die Kanalfähren auslaufen konnten, und wenn es zu einer längeren Verzögerung kam, würden wir es möglicherweise nicht schaffen, vor Hermann in Zürich zu sein.

Wir gingen in den Abflugraum und warteten. Die Stunden vergingen. Unser Flug wurde wiederholt als verspätet ausgerufen. Mir wollte es so vorkommen, als trieben sich überall eine Menge junger Leute mit Kameras herum. Ich versuchte, meine Zeitung zu lesen.

«Verzeihung, sind Sie Miss Thornycroft?»

«Nein», antwortete ich ohne nachzudenken. Schliesslich war ich es ja auch nicht.

Nach einer Weile schallte aus dem Lautsprecher. «Miss Thornycroft, gebucht nach Zürich, wird gebeten, zum Informationsschalter zu kommen.»

Ich empfand die Angst des Hasen, der von den Jagdhunden aufgespürt worden ist. Überall im Raum schienen Augen zu sein, die nur darauf lauerten, welcher Passagier sich nun erheben würde. Ich beschloss, sitzen zu bleiben. Und wieder nach einer Weile eine Stimme: «Entschuldigen Sie, sind Sie Mrs. Field?»

«Nein.» Na gut, ich konnte jetzt auch konsequent bleiben und die Farce bis zu ihrem Ende durchhalten.

Ich blieb eisern sitzen. Es wurde Mittag, und unser Flugzeug flog noch immer nicht ab. Hin und wieder starteten Maschinen in den Nebel hinein, aber nicht unsere BEA-»Viscount«. Wir assen ein Sandwich. Ich war zu nervös, um wirklich Hunger zu haben. Angenommen, sie entdeckten mich, und alle Welt erfuhr, dass ich in Zürich war, um mich dort mit Hermann zu treffen – würde er dann vielleicht Angst bekommen und sich weigern zu kommen?

Die Spannung der letzten drei Wochen war unerträglich gewesen, aber dann hatte Hermann schliesslich angerufen und uns mitgeteilt, dass er mit Hans Brechbuehl fliegen werde. Elsie's Rechnung war aufgegangen! Und die neueste Nachricht, dass die Ungarn auch Noel und Herta freigelassen hatten, konnte immerhin dazu beitragen, Hermanns Gewissen zu beruhigen.

Nach fünf Jahren sollten wir uns endlich wiedersehen! Hermann hatte gesagt, er sei inzwischen ganz kahl geworden, und ich versuchte mir vorzustellen, wie er wohl aussehen mochte. Ich hoffte, dass ich nicht zu sehr gealtert war und dass er meine neuen Kleider hübsch finden würde.

Der Nachmittag schleppte sich dahin. Wir hätten schon vor Stunden in Zürich landen sollen. Ich wusste das natürlich nicht, aber meine Mutter musste sich unterdessen in Golders Green mit einer wahren Armee von Presseleuten herumschlagen und versuchen, sie abzuwimmeln. Das amerikanische Konsulat hatte die Nachricht nach Zürich durchgegeben, dass ich auf dem Londoner Flughafen von der Presse umstellt sei und etwas unternommen werden müsse, wenn ich in der Schweiz einträfe.

Mein Vater und ich sasssen weiter herum, zwei Mäuse in der Falle. Das neblig-gelbliche Tageslicht schwand dahin, und dann war es draussen wieder dunkel. Wir hatten den ganzen Tag auf denselben zwei Stühlen gesessen. Gegen sechs Uhr verkündete der Lautsprecher endlich: «BEA-Flug nach Zürich...» Ich hätte fast geweint.

Ich hatte meine Lesebrille auf und die schwache Hoffnung, so vielleicht nicht erkannt zu werden. Oder dass Hermann, sollte diese Hoffnung trügen, wenigstens sehen würde, dass ich mir Mühe gegeben hatte, seinen Wünschen zu entsprechen.

Man führte uns in die Nacht hinaus. Viele der jungen, mit Kameras bewehrten Leute folgten uns. Und plötzlich ein Blitzlichtgewitter – sie hatten mich erwischt!

Zum ersten Mal in meinem Leben bestieg ich ein Flugzeug nicht mit einem

stillen Gebet, sondern mit Erleichterung. Die Mausefallentortur war überstanden. Wir hatten zehn Stunden lang in der Falle gesessen, aber jetzt schien die Zivilisation die Herrschaft wieder angetreten zu haben. Wenn sich Reporter an Bord befanden, so unternahm man keinen Versuch, zu einem Interview zu kommen.

Wir landeten, und ich verliess das Flugzeug hinter einer recht stattlichen Dame und im Pulk der anderen Passagiere. «Denk dran, immer zu lächeln», sagte mein Vater. Ein Mitarbeiter von British European Airways erschien. «Folgen Sie mir bitte hier entlang, Mrs. Field. Ihre Schwägerin ist da.» Er holte mich aus der Schar der anderen Passagiere heraus und brachte mich in einen grossen, verglasten Empfangsraum, wo er mich allein liess. In einiger Entfernung konnte ich Elsie sehen, die von Zeitungsreportern umringt war und, wie es schien, freundlich mit ihnen plauderte. Warum war sie hergekommen? Ich hatte so gehofft, sie würde sich fernhalten.

Dann erschien ein anderer Mann. «Bitte folgen Sie mir. Ich habe einen Wagen dabei. Ich bin vom amerikanischen Konsulat.» Er sprach mit ausländischem Akzent. Ich dachte: Wie leicht das doch ist! Er nimmt mich einfach mit – und wo lande ich? Vielleicht in der sowjetischen Zone Österreichs!

Der BEA-Mitarbeiter trat zu uns. «Wie soll ich wissen, ob dieser Herr wirklich vom amerikanischen Konsulat ist?» fragte ich ihn.

«Ich kann's beschwören», antwortete der BEA-Mann. «Ich kenne ihn schon seit vielen Jahren.»

«Ja, ich arbeite schon seit zwanzig Jahren bei der amerikanischen Botschaft.»

Ich beschloss, ihnen zu glauben. Mein Vater und ich fuhren nun mit diesem Begleiter zu einem Hotel ausserhalb der Stadt, wo Elsie Zimmer für uns reserviert hatte – diesmal unter falschem Namen. Sie traf wenig später ebenfalls dort ein, ohne Presse.

Elsie war sehr aufgeregt und berichtete uns von ihren Abenteuern. Sie war vom amerikanischen Konsul nach Zürich gebeten worden, um mich und meinen Vater für den Chauffeur, der uns zum Hotel gebracht hatte, zu identifizieren. Dann hatte sie mit den Reportern geplaudert, bis sie – sehr zu ihrer eigenen Überraschung – von jemandem, der zum Flughafenpersonal gehörte, gebeten worden war, nun an Bord der Maschine nach Wien zu gehen. Das hatte sie getan und war durch das Flugzeug hindurch zum Wagen des Konsuls geführt worden, der draussen auf dem Vorfeld auf sie wartete. Die ganze Sache war von den Amerikanern und Schweizern inszeniert worden, um die Presse glauben zu machen, dass wir uns mit Hermann in Wien treffen würden. Dies war

nicht Elsie Idee gewesen, und mir schien das Ganze eigentlich zu weit zu gehen. Die Rechnung ging jedoch auf. Ich glaube, ein paar der unglücklichen Reporter sind wirklich nach Wien geflogen. Aber ich war zu diesem Zeitpunkt die Aufmerksamkeiten der Presse schon so leid, dass mich nur noch die Frage nach Erfolg oder Misserfolg der von Hermann ablenkenden Irreführungsmassnahmen interessierte.

Ich rief Hermann in Warschau an. Zu meiner Freude klang er sehr gefasst und hatte auch nach wie vor die Absicht, am nächsten Vormittag nach Zürich zu fliegen. Ich sagte, er solle alle Presseberichte ignorieren, denen zufolge wir in Wien seien. Ich würde in Zürich bleiben und zum Flughafen hinauskommen.

Plötzlich wurde unser Gespräch unterbrochen. «Warschau, Anruf aus Budapest.»

Noel. Sie stellten also in letzter Minute die Verbindung zwischen ihm und Hermann her! Wie sehr hoffte ich, dass Noel nicht versuchen würde, Hermann zu einer Änderung seiner Pläne zu überreden!

In jener Nacht teilten Elsie und ich das Zimmer des Hotels hoch oben auf dem Zürichberg. Es war ein sehr hübscher Raum mit Blick über die Stadt und auf den See. Ein Doppelzimmer – wenn alles gut ging, würde ich es in der kommenden Nacht mit Hermann teilen.

Wir waren uns der Dramatik des Augenblicks bewusst. An diesem Abend war noch alles offen – morgen würde es geschehen sein. Jedenfalls für mich würde der fünfjährige Kampf ein Ende haben. Gewonnen sein. Oder vielleicht in letzter Minute doch noch verloren?

«Weisst du», sagte Elsie, als wir uns für die Nacht fertig machten, «du darfst dich nicht zu sehr aufregen, falls er morgen nicht kommen sollte. Wir haben wenigstens unser Bestes gegeben, Kate. Mehr konnten wir nicht tun.»

Ich betete, dass am kommenden Abend alles vorbei sein würde, und war froh, das Zimmer mit Elsie teilen zu können, die ihren Brüdern eine so treue Schwester gewesen und durch den gemeinsamen Kampf auch für mich zu einer geworden war. Sie liebte ihre Brüder, aber ich wusste auch, dass für sie die Tragödie Hermanns wegen der Folgen, die sie für mich und die Jungen gehabt hatte, die grössere war. Fünf Jahre lang hatte sie uns in unserem Kampf zur Seite gestanden!

Am nächsten Morgen erfuhren wir durch einen Anruf des Konsulats, dass Hermanns Flug aus Warschau abgegangen und er an Bord der Maschine war. Die Spannung jener Vormittagsstunden war für uns alle unsagbar.

Elsie ging irgendwohin. Mein Vater und ich assen eine Kleinigkeit zu Mittag. Wir sollten von einem Wagen des amerikanischen Konsulats abgeholt und zum Flughafen gebracht werden. Wie das alles ohne Wissen der Presse ablaufen sollte, interessierte mich nicht mehr. Hermann kam, und allein das zählte. Mir war jetzt alles aus der Hand genommen, und ich konnte nur tun, was man mir sagte. Ich blickte zu meinem Vater hinüber. Er sah furchtbar müde und um Jahre gealtert aus. Das galt auch für Elsie.

Endlich klingelte das Telefon. Das Konsulat kündigte an, dass Hermanns Flugzeug bald landen und der Wagen uns gleich abholen werde.

Wie sehr wünschte ich mir, schon auf dem Flughafen zu sein! Hermann würde landen und ich war nicht da. Ob er dann wohl dachte, dass ich ihn verfehlt hätte? Elsie wollte nicht mit zum Flughafen kommen, sondern im Hotel auf uns warten.

Der Wagen kam, und wir fuhren mit gehörigem Tempo los. Als wir auf dem Flugplatz ankamen, war die Maschine aus Warschau schon leer und entladen. Wir fuhren durch ein eigenes Tor zum Gebäude der Flughafenpolizei. Ich sollte Hermann dort drin abholen und mit ihm schnell wieder zum Auto hinauskommen.

Der Wagen hielt, und ich rannte in das Gebäude. Ich befand mich in einem langen Korridor. «Wo ist er? Welche Tür?»

Man öffnete eine Tür und ich stürzte in den Raum.

Da war er, sass auf einer Bank. Er stand auf und kam auf mich zu. Wie kann man diesen Augenblick mit Worten schildern? Das Gefühl, das er vermittelte, werde ich wohl nie vergessen, und auch nicht den Anblick Hermanns. Ja, es war mein Hermann. Aber verändert. Das Gesicht gerötet und weiss. Der Kopf noch nicht ganz kahl, nur oben. Das Haar ergrauend. Er trug einen leichten Gabardine-Anzug, der ihn breitschultrig und gross aussehen liess, der Oberkörper irgendwie zu schwer. Als er auf mich zukam, hatte ich eine schreckliche Sekunde lang den Eindruck, dass er verstümmelt worden war. Dieser ausgestopfte Körper – verbargen sich da vielleicht eiserne Prothesen, die einen gebrochenen Rücken oder gebrochene Beine stützten?

Und sein Gesicht. Es sah vollkommen erstarrt aus. Sein Mund war zusammengekniffen, als erwartete er einen Schlag ins Gesicht. Sein Ausdruck war maskenhaft.

Das war eigentlich überhaupt kein Gesichtsausdruck, sondern eine Abschirmung, etwas, was ihn vor einer Welt schützte, die lediglich Schläge austeilte.

Ich schlang die Arme um ihn und küsste ihn: «Ich werde für dich sorgen,

immer.» Ich wiederholte den Satz, und zugleich wurde mir langsam klar, dass er keine eisernen Prothesen trug, sondern dass es nur ein zu stark ausgepolsterter polnischer Anzug war, dessen Brusttaschen noch dazu mit Papieren vollgestopft waren. Er hielt mich umarmt, aber der starre Gesichtsausdruck blieb.

Ich hatte nicht auf die Zeit geachtet, aber wir mussten schon lange dort gestanden haben, denn es kam jemand herein und sagte, es wäre besser, wenn wir aufbrächen.

Draussen war mein Vater, und wir stiegen in das Auto des Konsulats und fuhren los. Bald folgte uns ein anderer Wagen, und unser Fahrer versuchte immer wieder und unerwartet die Fahrtrichtung zu ändern, um ihn abzuschütteln. Das erwies sich als nicht leicht, weshalb er die Geschwindigkeit erhöhte. Schliesslich aber bat ich ihn, doch wieder langsamer zu fahren. «Nach allem, was hinter uns liegt, lohnt es nicht, ums Leben zu kommen, bloss um der Presse zu entweichen.» Am Ende entkamen wir ihr aber doch, denn unser ideenreicher Schweizer Fahrer kutscherte uns hinten um das elegante Hotel «Baur-au-Lac» herum, schüttelte so unseren Verfolger ab und brachte uns unentdeckt in unser Hotel in den Hügeln vor der Stadt.

Ich rannte zu Elsie hinauf. Sie hatte die ganze Zeit gewartet, war in ihrem Zimmer auf und ab getigert und hatte eine Zigarette nach der anderen geraucht. Sie sah schrecklich müde aus.

«Elsie, er ist da! Und wohlauf. Aber erschrick nicht, sein Gesichtsausdruck ist ganz eigenartig.» Und ich blickte ihr ins Gesicht und konnte trotz der Tatsache, dass es von Erschöpfung gezeichnet war, doch davon ablesen, wie anders als das seine sich unser Leben gestaltet hatte. Denn ihr Gesicht war alles andere als eine Maske, war ein lebendiger Spiegel ihrer Empfindungen. Als sich die Geschwister jetzt wiedersahen, war es genauso. Elsie lachte, weinte – aber Hermanns Gesicht blieb vollkommen emotionslos und maskenhaft starr.

Wir sassen den ganzen Nachmittag in unserem Hotelzimmer beisammen – Hermann, Elsie und ich. Wir sassen nur da, liessen ihn behutsam die Welt wieder in sich aufnehmen, liessen ihn aus dem Fenster auf die Stadt Zürich hinabsehen, in der er geboren war. Wir sassen still da und wussten, wir hatten gesiegt. Die Hölle der fünf Jahre lag hinter uns, und mit der Zeit würde die Liebe die starre Maske aufbrechen, würde er es wieder wagen, Gefühle zu haben.



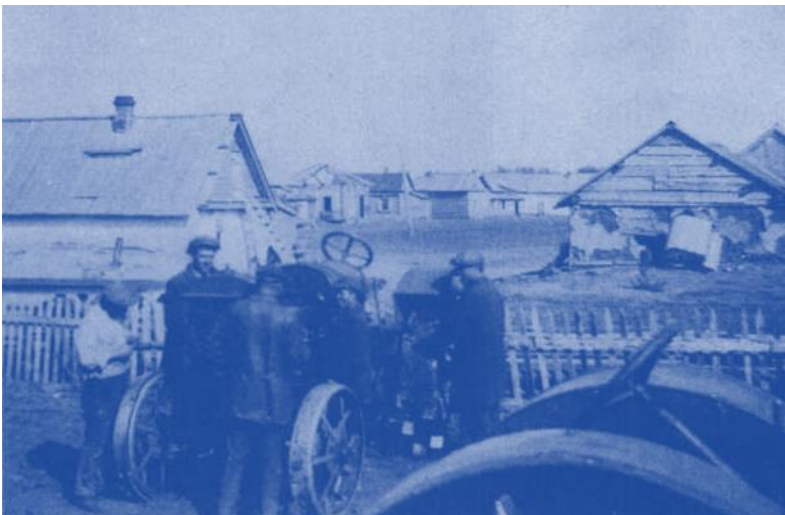
Mrs. Field mit den Kindern Hermann, Noel, Elsie, Zürich 1919



Kate Field mit ihren Eltern, Oliver und Dorothy Thornycroft, und den Söhnen Hugh und Allen, London 1956



Hermann und Kate Field mit dem Bürgermeister von Krakau und späterem London-Flüchtling, Mährisch-Ostrau 1947



Steppendorf in der Kolchose «Spartak», Wolgadeutsches Gebiet 1934



Hermann Field, Cleveland 1948



Kate Field, Cleveland 1948

POST

What Has Stalin Done With Noel Field?

By **CRAIG THOMPSON**

Promising young Noel Field was well educated, able, ached to do something for a sick world. What made him turn his talents to Stalin's use? Did he repent before he disappeared in Prague. In



Noel und Herta Field in Warschau, 1947 © Werner Schweizer, aus dem Film «Noel Field, der erfundene Spion», Schweiz 1996

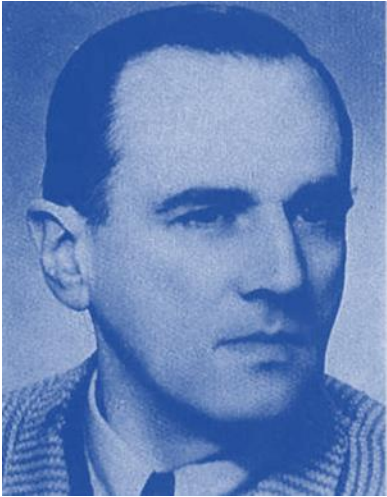
CHAPTER I

1

1

... and would man he comes roaring into the room like a lion...
 You tell me for the dear, the ^{and through the door}
 she ^{burst} of a message... ^{comes} by night under his nose, and what
 does he do? ... keeps going ... swings his stick ... what a well-to-do
 two for these ... and the young fellow ... saved the lightness
 of him ^{all night} ... no time to fix his pants ... like a horse ... straight through
 the window ... yes, straight through ... doesn't open it ... but
 ... takes it all with his head ... & how he cut himself ...
 looks like a slit pig ... But the old man, he doesn't dare ...
 ... stops ... line cold ... just stops there yelling & waving his stick ...
 & bit his lip get away ... W's all inside nothing ... What a treat ... Kasper
 into his pants like it was his girl ... that revealed his ... ^{and Kasper looks into a loose bag}
 bit a yellow teeth. His flat nose almost disappeared
 in the wrinkles of his wrinkled cheeks, leaving mainly the two
 big nostrils: ^{for a moment} his pale blue eyes, opened wide & seemed to
^{burst} with avidity. Then, almost as if they became dim again, & his
 face reassumed its normal somewhat worried, somewhat
 questioning expression. He scratched his stubbly
 chin ... & stared expectantly, uncertainly at the man
^{in front of him}

Erste Seite des Roman-Manuskripts «Angry Harvest» von Hermann Field und Stanislaw Mierzanski, geschrieben im geheimen Gefängnis in Miedzeczyn bei Warschau, 1952



Stanislaw Mierzanski, zur Zeit seiner
Entlassung, Dezember 1954



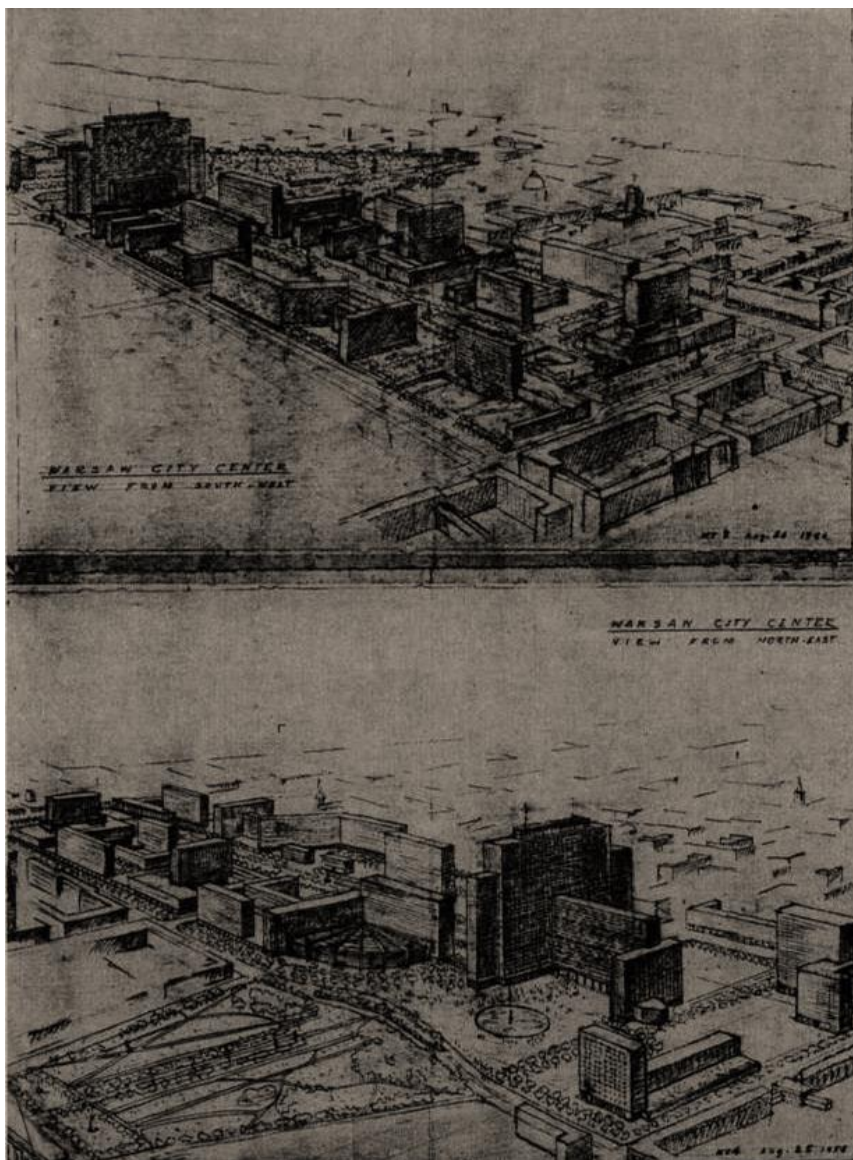
Hermann Field, zur Zeit seiner
Entlassung, Oktober 1954



Josef Swiatlo,
Pressekonferenz 28. 9. 1955

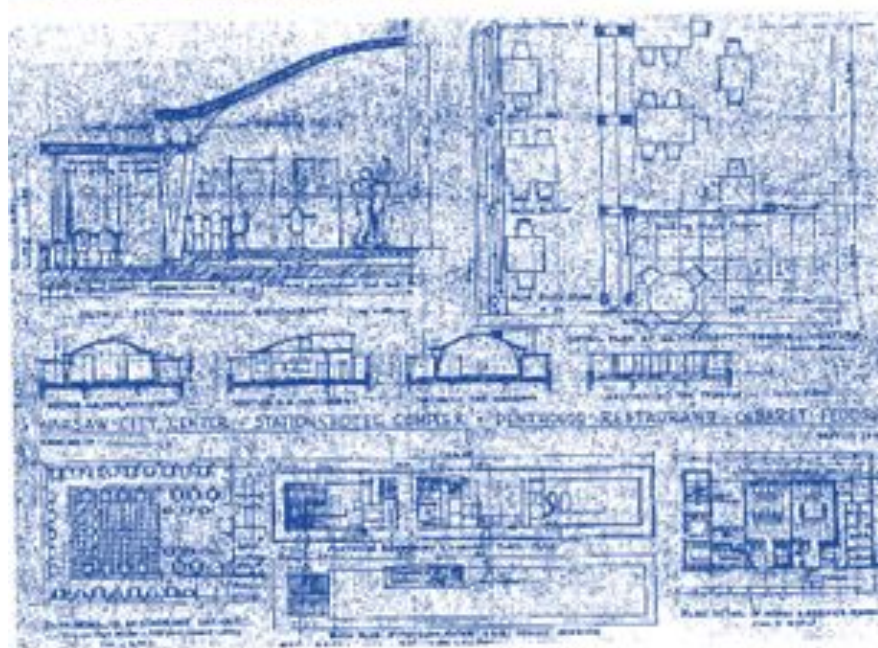


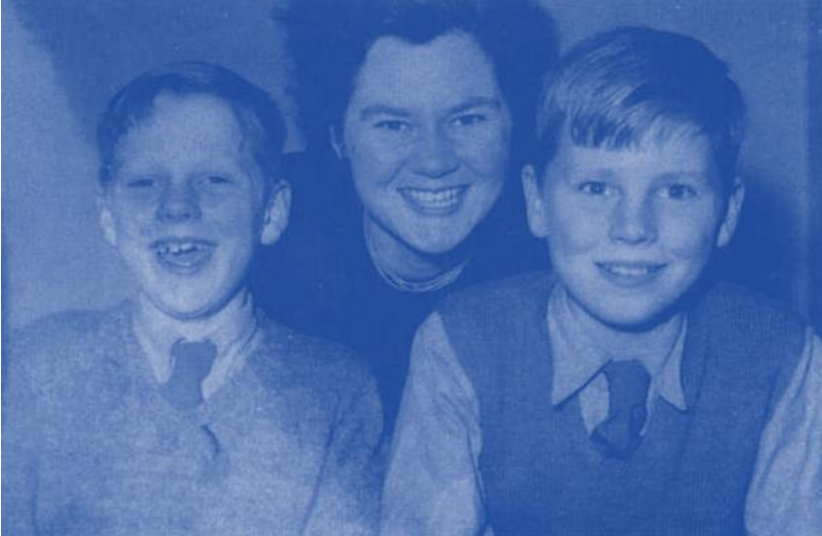
Hermann Field vor der Gefängnismauer
von Miedzeczyn, November 1993



Hermann Fields «Warschau-Projekt», Pläne für den Wiederaufbau des Stadtzentrums, 1954

WARSAW CITY CENTER
STATION-HOTEL COMPLEX
VIEW FROM SOUTH EAST CORNER
INTERIOR VESTIBULE AND ENTRANCE





Kate Field und die Söhne: erste Nachricht von Hermann, August 1954



Ankunft Victoria Station, London, Februar 1955



Pressekonferenz London, Februar 1955, in der Wohnung der Eltern Kates



Hermann Field und Stanislaw Mierzenski, Valley Farm 1960



Valley Farm

Epilog 1996

Unser Bericht endet mit unserem Wiedersehen in Zürich vor vierzig Jahren. Noel und Herta waren ein paar Tage vorher in Budapest entlassen worden. Die polnische Regierung hielt ihr Versprechen und entliess Stanislaw Mierzenski rechtzeitig zum Weihnachtsfest 1954.

Noel und Herta, die beide über fünf Jahre lang in einem Budapester Gefängnis in Einzelhaft gesessen hatten, überraschten ihre Familie und die ganze Welt mit dem Entschluss, für immer in Ungarn zu bleiben. Die ungarische Regierung hatte Noel vom Vorwurf der Spionage freigesprochen, und er stellte daraufhin klar, er betrachte die ganze Episode als eine stalinistische Verirrung, für die er von den Kommunisten entschädigt worden sei. Sowohl er als auch Herta hatten ernsthafte gesundheitliche Schäden davongetragen, und die ungarische Regierung übernahm ihre medizinische Versorgung auf Lebenszeit. Noel kaufte sich mit seinem amerikanischen Geld ein kleines Haus oberhalb von Buda, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1970 und Herta bis zu dem ihren zehn Jahre später lebten.

Wir besuchten sie dort 1964, als Noel noch für die *New Hungarian Quarterly*, eine Kulturzeitschrift in englischer Sprache, arbeitete – seine Aufgabe war es, für sprachliche Korrektheit zu sorgen. Hermann besuchte sie ein letztes Mal 1969. Noel machte einen verschlossenen Eindruck, und sein Glaube schien am Ende doch – vor allem durch die sowjetische Unterdrückung des Prager Frühlings im Jahr 1968 – erschüttert zu sein. Er wollte aber auch diesmal sein Verhalten nicht erörtern und blieb bis zum Ende seines Lebens der Sache des Kommunismus treu.

1993 gewährte das ungarische Innenministerium Hermann Einblick in die Akten, und so erfuhr er erstmals, wie sein Bruder behandelt worden war. Man hatte ihn schon gleich zu Anfang brutal verhört und zu einem falschen Geständnis getrieben. Und das war trotz der Tatsache, dass Noel sofort widerrufen und diese Position während der dann folgenden Jahre der Gefangenschaft nicht auf-

gegeben hatte, in den Prozessen gegen Rajk und Slansky verwendet worden. Diese Information bestätigte die Aussage von Josef Swiatlo, Noel habe ihm gegenüber, als er, Swiatlo, nach Budapest geschickt worden war, um ihn zu befragen, seine Unschuld beteuert. Das mag auch der Grund dafür gewesen sein, dass man ihn in beiden Prozessen nicht als Hauptzeugen hatte auftreten lassen.

Im Oktober 1955 wurde schliesslich auch Erica Wallach aus dem sowjetischen Arbeitslager Workuta entlassen, wo sie in einer beim Eisenbahnbau eingesetzten Kolonne gearbeitet hatte. Es dauerte zwei Jahre, bis sie ein Visum für die Ausreise zu ihrem Mann und ihren Kindern in den Vereinigten Staaten erhielt. Sie hat ihre Erfahrungen in dem Buch *Light at Midnight* festgehalten.

Was uns angeht, so verbrachten wir die ersten zwei Monate in den Schweizer Bergen und kehrten dann nach London zurück, wo wir die Presse zu einer Konferenz in das schnell überquellende Wohnzimmer des Hauses in der Corringham Road einluden.

Hermann war sehr daran gelegen, etwas aus seinen und Stanislaws gemeinsamen schriftstellerischen Arbeiten zu machen, und tatsächlich wurde *Angry Harvest* 1958 in den Vereinigten Staaten und gleichzeitig in einer von Stanislaw fertiggestellten Version – unter dem Titel *Okiennice* – veröffentlicht. Das Buch erschien auch in einer schwedischen und in einer deutschen Übersetzung, die den Titel *Bittere Ernte* trägt. Das *Kraft Television Theater* NBC zeigte eine Fernsehbearbeitung. Vor nicht allzu langer Zeit wurde es in der Bundesrepublik verfilmt und gehörte zu den Finalisten eines *Academy Award*. Dies alles rechtfertigte Hermanns und Stanislaws Überzeugung, ihr Kampf ums Überleben habe in sich den Lohn der schöpferischen Leistung getragen.

An ihrem letzten gemeinsamen Abend 1954 in Polen hatten Hermann und Stanislaw nach Möglichkeiten gesucht, ihrer Freundschaft Dauer zu verleihen. Für Stan war eine solche Möglichkeit, der Valley Farm seiner Phantasie einen Besuch abzustatten, während sie für Hermann in der Zusage lag, sich mit Stan zur Feier des zehnjährigen Jubiläums ihrer Entlassung in einem Warschauer Cafe zu treffen. Stans Plan wurde 1960 Wirklichkeit, als die polnische und die amerikanische Regierung ihm einen einjährigen Aufenthalt in Boston ermöglichten, wo er und Hermann das Manuskript der *Duck Lane* für die Veröffentlichung fertigstellen konnten.

Im Jahr 1964 war Hermann entschlossen, auch sein eigenes Versprechen einzulösen und den Freundschaftsvertrag zu erfüllen. Traurigerweise starb Stan an Krebs, während Hermann und Kate auf dem Weg zu ihm waren. Aber sie

waren. Aber sie trafen seine Witwe Alina, sahen sich mit ihr zusammen Warschau an und fuhren sogar weit genug aufs Land hinaus, um in der Ferne den von Mauern umgebenen Gefängnis-Komplex sehen zu können, wo Hermann und Stan so lange eingesperrt gewesen waren – mehr oder weniger in Sichtweite des Klubs der ausländischen Journalisten. Hermann besuchte die Gräber von Stan und Lolek – man hatte beide auf demselben Friedhof zur Ruhe gebettet.

Für Hermann war nach der langen Unterbrechung die Rückkehr ins berufliche Leben nicht ganz leicht, aber nach Fertigstellung der genannten Bücher wurde er zum Direktor der Planungsabteilung des *Tufts – New England Medical Center* in Boston berufen. Das bot ihm die Gelegenheit, von der er während seiner Gefangenschaft immer geträumt hatte, nämlich sich als Architekt in einem grösseren, urbanen Rahmen betätigen zu können. Später erhielt er eine Professur an der Tufts University, wo er das aufzubauen begann, was sich dann zum *Department of Urban and Environmental Policy* entwickeln sollte, zu einer Zeit, da die Umwelt noch nicht im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stand.

Hermann und Kate hatten sich noch ein Kind gewünscht, und 1957 kam ihre Tochter Alison zur Welt. Das machte es Kate unmöglich, ihre Lehrtätigkeit an der Universität fortzusetzen, weshalb sie an der Harvard University eine administrative Stelle übernahm und Wissenschaftler aus Asien betreute. Nach der Emeritierung Hermanns zogen sie auf die Valley Farm, wo Hermann seine Energien zwischen Fragen des globalen Naturschutzes und der Landnutzungsplanung auf lokaler Ebene aufteilte. Kate wurde ebenfalls in der örtlichen Selbstverwaltung aktiv.

Ein fünfjähriges Verschwinden wirkt sich natürlich nicht nur auf die Hauptakteure aus. Hugh und Alan waren in sehr entscheidenden Jahren ihres Heranwachsens ohne Vater gewesen, und als er dann nach Hause zurückkehrte, mussten sie ihn erst wieder neu kennenlernen und sich noch dazu an die Lebensbedingungen in ihrem Heimatland anpassen.

Alles deutet darauf hin, dass Hermann und Noel nur überlebt haben, weil sie amerikanische Staatsbürger waren. Gleichwohl musste Kate schon früh erfahren, was sich kürzlich auch wieder am Fall der im Libanon festgehaltenen Geiseln gezeigt hat, nämlich dass die Interessen von Menschen, die auf feindlichem Gebiet in Gefangenschaft geraten, in diametralem Gegensatz zu den Interessen ihres eigenen Landes stehen. Trotz eines entsprechenden Einsatzes von Hermanns Berufskollegen kam es weder in seinem noch im Falle seines kommunistischen Bruders zu irgendwelchen Sanktionen. Immerhin müssen die

andauernden Anfragen seitens des Aussenministeriums denjenigen, die für die Fields zuständig waren, das unbehagliche Gefühl vermittelt haben, dass es wohl nicht sehr klug sein würde, die beiden endgültig verschwinden zu lassen.

Als die Polen Hermann im Jahre 1954 entliessen, sagten sie: «Die von Josef Swiatlo gegen ihn erhobenen Vorwürfe entbehren jeglicher Grundlage und sind Erfindungen amerikanischer Agenten und Provokateure.» Wir taten das damals als einen Versuch ab, das Gesicht zu wahren. Der Gedanke wurde jedoch später von dem britischen Berichtersteller Stewart Steven in seinem Buch *Operation Splinter Factor* aufgegriffen. Darin schreibt er, dass Swiatlo möglicherweise schon seit 1948 amerikanischer Agent war und dass die CIA die Kommunisten absichtlich in der Ansicht bestärkt hatte, die Fields könnten geopfert werden, um dadurch eine selbstzerstörerische Säuberung in den kommunistischen Führungen der Satellitenstaaten auszulösen und den Kommunismus in ganz Europa in Misskredit zu bringen. Steven räumt ein, dass dieser Politik kein Erfolg beschieden war und dass es für seine Theorie nie einen auf Dokumenten beruhenden Beweis geben werde. Die Schauprozesse schufen in den Satellitenstaaten lediglich ein Klima der Einschüchterung und machten sie der Sowjetunion gegenüber noch gefügiger. Es steht ausser Frage, dass Stalin für diese Prozesse zuständig war und dass sie von Berija, dem ihm unterstellten General Byelkin sowie sowjetischen, in den einzelnen Staaten tätigen «Beratern» in Szene gesetzt wurden. Diese Phase der Entwicklung endete mit dem Tod Stalins und der Hinrichtung Berijas, Ereignisse, die Josef Swiatlo veranlassten, sich aus Polen abzusetzen und die Amerikaner davon zu unterrichten, dass er Hermann 1949 festgenommen hatte.

Die tieferen Gründe für die Prozesse sind in der internationalen Lage zu Ende des Zweiten Weltkriegs zu suchen. Die Sowjetunion hatte etwa zwanzig Millionen Menschen verloren und war schwer verwüstet worden. Dagegen hatten die Vereinigten Staaten den Krieg von ihrem Gebiet ferngehalten, und ihre Truppen waren in Europa geblieben. Sie widersetzten sich einer Ausbreitung des Kommunismus, und an die Stelle des Zweckbündnisses zwischen den kapitalistischen Staaten und der Sowjetunion war der alte geopolitische Kampf getreten, nun verschärft um die Drohung einer gegenseitigen atomaren Vernichtung.

Um Europa wiederaufzubauen und seine Bevölkerung davon abzuhalten, den Verlockungen des Kommunismus zu erliegen, leisteten die Vereinigten Staaten im Rahmen des Marshallplans Wirtschaftshilfe. Der militärischen Sicherheit des Westens diente die Gründung der NATO, der auch die Vereinigten

Staaten beitraten. Auf der anderen Seite rief die Sowjetunion die Kominform ins Leben, um ihre Herrschaft über die kommunistischen Parteien der Satellitenstaaten zu sichern, und den Warschauer Pakt, um die militärische Sicherheit zu gewährleisten. In dieser Zeit tobte in Griechenland der Bürgerkrieg, und die Formulierung der Truman-Doktrin, mit der die Vereinigten Staaten ihre Bereitschaft erklärten, dem Kommunismus auch in Griechenland und der Türkei mit wirtschaftlicher und militärischer Hilfe entgegenzutreten, führte zur Niederlage der griechischen kommunistischen Partisanen.

Jugoslawien nahm eine Sonderstellung ein, denn der Kommunismus war hier durch die eigenen Partisanenverbände und nicht durch eine sowjetische Intervention zum Sieg gelangt. Das verlieh ihm eine beträchtliche innere Stärke. Sein bemerkenswerter Führer aus den Tagen des Krieges, Josip Broz, Marschall Tito, plante eine Konföderation mit Bulgarien und Albanien, was von Moskau jedoch als Bedrohung angesehen wurde. Der Interessenkonflikt erreichte seinen Höhepunkt im Juli 1948, als die Kominform eine Resolution gegen «Tito und seine Clique» verabschiedete. Die Jugoslawen unterlagen, und der auf der Seite Titos stehende albanische Innenminister Koci Xoxe wurde nach Intervention der russischen Geheimpolizei in aller Stille abgeurteilt und hingerichtet. Dieser Prozess war der Vorläufer der Schauprozesse in den anderen Satellitenstaaten.

Die Prozesse hatten wenig mit der kommunistischen Ideologie, aber viel mit Geopolitik zu tun. Sie waren prophylaktisch gegen zukünftige Versuche gerichtet, sich aus dem sowjetischen Block zu lösen. Deshalb mussten selbst so moskautreue Gefolgsleute wie Laszlo Rajk und Rudolf Slansky geopfert werden. Die Tatsache, dass sie sich in der Vergangenheit keinerlei «Abweichung» schuldig gemacht hatten, war belanglos. Zweck der Prozesse war, starke Charaktere zu eliminieren, die kommunistischen Funktionäre das Fürchten zu lehren und so die Herrschaft Moskaus über die kommunistischen Parteien der Satellitenstaaten zu sichern.

Diese Politik war erfolgreich, wenigstens eine Zeitlang. Den grossen Schauprozessen folgte eine Flut von Verhaftungen und Verfahren gegen Hunderte, manchmal Tausende von weniger bedeutenden Funktionären. Das alles trug jedoch nichts zur Lösung der internen – vor allem wirtschaftlichen – Probleme der Satellitenstaaten bei. Deshalb kam es 1956 zum Ungarischen Aufstand und 1968 zum Prager Frühling, die Moskau beide gewaltsam unterdrückte. Einundzwanzig Jahre später brach das gesamte System eines von Moskau kontrollierten Osteuropa in sich zusammen.

Betrachtet man die Schauprozesse in ihrer historischen Perspektive, wird es unmöglich, der Theorie Stewart Stevens zu folgen, sie gingen auf den Plan der CIA zurück, die Russen zur Liquidierung der falschen Leute zu bringen und so den Kommunismus zu diskreditieren. Es ist nicht wahrscheinlich, dass Josef Swiatlo, ein polnischer Sicherheitsoffizier, die Säuberungen ausgelöst haben sollte, zu denen es von Albanien über Bulgarien, Ungarn und die Tschechoslowakei bis Ostdeutschland kam – in Ländern, auf die er ja nicht den geringsten Einfluss hatte. Stalin und Berija hätten wohl kaum nur auf Grund der Information eines vergleichsweise unbedeutenden polnischen Funktionärs, dass Noel Field ein amerikanischer Agent sei, ein halbes Dutzend kommunistische Parteien um die Hälfte dezimiert.

Obwohl hinter den Schauprozessen eindeutig die aussenpolitischen Interessen der Sowjetunion standen, musste man sie doch, um sie den Menschen in den jeweiligen Ländern «verkaufen» zu können, mit einer anderen Begründung versehen – mit einer Begründung, die wirksam die Beteiligung Moskaus verschleierte, die einsichtig war und die alle feindseligen Gefühle auf die Gegner der «Volksdemokratien» lenkte. Die zu diesem Zweck ausgesuchten Feinde waren der Reihe nach der «Titoismus», der «anglo-amerikanische Imperialismus», der «bürgerliche Nationalismus», die «trotskistische Abweichung» und der «Zionismus». Verbindungen zwischen den erwähnten Opfern und der einen oder anderen dieser Kräfte mussten ge- oder erfunden werden.

Auch wenn die Beschuldigten sehr unterschiedliche Entwicklungen durchlaufen hatten, verband sie doch eines: Sie waren alle überzeugte Kommunisten.

Es war folglich für Berija, dem die Verwirklichung der Stalinschen Politik oblag, ein ausserordentlicher Glücksfall, dass sich der Amerikaner Noel Field auf kommunistisches Territorium begeben wollte. Denn dieser kannte durch die Hilfe, die er während des Krieges Personen hatte angedeihen lassen, die auf der Flucht vor Hitler gewesen waren, eine grosse Anzahl von Menschen.

Da das *Unitarian Service Committee* (USC) auf Grund der Sympathien Noels für die Kommunisten die Zusammenarbeit mit ihm beendet hatte und in den Vereinigten Staaten inzwischen der Senator McCarthy tätig geworden war, zögerte Noel, dorthin zurückzukehren. Schon 1948 hatte er sein Interesse bekundet, als Journalist über die Entwicklung in Osteuropa zu berichten, und die Länder dort intensiv bereist. Als er 1949 erneut die Genehmigung für eine Reise in die Tschechoslowakei beantragte, löste dies eine Überwachung durch die Leute Berijas aus. Noel erhielt sein Visum und reiste am 5. Mai 1949 nach Prag.

Am 12. Mai wurde er entführt, bewusstlos nach Ungarn verschleppt, eingekerkert und verhört. Vieles weist daraufhin, dass dies auf Veranlassung des russischen Generals Byelkin und unter Mithilfe der sowjetischen Berater in Ungarn geschah.

Die Sowjets wollten von Noel – und später von Hermann – vor allem die Namen der Menschen in Erfahrung bringen, mit denen sie beide im Rahmen der Flüchtlingshilfe jeweils zu tun gehabt hatten – Hermann vor dem Krieg in Krakau, Noel vor und während des Krieges in Frankreich. Zugleich versuchte man, ihnen das falsche Geständnis abzupressen, amerikanische Agenten zu sein. Dann hätte man sie nämlich bei allen laufenden Prozessen als Zeugen aufrufen und alle Beschuldigten, die ihnen bekannt waren, als Agenten einer ausländischen Macht hinstellen können. Die Kontakte, die Noel während des Krieges zu Allen Dulles, dem Chef des amerikanischen *Office of Strategic Services* (OSS) gehabt hatte, reichten ungeachtet der Tatsache, dass sie nach dem Krieg nicht fortgesetzt worden waren, dazu schon aus.

Folgt man den Untersuchungen des Slansky-Prozesses, die zur Zeit des Prager Frühlings 1968 von der tschechischen KP vorgenommen und deren Ergebnisse in den Berichten von Piller und Kolder veröffentlicht worden waren, so hat Noel etwa sechzig Namen genannt. Es war ohne Belang, dass er später sein Geständnis, amerikanischer Agent zu sein, widerrief – er wurde bei den Prozessen gegen Rajk und Slansky immer wieder als amerikanischer «Kopf» der subversiven Operationen bezeichnet.

Die Tatsache, dass Noel gleichzeitig in den Vereinigten Staaten beschuldigt wurde, sowjetischer Agent zu sein, liess seine Frau Herta zögern, ihn dem Ausenministerium als vermisst zu melden. Stattdessen zog sie es vor, Hermann dazu zu überreden, privat in die Tschechoslowakei und nach Polen zu reisen und dort Erkundigungen über den Verbleib seines Bruders einzuziehen. Noel hat in dem nach seiner Freilassung veröffentlichten Artikel «Hitching Our Wagon to a Star» klargestellt, dass sein Herz nach wie vor dem Kommunismus gehörte.

Hermanns unvorhergesehenes Auftauchen in Osteuropa war auf Grund seiner Arbeit 1939 in Polen für Berija ein zusätzlicher Bonus. Da Hermann jedoch nie Kontakte zu Nachrichtendiensten gehabt hatte, wurde etwa beim Slansky-Prozess immer da, wo es um Leute ging, die nach England geflohen waren, nur der Familienname Field genannt. Man konnte das dann so verstehen, als handelte es sich um Noel – obwohl dieser nie etwas mit der Emigration nach Grossbritannien zu tun gehabt hatte.

Eines sollte nicht vergessen werden: Beide Brüder haben vor und während

des Krieges ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um Menschen zu helfen, die auf der Flucht vor Hitler waren. Ein paar dieser Flüchtlinge waren Kommunisten, die nach dem Krieg nach Hause zurückkehrten und wichtige Aufgaben in ihren Ländern übernahmen, nur um dann zehn Jahre später von den Sowjets liquidiert zu werden. Die meisten aber überlebten sowohl Hitler als auch Stalin und konnten – anstatt in Buchenwald beerdigt oder in Auschwitz verbrannt zu werden – ihr Leben in vielen verschiedenen Ländern der Erde zu Ende leben.

Valley Farm, Mai 1996

Polnische Schlüsselfiguren im Fall Hermann Field

Oberst Josef Swiatlo, «Zigarette»

Stellvertretender Leiter der Sektion 10 des Sicherheitsministeriums, verantwortlich für den Häftling Hermann Field. Swiatlos Flucht in den Westen im Jahre 1953 wurde zum Auslöser für die Entlassung Fields im folgenden Jahr.

Oberst Josef Rozanski, «Der Schwarzhhaarige»

Untersuchungsleiter der Sektion 10; einer der am meisten gefürchteten Verhörspezialisten, der in den späten 50ern wegen Rechtsverletzung verurteilt wurde.

Oberst Piasecki

Der für Field zuständige Vernehmungsbeamte (Kapitel «*Von Angesicht zu Angesicht*») gelangte im Laufe der Vernehmungen des Jahres 1949 zur Überzeugung, dass Hermann Field unschuldig war.

Gefangene mit Hofgängerlaubnis, «Die Ente»: Frau Gomulka.

«Frau Markowska» (Kapitel «Waldparadies» und «Vor dem Ausbruch»): alias Luna Brystygierova, Mitglied des Zentralkomitees der polnischen KP.

Mann der in Deutschland nach Kate Fields Schwester sucht: Wladyslaw Wicha, Mitglied einer Untersuchungskommission der polnischen KP.

Anmerkungen

Ende eines Sommerurlaubs

- 1 Herta Field an Kate Field 24. August 1949 aus Prag
- 2 Herta Field an Kate Field 25. August 1949 aus Prag
- 3 Kate Field an Herta Field, Telegramm und Brief 29. August 1949
- 4 Kate Field an Elsie Field, Brief vom 29. August 1949
- 5 Kate Field an Dean Herbert H. Hunsaker, Cleveland College
- 6 Telefonische Auskunft der US-Botschaft in Warschau an Kate Field 3. September 1949

London 1949

- 1 *The Times*, vom 10. September 1949 «Hungarian Government Indicts Laszlo Rajk» (Ungarische Regierung stellt Laszlo Rajk vor Gericht)
- 2 «Laszlo Rajk and His Accomplices Before the People's Court», Budapest 1949
- 3 *ibid.*
- 4 Note des Aussenministeriums der Vereinigten Staaten an das Polnische Aussenministerium vom 13. September 1949
- 5 Der amtierende polnische Aussenminister an das US-amerikanische Aussenministerium: «Mystified» («unerklärlicher Vorgang»)
- 6 Auskunft des US-amerikanischen Aussenministeriums nach Hinweisen aus Prag im Zusammenhang mit der Verhaftung von Noel Field am 12. Mai 1949
- 7 Berichte von weiteren Verhaftungen: Israel Jacobson, Robert Vogeler, Edgar Sanders, Robineau; Verschwinden von Edith Bone, Korrespondenz Kate Field mit Elsie Field, Dezember 1949
- 8 Schreiben von Kate Field an US-Botschaft in London vom 22. und 23. Dezember sowie Antwort der Botschaft vom 29. Dezember 1949

London 1950

- I Presseerklärung von Kate Field am 29. Dezember 1949 unter Einbeziehung eines Telegramms von Aussenminister Dean Acheson
 - *New York Herald Tribune* Associated Press-Meldung vom 6. Januar und vom 20. Januar 1950 aus Prag: «London Czechs are Accused of Wartime Plott» («Tschechen in London der Verschwörung während des Krieges bezichtigt»)
 - Memorandum des Amerikanischen Aussenministeriums an mehrere Botschaften in Sachen Field vom 1. Februar 1950
 - US-Botschaft, London an das Aussenministerium, Kopie eines Briefes von Kate Field vom 21. Februar 1950
- 2 Telegramm der US-Botschaft, London, an das Aussenministerium vom 3. März 1950 im Zusammenhang mit der Aussage von Kopriva und Kate Fields offenen Brief darauf sowie Text eines Telegramms des Sekretariats des Tschechoslowakischen Innenministeriums an Kate Field
- 3 Ladislav Kopriva: *Report to Meeting of the Central Committee of the Communist Partie of Czechoslovakia*, 25. Februar 1950
- 4 Note des US-amerikanischen Aussenministeriums an die Amerikanische Botschaft in Prag vom 13. April 1950, unterzeichnet von Dean Acheson, mit der Empfehlung, angesichts der Kopriva-Aussage weitere Nachforschungen in Sachen Hermann Field zu unternehmen
 - Amerikanisches Aussenministerium an den Botschafter Frances Bolton, 3. Mai 1950
 - Amerikanisches Aussenministerium an Kate Field, 4. Mai 1950
 - Kate Field an den Amerikanischen Botschafter Briggs in Prag vom 20. März 1950
 - John S. Millis, Präsident der Western Reserve University, George E Zook, Präsident des American Council on Education, Edmund R. Purves, Geschäftsführender Direktor des American Institute of Architects an den Unterstaatssekretär James E. Webb, vom 9. Oktober 1950
 - Herbert H. Hunsaker an James E. Webb, 17. Oktober 1950
 - Kate Field an John W. Bailey, Generalkonsul, London, 30. Oktober 1950
 - UP-Meldung aus Prag vom 16. Juni 1950: Zwei Britische Diplomaten ausgewiesen
- 5 Elsie Field an Kate Field am 23. Mai 1950
 - *New York Herald Tribune*, Paris, vom 7. November 1950: Übernahme einer AP-Meldung vom 6. November: A. Gregor unterzeichnet Handelsabkommen in Moskau
 - *New York Herald Tribune*, AP-Meldung vom 4. Dezember 1950 aus Prag: Neun Kirchenmänner wegen Spionage und Verschwörung verurteilt
 - Brief des Abgeordneten Bolton an Elsie Field vom 8. Mai 1950
 - Note 364 der US-Botschaft in Prag vom 24. Mai 1950 an das Tschechische Aussenministerium
 - Kate Field an den Abgeordneten Bolton und an James C. H. Bonbright, stellvertretender Sekretär des Bureau for European Affairs vom 6. Juli 1950

- 6 Übernahme eines Artikels aus *Neues Deutschland* vom 1. September 1950 im *News Chronicle Research Unit*.
- Kate Field an Erica Wallach vom 7. September 1950

London 1951

- Unterstaatssekretär James E. Webb an John Millis, 7. November 1950
- US-Aussenministerium an Elsie Field 23. Januar 1951 bezugnehmend auf den Amerikanischen Hohen Kommissar in Deutschland
- *News Chronicle* (S. M. Herbert) an Kate Field 28. Februar 1951
- *New York Herald Tribune*, AP-Meldung vom 1. März 1951
- *The Times*, Bericht aus Wien vom 1. März 1951
- Associated Press (Heinzerling) an Elsie Field 22. März und 20. April 1951
- *Chicago Tribune*, AP-Meldung aus Genf am 21. April 1951
- *The Times*, 24. April 1951 (Übernahme einer Meldung aus Prag vom 23. April) sowie 25. April aus Wien
- 1 Presseerklärung des US-Aussenministeriums vom 2. Juni 1951: Privatpersonen wird die Reise in die Tschechoslowakei untersagt
- 2 Pressemeldung Washington, 4. Juni 1951 (WB-719-EC/MA)
 - Kate Field zum Interview mit R. E Courtney, US-Amerikanische Botschaft vom 12. Oktober 1951
 - Bericht von Kate Field über den Fall Hermann Field zum Vortrag bei der Sitzung der Vereinten Nationen in Paris, November 1951
- 2 *New York Sunday Times*, vom 25. November 1951, Sonderbericht über Paris-Tagung
- 3 Brief von Kate Field an R. E Courtney, US-amerikanische Botschaft vom 27. November 1951 sowie Antwort der Botschaft vom 3. Januar 1952

London 1952/53

- 1 Der Korrespondent der London-T/W5 in Berlin am 21. November 1952 in Sachen Bischof Otto Dibelius
- 2 Bericht der US-amerikanischen Botschaft, London an das Aussenministerium und Weiterleitung eines offenen Briefes von Kate Field im *Manchester Guardian* vom 4. April 1952
- 3 BBC Monitoring Service: Zusammenfassung der internationalen Meldungen, Teil II a: Finnland, Polen, Tschechoslowakei und Ungarn, 24.-27. November ¹⁹⁵²
 - *Ministry of Justice: Trial of the Leadership of the Antistate Conspiratorial Center Headed by Rudolf Slansky*, Prag, November 1952
 - Auszüge aus einer Rundfunksendung zum Slansky-Prozess vom 1. Dezember 1952, Urteile und andere Berichte, S. 57
 - US-amerikanischen Botschaft R. E Courtney an Kate Field am 27. Februar 1953

- US-amerikanisches Aussenministerium, stellvertretender Staatssekretär Thruston B. Morton, an Alexander Wiley, Vorsitzender des Committee on Foreign Relations im Senat, am 8. Juni 1953
- 4 James Henderson, Anwalt der Familie Field, an den Amerikanischen Aussenminister John Foster Dulles, am 13. Juli 1953
 - Elsie Field an das US-amerikanische Aussenministerium im Zusammenhang mit der Teilnahme von Thomas Creighton beim Architekturkongress in Polen, 13. September 1952
 - Kate Field an den US-amerikanischen Botschafter in der UdSSR, Charles E. Bohlen am 22. September 1953
 - US-amerikanisches Aussenministerium, Thruston B. Morton, an James Henderson 25. August 1953
 - US-amerikanische Botschaft, Raymond E Courtney an Kate Field 6. November 1953
 - Charles E. Bohlen an Kate Field 11. Januar 1954

London 1954

- US-amerikanisches Aussenministerium an US-Botschaft in Prag am 15. Januar 1954
- Mitschrift einer Übersetzung des Abschnittes «Beweisführung» des Slansky-Prozesses Februar 1954
- US-amerikanische Botschaft in Prag an das Aussenministerium 14. Juni 1954
- 1 Übersetzung des Briefes einer Deutschen mit Namen Gerland, die von der UdSSR freigelassen worden war, vom 3. Juli 1954
 - Raymond E Courtney an Kate Field, 6. Juli 1954
 - Kate Field, Niederschrift eines Gespräches in der Amerikanischen Botschaft vom 13. Juli 1954
 - Raymond E Courtney an Kate Field, 16. August 1954
- 2 Presseveröffentlichungen 535,536 des US-amerikanischen Aussenministeriums vom 28. September 1954. Note an Polen.
- 3 Kopie der Martin/Swiatlo-Befragung, 11. Oktober 1954 in Washington D.C.
- 4 C. P. Mayhew, Unterhausabgeordneter, an Kate Field 18. Oktober 1954

Kates Kampf um eine Seele

- Kate Field, Kopie eines Briefes an Hermann Field über US-amerikanischen Botschafter in Polen, Joseph Flack, vom 4. Oktober 1954
- *Manchester Guardian*, Meldung aus Budapest über das Eingeständnis falscher Beschuldigungen vom 15. Oktober 1954
- US-Botschafter Flack an Kate Field, 19. Oktober 1954
- Kopie eines Telegramms von Kate Field an Hermann Field, 25. Oktober 1954

- Kopie eines Telegramms von Hermann Field in der Abschrift von Hugh Field, 25. Oktober 1954
- Handschriftliche Kopie einer Pressemeldung des US-amerikanischen Außenministeriums von Dienstag, dem 26. Oktober 1954, von Kate Field
- Handschriftliche Pressemeldung von Kate Field vom 27. Oktober 1954
- Kate Field: schriftliche Fassung eines Gespräches mit der US-amerikanischen Botschaft vom 27. Oktober 1954 im Zusammenhang mit der Beantragung eines Passes für Frankreich und die Schweiz sowie Bericht über Telefongespräch mit Hermann Field
- *Daily Telegraph*, London, vom 28. Oktober 1954: Bericht über die Freilassung von Hermann Field
- Notiz über den Besuch Kate Fields in der Polnischen Botschaft am 29. Oktober 1954 (O. Thornicroft)
- Kate Field, Briefe an Hermann Field vom 2. und 8. November 1954
- Kate Field, Notizen für eine Presseerklärung am 17. November 1954

Bibliographie

- Brandt, P., Schumacher, J., Schwarzrock, G., Suhl, K.: *Karrieren eines Aussenseiters*. Berlin: Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger, 1983. Eine Biographie Leo Bauers, der zusammen mit Erica Wallach von einem Sowjetischen Militärgericht in Berlin 1950 zum Tode verurteilt wurde, ein Urteil, das nach Stalins Tod zu 25 Jahren Arbeitslager in Sibirien umgewandelt wurde. Leo Bauer wurde im Oktober 1955 entlassen.
- Checinski, Michael. *Poland: Communism, Nationalism, Anti-Semitism*. New York: Karz-Cohl, 1982. Detaillierte Untersuchung des Polnischen Sicherheitsapparates, basierend auf ausführlichen Interviews sowohl mit Opfern als auch mit Verantwortlichen. Beinhaltet ein Kapitel über die Abteilung 10 des MBP.
- Connolly, Cyril: *The Missing Diplomats*. London: The Queen Anne Press, 1952. Bericht über das Verschwinden der britischen Diplomaten Guy Burgess und Donald Maclean im Mai 1952.
- Cooke, Alistair: *A Generation on Trial*. London: Rupert Hart-Davis, 1951. Cooke war Beobachter beim ersten und zweiten Alger Hiss-Prozess.
- Gramont, Sanche de: *The Secret War. The Story of International Espionage Since World WarII*. New York: G. P. Putnam's Sons, 1962. Enthält ausführliche biographische Hinweise zu Noel Field und Erica Wallach.
- Field, Hermann: *From Krakow to Roumania*. Kapitel aus «*I was lucky to escape*». London: Lindsay Drummond 1940. Bericht über die Rettung von Flüchtlingen im September 1939
- Field, Hermann & Mierzenski, Stanislaw: *Angry Harvest*. New York: Thomas Y. Crowell, 1958. Übersetzt ins Englische, Polnische, Schwedische und Deutsche.
- *Duck Lane*. New York: Thomas Y. Crowell, 1961. Kurzfassung des Originalmanuskriptes, ins Polnische übersetzt.
- Field, Noel: *Banishing War Through Arbitration. A Brief Sketch of the Post-War Arbitration Treaties*. Washington: National Council for Prevention of War, 1926. Noel Fields erste schriftliche Zusammenfassung zum Thema politischer Schiedsgerichte, kurz bevor er im US-amerikanischen Außenministerium Mitarbeiter wurde. 38 S. Broschüre.
- *Hitching Our Wagon to a Star*. In January 1961 issue of *Mainstream*. New York: Masses & Mainstream, 1961. Ein autobiographischer Bericht, 1960 in Budapest geschrieben, 10 Jahre vor seinem Tod. Bericht über sein politisches Credo.

- Gecow, Anna: *The War Years and 1949 to 1954*. Unveröffentlichte Abschrift von Gesprächen mit Hermann Field. Paris 1984.
- Gordon, Stewart: *The Cloak and Dollar War*. London: Lawrence and Wishart, 1953. Verteidigung der Schauprozesse sowie der Behauptung, die Brüder Field seien US-Agenten gewesen. Verf. war Kommunist.
- Grossmann, Kurt R.: *Emigration. Die Geschichte der Hitler-Flüchtlinge 1933-1945*. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt, 1969.
- Hoare, Geoffrey: *The Missing Macleans*. London: Gassell & Co., 1955. Erster ausführlicher Bericht über den Fall des britischen Diplomaten und Überläufers Donald Mclean (1952), gefolgt vom Verschwinden seiner Ehefrau Melinda und ihrer drei Kinder 27 Monate später.
- Hodos, Georg Hermann: *Show Trials – Stalinist Purges in Eastern Europa 1948-1954*. New York: Praeger, 1987. Enthält biographische Angaben zu den Brüdern Field und zu Erica Wallach sowie einen Bericht über die Vorbereitungen zu einem Prozess gegen Gomulka in Polen, der jedoch nie stattfand.
- Hubback, David: *No Ordinary Press Baron. A Life of Walter Layton*. London: Weidenfeld & Nicolson, 1985. Enthält einen Bericht über die Bemühungen von Walter Layton zur Freilassung von Hermann Field.
- Hungarian Government Printing Office: *Proceedings of the trial of Laslo Rajk*, Budapest, 1949.
- Jowitt, the Earl: *The Strange Case of Alger Hiss*. London: Hodder & Stoughton, 1952.
- Kaplan, Karel: *Dans Les Archives Du Comite Central*. Paris: Albin Michel, 1978. Karel Kaplan war Mitglied der Kolder-Kommission der Tschechischen Kommunistischen Partei, die 1962 eingerichtet wurde, um die Hintergründe, die zum Slansky-Prozess führten, zu untersuchen. 1968 war Kaplan Sekretär der Piller-Kommission zur Rehabilitation der Angeklagten. Als er 1976 die Tschechoslowakei verliess, war er im Besitz des gesamten Prozessmaterials.
- *Die Politischen Prozesse in der Tschechoslowakei 1948-1954*. München: Oldenburg, 1986. Auswertung des Kaplan-Materials.
 - *Politische Persekution in der Tschechoslowakei 1948-1972*. Köln, 1983.
 - The Prague Political Trials of 1952, in *Review of the Society for the History of Czechoslovak Jews*, vol. 2, pp. 65-121. New York, 1988.
 - *Report on the Murder of the General Secretary*. Columbus: Ohio State University Press, 1989. Autorisierte Untersuchung des Slansky-Prozesses auf der Basis von Kaplans Kenntnissen und Prozessmaterial.
- Kiessling, Wolfgang «Partner im Narrenparadies: Der Freundschaftskreis um Noel Field und Paul Merker», Dietz Verlag, Berlin, 1994. Enthüllt bisher unbekannt Beziehungen des Falles Noel Field zur deutschen KP.
- Koch, Stephen: *Double Lives. Spies and Writers in the Soviet War of Ideas against the West*. New York: The Free Press, 1994. Umstrittene Darstellung der sowjetischen Durchdringung der antifaschistischen Linken im Zeitraum 1930 bis in die ersten Jahre des Kalten Krieges, basierend auf Interviews und Korrespondenz sowie auf der Auswertung bis dahin verschlossener Akten.
- Koltai, Ferenc: *Laszlo Rajk And His Accomplices Before The People's Court*. Budapest: Budapest Printing Press, 1949. Offizielles Transskript.

- Lewis, Flora: *Red Pawn. The Story of Noel Field*. Garden City: Doubleday, 1965.
- Loebl, Eugen: *My Mind on Trial*. New York: Harcourt Brace Jovanovich, 1976. Von den 14 Angeklagten des Slansky-Prozesses kamen nur drei mit dem Leben davon. Eugen Loebl war einer davon. Der andere war D. Pokorny, der dritte war Artur London. Loebls Buch ist ein Bericht über die Hintergründe, die zum Prozess führten, über die Jahre der Befragung, im Prozess selbst und über seine Versuche, sich von der marxistischen Weltanschauung zu lösen.
- *Die Aussage. Hintergründe eines Schauprozesses*, Stuttgart: 1978.
 - *Stalinism in Prague. The Loebl Story*. New York: Grove Press, 1969. Bericht über die Slansky-Prozesse, mit dem Verhörprotokoll aller 14 Angeklagten, sowie den Plädoyers und den Urteilen und über Loebls Entlassung im Jahre 1960, nach elf Jahren Haft, und seine Rehabilitation im Jahre 1963.
- Loebl, Eugen/Pokorny, D.: *Die Revolution Rehabilitiert Ihre Kinder. Hinter den Kulissen des Slansky Prozesses*. Wien, Frankfurt, Zürich, 1968. D. Pokorny war einer der Überlebenden der Slansky-Prozesse.
- London, Artur: *The Confession*. New York: Ballantine Books, 1971. Artur Londons Bericht über den Slansky-Prozess und die Umstände seiner Befreiung nach 16 Jahren Haft im Jahre 1968.
- Mosley, Leonard: *Dulles*. New York: The Dial Press/James Wade, 1978. Eine Biographie von Allen, John Foster und Eleanor Dulles.
- Pelikan, Jiri: *Ein Frühling Der Nie Zu Ende Geht*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1976. Bericht über die stalinistische Periode in der Tschechoslowakei und über den Prager Frühling im Jahre 1968.
- *Pervertierte Justiz. Bericht der Kommission des ZK der KPC über die Politischen Morde und Verbrechen in der Tschechoslowakei 1949-1963*. The Kolder Report. Wien, Frankfurt, Zürich, 1972. Bericht der Kolder-Kommission aus dem Jahre 1962 über den Slansky-Prozess.
 - *The Czechoslovak Political Trials 1930-1934*. The Piller Report. Stanford: Stanford University Press, 1971. Bericht der Piller-Kommission aus dem Jahre 1968 über den Slansky-Prozess.
- Rositzke, Harry: *The CIA's Secret Operations*. New York: Reader's Digest Press, 1977. Harry Rositzke war im CIA für die Sowjetunion zuständig.
- *The KGB, The Eyes of Russia*. Garden City: Doubleday, 1981. Bericht über 25 Jahre als CIA-Agent im Bereich der Sowjetunion.
- Schmidt, Dana Adams: *Anatomy of a Satellite*. Boston: Little Brown & Co., 1952. Der Verfasser war Korrespondent der «New York Times» in Prag in der Zeit vor den Schauprozessen, unter anderem während der Zeit des Prozesses gegen William Oatis.
- Slanska, Josefa: *Report on my Husband*. London: Hutchinson & Co., 1969. Der erste Teil enthält Dokumente über den Krieg, Slanskys Aufstieg zur Macht und den Prozess. Der zweite Teil sind Erinnerungen der Witwe an die frühen Kriegsjahre und an die Zeit nach dem Todesurteil gegen ihren Ehemann.
- Slingova, Marian: *The Truth Will Prevail*. London: Merlin Press, 1968. Bericht der Witwe Otto Slings, der im Slansky-Prozess zum Tode verurteilt worden war.
- Smith, R. Harris: *OSS. The Secret History of America's First Central Intelligence Agency*. Berkeley/Los Angeles: University of California Press, 1972. Detaillierter Bericht über die

- Aktivitäten der OSS während der Kriegszeit in Europa und der unmittelbaren Nachkriegszeit in Ost-Asien, mit Hinweisen auf das Verhältnis Allen Dulles/Noel Field.
- Steven, Stewart: *Operation Splinter F actor*. New York: J. B. Lippincott, 1974. Report über eine angebliche CIA-Operation im Jahre 1948, in deren Verlauf Josef Swiatlo als amerikanischer Agent gewonnen worden sei und die Entführung der Brüder Field Teil eines CIA Komplotts gewesen sei, die Schauprozesse zu beschleunigen. Beruft sich auf unbewiesenes Material.
- Swiatlo, Joseph: *Behind the Scene of the Bezbieka and the Party*. Radio Freies Europa. New York, München, 1955. Mitschriften der Berichte Swiatlos im Rundfunk 1954-1955.
- The Swiatlo Story. In *News From Behind The Iron Curtain*, März 1955, vol. 4, No. 3. New York: Free Europe Press. Verkürzte Fassung der Aussagen Swiatlos.
- Szasz, Bela: *Volunteers for the Gallows. Anatomy of a Show Trial*. London: Chatto & Windus, 1971. Bela Szasz war Opfer der Verfolgungen in Ungarn, die zum Rajk-Prozess führten.
- Toranska, Teresa: *They: Stalin's Polish Puppets*. New York: Harper & Row, 1989. Interviews mit polnischen Schlüsselfiguren des Field-Falles, u.a. Jakub Berman.
- Vogeler, Robert A.: *Was Stalin's Prisoner*. London: W.H. Allen, 1952. Bericht über die Umstände, die zu seiner Verhaftung und zum Prozess gegen ihn im Jahre 1949 führten, sowie über seine Gefangenschaft bis zu seiner Freilassung im Jahre 1951.
- Wallach, Erica: *Light at Midnight*. Garden City, N.Y: Doubleday, 1961. Erica Wallachs Bericht über ihre Verhaftung, ihren Prozess und ihre Haft in verschiedenen ostdeutschen und sowjetischen Gefängnissen und Arbeitslagern von 1950-1955.